85 409 I

Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

89124
1717108.

Band CXXXII.

(Juli — August — September 1907.)

Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.

Amsterdam, Seyffardt'sche Buchhandlung. — **Athen**, C. Beck. — **Barcelona**, Libreria nacional y extranjera. — **Basel**, Akademische Buchhandlung, C. F. Lendorff. Georg & Co. Benno Schwabe. — **Boston**, Castor & Co. — **Budapest**, C. Grill's Hofbuchhandlung. Friedr. Kilians königl. Univ.-Buchhandlung Nachfolger. — **Buenos-Aires**, Jacobsen Libreria. — **Bukarest**, Socecü & Co. — **Chicago**, Koelling & Klappenbach. — **Cincinnati**, The A. E. Wilde Co. — **Dorpat**, J. G. Krüger. — **Genf**, Georg & Co. — **Johannesburg**, (Süd-Afrika), Herrmann Michaelis. Postfach Nr. 2664. — **Kairo**, F. Diemer Nachf. — **Kapstadt**, Herrmann Michaelis (Postfach Nr. 233). — **Konstantinopel**, Otto Keil. — **Kopenhagen**, Andr. Fred. Hoest & Sohn, Hofbuchh. C. A. Reitzel. — **Kristiania**, Cammermeyers Boghandel. — **Liverpool**, Charles Scholl. — **London**, Dulau & Co. D. Nutt. A. Siegle. Paul (Kegan), Trench, Trübner & Co., Limited. Williams & Norgate. — **Luzern**, J. Eisenring. Prell & Eberle. — **Lyon**, H. Georg. — **Madrid**, Libreria nacional y extranjera. — **Mailand**, Ulrico Hoepli, Hofbuchhandlung. — **Montevideo**, Jacobsen Libreria. — **Moskau**, J. Deubner, Industrie- und Handelsgesellschaft M. O. Wolff. Alexander Lang. Sutthoff'sche Buchhandlung. — **Neapel**, Libreria Detken & Rocholl. F. Furchheim's Nachfolger (Emil Praff). — **New-York**, G. E. Stechert & Co. E. Steiger & Co. B. Westermann & Co. — **Odessa**, Emil Berndt's Buchhandlung. — **Paris**, W. Fischbacher. Haar & Steinert. H. Le Soudier. F. Vieweg. — **Petersburg**, Industrie- und Handelsgesellschaft M. O. Wolff. K. L. Rider. — **Philadelphia**, E. Schaefer & Koradi. — **Porto-Alegre**, Krahe & Cia. — **Reval**, Kluge & Ströhm. Ferd. Wassermann. — **Riga**, E. Bruhns. J. Deubner. Jonck & Poliewsky. N. Kymmel's Buchhandlung. W. Mellin & Co. — **Rio de Janeiro**, Laemmert & Co. — **Rom**, Loescher & Co., Hofbuchh. — **Rotterdam**, W. J. van Hengel. — **Shanghai**, Max Nößler & Co. — **Stockholm**, C. E. Fritze'sche Hofbuchhandlung. — **Valparaiso**, C. F. Niemeyer. — **Warschau**, E. Wende & Co. — **Wien**, Wilh. Braumüller & Sohn, Hof- und Univ.-Buchh. Wilh. Frick, Hofbuchh. Gerold & Comp. Manz'sche k. k. Hof- u. Univ.-Buchh. — **Yokohama**, Max Nößler & Co. Winckler & Co. — **Zürich**, C. M. Ebell. Albert Müller, Nachf. von Orell Füßli & Co.'s Sortiment. Schultheß & Co.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

AP
30
D4
Bd. 132

Inhaltsverzeichnis

zum

Hundertundzweiunddreißigsten Bande (Juli — September 1907).

		Seite
I.	Der Bibelhase. Eine Begebenheit aus der Fridericianischen Zeit. Von **Ernst von Wolzogen.** VI./IX. (Fortsetzung.) . .	1
II.	Ein Mahnwort zur Erinnerung an den Tilsiter Frieden (9. Juli 1807). Von **C. Freiherrn v. d. Goltz** . .	35
III.	Großherzog Carl Alexander von Sachsen-Weimar und H. C. Andersen. Von **Louis Bobé**	52
IV.	Die Kulturbestrebungen der Tataren. Von **H. Vambéry**	72
V.	Ein Besuch bei Alessandro Manzoni im Jahre 1831	92
VI.	Der „Frauenstreit" in der französischen Renaissance-literatur. Von **Heinrich Schneegans**	99
VII.	Die Aufschließung des westlichen Kanadas. Von **P. Walther,** Fregattenkapitän z. D.	109
VIII.	Die Plessé. Von **Beate Bonus**	121
IX.	Babylonische Mathematik und platonische Zahl. Von **A. Ungnad**	133
X.	Aus dem Berliner Musikleben. Oper. Von **Carl Krebs**	137
XI.	Politische Rundschau	145
XII.	Michelangelos Medicäergräber. Von **Carl Neumann**	151
XIII.	Kinderkunst und Kunst für Kinder. Von **Richard M. Meyer**	152
XIV.	Neue Memoiren-Literatur	155
XV.	Literarische Notizen	157
XVI.	Literarische Neuigkeiten	160
XVII.	Der Bibelhase. Eine Begebenheit aus der Fridericianischen Zeit. Von **Ernst von Wolzogen.** X./XII. (Schluß) . . .	161
XVIII.	Theodor Fontane. Rede von **Erich Schmidt,** gehalten bei der Enthüllung des Wieseschen Denkmals in Neuruppin am am 8. Juni 1907	189
XIX.	Eine Winterfahrt nach Tripolis, Tunesien und Sizilien 1907. Skizzen und Stimmungen von Generalleutnant z. D. **von Hoffmeister.** I.	194
XX.	Briefe Friedrich Theodor Vischers aus der Pauls-kirche. Herausgegeben, eingeleitet und erläutert von **Gottlob Egelhaaf**	203

(Fortsetzung umstehend.)

Seite

XXI. Blätter aus meinem amerikanischen Tagebuche. Von **Msgr. Grafen Vay von Vaya und zu Luskod** 227

XXII. Von der Schulbank in den Heldentod. Ein Skizze aus den Kriegstagen 1870. Von Prof. Dr. **Jurbonsen** (Münster i. W.) 243

XXIII. Die lateinische Sprache im deutschen Mittelalter. Von **Johann von Kelle** 258

XXIV. Scheck, Postscheck und Postkartenscheck. Von **Hermann Kranichfeld,** Konsistorialpräsident a. D. 272

XXV. Goldener Boden. Von **Friedrich Werner van Oestéren** 290

XXVI. Die Entdecker Japans. Von **M. von Brandt** 301

XXVII. Politische Rundschau 306

XXVIII. Ein Dante-Kranz. Von **Hugo Elbertzhagen** 312

XXIX. Was Italien für seine Besucher bedeutet. Von **Richard M. Meyer** 315

XXX. Literarische Notizen 316

XXXI. Literarische Neuigkeiten 319

XXXII. Den Strom hinunter. Novelle von **Isolde Kurz** . . . 321

XXXIII. Cesare Pascarella. Die Entdeckung Amerikas. (La scoperta de l'America.) Von **Paul Heyse** 342

XXXIV. Eine Winterfahrt nach Tripolis, Tunesien und Sizilien 1907. Skizzen und Stimmungen von Generalleutnant z. D. **von Hoffmeister.** II. (Schluß) 353

XXXV. Was wissen wir von der Erde unter uns? Vortrag von **E. Wiechert** 376

XXXVI. Weltstellung und Kultur Venedigs. Von **K. Brandi** 395

XXXVII. Goethe, Marianne von Willemer und Sulpiz Boisserée. Unveröffentlichtes aus Boisserées Nachlaß. Von **Franz Schultz** 414

XXXVIII. Die Gebärde des Weibes. Von **Anselm Heine** . . . 428

XXXIX. Das Stumme. Von **Per Hallström.** Aus dem Schwedischen von Marie Franzos 436

XL. Die bildende Kunst der Gegenwart und das Problem des Inhalts. Von **W. von Seidlitz** 456

XLI. Ein französisches Urteil über Deutschland 461

XLII. Alesia (52 v. Chr.). Von **Hans Flemming** 465

XLIII. Politische Rundschau 469

XLIV. Die Philosophie und das Leben. Von Lic. Dr. **Paul Kalweit** 475

XLV. Die Dialoge des Erasmus. Von **Adolf Frey** . . . 477

XLVI. Erklärung. Von **Adolf Dyroff** 478

XLVII. Literarische Notizen 479

XLVIII. Literarische Neuigkeiten 480

Der Bibelhase.

Eine Begebenheit aus der Friderizianischen Zeit.

Von

Ernst von Wolzogen.

(Fortsetzung.)

VI.

Das Neujahrsfest fiel auf den Sonntag. Es war zwar hundekalt in dem Kirchlein, aber dennoch hatte sich alles eingefunden, was in Puhlendorp sich zu den ehrbaren Christenmenschen zählte. Der Junker von Fersen saß in der herrschaftlichen Loge im Pelz und Filzstiefeln, ihm gegenüber auf der andern Seite vom Altar, gleichfalls in einem reservierten Verschlage, der Amtmann Rasmussen in einer neuen Perücke mit ellenlangem Zopf und seine ganze liebe Familie im höchsten Staate. Alle bis an die Nasenspitzen in Pelz vermummt und die Füße in rauchenen Säcken wohl geborgen. Die bessern Bauern steckten gleichfalls bis über die Ohren in ihren Schafpelzen, und Weiber, Kinder und geringes Volk hatten sich in schweren Mänteln und wollenem Unter- und Überzeug verwahrt, so gut es ein jedes vermochte. In des Pfarrers Gestühl saß Jungfer Lottchen ganz allein, denn die alte Karsunken hatte sich von der Predigt dispensiert, dieweil sie den Bibelhasen im Bratofen begießen mußte. Gegenüber dem Pfarrgestühl waren die Plätze für den Förster und etwelche geringere Gutsbeamte; von denen war aber nur der junge Jasmund anwesend, der sich in einer neuen Jagdlivrei, die ihm der gnädige Herr zur Weihnacht geschenkt hatte, gar stattlich ausnahm. Den kurzen, strammen Zopf aus eigenem Haar hatte er sich mit einer neuen seidenen Schleife artig aufgebunden, und unter dem lose umhängenden Mantelkragen leuchtete ein schneeweiß gewaschenes und frisch getolltes Sonntagsjabot hervor. Den mit Silberlitzen eingefaßten Dreispitz hatte er vor sich auf die Bank gelegt. Frisch rasieret war er auch und sein dunkles Bärtchen keck aufgewichst. Einen guten Platz hatte er da erwählt, seiner Liebsten just gegenüber und nur sechs Schritt von ihr entfernt. Und das Jüngferlein wußte wohl, daß während des Gottesdienstes zween sehnende Augen es unablässig umfingen, und aus solchem Grunde wollte von

ihren Wangen die ganze Zeit über ein liebliches Rot nicht weichen, und ihre zärtlichen Blicke wagten auch, wenngleich in schicklichen Pausen, ein verstohlenes Grüßen.

Der Pfarrer allein mußte des wärmenden Pelzes entraten. Er hatte zwar ein gestricktes Wams unter dem Talar an, allein das richtete gegen die Kälte wenig aus. Sein Herz jedoch war ihm voll und heiß von dem, was er zu sagen hatte, und es währete auch nicht gar lange, so hatte er sich so warm gepredigt, daß er gerne des gestrickten Wamses entraten hätte. Er legte seiner Betrachtung die Epistel des Tages, Galater 3, Vers 23—29 zu grunde. „Ehe denn aber der Glaube kam, wurden wir unter dem Gesetze verwahret und verschlossen auf den Glauben, der da sollte offenbart werden. Also ist das Gesetz unser Zuchtmeister gewesen auf Christum, daß wir durch den Glauben gerecht würden. Nun aber der Glaube kommen ist, sind wir nicht mehr unter dem Zuchtmeister. Denn ihr seid alle Gottes Kinder durch den Glauben an Christum Jesum. Denn wie viel ihrer neu getauft sind, die haben Christum angezogen. Hie ist kein Jude noch Grieche, hie ist kein Knecht noch Freier, hie ist kein Mann noch Weib; denn ihr seid allzumal Einer in Christo Jesu. Seid ihr aber Christi, so seid ihr ja Abrahams Samen und nach der Verheißung Erben."

In seiner Einleitung knüpfte er an die Bedeutung des Neujahrstages an. Da man seine Rechnung mit dem alten Jahr abzuschließen und eine neue Seite in seinem Hauptbuche anzufangen pflege, wäre es eines Christenmenschen würdig, daß er an einem solchen Tage auch seine Rechnung mit dem Himmel prüfete. Nicht also, daß er vor dem Richter im Himmel seine Sünde gering und seine Guttat groß machete, sondern also, daß er seinen Glauben prüfete und fein zusehe, wo er es etwan in einem Stücke habe fehlen lassen, und einen festen Vorsatz fassete, im neuen Jahre nicht nur eines bürgerlich ehrbaren Wandels zu pflegen, sondern auch sich im Glauben zu verbessern und in der Zuversicht zu stärken, um so auch jenes Vermögen, das weder Motten noch Rost fressen, zu vermehren und wohl anzulegen, gleich einem klugen Hausvater. Durch die ernsthafte Erwägung des Apostelwortes, daß er seiner Betrachtung zugrunde legte, sei ein jeder evangelische Christ in den Stand gesetzt, eine solche Prüfung vorzunehmen.

Und nunmehr stellte er, wie sich's für eine ordentliche Predigt nach guter alter Regel gehörte, drei Gesichtspunkte auf, unter denen er die notwendigen drei Teile der gläubigen Gemeinde abhandeln wolle. Erster Teil: Das Gesetz als Zuchtmeister auf Christum. Zweiter Teil: Die Gotteskindschaft. Dritter Teil: Die Freiheit des Christenmenschen.

Er ging davon aus, seinen Zuhörern ein deutliches Bild von der lächerlichen und knechtischen Auffassung des Gesetzes bei den Juden zur Zeit Christi zu malen. Er zeigte an einigen gut gewählten Beispielen, wie die strenge Gesetzesbefolgung oft einen Deckmantel für empörende Herzlosigkeiten oder eine Entschuldigung für Faulheit und Gleichgültigkeit um das Gemeinwohl habe

bilden müssen. Er zeigte mit so einfacher, derber Anschaulichkeit, daß auch die Bauernschädel ihn begreifen mußten, wie um des Gesetzes Willen schadenfrohe Nachbarn ruhig zugesehen hätten, wie dem Bauern die Kuh in den Brunnen gefallen oder das Haus über dem Kopfe zusammengebrannt seie; wie die Verachtung derer Zöllner und Sünder, vor denen sie ausspien, und mit denen sie jede Berührung mieden, sie nicht gehindert habe, im Handel und Wandel gleichfalls nach Kräften zu betrügen und der Völlerei und Fleischeslust sich zu ergeben. „Nunmehro aber, meine geliebte Gemeinde," fuhr er, die Stimme erhebend, von Eifer durchglüht fort, „sollet ihr nicht etwan vermeinen, solche Knechtschaft unter dem Gesetze wäre allein bei denen Juden vorhanden gewesen, zu denen das Heil noch nicht gekommen war. Nein, es hat vielmehr auch unter dem Christenvolke bis auf den heutigen Tag immer deren gegeben, so beschlossen waren unter dem Gesetze und die Freiheit durch den Glauben an den Erlöser nicht erlanget haben, wiewohl sie ihren Katechismum auswendig wissen und das apostolische Bekenntnis auf den Lippen tragen. Es will mich sogar bedünken, als ob just in unsren Tagen dem Gesetze neue Eiferer erstünden, so von der Freiheit des Christenmenschen nichts wüßten, oder wissen wollten, und deren Knechtseligkeit ist darum nicht etwan besser, weil ihre Gesetze nicht von Jehova auf dem Berge Sinai oder von großen und kleinen Propheten, Priestern und Leviten, sondern vielmehr von irdischen Potentaten gegeben seind. Sie erheben sich in ihrem Sinne hoch über jene Pharisäer und Schriftgelehrte, so vor siebenzehnhundert und etlichen Jahren wider unsren Herrn und Heiland ihr Gift versprützeten, und meinen wohl, daß alle die hundert und aber hundert Gesetze, Verbote und Androhungen, so geistliche und weltliche Machthaber im Laufe der Säcula ausgehecket, und die alten Perücken in denen Ratskollegiis und Assisen kommentieret und bestätiget haben, ein feineres und ehrwürdigeres Stück Arbeit seien, denn die Paragraphen des Gesetzes Mose. Ich aber sage euch, meine geliebten Brüder und Schwestern in Christo Jesu, ich möchte lieber Mosen und den Propheten untertan sein, denn meine Kniee in Demut beugen vor allem, was die Herren Juristen römischer und teutscher Observanz in ihrem Hirne ausgebrütet und zur Drangsalierung, insonderheit des kleinen Mannes, wohl auszunützen wissen. Die kleinen Diebe hänget man, die großen läßet man laufen — das alte Sprichwort ist auch heute noch justament so wahr, als es in alten Zeiten gewesen ist. Und die sich die Gerechten dünken, dieweil sie all das elende Menschenwerk im Kopfe haben, sich darnach achten und solche Kenntnis und Gerechtigkeit gleich einer Zuchtrute über ihre Mitchristen schwingen, dieselben gehören wohl heutzutage ebenso wenig wie in den Tagen Christi zu denen, an welchen Gott Wohlgefallen hat. Des Herzens Härtigkeit hat Gotte niemalen wohlgefallen. Die Pharisäer und Schriftgelehrten jener Zeit rechneten es dem Sohne Gottes zur Missetat an und brachten ihn damit vor ihre Gerichte, weil er am Sabbat Ähren ausraufte und mit den Körnern seinen Hunger stillte; weil er mit Zöllnern zu Tische saß und einer öffentlichen Dirne Reuetränen ansahe und ihr Vergebung gewährete. Was tun aber unsre heutigen Schriftgelehrten und Pharisäer im Königreiche Preußen unter der Regierung des glorreichsten Königs

Friederich des Andern? Sie heißen den Bauern sein Maul halten, wenn er sich beschweret, weil ihm die großen Herren mit ihren Rossen sein Korn vertrampelt haben in Verfolgung eines Hirschen oder einer Wildsau. Hingegen sie ein armes Knechtlein, so etwan ein geringes Wild erschlägt, so ihm auf seinem Acker zwischen die Beine läuft, alsbald ihren Bütteln überantworten und ins Loch schmeißen lassen. Ich bringe solches Beispiel vor, dieweil euch wohl bekannt sein wird, wasmaßen man mich, euren Pfarrherrn, der euch seit nunmehro zwanzig Jahren die reine Lehre gepredigt hat, als einen Wilddieb vor Gericht ziehen will aus der Ursache, daß ich im Zorne ein elendes Häslein mit der heiligen Bibel zu Tode geschmissen habe. Meinet ihr wohl, daß der Herrgott im Himmel die reißenden Tiere, das nutzbare Gevögel und leckere Wildbret erschaffen habe, um sie wohl abgezählet unter der Junkernschaft Europens zu verteilen? Es ist wohl gut und nützlich, daß man dergleichen Getier hege und pflege und nicht jedem bösen Buben verstatte, solches zu seiner Lust hinzumorden oder mutwillig in seinem Brutgeschäfte oder in Aufziehung seiner Jungen zu stören; aber es ist ungerecht und wider Gottes Meinung, wenn man eines Wildes Leben höher schätzet denn eines Menschen Leben, und einem die Ehre abschneiden will, der sich ohn' eigene böse Meinung und Schaden eines andern wider eine geringfügige Menschensatzung verfehlet hat. Bin ich vielleicht dem Häslein nachgeschlichen mit einem Feldstein oder mit der Mistforke in der Absicht, meine gnädige Herrschaft an dero Habe zu schädigen? Habe ich nicht vielmehr nur einmal aus Antrieb meines Blutes jenem Tierlein getan, was ich euch von Amts wegen allezeit zu tun berufen bin — nämlich das Wort Gottes an den Kopf zu werfen? Sind euere Seelen, über die ich als Hirte gesetzet bin, in ihrer Sündennot nicht auch Bangbüchsen gleich jenem Häseken? Ich sehe manche unter euch, so mit bösen weltlichen Gedanken an diesen heiligen Ort kommen. Ich sehe unter euch junge Kerls und junge Dirnen, so in dem dichten Buschwerk des Gottesackers zur Nachtzeit die Wege ihres Fleisches wandeln — wenn ich denen allen nun hier von der Kanzel an Stelle des strafenden Wortes einmal wirklich das Wort Gottes in corpore an den harten Schädel schmeißen würde . . ."

Er hob die in dickes Leder gebundene und schwer mit Messing beschlagene Bibel mit beiden Händen in die Höhe und holte damit aus, wie er jüngst gegen jenes Unglückshäslein ausgeholt hatte — und alsbald duckten sich wohl mehr als ein Dutzend Köpfe unter die Bank, und etwelche Dirnen hielten gar mit einem kleinen Aufschrei ihre Hände abwehrend über sich.

„Ei, ei, ei, was seh ich da!" rief Erasmus Südekum sehr laut und schier vergnügt. „Es sind eurer viele, so sich bereits getroffen fühlen. Nun, so mag euch vor dieses Mal die Beule an euren Schädeln geschenkt sein. Ich sehe aber wohl, daß ihr Respekt habet vor der Kraft des Wortes Gottes und daß ihr wisset, was meines Amtes seie. Darum so sollen euch armen Häseken eure Sünden vergeben sein; denen aber, so sich im Namen des Gesetzes zum Zuchtmeister über ihre Mitchristen machen und nicht nach Gottes Willen und der natürlichen Menschennatur, sondern nach ihrer Herzenshärtigkeit richten wollen, denen wird nicht vergeben werden. Sie seind beschlossen unter dem

Gesetze und nicht zugelassen zur Kindschaft Gottes, wie wir sie erlanget haben durch den Mittler, unsern Herrn und Heiland Jesum Christum."

Damit hatte er den Übergang zum zweiten Teil gefunden. Er machte eine kleine Pause und schaute sich nach den Honoratioren zu beiden Seiten des Altars um. In dem Gestühl des Amtmanns gewahrte er eine lebhafte Bewegung und ein Getuschel unter den Frauenzimmern, konnte aber deren Gesichter nicht sehen, da die Kanzel ihnen im Rücken gelegen war. Wohl aber gewahrte er deutlich, wie der Junker sich über seine Nutzanwendung des Apostelwortes erboste. Der schüttelte den Kopf, daß ihm der Zopf flog, und ließ seine scharfen Äuglein über die Gemeinde hingehen, als wollte er sagen: ‚So ihr etwan jetzo nach den Worten eures Pfarrers handelt und mir meine Hasen und Hühner aus Freiheit des Christenmenschen erleget, so soll euch, verdammtes Geschmeiß, der Deubel bei lebendigem Leibe frikassieren!'

Sein Lottchen hatte das Haupt tief auf die Brust geneigt und wagte nicht aufzuschauen, denn sie mochte wohl die vielen Blicke auf sich gerichtet fühlen und nicht die Kraft verspüren, jenen ruhig in die Augen zu sehen, denen es ihr Vater so gründlich gegeben hatte. Von des Försters Sohne gegenüber fing er just einen Blick auf, und da konnten alle beide, der Pastor wie der Jägerbursche, sich eines Lächelns nicht erwehren.

Noch einen gewahrte er in der Gemeinde, ganz zuletzt, als er just weiter im Texte fortfahren wollte. Das war der alte Krischan Barnekow, der Stellmacher, Klarinettenbläser und Dorfphilosoph — der konnte sich gar des Lachens nicht erwehren. Er hielt sich die Hände vor den stoppelumstarrten, eingesunkenen Mund und erquickte sich an einem innerlichen Gelächter, also daß ihm das schmale Häuptlein wackelte und die Schultern zuckten. Auch diesem entging es nicht, daß des Pfarrers Blick für einen Augenblick auf ihm ruhte, und er grüßte listig hinauf, als ob er sagen wollte: „So war't richtig, Herr Pastor, dat hewt sei gaud seggt!"

Und fröhlichen Herzens handelte Erasmus Südekum weiter von der Gotteskindschaft und der Freiheit des Christenmenschen. Er war sich bewußt, eine seiner besten Predigten geleistet zu haben, und verließ nach einem mit besonderer Inbrunst gesprochenen Gebete um Zuwendung der Gnade Gottes für alle vorhabenden Verrichtungen im neuen Jahre in guter Zuversicht die Kanzel.

Als der Gottesdienst beendet war, trat er aus der Sakristei und verweilte noch ein weniges auf dem Kirchplatz, der um diese Stunde im hellen, fröhlichen Sonnenscheine funkelte, um, wie es meist zu geschehen pflegte, die Ansprache dieses und jenes Gemeindemitgliedes zu erwarten und die Gutsherrschaft und die befreundeten Honoratioren zu begrüßen und wohl auch mit dem Kantor noch einen kleinen Schnack zu halten. Aber heute ließ sich der steifbeinige Junker vom Amtmann in sein Chaischen heben und fuhr davon, ohne den Pastor eines Blickes zu würdigen. Und die Rasmussenschen, Mannsen wie Frauenzimmer, gingen gar in steifer Haltung an ihm vorüber und drehten wie auf Kommando ihre Köpfe von ihm ab.

Das Lottchen stand neben ihm und bemerkte die Absicht solchen Tuns gar wohl. Es hob einen tiefen Seufzer aus seiner Brust hervor und sagte leise: „O Vadding, wenn das man nicht schlimm wird!"

„Laß man gut sein, Kleingläubige," gab er zurück. „Dixi et salvavi animam meam. — Und der Hasenbraten soll mir nunmehro desto besser schmecken. Ah, da kommt ja der Fritz Jasmund! Der getraut sich doch wenigstens noch, den Dreispitz vor seinem Seelsorger zu lüpfen. Guden Dag ook, junger Herr!" rief er ihm fröhlich zu. „Hör Er, hätte Er wohl Lust, heute den einfachen Neujahrsbraten mit uns zu teilen? Unsre alte Karsunken versteht sich auf die Hasen ganz besonders, und ich kann Ihm eine Sahnensauce verheißen, wie sie weit und breit nicht ihresgleichen findet."

Fritz Jasmund hielt noch seinen Hut in der Hand und zog ihn verlegen in seinen Fingern herum. „Ich muß mich der Ehre bedanken, Her Pastor," erwiderte er zögernd. „Wenn's nicht justament dieser Hase wäre; aber — das könnte ich doch am Ende in meiner Stellung nicht verantworten."

„Ach, geh Er man — Er ist selbst ein Banghase!" rief der Pfarrer. „Na, laß Er man gut sein. Ich dachte, Er würde es am Ende meinem Döchterken zu Gefallen tun."

„Wenn es dem Herrn Pastor konvenieret," sagte Fritz mit einem raschen Entschluß, „dann möchte ich Dero wohl gebeten haben, Ihm nach der Mahlzeit aufwarten zu dörfen. Ich hätte ein Wort insgeheim . . ."

„Aber gewiß, komme Er nur dreist, Musjeh Fritz, ich bin gerne für Ihn zu sprechen."

Der Jägerbursch machte seinen Kratzfuß vor dem geistlichen Herrn, verneigte sich kurz vor der Mamsell und ging dann eiligst davon.

Der Pfarrer aber drohte scherzend mit dem Finger hinter ihm drein und sprach alsdann zu seiner Tochter: „Einen Gast muß ich aber doch zu unserm Festbraten haben. Dein trüb Gesichtlein will mir nicht passen, mein Döchting. Schaff mir einen lustigen Gesellen herbei. Geh hin und lade Krischan Barnekow zum Essen ein. Lauf, spute dich! Da sehe ich ihn schon die Straße hinuntergehen."

„Aber, Vadding, du wirst doch nicht! Den ollen, verrückten Kerl! Was sollen die Leute von uns denken?"

„Das ist mir ganz egal. Lauf und tue, wie ich dir gesagt habe."

Also ward Krischan Barnekow zum Hasenbraten eingeladen.

VII.

Krischan Barnekow hatte einen Sechsling aufgewendet, um sich rasieren zu lassen, und alsdann noch einen Sprung heim getan, um sein festlichstes Gewand anzulegen. Das war sein alter Braten- und Begräbnisrock, den er sich vor nunmehr fünfundzwanzig Jahren hatte bauen lassen, als er nach etwa dreißigjähriger Wanderschaft in sein Heimatdorf zurückgekehrt war, um sich dort als reputierlicher Handwerksmeister festzusetzen. Mittlerweile hatte Krischan seine fünfundsiebzig auf dem Buckel, und dieser Buckel war ihm schmal geworden, also daß das Festgewand des Fünfzigers in seiner abgeschabten schwarzen Pracht ihm weit über die dürren Glieder schlotterte. Er zog auch geschwind noch ein Paar weiße Strümpfe über die blauen gestrickten, und wenn auch die vom langen Liegen im Kasten schon ein wenig angegilbt

waren, so zeugten sie doch für die gute Absicht, der Einladung des geistlichen Wirtes Ehre zu erweisen. Einen hohen Dornstock in der Hand, in seinen viel geflickten Radmantel gewickelt und seinen arg herumgestoßenen Dreispitz von grauem Filz auf dem weißen Greisenköpfchen, so trat er zur festgesetzten Essensstunde im Pfarrhause an.

„Nun, Krischan, wie geht's denn immer?" sprach ihn der Pfarrer an, als er ausgeschält, die glatten Bäckchen von der frischen Kälte rosig angehaucht, in die Stube trat.

„J nu," versetzte das Männchen, aus listigen, hellen Äuglein zu dem hohen Geistlichen emporblinzelnd, „dat geiht all so, as de Wind weiht. En ollen Minschen möt tofreden sin."

„Da hat Er recht, Krischan," sagte der Pastor, dem Greise freundlich auf die Schulter klopfend, „Zufriedenheit im Alter, das ist eine der besten Gottesgaben. Sie wird allen zuteil, so getreulich bei dem Werke ausgeharret haben, dazu der Herr sie berufen hat, und nicht die eitlen Wege dieser Welt gewandelt sind, sondern sich redlich abgemüht haben auf der steilen Straße, so hinaufführet in die Ewigkeit."

Der Alte lächelte verlegen und bewegte bedenklich sein Köpfchen hin und her. „Stimmt doch wohl nich ganz, Herr Pastor," sagte er, „sintemalen ich für meine Person niemalen bei einer Sache oder einem Metier lange ausgehalten habe und obenein dreißig Jahre von meinem Leben egal ordnettremang die Wege dieser Welt gewandelt, nämlich durch die Polackei, nach Ungarn, Böheimb, Österreich, ins Welschland, Schweiz und Frankreich, und schier durch alle deutschen Lande, bis ich mich endlich wieder nach Puhlendorp retourgefunden habe. Ja, Herr Pastor, ich war all ümmer ein lustigen Vogel, und von dem frommen Wandel, da weiß ich nich viel von. Die Straße nach die Ewigkeit — ja, da habe ich nie gefragt, wo's da wohl lang gehen mag. Wissen Sie, Herr Pastor, for die Ewigkeit da habe ich keinen Geschmack zu. Alle Dingen einerlei und ümmer dasselbe — nee, dat paßt mich nich! Ich mein, was der Mensch is, der is da zum Pasterlantant, wie der Franzose sagt. So is't recht! Wer das nich lernt, die Zeit dotschlagen, den schlägt sie dot — das is meine Meinung —. Dero müssen schon exküsieren."

„Oho," lachte der Pfarrer, „Er ist ein wunderlicher Philosoph. Wo hat Er das her?"

Der Alte folgte ohne viel Umstände der freundlichen Aufforderung, auf dem Kanapee Platz zu nehmen, rieb sich die Hände auf den abgescheuerten Knien seiner blauen Tuchhose warm und sagte dabei fein nachdenklich: „Ja, ich habe mir meine Meinung so peu à peu vom Wege zusammengelesen — anders lesen kann ich ja nich. Was mein Vater war, der hat von seinem Vater noch allens genau gehört, woans dat im Dreißigjährigen Krieg zugegangen seie, und hat mir das so deutlich fürgestellt, daß ich dunnemals vermeinte, ich seie selbst dabei gewesen. Und denn habe ich vor meine Person mich überall hingestellt, wo man immer eine kräftige Böe wehen mochte. Habe mich in Kriegs- und Friedenszeiten unter die verschiedenlichsten Menschen herumgetrieben und immer die Augen offen gehabt und wohl gemerkt, wie

sie das tun und treiben. Und sehen Sie, Hochwürden, darum is mir zumute gewesen, als wenn ich Hunderte von Jahren auf dieser Welt wäre. Ich war auch nie bloß Krischan Barnekow aus Puhlendorp, sondern heute Polack und morgen Kravat, und denn mal wieder Walliser oder Schwizer oder Franzos — das war mir allens eingal; denn solches habe ich dabei gelernt: was der Mensch is, der ist und bleibt überall ein und derselbigte. Und wo er gegen an muß, und was sich in einem weg verändert, dat is man bloß die Zeit. So is't auch gut, und wenn't nich so wär, denn künnt der Deuwel dat uthallen in' minschlichen Läwen."

Der Pfarrer, der ihm aufmerksam zugehört hatte, wendete nunmehr ein, daß es ihm bei solcher Geistesbeschaffenheit doch wohl schwer geworden sein müßte, fünfundzwanzig Jahre in Puhlendorp auszuhalten, wo es doch außer guten und schlechten Erntejahren wenig Abwechslung gegeben habe.

„Ja, Herr Pastor," lächelte der Alte, „das is mir auch wohl aufgefallen. Dunnerkiel, denk ich manch einmal, wat deihst du hier so lang in Puhlendorp? Nu, dat möt wol sin, weilen du tween Magen hast as so'n Oß. In den einen Magen hew ik drittig Jahr lang all dat Minschentüg und die bewegten Zeitläuften alltohop rinfreten; und seitlang ik nu in Puhlendorp so schön still sitt, is den annern Magen an die Reih kamen, un de käut dat nu all wedder, wat in den ierften in is. Drittig Jahr hew ik freten, nu denk i mi, dat ik nu ok drittig Jahr käuen möt. Und wenn ik dormit fartig bin, denn bin ik all achtig Jahr, und denn kann ik ja woll afkratzen, hehehe! Spaßig is dat man, daß dat mit den Käuen von achtern nach vorne geiht. Appräsang hew ik nu zum Exempel die zwanziger Jahre vor, wo sie mich zu Warschau gestäupt hebben — Pscha kref, die polischen Kanaillen! Können Sie sich wohl denken, Hochwürden, daß mir solchermaßen de Tid nich lang wird."

„Er ist eigentlich zu beneiden, Krischan," sprach der Pfarrer, „Er hat seine ganze Welt in seinem Hirn und überspannet die Säcula mit seinem Geiste. Während unsereins, wenn man es recht besiehet, doch eigentlich nichts erlebt hat. Da muß man wohl dazu gelangen, aus Nichtigkeiten Haupt- und Staatsaktionen zu machen und sich die Galle in den Hals zu kränken um erbärmliche Menschlichkeiten, so im Grund der Rede nicht wert seind. — Ich habe gesehen, wie Er gelacht hat in der Kirche, als ich von denen Gesetzesknechten sprach, so mich mit ihren Paragraphen zum Diebe machen möchten. Nun sag Er mir ehrlich, mein lieber Krischan: hat Er *mich* auslachen wollen oder *jene*, vor welche die Predigt gemünzt war?"

„Dero halten zu Gnaden: alle beede," versetzte das Greislein fröhlich. „Hochwürden habe ich ausgelacht, weilen sich Dero solchermaßen erbosten, wo doch der Mensch mal nich anders is. Und die Herrschaftlichen habe ich ausgelacht, weil sie't mal düchtig kriegten und so schön dumme Gesichter zu machten. Aber Dero sind da ganz richtig in beraten, dat Sie nun den Hasen, wo Sie einmal dotsmeten hewen, ook upfreten."

Erasmus Südekum lachte laut und behaglich. „Das freut mich, Krischan, daß Er meiner Ansicht ist. Das Sprichwort sagt: ‚So du dir eine Suppen

eingebrockt hast, sollst du sie auch auseſſen.' Und Er fügt logiſch hinzu: ‚So du einen Hasen erſchlagen haſt, ſo verſpeiſe ihn fröhlichen Herzens mit den Deinigen.' Alſo ſoll es nunmehro geſchehen, wenngleich mein Töchting das Mäulchen darob hängen läßt, als ginge es zur Henkersmahlzeit."

Indem ſchaute die alte Karſunken zur Tür herein und vermeldete, daß das Eſſen aufgetragen ſei.

„Komm Sie nur herein, Karſunken, und laſſe Sie die Tür weit offen; wir wollen mit gebührender Feierlichkeit zu Werke gehen. Kriſchan Barnekow, zeig Er mal, daß Er ſich in der fürnehmen Welt umgetan hat, und biete Er der Madame Karſunken Seinen Arm."

Die beiden Alten gingen mit einiger Zierlichkeit auf den Spaß ein und ſchritten feierlich Arm in Arm ins Eßzimmer hinüber. Der Pfarrer ging hinterdrein.

Jungfer Lotte ſtand ſchon vor ihrem Platz am gedeckten Tiſch und tupfte ſich beim Eintritt der drei eben noch ein Tränlein von den Augen.

„O Kind, Kind," ſchalt der Vater, „kannſt du dich immer noch nicht dreinfinden? Die Hauptſache iſt jetzt, daß der Braten wohlgeraten ſeie. Für alles übrige laß nur mich und den lieben Herrgott ſorgen. Wollt, ich hätte dich lieber bei Kriſchan Barnekow denn bei der Madame Seifferthin in die ‚École des Jeunes Demoiselles' geſchickt. Da wäre dir die Freiheit des Chriſtenmenſchen beſſer aufgegangen, mein ich."

Sie hatten inzwiſchen alle vier am Tiſche Platz genommen, und Lottchen faltete nunmehr die Hände und ſprach das Tiſchgebetlein — will ſagen: ſie würgte es mehr hervor, als ſie es ſprach. Dann teilte die Karſunken die Suppe aus, und man begann ſtumm zu löffeln. Danach räumten die Frauenzimmer das Suppengeſchirr hinweg und trugen es hinaus. Der Pfarrer ſchenkte dem Stellmacher ſchmunzelnd ein Glas aus der beſſeren Bouteille Rotwein ein, die er zur Feier des Tages aus dem Keller geholt hatte und ſtieß mit dem Alten an: „Auf Euere Geſundheit, mein werter Philoſoph!"

„Alawott!" gab jener zurück und führte etwas zitternd das Glas zum Munde. „Hm!" machte er darauf und wiſchte ſich mit dem Handrücken über den Mund. „Lang her, daß ich keinen Wein verſchmeckt hab. Das war, als Louis der Funfzehnte König war. Da haben die Päſangs das Zeug aus Waſſergläſern getrunken, und war doch größer Elend unter ihnen, denn derzeit unter unſerm Bauernvolk. Die Steuererheber haben das letzte aus ihnen herausgeſchunden. Wann es ſich aber ſo fügete, haben ſie doch alle gebrüllt: Viſleroa! — Ja, ja, dat geiht all ſo as de Wind weiht!"

„Da hat Er wiederum recht," ſagte der Pfarrer. „Die Könige fodern Gut und Blut und werden dennoch hoch verehret von denen Völkern. Es muß wohl alſo ſein, ſintemalen unſer Herr ſelber geſagt hat: ‚Gebet dem Könige, was des Königs iſt, und hebet die Hand nicht auf wider die Obrigkeit, ſo Gewalt über euch hat'."

„Dero haben aber doch von der Freiheit des Chriſtenmenſchen geſprochen," warf Kriſchan ſchlau ein.

„Gilt nur von der inneren Freiheit — die können wohl alle haben."

„Denn ist das Christentum wohl man bloß eine einwendige Sache, und denn bleibt es sich am Ende gleich, ob ich bei die Katholischen oder bei die Lutherischen oder sonst wo in die Kirche gehe — wenn ich man die einwendige Freiheit habe."

Der Pastor blickte einigermaßen verdutzt auf. „Nee, Krischan, das weiß ich nun doch nicht. Wenn ich die reine Lehre mit den Ohren vernommen habe, so muß ich ihr auch äußerlich folgen, sonst trifft mich der Fluch derer, die da hören und sehen und dennoch nicht glauben wollen."

„Und woans bliwt de Freiheit?" fragte Krischan ruhig zurück.

„Freiheit, Freiheit," murmelte der Pfarrer unruhig, „darüber werden wir uns wohl schwerlich verständigen, Krischan. Ich glaube, Seine Freiheit ist auf Erden nicht zu finden und wäre auch nicht gut for dieser Menschen Geschlecht. Da müssen wir uns wohl der Ewigkeit getrösten. — Trink Er, Krischan, der Wein ist gut!"

„Na, denn bin ich — so frei," lachte der Greis und sog langsam und bedächtig an seinem Glase.

Da tat sich die Tür auf, und die Karsunken trug auf einer großen Schüssel den Bibelhasen herein. Lottchen folgte hinterdrein mit dem Rotkraut und dem Apfelmus.

Da man ihm bereits in der Küche mit dem Hackmesser das Rückgrat gebrochen hatte, konnte man den Braten ohne weiteres auf die Teller geben. Farbe und Duft, insonderheit der köstlichen Sahnensauce, verhießen das Beste, also daß der Pfarrer gleich im vorhinein der Karsunken ausbündiges Lob spendete. Die Schüssel ging herum, und jeder nahm sich sein Stück; nur Jungfer Lottchen schob sie, ohne sich zu bedienen, möglichst weit von sich weg.

Da packte den Vater ein jäher Zorn, also daß er leicht auf den Tisch schlug und ausrief: „Was soll mir das heißen? Will die Demoiselle Mucken haben? Das Maulhängen heute den ganzen Tag ist mir schon längst zuwider. Jetzt stell dich nicht an und iß!" Er erhob sich ein weniges von seinem Stuhl, spießte ein schönes Bratenstück auf seine Gabel und applizierte solches auf des Mädchens Teller.

Aber im selben Momente, als das Hasenstück zwischen Rotkraut und Apfelmus hineinplumpte, stieß das Jüngferlein also der Bock, daß es in ein erbärmliches Schluchzen ausbrach. „Och Gott, och Gott, — ich kann doch nicht! Ich — ich — . . . Eh'r kannst du mich selbst erschlagen, als daß ich von diesem — von diesem Unglückshasen einen Bissen — herunterbringe! Ich weiß ganz genau — ich würde mir da . . . Och Gott, och Gott! — den Tod würde ich mir da anessen — und du auch, Vater — und wir alle."

„Kiek die rabiate Deern an!" sagte der Pfarrer zu seinem Gaste und stellte sich spöttisch, wenngleich ihm bei solch leidenschaftlichem Ausbruch selber ein wenig bänglich zumute ward.

Und die Karsunken legte die Hand auf ihren gewaltigen Busen und stieß einen tiefen Seufzer aus. „Jotte doch, Mamselleken, angst und bange kann sie einen machen, wahrhaft'jen Jott! Möchte bloß wissen, wovor ik mir nu o o ch den Tod dran holen soll! Ik hab doch man jetan, wat ik als Köchin

zu vaflichtet bin. Wie mir der Hase jeliefert is, so hab ik ihm jespickt und jebraten. Ik bin 'ne anständige Person, und ik hab mir nie nischt zuschulden kommen lassen. Mir kennen se alle. Und wenn ik mir wo blicken lasse, denn heißt et allemal: ‚Dach Karsunken! Immer noch bei Weje?' — Jawol, sag ik, ik hab 'en jutes Jewissen. Da bleibt man lange jung und munter bei. — ‚Jawol', sagen die Leute, ‚so is et ooch'."

Der Pfarrer hielt sich die Ohren zu. „Um Gottes willen, Karsunken, wo gerät Sie denn wieder hin! Was hat das mit dem vorliegenden Hasen zu schaffen?"

„Na, wenn Sie det nich insehen, Herr Pastor, denn dut et mir um Derowillen leid. Ik bin 'ne anständige Person. Ik hab mir nie nischt zuschulden kommen lassen, und ik weeß bloß so viel, dat mir nu aller Appetit verjangen is."

Während Erasmus Südekum, erbost über die närrischen Reden der Frauenzimmer, mit Messer und Gabel so wütend an seinem Bratenstück herumarbeitete, als hätte er mit dem Bibelwurf den Totschlag noch nicht gründlich genug besorgt, schien sich Krischan Barnekow aufrichtig an solcher Torheit zu gaudieren. Er zermummelte behaglich seinen Bissen, und dann sagte er zur Köchin gewendet: „Dor hest du unrecht mit, Ollsche. Kiek mal an, wie mich dat smeckt, denn warst du ook wedder Appetit kriegen. Dat is so week as en molsche Beer. Ik hew man bloß noch drei Tähn in't Mul und ik eet süst keen Fleisch mehr, weilen ik et nich mehr kauen kann. Aberst den Has, oll Karsunken, dat's en ollen Mannsbraten, hehe! Dat's en Staatshas! Un dat möt wohl wahr sin, dat de Hasen an schöinsten smecken, wenn se mit de Bibel dotsmeten war'n, hehe! Do möt aberst einen ook Pastor zu sin, um damit dat hei mit dat Wort Gottes so schöin treffen kann."

Der Pfarrer lachte mächtig laut, um mit Gewalt seiner guten Laune wieder habhaft zu werden. „Er ist ein Schalk, mein lieber Krischan. Man weiß nie, ob Er sich über einen lustig macht oder ob Er's so meint, wie Er's sagt. — Na, ihr verehrten Frauenzimmer, wollt ihr nicht wieder zur Vernunft kommen? Ich will die zeitlichen und ewigen Strafen von wegen dieses Hasen allein auf mich nehmen. Die christliche Kirche kennet gottlob kein Speisegesetz, wonach der Hase ein unreines Tier seie. Das Essen ist Euch also unbenommen, und sei der Braten zehnmal ungerecht Gut. Ihr habt ihn nicht erjaget, sondern ich. Und wenn sie einen kraft des Gesetzes um einen elenden Hasen an den Galgen bringen können — nun dann brauchet ihr doch nicht mitzuhangen!"

„Dat is eegentlich ooch wahr," sagte die Karsunken nach kurzem Nachdenken. „J wat, ik esse, wat meene Herrschaft mir vorsetzt." Und sie führte resolut einen Bissen Braten zum Munde.

Nun war die festliche Stimmung etlichermaßen wiederhergestellt, und keiner achtete weiter auf das Jungfräulein, das stumm und traurig dasaß und nur ein wenig von seinem Rotkraut und Apfelmus pickte. Zum Beschluß des Mahles gab es noch eine süße Grütze mit geschlagener Sahne und Kirschsaft dazu, womit diese denkwürdige Neujahrsmahlzeit einen gar angenehmen Ausgang nahm.

Während nun die Karsunken sich in die Küche verfügte, um das Geschirr abzuwaschen und auf später einen köstlichen Kaffee vorzubereiten, den es im Pfarrhause nur bei festlichen Gelegenheiten gab, schritt Erasmus Südekum mit seiner Tochter und seinem Gaste wieder hinüber in die mollig warme Studierstube. Der Alte wollte sich zwar gleich wieder empfehlen, um nicht im Mittagsschläfchen zu stören, aber der Pfarrer ließ ihn nicht fort. Der ungewohnte Wein hatte die Zunge des welterfahrenen Greisen gelöst, und es war dem Pfarrer ein leichtes, durch seine Fragen einen ganzen Strauß von seltsamen Abenteuern, merkwürdigen Erfahrungen und wunderlichen Meinungen aus diesem weitgereisten Menschen herauszulocken. Die Zeit verging ihm so angenehm über solchen Erzählungen, daß er, in seinem Sorgenstuhl behaglich seine Pfeife schmauchend, des gewohnten Schlafes ganz vergaß. Lottchen saß auf dem steifen, mit Roßhaartuch überzogenen Sofa und guckte trübselig vor sich hin, und es war ihr nicht anzumerken, ob sie dem Alten zuhörte oder nicht. In Wahrheit saß sie die ganze Zeit über lauschend da, um ja nicht die Hausglocke zu überhören. Wollte doch der Fritz nach Tische vorsprechen, um mit dem Vater unter vier Augen zu reden. Was mochte er ihm wohl zu sagen haben? Das war es, was sie so erregt hatte, daß sie sich nicht einmal vor dem Gaste zusammenzunehmen vermochte und über den Hafen in Tränen ausgebrochen war. Und wie nun plötzlich wirklich die alte, klapprige Schelle ertönte, früher als sie selbst vermutet hatte, da stürzte Lottchen aus dem Zimmer und rannte nach der Haustür, um selbst zu öffnen. Vielleicht fand sie doch eine Minute Zeit, bevor er hineinging, ihn um sein Vorhaben zu befragen und ein gutes Wort von ihm zu hören, das ihr die kindische Angst benahm.

VIII.

Wie ward aber ihr verliebtes Herz enttäuscht, da sie die Tür auftat und statt des erwarteten Fritz des Amtmanns Mathis vor ihr stand.

„Ja, Lotting, ich bin es man," sagte der junge Bursch breit lächelnd, indem er ihr seine Hand entgegenstreckte, in die sie zögernd einschlug. „Wir sind ja heute noch gar nicht dazu gekommen, dir zum neuen Jahr Glück zu wünschen. Na, das tue ich denn also, und ich wünsche dir, Lotting, ich wünsche dir alles Gute und Schöne, was es bloß gibt, und was du dir man selber wünschen kannst. Weil ich es nämlich — nämlich wahrhaftig so gut mit euch meine, und besonders mit dir, Lotting, und — was die Beate is und dieses Mädchen anbetrifft, so kümmere ich mich gar nicht um, ob sie auf dir herumhacken tut oder nicht. Und was sie von den Fritz Jasmund sagt — nu wir haben doch alle zusammen gespielt, wie wir Kinder waren, und da sagt man sich wohl noch du und kann sich gut leiden, nich? Beate tückscht immer noch wegen die Schlittschuhe 'rum. Aber derowegen brauch doch ich nich ooch noch zu tückschen, nich? Und wem ich zu Neujahr Glück wünschen will, das brauch ich mich nich befehlen zu lassen, nich Lotting? Und was das anbetrifft, in betreff auf den Hafen, so wollte ich mal mit deinem Vater reden — nämlich derowegen bin ich hergekommen und vornehmlich auch derowegen, weilen ich dir zu diesem Neujahrsfest von ganzen

Herzen Glück wünschen möchte und alles Gute und alles, was du dir selbst wünschen magst und — und — und weilen ich mir das nich verbieten lasse." Er hatte diese ganze lange Rede schier in einem Atem hervorgestockert und ohne Lottens Hand dabei loszulassen. Nun schien er fertig zu sein, denn er stieß einen Seufzer der Erleichterung aus und blickte zum erstenmal das Mädchen gerade an. Er war nur um ein halbes Häuptlein höher als die Pastorstochter, wie denn überhaupt bei ihm alles mehr in die Breite denn in die Länge ging. Er kam offenbar aus einer guten Mast, und das zukünftige Würdebäuchlein fand sich schon angedeutet.

Lotte gab ihm seinen Druck kräftig zurück, und dann entzog sie ihm ungeduldig die Hand. „Na ja," sagte sie, „ich glaub dir schon, guter Mathis. Ich wünsche dir auch das Allerbeste und rechne dir's hoch an, daß du dir von der Mamsell sœur nicht bange machen läßt. Ich wäre doch am Ende ihrem Tückschen zum Trotz heute hinausgekommen, weilen wir doch dem Amtmann die erste Visite schulden; aber nach dem, wie sich die Deinigen heute nach der Predigt benommen haben, und nach dem, was du mir erzählst, kann ich das nun nicht mehr. So, nun komm 'rein. Vadding wird sich freuen, dich zu sehen."

Sie öffnete die Stubentür und geleitete den jungen Mann hinein. „Vater, der Mathis kommt, Ihm zu gratulieren," rief sie laut, den just hochgehenden Redefluß des alten Stellmachers rücksichtslos unterbrechend.

Der junge Rasmussen blieb mit offenem Munde bei der Tür stehen. Er war so erstaunt darüber, den alten, allgemein für verrückt geltenden Barnekow als Ehrengast in der Pfarre vorzufinden, daß er ganz vergaß, dem Pastor auf seine freundliche Begrüßung und Neujahrswünsche zu antworten.

„Nu, wie ist Ihm denn? Akkomodier Er sich doch!" sagte der Pfarrer verwundert, da der Mathis sich nicht von der Tür weg rührte. „Wir haben in Bälde einen guten Koffee zu erwarten. Will Er nicht mithalten? Er kann dabei was profitieren, junger Herr, for seine Kenntnisse von Menschenart und Weltläuften. Krischan Barnekow ist ein Philosoph, dem kann man wohl mit Nutzen zuhören."

Jetzt endlich fand Mathis die Sprache wieder und sagte, daß er sich nicht lange aufhalten könne, aber gern den Pfarrer auf ein paar Minuten allein gesprochen hätte.

Erasmus Südekum gab, wenn auch mit einiger Verwunderung, seine Zustimmung, und so führte denn Lotte den alten Krischan wieder nach dem Eßzimmer hinüber.

Sobald die beiden allein waren, folgte Mathis der Aufforderung zum Platznehmen und stammelte erst einmal in verlegener Breite seine Neujahrswünsche heraus, bevor es ihm gelang, auf den eigentlichen Zweck seines Besuches zu kommen. Endlich nahm er einen mutigen Anlauf. „Die Sache ist nämlich die, Hochwürden — nämlich mit dem besagten Hasen. Sie haben ihn ja nun aufgegessen, wie Sie selbst sagen, und er hat Ihnen schön geschmeckt. Na, da ist ja nun nix bei zu machen. — Aber weilen doch nu Hochwürden unsern Junker und meinen Vater so schwer beleidigt haben . . ."

„Wieso beleidigt?“ unterbrach ihn der Pfarrer rasch. „Erklär Er mir das.“

„Nu, unser Junker ist doch fuchsdeuwelswild,“ erwiderte Mathis, „weilen Sie es nämlich in Abrede gestellt haben, Herr Pastor, — nämlich daß er kein Voltairianer nicht sein soll. Damit haben Sie ihm nämlich in seinen adligen Stand beleidigt, daß er kein Voltairianer nicht sein soll. Und von meinem Vater und von uns allen haben Sie gesagt, wir wären Knechte — nämlich von das Gesetz, weil wir nämlich unter das Gesetz sollen beschlossen sein, oder wie das war — so genau weiß ich es ja nicht mehr.“

Der Pfarrer mußte nun wirklich lachen über die komisch verwirrte Art, wie der feiste junge Mann das alles vorbrachte.

Aber Mathis fiel ihm eifrig ins Wort: „Nee, nee, Hochwürden, zu lachen ist da nichts bei, denn was mein Vater ist, der tückscht akkarat so als wie mein Schwester Beate. Und nu haben sie den Förster, den Junker und den Amtmann und noch eine ganze Masse Leute gegen sich. Und den Hasen können Sie nicht zurückgeben, weil Sie ihn aufgegessen haben. Da wird nu das Gesetz seinen Lauf nehmen müssen, sagt Vater. Nu habe ich mir aber nämlich gedacht, das kann doch all nicht so schlimm sein. Und unter guten Freunden und Nachbarn und — Verwandten braucht man sich wegen einen Hasen nicht den Kragen rumzudrehen. Und hauptsächlich nämlich hinwiederum derowegen habe ich mir das Herz gefaßt und wollte Sie nu man bloß fragen, ob Sie — ob Sie — nämlich ob Sie mir, Hochwürden, dero Mamsell Tochter Lotting zur Frau geben wollten.“

Jetzt war es an dem Pastor, vor Überraschung den Mund offen zu behalten. Er klopfte sich ein ums andre Mal auf die Schenkel und schaute kopfschüttelnd den Jüngling an, der seinerseits nicht aufzublicken wagte. Endlich fand er doch Worte: „Nun, mein lieber Mosjöh Rasmussen, das freut mich wirklich von Ihm, daß er also mit der Tür ins Haus fällt, obgleich ich fast erschrocken bin, denn ich war mir nichts dergleichen vermutend. Sein Herr Vater hat wohl des öfteren Andeutungen gemacht, aber nachdem ich ihn heute vor versammelter Gemeinde beleidigt habe, wie Er sagt . . . Nun, es freut mich doppelt von ihm, lieber Mathis, daß Er sich nicht schiert um den bösen Geist, so bei den Seinen wider mich aufgestanden ist. — Was aber mein Töchterken angeht, so muß Er sich schon selbst ihrer Neigung versichern. Ich will da nichts dazu und nichts dagegen tun. Wenn Er gleich hinüber und mit dem Mädchen reden will . . .?“

„Nee, nee, nee, man jo nich,“ fiel Mathis schier erschrocken ein, indem er sich rasch von seinem Sitz erhob und dem Pfarrer den Weg nach der Tür vertrat. „Ich möchte Hochwürden gebeten haben, daß Sie das erst mal bei Mamsell Lotting anbringen, und denn kann sie es sich ja nämlich — mal überlegen. Ich komme denn schon wieder mal vor. — Na, Servitör, Hochwürden, wir werden ja sehen, wie der Hase läuft.“

„Der läuft nun wohl nicht mehr,“ lachte der Pfarrer behaglich, indem er dem jungen Manne zum Abschied die Hand drückte. „Wollte Gott, Ihr

Herr Vater und meine andern Widersacher gäben es auf, ihm annoch nachzulaufen! Na, empfehl Er mich Seinen Frauenzimmern zu Hause, und ich wünschete ihnen zum neuen Jahre die Freiheit des Christenmenschen. Gehe Er mit Gott, lieber Mathis!"

Sobald der Mathis hinaus war, ging der Herr Pastor in das Eßzimmer, um Gast und Tochter wieder zu sich herüberzuholen. Er lachte über das ganze Gesicht so fröhlich, daß es sogar dem alten Barnekow nicht entging, viel weniger dem Lottchen, das seinen Vater seit langem nicht bei so guter Laune gesehen zu haben vermeinte.

„Mir scheint, den Mosjöh Mathis muß ein' gute Post bracht hebben," sagte Krischan. „Geben sie nu klein bei wegen den Hasen? Hat ihnen die Predigt doch en büschen bang macht?"

„Nee, Krischan, davon weiß ich nichts," lachte der Pfarrer. „Es hat sich um eine ganz private und geheimnisvolle Angelegenheit gehandelt. — Ja, itzt kuck du man, Lotting! Später wenn wir allein sind, sollst du alles erfahren."

„Na denn will ich man ganz fixing nach Hus klabastern," rief der Alte mit freundlichem Grinsen. „Mamsell Lotting hat heute so wie so nicht die richtige Kompläsangs for mir. Tjä mein Gott, solch scharmante söte Demoiselle, de grauft sich vor so'n ollen Kierl, as ik bin. Nix für ungut, Mamselling, ik weit dat all: junge Damens haben man einen Gedanken in'n Kopp, und wenn sie meinen, dat einen von die Liebe nix mehr verstehn dheit, denn is hei keen Umgang mehr vor sei. Aberst dat können Sei mi woll glöwen: von die Liebe hew ik in min langen Läwen 'ne ganze Masse in die Erfahrung gebracht. In Puhlendorp ward dat gerade ebenso makt as wie in Moskau und in Napel und in Paris. Ja, ja, dat geiht all, as de Wind weiht. Und wann Sei mal dat Hart so full hebben vun schware Leiwesgedanken und grote Schmerzen, denn komm Sei man bi den ollen Krischan Barnekow, denn willen wi dat Dings all wedder in die Reih snacken. En bäten snacken is ümmer gaut, — wenn dat Hochdütsch ook man schlecht is. Na adjüs, Jungfer Pastorsch! Adjüs, Hochwürden, und ich bedank mich auch vielmal vor den schöinen Hasen, und dat sei den ollen Krischan die Ehre an'tan hebben."

Sie begleiteten den Greis beide auf den Hausflur hinaus, und Lotte half ihm seinen Mantel umlegen. Als er aber just bei der Haustür den letzten Händedruck empfing, da schrillte abermals die klapprige Schelle, und als das Lottchen die Tür auftat, sah sie sich dem Fritz Jasmund gegenüber.

Unter solchen Umständen war nun freilich kein einziges vertrautes Wörtlein zu erhaschen, denn der Pfarrer nahm den jungen Mann, der ihn ausdrücklich allein zu sprechen begehrte, alsbald mit in seine Studierstube.

Das Lottchen harrte in Angst und Bangen drüben im Eßzimmer des Ausganges der Unterredung. Das war nun schon der zweite, der so geheimnisvoll daherkam und ihr seine Absicht nicht anvertrauen wollte. Sie war so erregt von dem allen, daß sie die gute Karsunken hart anließ, als diese den Kaffeetisch zuzurüsten kam und dabei alsbald in ihr gewohntes Geschwätz verfallen wollte.

Gekränkt zog die alte Frau ab und schlug die Tür krachend hinter sich zu. Lotte aber lief wie ein wildes Tier in seinem Käfig in der Stube auf und nieder, hockte sich bald auf ein paar Sekunden auf den Fenstertritt oder auf die Ofenbank und öffnete dann wieder vorsichtig die Tür, um hinüberzulauschen. Sie konnte aber nichts vernehmen. Über eine Viertelstunde war bereits in solcher Unrast vergangen, als sie sich endlich ein Herz faßte und drüben an die Tür klopfte.

Des Vaters Herein klang herrisch und streng. Sie trat ein, blieb bei der Tür stehen und sagte, indem sie einen scheuen Blick zwischen dem Geliebten und dem Vater hin und her gehen ließ: „Ich wollte man bloß fragen, ob ich für Fritzen auch eine Tasse hinstellen darf. Der Koffee wär denn so weit."

Der Pfarrer runzelte die Stirn und sah den jungen Mann durchdringend an, so daß dieser seinen Blick zu Boden senkte und eine Entschuldigung stammelte, weshalb es ihm nicht vergönnt sei, die Einladung anzunehmen.

„Nun," sagte der Pfarrer, etwas freundlicher einlenkend, „wenn Er anderweit zu schaffen hat, wollen wir Ihm nicht im Wege sein, sonsten hätte ich Ihn gern zu einem Schäleken Koffee invitiert. Ich mein es Ihm nicht böse, Musjöh Fritz, und es sollte mir leid sein, so Er das von mir vermeinete. Na, mach er's gut. Geh Er mit Gott und trag Er mir nichts nach."

Der junge Mann machte seinen Kratzfuß, schlug aber in die dargebotene Rechte des geistlichen Herrn nicht ein, sondern machte sich stracks zur Tür hinaus.

Einen Augenblick nur stand Lottchen wie verdonnert, dann aber folgte sie ihm, ohne weiters zu fragen, in den Flur und erwischte ihn just noch bei der Haustür.

Sie ergriff ihn hastig bei der Hand und flüsterte angstvoll: „Sag doch bloß schnell, was habt ihr gehabt miteinander?"

Ganz vergrämt und verstört schaute der hohe Bursche auf sein Mädchen herunter. „Es wird ja woll nu allens aus sein müssen zwischen uns," sagte er tonlos.

„Och Gott, och Gott, wieso denn?"

„Ja — dein Vater meint . . . Aber das kann ich dir hier nicht so sagen. Wir treffen uns woll eins wieder?"

„Fritzing, mein Fritzing, ich lasse dich nicht!" flüsterte Lotte und warf leidenschaftlich ihre Arme um seinen Hals.

„Laß doch man, mein Lotting, wenn jetzt jemand kommt!"

„Es ist mir alles eins. Sollen sie's alle wissen: ich lasse nicht von dir! Ich hänge mich an dich! Ich lasse dich nicht los! Sollen sie mich in Stücken reißen!"

Da trat der Pastor aus seiner Tür, und Fritz Jasmund schob mit sanfter Gewalt sein aufgeregtes Mädchen von sich und schritt zur Tür hinaus.

„Komm herein, Lotte," rief ihr der Vater zu, ernst, aber ohne Strenge im Ton. Und dann schritt er über den Flur und hielt die Tür zum Eßzimmer offen für sie.

Zögernd kam sie näher und schritt an ihm vorbei, gesenkten Hauptes und mühsam gegen ihre Tränen kämpfend.

Erasmus Südekum legte den Arm um sein Töchterlein und schritt langsam mit ihr im Zimmer auf und ab. Dann blieb er stehen, nahm ihr Kinn in seine Hand und wandte so ihr Köpfchen zu sich herauf. Er versuchte einen scherzenden Ton in seine Stimme zu legen, als er dann sprach: „Du törichtes Kind, was hast du dir für Unheil prophezeit bei der Verspeisung dieses Hasen heute mittag — gleich einer Kassandra! Und was hat sich zunächst ereignet? Zween junge Freiersleute seind einander auf dem Fuße gefolgt und haben bei mir um deine Hand angehalten. Ist das wohl ein Unglück für ein Jüngferlein von achtzehn Jahren?"

„Du hast mich doch nicht dem Mathis zugesagt?" stieß das Mädchen in namenloser Angst hervor.

„Nein, Kind, beruhige dich nur, das habe ich nicht getan," versetzte der Pfarrer, indem er ihre Rechte in seine Hände nahm und zärtlich streichelte. „Unter sothanen Umständen wäre mir freilich der junge Rasmussen nicht unerwünscht; aber ich habe ihm aufgegeben, sich um dein Jawort selbst zu bemühen, da ich deinem Herzen nicht gebieten will. Was nun aber den Fritzen angeht . . . Ja, mein Lottchen, wenn ich dir auch Schmerz zufügen muß, denn ich weiß, daß du dein junges Herz an ihn gehängt hast, so bin ich es doch meiner väterlichen Verantwortlichkeit schuldig, solche Torheit nicht zuzulassen. Ich habe es dir ja jüngst schon gesagt, wie ich darüber denke, und die neuerlichen Begebenheiten haben mich in meiner Meinung nur bestärken können. Der Fritz ist ein guter Jung, und ich wollte ihn dir gerne zum Spielkameraden gönnen. Aber er ist doch nun einmal nichts anders denn ein Jägerbursch und Waldläufer und hat auch nichts mehreres gelernt, als daß er zu etwas Besserem aufsteigen könnte. Überdies hat er mir selbst gesagt, daß ihn der Junker wohl zu seines Vaters Nachfolger bestimmt hat, aber nur unter dem Beding, daß er des Amtmanns Beate freie. Solches wissend, kommt der närrische Jung daher, begehret dich von mir zum Weibe und meint, er werde schon so oder so eine Nahrung für euch beide finden. Da habe ich ihm denn nichts andres erwidern können, als daß er seinem Vater gehorsamen solle, zum mindesten aber sich dergleichen närrische Einbildungen aus dem Kopfe schlagen und dir deinen Frieden lassen. Mein Lottchen ist doch ein kluges kleines Frauenzimmer — sie wird bald zur Besinnung kommen und einsehen müssen, daß ich recht habe."

Aber das Lottchen sah vorderhand gar nichts ein. Das Herz war ihm so übervoll von Liebe, daß für irgendeine kalte Vernunfterwägung die Zeit übel gewählt war. Sie schluckte krampfhaft ihre Tränen hinunter und sagte, ihre beiden Hände zu Fäusten ballend, mit aller Festigkeit, obgleich zitternd an allen Gliedern: „Und ich lasse den Fritzen nicht — ich tu's nicht — ich kann's nicht! Auf der Stelle sterben will ich tausendmal lieber, ehe denn ich den Fritzen lasse."

Da konnte sie nicht mehr an sich halten. Die Tränen stürzten ihr aus den Augen, und sie deckte ihren Arm darüber und lief aus der Stube hinaus

und weiter die Treppe hinauf in ihr kaltes Kämmerlein. Da schluchzte sie sich aus.

Bald darauf trat die Karsunken mit dem dampfenden Kaffee und dem Kuchen herein. „Nu," rief sie, sich umblickend, „wo ist unse Mamsell?"

„Trag sie ihr nur ein Täßken hinauf in ihre Kammer, Karsunken," erwiderte der Pfarrer trübe lächelnd. „Aber molestiere sie sie nicht mit Redensarten. Das Kind hat Herzweh. Das will seine Zeit haben. — Und ich werde auch mein Täßken in der Einsamkeit trinken. Tue sie desgleichen, Karsunken. Dieses neue Jahr fängt übel an, das muß ich schon sagen. Ein trauriges Schisma im Kreise der Familie. — Und das alles um einen elenden Hasen! Ich meine, da hat der Teufel seine Hand im Spiele gehabt und sich in das Tierlein versteckt, mich zu versuchen. Hilf Gott uns allen aus dieser Not!"

Er hob seine Augen in die Höh, und dann schritt er mit einem tiefen Seufzer in sein Studierzimmer hinüber.

Die alte Karsunken aber setzte mit einem vernehmlichen Krach die Tablette mit dem Kaffeegeschirr auf den Tisch und sagte: „Nu schlag doch einer lang hin!" Und dann brachte sie, wie ihr geheißen war, zuerst dem Herrn Pfarrer und dann seinem Töchterlein den Kaffee aufs Zimmer und zog sich dann selbst mit ihrer Tasse in die Küche zurück. Allda beweinte sie in stiller Beschaulichkeit ihr trauriges Schicksal, das sie, die Unschuldige, verurteilte, mit den Schuldigen zu leiden.

IX.

Am nächsten Vormittag bereits brachte der Amtsbüttel ein großes, umständlich versiegeltes Schreiben in die Pfarre, datiert Puhlendorp den 2. Januari anno domini 1780, und worinnen die gutsherrliche Gerichtshalterei Namens des Kirchenpatrons und Gerichtsherrn Joachim Kasimir von Fersen den Pastorem Loci Erasmus Südekum zu einer Buße von drei Talern preußisch Courant wegen Jagdfrevels, im Unvermögensfalle zu dreien Tagen Arrest verurteilte.

Der Pfarrer blickte starr das Papier an, und die Zornader auf seiner hohen Stirn schwoll ihm bedenklich an. Kein Wort vermochte er hervorzubringen.

Da rührte sich endlich der Amtsbüttel, der in bescheidener Haltung neben der Tür stand, und sagte: „Soll ich denn vielleicht die drei Dhalers gliek mitnahmen, Hochwürden, oder willen Sei de sülfs up't Amt bringen?"

Da packte den Hochwürdigen die Wut. Er knüllte mit beiden Händen den Bogen zusammen und schleuderte ihn in die Ofenecke. „Das ist meine Antwort," knirschte er „Meld Er das dem Herrn Amtmann — und von mir kriegte er keinen einzigen Ephraimiten, viel weniger drei Taler zu sehen!"

Der wackere alte Mann, der den Botendienst versah, traute seinen Augen und Ohren nicht. Allerdings war er in seiner ganzen bisherigen Amtstätigkeit noch nicht in die Lage gekommen, einem Fürnehmen einen Strafbefehl zu überbringen. Wenn ein Bauernkerl sich solcher despektierlichen

Handlung und Redensart erdreistet hätte, so wäre er ohne viel Federlesens auf den Gutshof transportieret, über die Bank geschnallt und mit etlichen festen Stockhieben über den Blanken traktieret worden. Bei dem geistlichen Herrn ging aber solches doch wohl nicht an. Was tun? — „O du leiwe Gott," brummte der Büttel, indem er sich verlegen seinen Stoppelbart kratzte; „wo soll dat nu war'n mit Sei? Wenn Sei drei Dhalers nich betalen willen — jo — denn war'n Sei jo inspunnt! Dat geiht doch nich!"

„Nein, das geht auch nicht, da hat Er recht," versetzte der Pfarrer grimmig auflachend. „Sei Er ganz ruhig, mein lieber Büttel, dazu soll es nicht kommen. Ich appelliere ans Kreisgericht, und wenn das nicht hilft, ans Oberlandesgericht, und wenn das nicht hilft, ans Kammergericht, und wenn das nicht hilft, an Seine Majestät den König selber. Vermeld Er das seinem Herrn Amtmann."

„Ich glöw, dat möt doch wol schriftlich makt war'n," stotterte der Mann nach einigem Besinnen.

Und der Pfarrer darauf: „Richt Er's nur lieber mündlich aus. Wenn ich dem Herrn Amtmann meine Meinung schriftlich geben wollte, so dörfte solches etlichermaßen ungehobelt ausfallen. Es will mich bedünken, über diesen meschanten Hasen seie nun schon genug verhandelt worden — wenn aber der Herr Amtmann und Seine Gnaden der Junker nicht anders wollen, so sollen sie in mir ihren Mann gefunden haben, das kann Er auch gleich mit ausrichten. So, und nun gehab Er sich wohl und laß Er sich von der Karsunken einen Schnaps darreichen."

„Ja, dat soll mi woll gaud dhaun up den Schreck," grinste der Alte, und dann machte er seinen Kratzfuß und empfahl sich.

Erasmus Südekum aber rief nach seinem Lottchen, daß es durch das Haus dröhnte, und als das ängstlich herbeigelaufen kam, eröffnete er ihm alsbald das Vorgefallene und hieß es unverweilt seine Siebensachen zusammenpacken.

„Vadding, um Gottes willen, was hast du vor?"

„Wir lassen heute noch anspannen," versetzte der Pfarrer aufgeregt, „und fahren zum Kreisamt. Da will ich meine Sache mündlich vorbringen und den ganzen Handel zu Protokoll geben. Wollen doch einmal sehen, ob ein geistlicher Herr derlei Schikanen wehrlos ausgesetzt sein soll! Und dann bring ich dich gleich weiter bis Greifswald zu deinen Verwandten. Da sind die Cousinen, das sind lustige Dinger, die werden dich auf andre Gedanken bringen. Inzwischen kann ich dann meinen Strauß allein ausfechten. Ist ganz gut, wenn du dabei aus dem Wege bist. Da brauchst du dir meinen Ärger nicht zu Herzen zu nehmen, und ich bleibe derweilen verschont von deinen Tränen. — Ei, ei, ei, heulst du schon wieder? Was ist das bloß mit dir, Kind? Hast doch sonst nicht so nah ans Wasser gebaut!"

Lotte erwiderte nichts, sondern machte sich eilends hinweg, um sich zunächst in ihrem Kämmerlein gehörig auszuschluchzen. Und dann begab sie sich daran, den Mantelsack vom Boden herunterzuholen und das Notwendige zusammenzupacken, denn sie wußte wohl, daß der Vater in seiner gegen-

wärtigen üblen Laune seinen festen Entschluß sicherlich nicht zurücknehmen werde. — Wenn sie ihren Fritz nur noch einmal hätte sprechen können, ehe sie auf ungewisse Zeit in die Fremde mußte. Aber sie wußte durchaus nicht, wie sie das anstellen sollte. Geradeswegs in die Försterei laufen, das ging auch nicht an, denn der rabiate Alte war imstande, seine Drohung, den Fritz gleichfalls fortzuschicken, auf der Stelle wahrzumachen. Es war auch nicht einmal wahrscheinlich, daß er um diese Zeit daheim war. Und dann konnte sie ihm auch nicht einmal schreiben von Greifswald aus, weil der Alte ihre Briefe sicherlich abgefangen und nie dem Fritz nachgesandt hätte. Es war auch niemand vorhanden, den sie etwa ins Vertrauen ziehen und mit Besorgung der Briefe beauftragen konnte, denn die alte Karsunken war des Schreibens unkundig, ebenso wie auch Krischan Barnekow, der ihr als möglicherweise williger Vermittler durch den Sinn schoß. Gott behüte, der alte Narr, der Schwätzer! — Und die gute Karsunken war auch schon ein bißchen dämmlich mit ihren achtundsechzig Jahren.

Auf alle Fälle wollte sie versuchen, unbemerkt aus dem Hause zu kommen und sich zwischen Dorf, Forsthaus und Wald auf gut Glück zu ergehen. Sie setzte ihr Pelzmützchen auf, wickelte sich in das dicke Wolltuch und schlich sich glücklich zur Hintertür hinaus, ohne daß die Karsunken oder der Vater ihr in den Weg liefen. Wie erschrak sie aber, als sie im Garten den Hochwürdigen erblickte, der da mit großen Schritten auf den verschneiten Wegen einherwandelte! Sie wollte wieder ins Haus zurückflüchten, aber er hatte sie schon bemerkt und rief sie an. Da blieb ihr denn nichts übrig, als sich zu ihm zu gesellen.

„Ist es dir auch zu warm geworden in der Stube?“ redete er sie freundlich an. „Oder wolltest du etwa . . . Ei freilich, ich weiß schon, was du wolltest. Dem Fritzen nachlaufen zum Abschiednehmen. Ich meine aber, es wäre besser, ihr machtet euch das Herz nicht unnütz schwer. Aber nein — halt, da fällt mir etwas ein! Wo bekommen wir ein Fuhrwerk her? Den Junker können wir nicht drum angehen — den Amtmann noch weniger. Von denen Bauren hat keiner ein leidliches Chaischen, und etwa in einem Baurenschlitten auf dem Stroh mich in die Stadt schleifen zu lassen gleich einer fetten Sau, danach steht mir auch nicht der Sinn. Bliebe nur noch des Försters Schlitten übrig. Der ist leicht und kommode und mit Pelzwerk wohl versehen. Kann sein, daß es dem alten Isegrim nicht unlieb wäre, wenn er auf solche Weise die Gewißheit kriegte, daß du seinem Sohne aus den Augen gebracht wirst. Vielleicht, daß er dann minder streng wider ihn verfährt und ihn im Orte läßt, damit er sich besinnen möge . . . Hm, hm, ja das erscheint mir nicht uneben. Es ist nur, daß ich nicht wohl selbst drum bitten kann.“

Und rasch entschlossen sagte Lotte: „Dann laß mich hingehen, Vadding!“

Eine kurze Weile nur zögerte der Pfarrer, dann erhellte ein zärtliches Lächeln seine strengen Züge. Er gab dem Lottchen einen scherzenden Backenstreich und sprach: „Also denn lauf, mein Liebling! Ich sehe doch, es ist dein tiefster Herzenswunsch.“

Und wie beflügelt durch den kümmerlichen Trost, sprang das junge Ding davon, gleich beim Gartenpförtchen hinaus und über den holprigen Feldweg hin.

Sie traf es besser, als sie es sich vermuten konnte, denn der alte Förster war nicht zu Hause, wohl aber der Fritz, der sich just mit einem Knecht im Hofe zu schaffen machte. Sie richtete absichtlich ihren Auftrag in Gegenwart des Knechtes aus, damit ein Zeuge dafür vorhanden sei, daß sie wirklich mit ihrem Vater zusammen fort wollte, um längere Zeit in der Fremde zu bleiben. Und der Fritz bekam zwar keinen geringen Schrecken, aber er nahm sich doch zusammen wie ein Mann und sagte anscheinend gleichmütig: „J, das trifft sich fein, Mamsell, die Gäule seind ausgeruht, und heute brauchen wir sie nicht mehr. Da will ich gerne den Herrn Pastor und die Mamsell selbst hinüberfahren. Es sind ja man zwei Stunden. — Jochen, dau kannst dem Förster seggen, ik kam up de Nacht torück."

Und dann legte er selbst mit Hand an, um den Schlitten herzurichten und die Gäule einzuschirren. Und während nun der Jochen so ab- und zuging, fand sich unterweilen wohl in dem warmen Stall eine und die andre Gelegenheit zu einem heißen Kuß und einem flüchtigen Liebeswort. Von ewiger Treue und großen Schwüren war nicht die Rede. Sie wußten aber beide wohl, daß sie es so und nicht anders meinten.

„Stehst du dich gut mit oll Krischan Barnekow?" fragte Lotte zum Schluß.

„Wie denn das?" gab Fritz zurück. „Er hat mir ehedem viele schöne Geschichten erzählt, wie ich noch ein Jung war. Aber letzthin habe ich ihm wenig nachgefragt. Er ist ja doch wol ein bißchen verrückt. Was soll uns der?"

„Ja, ich weiß doch keinen andern," flüsterte Lotte hastig; „Vater hält viel von ihm. Er soll ja ein Philosoph seind. Da habe ich gedacht, an den will ich adressieren, wenn ich dir schreibe von Greifswald. Der kann dir dann die Briefe bringen. Das fällt dann weiter nicht auf. Und denn schreibst du mir auch mal wieder, nich?"

„Ja, weißt du, Lotting, schreiben, das ist bei mir . . ." Der große Junge lächelte sehr verlegen.

„Schadt nichts," sagte Lotte, „ich werde schon wissen, wie du's meinst. Küß mich schnell!"

Das war der letzte Kuß; denn dann kam der Knecht und holte die Pferde, und Lotte konnte sich unauffälligerweise nicht länger verweilen.

Der Pfarrer war schon zur Reise gerüstet, als sie mit ihrer guten Botschaft heimkehrte. Und nun hieß es in aller Schnelligkeit ihren Kram zusammenrichten. Die Karsunken verlor völlig den Kopf über solchen eiligen Aufbruch und stand nur im Wege, statt zu helfen. So mußte denn der Fritz noch eine gute halbe Stunde draußen warten, ehe die Mamsell zur Abfahrt bereit war. Und dann ging's auf glatter Bahn in den kalten Wintertag hinaus. Die ausgeruhten Pferde griffen mächtig aus, und der harte Schnee verdeckte alle Unebenheiten der holprigen Straße, also daß sie

weich dahinglitten bei lustigem Schellengeläut und den bitteren Seewind im Rücken. Der Pfarrer saß neben seinem Töchterlein auf dem engen Sitz, und hinter ihnen hockte auf dem Reitbock der Fritz und trieb mit Pfiff und Peitschenknall die strammen Braunen so eifrig zum Laufen an, als ob es gälte, die Qual des Abschieds nach Möglichkeit zu verkürzen.

So meinte er es auch, denn es ward auf der Fahrt kein Wort gewechselt. Und als sie am Ziel angekommen waren, bedankte sich der Pfarrer mit ein paar herzlichen Worten und einem kräftigen Händedruck für seine Gefälligkeit, und ihm blieb nichts andres übrig, als sich auch seinerseits mit einem Händedruck unter dem guten Wunsche für ferneres Wohlergehen und angenehmes Pläsier in Greifswald zu verabschieden. So wandte er denn um und fuhr heim, ohne auszuspannen.

Und als der Pfarrer seinem Töchterlein in der warmen Gaststube aus den Überkleidern half, da beugte er seinen Mund zu ihrem Ohr herab und flüsterte ihr zu: „So war's recht. Ich sehe nun wohl, du willst mein braves Mädchen sein. Hilf dir selbst, so wird der Herr dir auch helfen. Das ist gute Südekumsche Art. Laß mich stolz sein auf mein Lottchen." — — —

Obwohl der Pfarrer schon am dritten Tage hernach wieder in Puhlendorp eingetroffen und keineswegs wichtige Amtsgeschäfte verabsäumt worden waren, hatte der Junker von Fersen ihn dennoch bereits beim Konsistorio wegen Entfernung ohne Urlaub verklagt. Und so gesellte sich denn nach einiger Zeit zu dem Strafbefehle der gutsherrlichen Gerichtshalterei auch noch ein ungnädiges Schreiben seitens seines vorgesetzten Superintendenten, mit dem Ansuchen, sich schriftlich oder mündlich zu verantworten.

Erasmus Südekum nahm die Gelegenheit wahr, sein erhitztes Geblüt zu beruhigen, indem er zu Fuß den Weg in die Stadt zum Herrn Superintendenten antrat, nicht achtend des jach eingetretenen Tauwetters bei wütendem Westwind. Er hatte zu diesem Gang in aller Form bei seinem gnädigen Patron Urlaub genommen und seinem üblen Humor eine gelinde Erleichterung dadurch verschafft, daß er das Urlaubsgesuch schriftlich in allersubmissester Devotion und im allerschnörkelhaftesten Kurialstil abgefaßt hatte, also daß er drei Seiten Folio gebrauchte, um auszudrücken: Der Gefertigte bittet gehorsamst um einen halben Tag Urlaub zu einem Gang in die Stadt.

Der Junker Joachim Kasimir von Fersen, der beinahe ein Stündchen daran wenden mußte, sich durch das ungeheuerliche Satzgeschlinge hindurchzuarbeiten, merkte die obwaltende Absicht dabei recht gut und fand sich dadurch in seinem Grimm gegen seinen Pastor Loci um ein weiteres bestärkt.

Dem Pfarrer seinerseits erging es in der Superintendentur auch nicht gerade glimpflich, maßen dieser geistliche Präpositus ein gar hochmütiger Herr war, dem die aufrichtigen und aufrechten Männer vom Schlage des Erasmus Südekum keineswegs wohlgefällig waren. Er kollerte ihn darum an wie ein kalekutischer Hahn, nicht nur wegen des Entweichens ohne Urlaub, als vielmehr wegen der leidigen Hasenaffäre, die auch bereits zu seinen Ohren gedrungen war. Den begangenen Jagdfrevel empfand er dabei nicht einmal als das Schlimmste, wohl aber den Mißbrauch des heiligen Buches zum

Totschlag einer Kreatur. Trotz seiner Verwunderung über diese neue, unvermutete Anfeindung ließ sich der Pastor von Puhlendorp nicht abhalten, auch mit seinem geistlichen Vorgesetzten ein verständliches Deutsch zu reden. Was hinwiederum diesen Hochmögenden dermaßen in Harnisch jagte, daß er dem Pastor verhieß, er werde nicht nur nichts dazu beitragen, seine Sache vor Gericht durch sein Zeugnis zu verbessern, sondern vielmehr verlangen, daß von Obrigkeits wegen ein Exemplum statuiert werde, auf daß die Herren Landgeistlichen nicht etwa vermeineten, sie seien freie Herren in ihren Sprengeln und dürften der geistlichen Zucht ein Schnippchen schlagen. Zum Beschluß dieser Unterredung forderte der Herr Superintendent Erasmus Südekum auf, bei seinem gnädigen Kirchenpatron, dem Junker von Fersen, submissest um Pardon zu supplizieren, der Gerichtshalterei die drei Taler Buße zu zahlen und seine Appellation beim Kreisgericht zurückzuziehen, widrigenfalls er seiner Maßregelung durch das Oberkonsistorium in Berlin gewärtig sein müsse.

Die nächste Folge des ausgestandenen Ärgers, sowie des hitzigen Marsches durch Sturm und knöcheltiefen Straßenkot war die, daß Erasmus Südekum sich ein heftiges Fieber zuzog, das ihn etliche Wochen lang, bis in den Februar hinein, an sein Bett oder wenigstens an sein Zimmer gefesselt hielt.

Das war nun eine gar trübe Zeit für den armen verwitweten und verwaisten Mann. So sehr sein Herz sich nach seinem Lottchen als nach seinem einzigen Trost sehnte, wollte er's dennoch nicht zugeben, daß man das Jüngferlein zu seiner Pflege herbeirufe. Er könne die Kosten für die weite Fahrt nicht zweimal aufbringen und wolle auch dem jungen Ding das Pläsier nicht vergällen. Ja er trieb seine Selbstverleugnung sogar so weit, daß er dem Töchterlein von seiner Krankheit erst schrieb, nachdem er sie bereits überstanden hatte, und inzwischen sich bemühte, durch fröhliche Briefchen, in denen er auch seines Ärgers um die Hasenaffäre nur mit Scherzworten gedachte, ihren Sinn aus ihrer verliebten Traurigkeit aufzurichten. Die alte Karsunken meinte es mittlerweilen freilich gar gut mit ihm, indem sie ihm mit allerlei Schweißtränklein, heißen Bettpfannen und Vergrabung in wahre Gebirge von Gänsedaunen dermaßen zusetzte, wie es einer armen Seele im höllischen Feuer kaum schlimmer geschehen kann. Als sich demnach der Pfarrer von seinem Siechbette erheben durfte, war er gänzlich abgemagert. Die Augen waren ihm eingesunken, die sonst so festen, gesunden Wangen hingen ihm welk herab, und seine Kleider waren ihm so weit geworden, daß er darin schlotterte zum Erbarmen. Die Gesellschaft der guten alten Schaffnerin war während dieses Siechtums auch eben kein Labsal, denn sie wußte zu seiner Zerstreuung und Aufmunterung kaum je etwas andres vorzubringen als die ausführliche jammervolle Beschreibung aller Krankheits-, bitteren Leidens- und Sterbefälle, so sie während ihrer achtundsechzig Jahre durch eigenes Erleben oder durch Hörensagen erfahren hatte.

Da er sich mit den Honoratioren des Dorfes verfeindet sah, fehlte ihm jede freundschaftliche Aussprache während dieser langen Wochen. Erst als er wieder im Lehnstuhl aufsitzen und sein Pfeifchen rauchen konnte, stellte sich bisweilen der Küster oder wohl der Amtsbruder aus dem Nachbardorfe, der

ihn in der Predigt vertreten hatte, am öftesten aber der Mathis Rasmussen bei ihm ein, um ihm durch ein Karten- oder Brettspiel ein wenig die lange Weile zu vertreiben. Des guten Mathis eifriges Bemühen, sich bei dem erhofften Schwiegervater anzubiedern, ward denn auch dankbar anerkannt, und der Pfarrer fand den jungen Mann von Tag zu Tage leidlicher, trotz seiner plumpen Art und seiner keineswegs beträchtlichen Unterhaltsamkeit. Er hätte es freilich seinem lieben Lottchen erheblich besser gewünscht; aber schließlich wäre doch durch eine solche Heirat die üble Lage, in die ihn sein Starrkopf mit den Machthabern des Ortes getrieben hatte, wieder eingerenkt und der Frieden im Hause aufs neue gesichert worden.

Auch der Fritz Jasmund hatte sich zuweilen nach dem Befinden des Pastors erkundigt. Er war immer heimlich in der Dunkelheit zur Pfarre geschlichen, damit der Vater an seinem Verkehr mit dem Feinde nicht Anstoß nehmen sollte, und hatte es auch meistens bei der Erkundigung bewenden lassen, ohne der Aufforderung zum Nähertreten nachzukommen. Bei solcher Gelegenheit hatte der Pastor ihm, ebenso wie auch früher schon dem Mathis, das Versprechen abgefordert, nicht etwa seinem Lottchen von seiner Krankheit Bericht zu erstatten. Im übrigen aber war es dem Pfarrer selbst lieber, wenn der Försterssohn sich nicht zum Bleiben nötigen ließ, denn es war aus ihm noch weniger Unterhaltung herauszuholen denn aus dem Amtmännischen. Und er fühlte sich überdies dem bittergekränkten Liebhaber seiner Tochter gegenüber einigermaßen schuldbewußt und wußte es wohl zu schätzen, daß der junge Mann ihn seinen gerechten Groll so wenig entgelten ließ.

Als er Mitte Februar wieder zum ersten Male seine Kanzel bestieg, fand er nicht allein das herrschaftliche und das amtmännische Gestühl leer, sondern vermißte auch sonst eine große Anzahl bekannter Gesichter. Die andächtige Gemeinde bestand fast nur aus Weibern und Kindern und etlichen wenigen von den ältesten Knechten und Handwerksleuten. Unter den letzteren bemerkte er auch seinen Freund, den Philosophen, der ihn ebenfalls während seines Siechtums zuweilen aufgesucht und durch seine Schnacken und Schnurren am wirksamsten aufgeheitert hatte. Einmal hatte Krischan sogar seine Klarinette mitgebracht und ihm allerlei alte Stücklein darauf geblasen; aber das Konzert hatte bald mit einiger Wehmut geendigt, denn der Alte mußte bitter beklagen, daß er durch seine Zahnlosigkeit die Embouchure oder, wie er sich ausdrückte, „dat Ampuschür" verloren habe, wodurch es denn kam, daß gegen Ende jedes Stückleins ihm der Odem daneben ging und das Instrument gar klägliche Quiektöne von sich gab.

Nach dem Gottesdienst forderte Erasmus Südekum den alten Barnekow auf, abermals seine einsame Sonntagsmahlzeit mit ihm zu teilen. Diesmal gab es freilich keinen Hasenbraten, sondern nur geräucherte Schweinsrippen, die aber dem Philosophen auch nicht verächtlich dünkten. Die Karsunken fand des Jammers kein Ende, daß es mit der Vorratskammer so übel bestellt sei, weil nämlich die Bauern und Kätner mit Ablieferung ihres Deputates im Rückstand geblieben und teilweise sich sogar ihrer Schuldigkeit geweigert

hatten; mit boshaften Redensarten, als zum Beispiel: der Pfarrer seie ja nunmehro ohne Familie und werde ohnehin bei obwaltenden Fieberzuständen nicht bei Appetite sein, und da er sich ohnehin das Recht anmaßete, sich ein Wildbret selber zu erjagen, so werde er arme Leute nicht um ihre letzten guten Bissen bringen wollen — und was dergleichen lose Reden mehr waren. Durch Krischan Barnekow erfuhr der Pastor des weiteren auch, wie durch das Geschwätz des Amtmanns und der gutsherrlichen Dienerschaft das Gerücht von seiner Bestrafung, von seiner Vermahnung durch seine kirchliche Behörde und von seiner fortgesetzten Renitenz bereits bis in die letzte Kate und sogar weit über die Grenze des Dorfes hinaus in die ganze Umgegend gedrungen sei, und wie die Leute daraus einen willkommenen Anlaß geschöpft hätten, durch Verweigerung des Deputates und Enthaltung vom Kirchenbesuche an dem gestrengen Seelsorger ihr Mütchen zu kühlen.

Es konnte nicht ausbleiben, daß diese neue Erfahrung von der Menschen kleinlicher Bosheit einem Manne von so strenger, stolzer und dabei freier Sinnesart, wie Erasmus Südekum einer war, in seinem Trotze nur bestärken mußte. Als demnach gegen Ende Februar das Urteil des Kreisgerichtes eintraf, in dem seine Berufung verworfen und er zur Zahlung der drei Taler Strafe an die herrschaftliche Gerichtshalterei, sowie auch der aufgelaufenen Gerichtskosten angehalten ward, dachte der Pfarrer von Puhlendorp keineswegs daran, zu Kreuz zu kriechen, sondern arbeitete vielmehr sofort eine neue eindringliche und umfängliche Beschwerdeschrift an das Oberlandesgericht in Stettin aus.

Es war jetzt nicht mehr seine Eigenliebe allein, die es ihm verbot, seinen Widersachern den Triumph zu gönnen, sondern er meinte einer höheren Pflicht genügen zu müssen, indem er bis aufs äußerste die Würde seines geistlichen Standes gegenüber solchen rohen, unstudierten, eingebildeten Machthabern verfocht, die durch buchstäbliche Anwendung eines unvernünftigen Gesetzes ihre geistlichen Superiores lediglich zu schikanieren trachteten. Er ließ sich auch die Mühe nicht verdrießen, trotz seines annoch schwachen Kräftezustandes weite Wanderungen in die Nachbarschaft zu unternehmen, um sämtlichen Amtsbrüdern seiner Diözese seinen Fall vorzustellen und sie aufzufordern, ihn in seinem gerechten Kampfe um das Ansehen ihres Standes zu unterstützen. Aber nicht ein einziger von all diesen hochwürdigen Herren fand sich bereit, seine Unterschrift zu einer gemeinsamen Beschwerde an das Konsistorium oder die Regierung herzugeben. Denn sie waren samt und sonders ängstliche Seelen, einzig besorgt, ihr Brot und das Wohlwollen ihrer vorgesetzten Behörden nicht zu verlieren.

Da gab Erasmus Südekum solch eitles Bemühen für alle Zukunft auf und beschloß, den aufgedrungenen Kampf allein zu Ende zu führen, zwar nicht mehr mit innerer Freudigkeit, sondern allein aus dem unbeugsamen Pflichtbewußtsein des aufrechten Mannes heraus. Die Freiheit des Christenmenschen, die er als verordneter Diener des reinen Evangelii vertrat, schien ihm durchaus zu erfordern, daß er kleinlichen Rücksichten auf sein persönliches Wohl und Wehe nicht seinen Mannesstolz zum Opfer brachte.

X.

Es war nun mittlerweile der wetterwendische April herangekommen, ohne daß sich in den Lebensumständen des Pfarrers von Puhlendorp etwas wesentlich zum Guten oder Schlimmen verändert hätte. Daß das Oberlandesgericht mit seiner Urteilsfindung rascher zustande kommen sollte denn das Kreisgericht, war nicht zu erwarten, so daß also die Hoffnung auf einen Freispruch immer noch dem einsamen Kämpfer den Nacken stählen konnte und seinem Widersacher vorläufig noch das Viktoriaschießen verbot. Daß sich der gekränkte Junker, als welcher durchaus ein Voltairianer sein wollte, während des schwebenden Prozesses um seinen Pastor Loci nicht weiter kümmerte, war am Ende nicht verwunderlich, ebensowenig wie daß der Förster Jasmund, der alte Isegrim, dem Pastor auswich, wo er irgend konnte, und wenn er ihm ja einmal begegnete, kaum den Hut vor ihm rückte und mürrisch zur Seite schaute.

Amtmann Rasmussen hingegen befleißigte sich einer andern Politik, denn er wollte es einerseits mit dem Manne, dessen Tochter er gerne seinem Ältesten vergönnt hätte, nicht verderben, und anderseits auch seiner gnädigen Herrschaft wohlgefällig leben. Wo es also ohne Zeugen geschehen konnte, da redete er freundnachbarlich und achtungsvoll mit dem Pfarrer wie ehedem, als ob ihre Freundschaft nie über einen Hasen gestolpert wäre, ließ ihm auch durch seinen Mathis des öfteren die besten Komplimente vermelden; vor den Leuten aber hielt er sich kühl zurück und wahrte im Gruß und Bescheidgeben ängstlich die Formen der steifsten Courtoisie. Daß ihm das Lottchen Südekum zur Schwiegertochter so erwünscht war, kam daher, daß ein wohlhabendes Mädchen, dem sein Sohn gut genug gewesen wäre, in der weitesten Umgegend nicht vorhanden war. Und ein Fräulein zu erwischen, sei sie selbst eines gänzlich verarmten Edelmanns Tochter gewesen, war ausgeschlossen, weil dem Mathis die repräsentablen Manieren und das Ansehen einer amtlichen Stellung fehlten. Da es mit ganz wenigen Ausnahmen nicht einmal freie Bauern in Vorpommern gab, so konnte er nur Erbgutspächter werden. Und in solchem Stande wären für ihn nur bäuerische Töchter oder die besseren Dienstboten von einem Rittergute in Betracht gekommen. Da war es denn schon bei weitem besser, er freite ein armes Mädchen von gutem Stande, in deren Adern das Blut einer langen Reihe von Gelehrten und Geistlichen und mütterlicherseits von angesehenen städtischen Bürgern floß. Durch solche Verbindung war dem Rasmussenschen Geschlechte wenigstens für die fernere Zukunft ein glückliches Horoskop gestellt, indem sich zur feineren Lebensart befähigte Töchter und zum akademischen Studium und hohen Ehrenstellen geeignete Söhne daraus entwickeln konnten. Des Amtmann Rasmussens Haupteh rgeiz lief nämlich darauf hinaus, der Ahnherr zahlreicher Justiziarii, Physici und andrer Magister und Doktores zu werden.

Während nun solcher Art der geduldige Mathis mit väterlicher Billigung und Unterstützung in Abwesenheit der liebreizenden Braut den erwählten Schwiegervater zu umwerben nicht müde wurde, ging Jungfer Beate Rasmussen ohne Umwege auf das Ziel ihrer Wünsche los. Ihr war es völlig

gleichgültig, welcherlei Leute Ahnfrau sie werden mochte, wenn sie nur möglichst rasch durch den ansehnlichsten jungen Burschen in der Runde aus ihrem jungfräulichen Stande hinausgeführt würde. Frau Försterin zu heißen war ihr gut genug, trotz ihrer französischen Konversation und der bei der Madame Seifferthin profitierten feinen Benehmigung. Das Haupthindernis, die Pastorsmamsell, war ja vorläufig aus dem Weg geräumt, und da galt es, die gute Zeit zu Rate zu halten. Daß Fritz Jasmund und Lotte Südekum eifrig miteinander korrespondierten, wußte sie freilich nicht.

Puhlendorp hatte nur einen Posttag in der Woche, und Försters Fritz fand daher reichlich Muße, seine Liebesbrieflein langsam, Wort für Wort, Silbe für Silbe zusammenzuschmieden. Es war das ein hartes Stück Arbeit für den jungen Mann, denn seine schwere Hand konnte das Federwerk nicht meistern, und mit der Rechtschreibung lebte er auf noch gespannterem Fuße, denn des Königs Majestät von Preußen selber. Das Schlimmste aber war, daß er eigentlich nicht einmal etwas zu sagen wußte in seinen Briefen, denn passieren tat ja nichts, und seinen Gefühlen immer neuen Ausdruck zu geben, wollte ihm vollends nicht gelingen, dünkte ihn auch durchaus überflüssig. So fielen denn seine Brieflein gar kurz und kindisch aus, und es war von Stall und Forst mehr denn von seinen Herzensangelegenheiten drin zu lesen. Lottchen aber wußte wohl, wie sie gemeint waren, und trug ihnen weder ihr klägliches Äußere noch ihren dürftigen Inhalt nach, sondern beglückte Fritzen allwöchentlich mit ein paar Seiten flüssigen Geplauders über alle Ereignisse ihres Stadtlebens und unermüdliche, herzliche Beteuerungen ihrer großen Liebe und unverbrüchlichen Treue.

Es konnte nicht ausbleiben, daß es im ganzen Dorfe ruchbar wurde, wie regelmäßig der Landpostbote bei oll Krischan Barnekow vorsprach, und daß sich die Leute die Köpfe darüber zerbrachen, auch wohl gelegentlich den alten Sonderling selbst um Aufklärung ansprachen. Dieser aber war nie um eine Antwort verlegen, sondern machte sich vielmehr einen besonderen Spaß daraus, die Neugierigen mit wunderlichen Antworten zu vexieren, als zum Beispiel: sein Großvater sei gestorben, und es gäbe nun wegen der Erbschaft großes Schreibwerk; oder aber, er habe einen schriftlichen Liebeshandel mit einer jungen Witwe angefangen, der er's ehemals auf seiner Wanderschaft mit dem Klarinetteblasen angetan — und was dergleichen Schwänklein mehr waren. Wenn ihm aber die Leute vorhielten, daß er doch weder des Lesens noch des Schreibens kundig sei und dennoch nie des Schulmeisters Dienst in Anspruch nehme, so lachte er jenen ins Gesicht und sagte, es gebe anderswo auch noch Leute, die lesen und schreiben könnten, und er würde sich hüten, dem geschwätzigen Schulmeister seine Schliche und Heimlichkeiten auf die Nase zu binden. Daß die Brieflein aber sämtlich aus Greifswald stammten, erfuhren die Puhlendorper darum nicht, weil die schlauen Liebenden dafür Sorge trugen, sie fast jedesmal an einem andern Orte zur Post zu geben. Auf diese Weise konnte es geschehen, daß weder die beiderseitigen Väter noch auch die eifersüchtige Mamsell Rasmussen von solchem Briefwechsel eine Ahnung hatten.

Gegen Ende des Aprils wehten leichte, frische Winde von der See her, trieben das mürrische Regengewölk auseinander und fegten den Himmel blank und blau über Puhlendorp. Es begann mit aller Macht ein Treiben und Sprießen und Knospenspringen, also daß in wenigen Tagen die Sträucher in vollem Blätterschmuck und der Wald in gelb und grünen Schleiern stand, die Wiesen sich lustig sprenkelten und Mensch wie Tier verjüngt und fröhlich aus dumpfen Räumen in die frisch gewaschene Gotteswelt hinaushüpften.

Da kam die Frau Amtmännin und ihre Älteste ein lebhaftes Bedürfnis zu einer geselligen Unternehmung an. Und sie erließen im Vertrauen auf eine leidliche Beständigkeit des schönen Frühlingswetters, als welche die Kundigen verhießen, Einladungen zu einer Gartenpartie oder Fête champêtre an ihre ansehnlichere Bekanntschaft und Freundschaft in der ländlichen und städtischen Umgegend. Und so fand sich denn am letzten Sonntag des Aprils, teils zu Fuß, meist aber zu Wagen, über ein Dutzend junger Leute mit nur wenigen Müttern bei Amtmann Rasmussens zusammen. Das junge Frauenzimmer bereits in hellen Kleidern, frisch gewaschen, gestärkt, gebügelt, getollt und gefältelt. Die jungen Kavaliers in Strümpfen und Schuhen mit blanken Schnallen, frischen Jabots, wohl rasiert, mit neuen Bändern in den Zöpfen und zum Teil sogar künstlich frisiert und gepudert. Aus Puhlendorp selbst war kein junges Mädchen geladen, und von jungen Herren nur der Försterssohn, der in seiner neuen Livrei und den Hirschfänger an der Seite gar stattliche Figur machte.

Da immerhin einige ältere Damen und delikate Naturen in der Gesellschaft waren, so wagte man es nicht, den Kaffee bereits im Freien einzunehmen, sondern hatte hierfür mehrere große Tische in der guten Stube festlich hergerichtet. Die Frau Accisenkalkulatorin Pannemann saß neben der Amtmännin auf dem Kanapee, und auf den feinsten Lehnstühlen, wo die schönsten gehäkelten Schoner auflagen, hatten die andern Ehrendamen Platz genommen: die Frau Herings- und Pöklingsgroßhändlers-Witwe Kiekow, die Schultheißen-Tochter Amalia Müllerin, die mit ihren fünfundvierzig Jahren es endlich aufgegeben hatte, bei der heiratslustigen Jugend zu sitzen, und die annoch jugendliche Rentmeisterin Lohse. An den andern Tischen hatten sich die unverheirateten Leute nach Wahl und Zufall zusammengesetzt, und es begann da bald genug mit schämigem Gekicher der jungen Mädchen das Eis der Förmlichkeit aufzubrechen und eine freiere Laune sich angenehm zu entfalten. Unter den jungen Kavaliers waren die Haupthelden Barnim und Bogislaw, die nach den bedeutendsten alten Pommernherzögen benannten Söhne des Kanzleirats Degelow, von denen der eine im Kataster, der andre bei der Accise bereits ehren- und hoffnungsvoll untergebracht waren. Das waren parlante junge Leute, die es gar wohl verstanden, ihre Mamsellen lachen zu machen und allerlei Unterhaltsamkeit vorzubringen. Freilich war unter diesen Mannsleuten keiner an Höhe des Wuchses, Kraft und Geschmeidigkeit der Glieder und Frische der Farben dem Fritz Jasmund zu vergleichen. Und so war es denn nicht verwunderlich, daß die Blicke der Mädchen, der

jüngsten wie der älteren, heimlicherweise bei jeder Gelegenheit sich an dieses Försterssohnes Heldengestalt hefteten und froh waren, in seiner Nähe zu sein, wenn er gleich nichts Sonderliches zu sagen wußte und sich darauf beschränkte, den Stadtherren zuzuhören und fleißig Kuchen zu essen.

„Gott, wie kriegt Sie bloß Ihren Koffee so schön braun?" sagte die Accisenkalkulatorin zur Amtmännin. „Nimmt Sie ein neues Tuch zum Durchseihen oder hält Sie auch dafür, wie die meisten behaupten, daß, je älter das Tuch seie, desto besser der Koffee? Und was Sie für schöne Stollen gebacken hat! Gott ja, Sie haben es ja auch dazu auf dem Lande. Die Eier und die Butter immer frisch und kostet Sie nichts — da ist es freilich leichter, eine schöne Stolle herauszukriegen, als wie bei uns in der Stadt, wo sie immer ausverschämter werden und nicht mehr wissen, was sie fordern sollen. — Gott ja, sagen Sie bloß," fuhr sie leiser, sich dicht zur Amtmännin hinbeugend, fort: „was ist das für ein stattlicher, junger Mensch, Ihres Försters Sohn Fritz. Ich kann es Ihrer Jungfer Tochter nicht verdenken, daß sie sich justament an den attachiert. Kucken Sie bloß, meine Liebe, was sie ihm for Augen macht! Sähen Sie es wol gerne, wenn da was aus würde? Ich dachte, Sie hätten eigentlich mehr für einen städtischen Schwiegersohn inklinieret. Der junge Barnim Degelow arbeitet doch unter meinem Manne. Ein heller Kopf, kann ich Ihnen man sagen, Madame Rasmussen. Der kann es noch weit bringen in der Accise. Und die Sekretari beim Kataster haben auch recht gute Aussichten. — Aber ich will ja nichts gesagt haben. Wenn Sie einmal für die Partie resolvieret seind, denn ist es ja wol das Richtige für die jungen Leute. — Ich dachte man, weil ich doch gehört habe . . . Ja, mein Gott, was die Leute nicht alles schnaken! — Der junge Mann soll doch mit Pastor Südekums Tochter gegangen sein. Damit ist es wol itzt nichts mehr? Sie haben ja die Mamsell Pastorsch auch gar nicht mit eingeladen. Das geht ja nun wol auch nicht mehr, wo sich der Herr Pastor doch so eigentümlich benommen hat, nich? Wir haben ja nur den besten Verkehr, versteht sich. Und mit dem Justitiarius vom Kreisgericht kommt mein lieber Mann wol auch ab und an zusammen — da haben wir es natürlich alles gehört. Wo ist es einmal möglich! Ein studierter geistlicher Herr und revoltieret solchermaßen wider seine gnädige Herrschaft und wider Recht und Gesetz! Mamsell Müllerin geht ja bei dem Herrn Superintendenten aus und ein, die kann es Ihnen Wort für Wort erzählen, was der Herr Superintendent zu Pastor Südekum gesagt hat wegen den Hasen, wissen Sie, und wegen daß er ihn doch mit der Heiligen Schrift zu Tode getroffen hat."

Nunmehr hatte der runde Tisch des älteren Frauenzimmers sein Thema, bei dem er für den Rest der Kaffeestunde sein gutes Auskommen fand. Die würdigen Hauben neigten sich nahe zueinander, und es gab ein gar eifriges Getuschel mit Augenverdrehung und vieler Beseufzung der sündigen Menschennatur und des aufrührerischen Geistes der Zeit.

Als aber der Kaffee ausgetrunken und die Stollen bis auf einen geringfügigen Rest vertilgt waren, forderte Jungfer Beate das junge Volk zu dem

eigentlich vorhabenden Divertissement im herrschaftlichen Schloßgarten auf, den der Junker von Ferfen für diesen schönen Nachmittag den Amtmännischen zur freien Verfügung gestellt hatte. Es befand sich allda ein schöner Plan zwischen jungen Kastanien- und alten Eschenbäumen, weit genug und wegen des niedrigen Graswuchses um diese Jahreszeit noch bequem zu allerlei Bewegungsspielen. Da ging es denn bald hoch her mit allerlei Lustbarkeiten der Jugend: Topfschlagen, Hahnengreifen, Kämmerchen vermieten, Fanchonhaschen und Blindekuh. Barnim und Bogislaw Degelow gaben auch hier auf dem Wiesenplan den Ton an und machten die Anführer bei den Spielen und ermunterten die zimperlichen Mamsellen durch ihre Neckereien. Von dem Frauenzimmer war die Gastgeberin, Beate Rasmussen, die Ausgelassenste, obwohl ihr bei ihrer Schwere eine rasche Beweglichkeit sonst nicht zu eigen war, und sie bei solcher ungewohnten Leibesübung eher als die andern Mamsellen außer Atem und in eine unziemliche Transpiration geriet. Wo es irgend angängig war, wußte sie es einzurichten, daß Fritz Jasmund ihr Partner sein mußte. Bei einem Laufspiel empfing sie unversehentlich von seiner gewaltigen Tatze einen so kräftigen Schlag auf die Schulter, daß nicht nur sie selbst, sondern auch alle andern jungen Mädchen aufschrieen vor Schreck. Er entschuldigte sich seiner Grobheit mit artigen Worten, aber sie dachte gar nicht daran, ihm den Schmerz nachzutragen. Und als bald darauf ein Blindekuhspiel arrangiert wurde und die jüngste Tochter der Frau Accisekalkulatorin sie aus Schelmerei dem Fritzen, der just blinder Mann war, mit einem kräftigen Stoß in die Arme trieb, ließ sie sich's gern gefallen, daß die andern Mamsellen sie kreischend verspotteten. Wohl zankte Jungfer Beate die kleine Pannemann gehörig aus ob ihrer Unart, aber beim Abschied drückte sie ihr besonders warm die Hand und gab ihr noch zum Angedenken ein schöngeschliffenes Riechfläschchen mit.

Mittlerweile waren auch die älteren Damen dazu gekommen und hatten, auf Gartenstühlen und Feldsesseln sitzend, sich an dem Übermut des jungen Volkes ergötzt. Zum Schluß war auch der Junker in eigner Begleitung des Amtmanns und des Försters zur Partie gestoßen und hatte sich leutselig mit der bürgerlichen Gesellschaft unterhalten. Er war bereits dabei gewesen, wie die Beate beim Blindekuhspiel Jasmunds Fritzen an den Hals flog und hatte ob dieses Spaßes einen dröhnenden Applaus erhoben, wobei selbst der immer ernst und grimmig dreinschauende alte Förster sein verwettertes Gesicht zu einem breiten Grinsen verzogen hatte. Und wie durch jenes Ereignis die Jungfer Beate an die Reihe kam, die Blindekuh zu machen, verfügte sich der Junker gar selbst mit seinem steifen Bein von Anno neunundfünfzig auf den Plan und versuchte nun seinerseits, den Fritz der Beate mit Gewalt in die Arme zu stoßen. Das wollte aber nicht gelingen, denn der Bursch stand allzufest auf seinen Beinen, wich den Armen der Beate mit aller Geschicklichkeit aus und wußte schließlich zum allgemeinen Gaudium der Jugend das Stücklein so zu drehen, daß er ihr den unansehnlichsten der Jünglinge, nämlich den Herings- und Pöklingsgroßhändlers-Sohn aus Barth, in die Arme schob.

Wie sich nun die junge Welt genugsam außer Atem und zu roten Backen getobt hatte, die Luft aber annoch lau genug wehte, um noch einiges Verweilen im Freien zu gestatten, da ließen sie sich im Kreise auf dem Rasen nieder und belobten höchlich den Vorschlag der Jungfer Beate, ein Pfänderspiel zu entrieren. Wie man denn wohl weiß, daß solches Spiel im Grunde nur dazu dient, die jungen Leute von ihren Herzensflammen oder auch sonst nur angenehmen Frauenzimmern einen Kuß in Ehren erhaschen zu lassen, so geschah es auch bei dieser Puhlendorper Fête champêtre, daß allemal, so oft ein Kuß zur Lösung des Pfandes bestimmt war, die schelmische Absicht dem blinden Zufall unter die Arme griff und entweder die rechten Lippenpaare zusammenführte oder aber mit ärgerlichen Überraschungen einen boshaften Schabernack spielte. Als bei der letzten Runde der angenehme Tausendsassa Bogislaw Degelow die Pfänder auszubieten hatte, fügte es sich so, daß Fritz Jasmund ihm im Rücken saß und wohl bemerken konnte, was jener für ein Pfand unter dem Tuch hervorholte. Als nun bei einer solchen Ausbietung wiederum die jüngste Mamsell Pannemann ausrief, der Eigentümer solle der Beate Rasmussen ein Mäulchen rauben, da gewahrte der Fritz, wie Musjöh Bogislaw das Pfand, das er bereits in der Hand hielt, fahren ließ und rasch nach dem Knickmesser griff, das er selbst eingesetzt hatte. Und wie nun das junge Volk aufjubelte in Erwartung des reizenden Schauspiels, da sprang der junge Jäger auf seine Füße, berührte den Bogislaw Degelow an der Schulter und sagte mit strengem Ton: „Das gilt nicht. Er hat beschuppt, Musjöh. Er hat wollen die Jungfer Beate vervorteilen. Aber ich weigere mich dessen, das ist wider die Regel."

Der Musjöh Bogislaw nahm es von der leichten Seite und machte einen Spaß daraus; denn er gedachte nicht, mit dem gewaltigen Burschen Händel anzufangen. Das Frauenzimmer aber zeigte sich baß entrüstet und verwahrte sich wie aus einem Munde gegen ein so unhöfliches Betragen. Die Jungfer Beate selber zog die Lippen kraus und rief, so spitzig sie es vermochte: „Ei, er garstiger Musjöh, ich brauch seine Küßchen nicht. Spar er sie für seine Jungfer Liebste auf. Wird wohl ein festes Stallmensch sein, so seine Püffe vertragen kann."

Mit solcher Antwort bekam sie nun freilich einige Lacher auf ihre Seite; aber gleichzeitig trat ihr auch das Wasser in die Augen, also, daß sie zu ihrem Tüchlein greifen mußte und man wohl sehen konnte, wie es mit ihrem Hohn keineswegs Ernst war.

Da ergrimmte der Junker v. Fersen, hob drohend seinen Krückstock wider den Jägerburschen auf und schrie: „Hol dich der Satan, Kerl! Wie kannst du dich vermessen, einer Demoiselle dein Maul zu verweigern! Ein schöner Kavalier, meiner Seele! Augenblicklich wird er die Rasmussin rechts und links und kreuz und quer abküssen, sonst soll ihm der Teuwel in die Knochen fahren."

Aber der Fritz bezeigte sich durch solch fürchterliche Drohungen keineswegs decouragiert, sondern entgegnete ganz ruhig: „Dero halten zu Gnaden; es ist nicht wegen des Küßkens, daß ich mich weigere, sondern nur von wegen der

Ordnung und Gerechtigkeit. Damit die Jungfern nicht meinen, ich seie ihrem Geschlechte feind oder ich wüßte ein Mäulchen nicht zu schätzen, so will ich itzt mit Permischon der Mamsell, so den Vorschlag getan, die Buße zahlen."

Und ehe die kleine Accisenkontrollörische noch ein Wort erwidern konnte, hatte er sich schon zu ihr hinabgebeugt, ihr Köpfchen aufwärts gedreht und ihr einen lauten Schmatz mitten auf die kinderhaften Lippen versetzt.

Wider solch unvermuteten Abschluß der hochnotpeinlichen Affäre wurden keinerlei Einwendungen erhoben, und das Pfänderspiel endete zu allgemeiner Zufriedenheit. Ja, selbst die Jungfer Beate ließ sich keineswegs merken, wie ihr zu Mute war. Weil sich aber der Himmel inzwischen doch bezogen hatte und die älteren Damen bereits ein kühles Abendlüftchen zu verspüren meinten, so ließ man's der ländlichen Spiele genug sein, erging sich noch ein weniges in dem schönen Garten, während die Kutscher anzuspannen begannen, und machte sich dann mit einiger Eile auf den Heimweg, da in der Tat die Abendwolken sich immer bedrohlicher zu verfärben begonnen hatten.

Wie aber die Gesellschaft seinen Garten verließ, da hatte der Junker den Fritz Jasmund beiseite gewinkt und denselben samt seinem Vater mit in seine Stube genommen.

Der alte und der junge Förster saßen erwartungsvoll auf zwei hochlehnigen Lederstühlen, während der Junker seine holländische Tonpfeife in Brand setzte. Und wie das Ding im Gange war und die ersten mächtigen Rauchwolken schon unter der Stubendecke quirlten, da stellte sich der Junker breitbeinig vor den Fritzen hin und schnauzte ihn an: „Wat is dat nu eigentlich mit di, min Jong? Büst du nu solch einen erschrecklichen Esel oder stellst du di man so dammlich? Wat soll dat heißen, diese Benehmigung gegen die Jungfer Beate? Dat kann doch woll gar nicht möglich sin, dat du so dumm büst und hest dat noch nich gespannt, wat sei von di möcht!"

Fritz blickte sauer drein und zuckte die Achseln. „Dero halten zu Gnaden, dat möt sei denn woll allein mögen. Ik bedank mi."

„I so schlag doch Gott den Deuwel dot!" fuhr der Junker auf. „Was ist ihm in die Krone gefahren, Musjöh? Ist ihm eine Amtmannstochter mit tausend Taler Mitgift, außer was das Vieh und Immobilien seind, am Ende nicht gut genug, wo er doch weiß, daß ich ihn seinem alten Vater zum Nachfolger setzen will? Will er vielleicht darauf warten, daß sich ein Fräulein in ihn vergafft?"

Da sah der Fritz erst den alten Förster und dann den Junker fest an und sagte dann ruhig: „Dero wissen doch, daß ich mit Lottchen Südekum so gut wie versprochen bin."

Der alte Förster fuhr auf und ballte seine Faust, als wollte er sie gegen den jungen Mann aufheben; aber der Junker, der dicht vor ihm stand, ergriff ihn am Arm und fiel ihm ins Wort: „Laß man, laß man, oll Jasmund, alterier er sich nicht! Hat der Musjöh wirklich die Stirn, seinem alten Vater solches ins Gesicht zu sagen, wo ihm doch bewußt sein muß, wie er mit dem geistlichen Herrn steht? Also die Pastors Deern soll es sein, dat Ding zum Umpusten? Und einen Quärulanten und Wilddieb hat er sich zum Schwieger-

vater ersehen! Nun, der Musjöh soll mich kennen lernen! Sein Vater und ich haben Schulter an Schulter in der Bataille gestanden, und ich werde meinem ollen Kriegskameraden schon den Rücken steif zu halten wissen. Es ist mein Wunsch auch, daß er die Beate kriegen soll. Und wenn er dagegen aufmucken will, denn kann ich ihm man bloß sagen . . ." Er vollendete den Satz nicht, sondern erhob nur drohend seinen Krückstock.

Da stand der Fritz langsam von seinem Sessel auf, stellte militärisch die Füße auseinander, hielt seinen Dreispitz gegen die Hosennaht und sagte: „Ich weiß woll, was ich meinem Herrn Vater, dem richtigen wie dem falschen, schuldig bin; aber in diesem Punkto . . ."

Dem Junker wäre beinahe die Pfeife entfallen. Er stemmte seinen Stock fest auf die Diele, und dann fiel er dem kecken Burschen ins Wort, indem er den alten Jasmund anschrie: „J da soll doch gleich ein heiliges Kreuzdonnerwetter dreinschlagen! Hat die alte Plappertasche das Maul nicht halten können? Seit wann ist er denn unter die Waschweiber gegangen, Jasmund?"

Der alte Mann erhob sich bestürzt von seinem Stuhl und stotterte: „Halten zu Gnaden, Junker, das ist mir im Zorne so herausgefahren. Der Jung nimmt ja keine Vernunft an."

Der Junker warf seine Pfeife gegen den Ofen, daß sie in Scherben zersprang, und stampfte humpelnd etliche Male in der Stube auf und ab, bevor er sich so weit gefaßt hatte, daß er wieder Worte finden konnte. Dann trat er vor den jungen Menschen hin und sprach: „Also wenn Er es doch einmal weiß: jawoll, du Lümmel, du bist mein Sohn! Und weil du ein strammer Kerl geworden bist, so habe ich dich immer gut leiden mögen und für dich sorgen wollen, wie es deinem natürlichen Stande von Mutters wegen angemessen ist. Bilde dir man jo nicht etwan ein, daß du nunmehro den Junker spielen und darauf rechnen könntest, daß ich dir aus Schwachheit meines Alters etwan legitimierete und zum Erben einsetzte! Ich weiß, was ich meinen Ahnen schuldig bin. Und darum kriegt der Herr Neveu das Rittergut, weil ich keinem Fräulein mehr zumuten will, mit einem alten, krumm geschossenen Invaliden das Ehebett zu teilen. Ich werde woll unbeweibt in die Grube fahren; wohl aber habe ich gedacht, ich möchte von ferne wenigstens an dein und deiner Kinder Wohlergehen meine Freude erleben. Darum hatte ich das mit Rasmussens Beate über dich beschlossen. Willst du mir in diesem Stücke nicht zu Willen sein, so kannst du dich heilig drauf verlassen, ich jage erst dich selbst zum Teufel und hinterdrein den vermaledeiten Wilddieb samt seiner Mamsell. So wahr mir Gott beistehen soll in meiner letzten Stunde!"

Fritz rang ein Weilchen nach Worten, und dann stieß er rasch hervor: „Denn will ich schon lieber gleich gehen, ehe denn mich der Herr Vater jagt. Adjüs!" Er vollführte seinen vorschriftsmäßigen Kratzfuß und trollte sich zur Tür hinaus.

Mit großen Schritten schritt er durch den Hof, drückte seinen Hut über die Augen und schaute zur Seite, als er beim Amtshause vorbeiging, um nicht etwa angesprochen zu werden. Dann eilte er ziellos die Dorfstraße

hinunter und bog in den ersten besten Feldweg ein, um nur recht geschwind alle Menschheit hinter sich zu bekommen und mit seinen Gedanken allein zu sein.

Da stand ganz plötzlich der Mathis Rasmussen vor ihm. Er hatte die Familie aus dem Nachbardorfe, die zu Fuß heimkehrte, ein Stück auf den Weg gebracht. Nun er sich so unerwartet dem Fritz Jasmund gegenüber sah, schlug er ihm gegen die Schulter und rief: „Je Fritz, wo wist du hin? Rennst mich bald über den Haufen! Du sag eins, Mensch, du bist wohl ganz dammlich geworden? Was kommt dir überhaupt bei, mein Schwester zu beleidigen? Ich sollte meinen, du könntest froh sein, wenn du mal so wat Proppres vor die Schnute kriegst! Oder ist dir vielleicht die Lust auf Lotten Pastorsch noch nich vergangen? Denn kann ich dir man raten, min Jong ..."

„Wat wist du mi raten?" fuhr ihm der Jäger ins Wort, indem er ihn urplötzlich mit festem Griff an der Weste packte und mit ausgestrecktem Arm von sich schob. „Von di und von din Schwester und von die ganze Packasch und den ganzen Kram hew ik nu all genug! Und wie du um den Herrn Pastor rumschnückerst und ihm to Leiw gehst mit din'n miserablen Absichten up sin Dochter, dat paßt mi ook nich im mindesten! Dat schallt du man weiten!"

Und ehe der verdutzte Mathis noch den Mund zu einer gereizten Erwiderung auftun konnte, hatte er bereits ein halbes Dutzend derber Püffe in die Rippen weg.

„So," schrie der Fritz, „dat is vor di, min Jong, und dat ist vor din Schwester — und dat is noch en Küßken vor sei! Dat kannst du ihr ausrichten."

Der Mathis fand wirklich keine Zeit zur Widerrede, so rasch hagelten die Püffe auf ihn ein; aber da er ein kräftiger Bursche war, der sich nichts bieten ließ, so setzte er sich in Fechterstellung und suchte die derben Streiche mit seinen ebenfalls nicht zierlichen Fäusten heimzuzahlen.

Das kam dem Fritzen eben recht. Er sprang auf den Widersacher los, packte ihn um den Leib und rang mit ihm Brust an Brust, schier keuchend, bis es ihm gelang, ihn mit einem mächtigen Schwunge aufzuheben und seitlich zu Boden zu schleudern. Da drasch er mit der harten Faust auf den feisten Jüngling ein, bis der unter Wimmern und Stöhnen um sein Leben bat. Nun ließ er endlich ab von ihm, reckte sich lang aus, stieß einen tiefen Seufzer von sich und sagte: „Dat het mir nu wirklich wohl 'dan! Na, nu nimm es man nich weiter übel, Mathis, und grüß din Schwesting. Et deit mi leid um ihr, abers ick kann ihr nu mal nich leiden."

Damit machte er kehrt, pfiff fröhlich vor sich hin und schlug, während der Regen in großen, langsamen Tropfen zu fallen begann, den nächsten Weg nach dem Walde ein.

(Schluß folgt.)

Ein Mahnwort zur Erinnerung an den Tilsiter Frieden (9. Juli 1807).

Von

C. Freiherrn v. d. Goltz.

Wenn unmittelbar nach der Doppelniederlage von Jena und Auerstedt in der preußischen Armee eine Bestürzung herrschte, die an völlige Kopflosigkeit grenzte, so ist dies zwar nicht zu entschuldigen, aber doch bis zu einem gewissen Grade verständlich. Das Geschehene war so unerhört, daß es selbst starke Geister verwirren konnte. Hätte wirklich in der preußischen Armee die allgemeine Verlotterung, Vernachlässigung, Trägheit und der Übermut geherrscht, wie sie uns nach der Niederlage in Schmähschriften geschildert worden sind, so würde der Ausgang der Oktoberkämpfe die Beteiligten nicht so vollkommen haben überraschen können, als es geschah. Von solchen Zuständen fühlt die Masse immer etwas heraus und ahnt das Kommende; es trifft sie nicht ganz unerwartet.

Die unselige Neutralitätspolitik Preußens hatte freilich in ernsten Gemütern böse Vorahnungen wachgerufen. Was aber die Armee anbetraf, so waren auch die besten Köpfe in den grausamsten Täuschungen befangen gewesen. Clausewitz, der schärfste Kritiker seiner Zeit, hoffte noch wenige Tage vor den Unglücksschlachten auf den Sieg, hielt sogar den Augenblick, in dem die Armee an der Saale den Franzosen entgegenging, für einen so verheißungsvollen, daß der König von Preußen zu beneiden sei, und blickte mit festem Vertrauen in die Zukunft. An die Möglichkeit einer so vollständigen Zertrümmerung, wie sie kommen sollte, hatte niemand überhaupt auch nur gedacht.

Wir hegen heute die Empfindung, daß die Feldzüge Bonapartes in Italien den Preußen die Augen geöffnet haben müßten. Allein wir vergessen, daß die dort geschlagenen Schlachten an Blutigkeit und Wucht weder Prag, Zorndorf, Leuthen noch Torgau erreichten. Die Bewunderer friderizianischen Soldatentums wiesen darauf mit Erfolg hin. Sie sahen mit einem Scheine

von Recht in Bonaparte immer nur noch den glücklichen Abenteurer, der verhältnismäßig leicht zu seinen Siegen gekommen sei, und dessen Stern schnell verblassen werde, wenn er mit einem echten Militärstaate wie Preußen zusammenstoßen und auf einen Feldherrn treffen würde, wie den Herzog von Braunschweig. Erst Ulm und Austerlitz änderten das Bild; aber diese Wendung kam zu spät, um noch wirken zu können; sie drang auch nicht durch. Als 1806 die Truppen zu den Waffen griffen und sich nach Thüringen in Bewegung setzten, herrschte anfänglich wieder die alte Zuversicht. Die Armee hatte in Friedrichs Tagen alle Angriffe des halben Europa siegreich bestanden und war der Welt zum unerreichten Muster geworden. Seitdem hatte sie nicht etwa gerastet, sondern mit großem Fleiß und grillenhafter Mühe weitergearbeitet an ihrer Vervollkommnung.

Nach dem Urteil der ersten Autoritäten im Fach galt sie unzweifelhaft für besser als ihre berühmte Vorgängerin. Ihre Manöver waren verfeinert, schneller, genauer, präziser geworden. Dabei war ihr Offizierkorps wissenschaftlicher durchgebildet. Die Militärliteratur kam zu einer bis dahin ungeahnten Blüte.

Daß alle diese Ergebnisse mechanischen Fleißes und pedantischer Strenge schließlich Selbstzweck geworden waren, wie eine gut gelungene Theateraufführung, daß sie mit der lebendigen neuen Kriegführung, wie sie am Rhein, in den Niederlanden, in Italien, in Süddeutschland, Böhmen und Mähren sich entwickelt hatte, fast außer Beziehung gerieten, ist nur von vereinzelten Unglückspropheten, wie Heinrich Dietrich von Bülow, zum eigenen Schaden erkannt und ausgesprochen worden. Ihre warnende Stimme verhallte ungehört in der Flut des Lobes und der Anerkennung.

Napoleon selbst hat sich bis 1806 augenscheinlich über den inneren Wert der preußischen Waffenmacht getäuscht. Die Schwäche der höchsten Führung durchschaute er freilich schon 1803, da sie die Besetzung Hannovers ohne Widerstand geschehen ließ; von ihr erwartete er nichts, von der Truppe aber immer noch einen gewaltigen, schwer zu überwindenden Widerstand.

Und nun zeigte sich mit einem Schlage an der Saale die Unwirksamkeit des gesamten, für unüberwindlich gehaltenen preußischen Rüstzeuges in der erschreckendsten Art. Es war nicht das schlimmste, daß die Schlachten verloren gingen. Auch Friedrich war bei Kollin, bei Hochkirch und Kunersdorf geschlagen worden. Ärger und bedrohlicher war, daß die Truppen zugleich alles Vertrauen zu sich selbst, zu ihrer Führung und jegliche Lust zur Fortsetzung des Widerstandes verloren. Sie hatten die ihnen als unwiderstehlich gepriesenen Paradeangriffe in gestaffelten Bataillonslinien elend scheitern sehen und trotz aller Übung im Schnelladen und Schnellschießen gegen die in Bodenfalten, hinter Hecken, Mauern und Bäumen fechtenden französischen Tirailleurs nichts ausrichten können.

Die gelahrten Strategen aber hatte es außer Fassung gebracht, daß Napoleon, der Empiriker, weder von ihren Barrieren und Flankenstellungen noch von den Wirkungssphären der Festungen und beherrschenden Positionen, den Demonstrationen, Ombragen und Jalousien oder gar den Bedrohungen

seiner Verkehrslinien nach Frankreich Notiz nahm, sondern schnurstracks auf sein Ziel Berlin losging in der Überzeugung, daß die preußische Armee sich ihm auf dem Wege dahin zur Schlacht stellen müsse.

Dann tauchte gleich nach den Schlachten das Gerücht von Friedensverhandlungen auf; der Befehl wurde an die Armee gegeben, nicht zuerst auf die Franzosen zu schießen; der König reiste vom Kriegsschauplatze ab, und man begreift, wie der allgemeine Glaube entstehen konnte, das Lied sei aus, der ganze Feldzug unrettbar verloren, jeder Gedanke an weiteren Widerstand ein Frevel oder eine lächerliche Selbstüberschätzung. Das entnervende Schlagwort „umsonst" fand mehr Widerhall, je höher hinauf man in der staatlichen Hierarchie emporstieg. Es herrschte am meisten in der Umgebung des Königs, wo man alles Heil nur von der Unterwerfung unter den Willen des Siegers und dem schleunigsten Abschlusse einer friedlichen Übereinkunft mit ihm erwartete. Hier war es fast allein die Königin Luise, die den Gedanken an tapferen Widerstand festhielt. „Nur um Gottes willen keinen schändlichen Frieden," schrieb sie in jenen Tagen dem tiefgebeugten königlichen Gemahl.

Im Hohenloheschen Hauptquartier zu Quedlinburg, wo sich die Generale auf dem unheilvollen Rückzuge nach Magdeburg in der Mitternachtsstunde zum 19. Oktober versammelten, gab es wenigstens darüber nur eine Stimme, daß der Kampf fortgesetzt werden müsse und auf Frieden nicht zu rechnen sei. Aber die elende Furcht vor einem neuen Zusammentreffen mit dem Feinde, die Unlust zum Kampfe, der kleinmütige Verzicht auf jede Siegeshoffnung taten auch hier ihr verheerendes Werk. Sie führten zu der Verwirrung in Magdeburg, dem übereilten Abmarsch, dem dreimaligen unnützen Abweichen von der wohlgewählten Rückzugslinie zur Oder, durch das der Rest der Armee zugrunde gerichtet und in die Kapitulation von Prenzlau verwickelt wurde. Derselbe klügelnde Kleinmut verschuldete auch die andren Waffenstreckungen im freien Felde, die Festungskapitulationen und alle die übrigen Akte von Erbärmlichkeit, die damals Preußens Ruhm verdunkelten. Es sei doch alles verloren, war der unglückselige Gedanke, der die Gemüter beherrschte. Der Glaube an die Möglichkeit einer Wendung des Kriegsglücks galt für kindischen Eigensinn oder für den Ausdruck der krassesten Urteilslosigkeit, und die Idee eines heroischen Unterganges für eine Lächerlichkeit, für unvernünftig und exaltiert, da der Friede ja doch in wenig Tagen geschlossen sein müsse.

Wenn die gewaltigen Eindrücke des Augenblickes, der Unbegreifliches hatte Ereignis werden lassen, bis zu einem gewissen Grade als Erklärung für diese Erscheinungen dienen können, so ist es doch nicht verständlich, daß dieselbe Auffassung auch auf die nachfolgenden Geschlechter übergegangen ist. Vielfach herrscht sogar heute noch die Vorstellung, daß nach den Schlachten von Jena und Auerstedt der Gedanke an die Fortsetzung des Kampfes wohl ehrenvoll, aber praktisch aussichtslos gewesen und der Tilsiter Frieden schon am 14. Oktober zu einer historischen Notwendigkeit geworden sei.

Diese Vorstellung zu bekämpfen ist im vaterländischen Interesse notwendig; denn anfängliche schwere Niederlagen können auch einem tüchtigen Heere begegnen. Sie sind weder den Spartanern und Römern noch den Preußen

Friedrichs des Großen erspart geblieben, und sie können uns in Zukunft bevorstehen. Wie leicht ist die Täuschung in der Wertabschätzung neuer Feinde möglich! Kein sachverständiger europäischer Beurteiler hätte 1904 vorhergesagt, daß die altbewährte russische Armee von den japanischen Neulingen in der modernen Kriegskunst würde geschlagen werden. Solchen Überraschungen als einer gegebenen Möglichkeit mit Ruhe entgegenzusehen ist eine militärische Klugheit und eines starken Volkes würdig.

Napoleons Siegeszug nach den gewonnenen Schlachten entwickelte sich so reißend, daß der erste Eindruck freilich der ist — es sei an ein Aufhalten gar nicht zu denken gewesen.

Clausewitz hat wohl geltend gemacht, daß die preußische Monarchie nach der großen Niederlage auf eine geniale Art durch die Trümmer des Heeres von einer Flankenstellung bei Magdeburg aus hätte verteidigt werden können. Allein es ist dabei mehr das theoretisch Mögliche als das praktisch Erreichbare in geistvoller Art erörtert, und der Autor gibt selbst an andrer Stelle zu, daß westlich der Oder ein ansehnlicher Widerstand, der den Feind hätte aufhalten können, nicht möglich war.

Eine entscheidend geschlagene Armee bedarf der Zeit, um von neuem widerstandsfähig zu werden, selbst wenn die materielle Einbuße nicht so groß gewesen ist wie bei Jena und Auerstedt. Die sechs Tage eines verwirrungsvollen Rückzuges, die zwischen den Schlachten und der Ankunft des Heeres bei Magdeburg lagen, waren nicht geeignet, die Truppen den Eindruck der furchtbaren Vorgänge an der Saale verwinden und sie die moralische Kraft gewinnen zu lassen, die zu glücklichen Waffentaten nötig ist. Die Versammlung aller Kräfte bei Magdeburg, um den Feind zu zwingen, daß er dorthin einlenkte und abermals zum Angriff schritt, wäre zwar ruhmvoller als der unaufhaltsame Rückzug gewesen, hätte aber am Schicksal des Vaterlandes nichts geändert.

Der Gedanke der preußischen Generale, den Marsch sogleich bis zur Oder fortzusetzen und sich erst dort wieder zu stellen, wohin der König, wie man annahm, Verstärkungen sowie auch die Russen heranziehen konnte [1]), war richtig. Nur den unzweckmäßigen Anstalten, der bleichen Furcht der Hohenloheschen Heerführung vor jedem Zusammentreffen mit dem Feinde, dem feigherzigen dreimaligen Ausweichen nach Norden auf schwierigen Umwegen ist es zuzuschreiben, daß der Plan nicht gelang.

Aber selbst auf diesem trübseligen Rückzuge hat es nicht an der Gelegenheit zu einem vereinzelten Erfolge gefehlt. Der erste Schimmer von Hoffnung auf eine Besserung brach gerade im allerdüstersten Augenblicke durch die Wolken des Unheils und leuchtete noch einmal über den preußischen Waffen.

Blücher war bekanntlich mit seiner Kolonne von 10000 Mann dem Fürsten Hohenlohe gefolgt und stand am 29. Oktober früh im Morgennebel bei Boitzenburg bereit, um nach Prenzlau zu marschieren, als Versprengte ihm die Nachricht brachten, daß der Fürst tags zuvor dort die Waffen niedergelegt habe. Nun war guter Rat teuer. Hohenlohe war nicht abgeschnitten gewesen, wie die Franzosen und sein eigener Stabschef Massenbach ihm vorgespiegelt

[1]) Tatsächlich standen diese allerdings noch weit zurück.

hatten. Blücher war es in Wirklichkeit. Vor ihm standen Murat und Lannes; hinter ihm rückte Bernadotte in Eilmärschen heran. Zusammengenommen waren sie beinahe vierfach so stark als er, und wenn er dies Mißverhältnis auch nicht genau übersah, so vermochte er doch deutlich aus der allgemeinen Lage herauszufühlen, daß jede weitere Bewegung nach Osten, Süden oder Westen ihn ins Verderben führen müsse. So blieb denn nur ein Ausweichen nach Nordwesten übrig, um erst wieder einmal die Freiheit des Handelns zu gewinnen, und schnell war er dazu entschlossen.

Ein kräftiger Entschluß aber läßt meistens glückliche Umstände wirksam werden, die ohne denselben verloren gegangen wären. Blüchers Marsch über Neu-Strelitz gegen Waren hin führte ihn am 30. Oktober unerwartet zur Vereinigung mit dem Korps des Herzogs von Weimar[1]), das die Ostsee zu gewinnen suchte. Nun sah sich Blücher zur eigenen Überraschung plötzlich an der Spitze von 22000 Mann, von denen mehr als die Hälfte noch gar nicht gefochten hatte. Damit ließ sich schon etwas unternehmen, und der Alte wollte nicht weiter zurück, sondern eine Schlacht gegen die Verfolger wagen.

Die Verhältnisse lagen dafür günstiger, als er selbst es nur irgend vermuten konnte. Er glaubte Murat, Lannes und Bernadotte vereinigt hinter sich. Tatsächlich war es nur Bernadotte, der anfänglich an ihm vorbeimarschiert, dann aber umgekehrt war und nun über Neu-Brandenburg herankam. Er hatte nach den Verlusten der anstrengenden Märsche nur noch 12000 Mann, 7—8000 Pferde und 18 Geschütze bei sich. Blücher war ihm also weit überlegen, und doch hätte er ihn ohne Besinnen angegriffen; denn dies lag bei den Franzosen in der Stimmung der Tage, welche sie durch unerhörte Erfolge verwöhnt hatten. So war ein nicht unerheblicher preußischer Sieg am 31. Oktober schon sehr wohl möglich, wo nicht gar wahrscheinlich — eine Wendung, an die zu glauben den Verzweifelten und Verzagten damals für eine Tollheit gegolten hätte.

Leider ließ Blücher sich von den gelehrten Soldaten in seiner Umgebung, zu denen in diesem Falle auch Scharnhorst gezählt werden muß, von dem Plane, der einer richtigen Empfindung entsprang, wieder abbringen und trat den verhängnisvollen Rückzug an, der ihn nach Lübeck führte.

Die Geschichte unsres Vaterlandes ist dadurch aller Wahrscheinlichkeit nach um ein Ruhmesblatt ärmer geworden, aber das Schicksal hat es an dem Winke nicht fehlen lassen, daß der Mutige selbst in der düstersten Lage noch *einen* Weg zum Erfolge offen findet. Dieser hätte freilich den Ausgang des Krieges noch nicht ändern, wohl aber den Grund zu einer weiteren Besserung und zu einer allgemeinen Belebung des Widerstandes legen können.

Hatte hier eine Reihe von Zufälligkeiten zusammengewirkt, um die Aussicht auf einen vorübergehenden Erfolg zu öffnen, so wurden bald allgemeinere Ursachen wirksam, die den wenigen Unverzagten recht gaben, die für die energische Fortsetzung des Widerstandes stimmten.

---

[1]) Nach dessen Rücktritt von General v. Winning befehligt.

Die Wucht eines jeden Angriffes, und mag er sich auch über das Land ergießen wie der Strom, der die Dämme durchbrochen hat, nimmt nach natürlichen Gesetzen in seinem Verlaufe ab. Dabei entfernt er sich mit jedem Schritte nach vorwärts mehr von den Quellen seiner Kraft. Immer schwieriger wird es, den natürlichen Abgang zu ersetzen, und auch die Anstrengung läßt nach, da ihre Notwendigkeit nicht so fühlbar wird wie bei verzweifelter Verteidigung des eigenen Herdes.

So überraschend, so reißend und glänzend, ja unwiderstehlich auch Napoleons Marsch auf Berlin und zur Oder den Zeitgenossen erschienen sein mag, er litt doch an einer inneren Schwäche. Das Heer war im Verhältnis zu dem mehr und mehr sich ausdehnenden Kriegstheater wenig zahlreich. Das mag sonderbar klingen, weil der Widerstand der Preußen nach den Kapitulationen von Prenzlau und Lübeck nahezu aufgehört hatte und die Märsche der französischen Korps sich fast vollzogen wie Friedensmärsche. Die rastlose Verfolgung hatte großen Abgang hervorgerufen. Die Feldarmee zählte nur noch 130000 Mann, trotz aller Anstrengungen, die der Kaiser machte, um dem Heere unablässig frische Truppen nachzuschieben. Rechnet man alles zusammen, worüber Napoleon in den vom Kriege berührten Ländern an Kräften verfügte, so kommt man auf die Zahl von etwa 190000 Mann. Das reichte zur Erfüllung der vielseitigen Aufgaben, welche die Armee zu erfüllen hatte, nicht hin. Es waren die eroberten Festungen, Provinzen und Hauptstädte zu besetzen. Bald mußte auch an den Schutz der Küsten gegen Landungen gedacht, eine Etappenstraße von über 100 deutschen Meilen von Mainz bis Berlin und später bis Posen gesichert werden. Viele Tausende von Kriegsgefangenen waren nach Frankreich zu geleiten und eine möglichst starke Streitmacht gegen die Weichsel vorzuschieben; denn es drohte der neue Feldzug gegen die Russen.

So war denn der Kaiser um die Mitte November, als er nach seinen ersten Nachrichten über deren Heranmarsch einen Zusammenstoß mit ihnen erwartete, auch entschlossen, vorläufig bei Posen Halt zu machen. Was er zu dieser Zeit dort vereinigen zu können glaubte, überstieg nicht 75000 Mann, eine Streitmacht, der die Russen und der Rest des preußischen Heeres zusammengenommen sehr wohl gewachsen, vielleicht schon überlegen sein konnten.

Und nun stelle man sich vor, daß die allgemeine Kopf- und Ratlosigkeit in Preußen nicht wie eine ansteckende Krankheit um sich gegriffen hätte, daß die Festungen einfach ihre Tore schlossen und guten Mutes ihr Schicksal erwarteten, daß die überaus starke Besatzung von Magdeburg die beiden französischen Korps Ney und Soult festhielt, daß vor Erfurt, Hameln, Nienburg, vor Spandau, Stettin und Küstrin Einschließungs- oder mindestens Beobachtungstruppen bleiben mußten, Hohenlohe aber den einzigen, ihn noch von der Rettung trennenden Marsch von Prenzlau nach Stettin ausgeführt hätte, der ihm ja offen stand. Es ist klar, daß dann schon die Kriegslage ein verändertes Gesicht gezeigt haben würde. Und doch umfassen die angegebenen Voraussetzungen lediglich das Mindestmaß dessen, was man an Widerstand im Lande von der noch übrigen Waffenmacht ver-

langen mußte, selbst wenn die Bevölkerung zunächst gar keinen Anteil an demselben nahm.

Schon hier, nicht viel über einen Monat nach Beginn des Feldzuges erkennt man, wie wenig begründet die allgemeine Verzweiflung in Preußen und wie landesverräterisch das entnervende Verlangen nach Frieden und Unterwerfung war.

Doch die Dinge sollten sich bald in der gleichen Richtung weiter entwickeln.

Der Vormarsch der Russen vollzog sich mit unerwarteter Langsamkeit. Napoleon setzte in der zweiten Hälfte des November den Marsch zur Weichsel fort und fand unerwartet einen neuen starken Gegner. Zum ersten Male begegnete es ihm, daß er sich in der Natur des Kriegstheaters und der Schwierigkeiten, die ihm dieses bieten sollte, vollkommen getäuscht hatte.

Der Kaiser hielt Polen für ein Land, in dem der Krieg hauptsächlich mit Kavallerie geführt werden würde. Dürre gangbare Steppe, von lichten Wäldern unterbrochen, scheint ihm vorgeschwebt zu haben. Auch die Ströme und Flüsse hielt er augenscheinlich für leicht überschreitbar. Schon die geringe Ausrüstung der großen Armee an Brückenbaumaterial spricht dafür. Zu seinen früheren Kriegen hatte der Kaiser sich auf die Kenntnis des Landes sehr sorgsam vorbereitet. Er studierte persönlich die vorhandene Literatur, zog Nachrichten ein, sammelte Notizen. Das hatte er auch 1806 nicht versäumt. Der über sein eigenes Erwarten schnelle Verlauf des Feldzuges in Preußen führte ihn aber über die Gebiete hinaus, die er in den Kreis seiner Vorstudien gezogen hatte.

Die ersten schweren Enttäuschungen wurden ihm dadurch bereitet, daß das Land fast nichts für die Ernährung seiner Truppen herzugeben vermochte. Einer seiner Marschälle verglich es mit den Gegenden, die er auf dem Zuge von Ägypten nach Syrien durchschritten hatte, nur daß es wegen des tiefen Sandes noch schlimmer wäre als jene. „Es ist unmöglich, hier für einen Tag Brot zu erhalten." „Wir durchschreiten ein wüstes Land ohne Hilfsmittel" wurde ihm berichtet. Der Mangel hatte schon bei dem Entschlusse zum Weitermarsche von Posen an die Weichsel mitgewirkt. Dann trat Regenwetter ein, und die Märsche führten durch tieferen Boden; die Wege weichten auf und wurden grundlos. Die Franzosen hatten sie in dieser Art noch nicht kennen gelernt und litten stark darunter. „Der Weg von Bromberg nach Thorn ist fast unpassierbar; er führt durch ein Gelände, in dem die Pferde fast bis zum Bauch versinken", hieß es in einer Meldung. Die Fahrzeuge mit den Lebensmitteln vermochten nicht zu folgen, der auf Warthe und Netze angeordnete Nachschub bedurfte der Zeit zum Herankommen. Die Truppen begannen zu hungern.

Der Kaiser war es nicht gewohnt, sich von so elementaren Hindernissen aufhalten zu lassen. Er eilte selbst zur Armee. Am 25. November verließ er mit seinem Hauptquartier Berlin und traf am 27. abends in Posen ein. Unaufhörlich trieb er seine Marschälle zu schnelleren Fortschritten an, aber seine Mahnungen fanden nicht mehr den Widerhall wie sonst. Die Umstände zeigten sich stärker als er. Die Verwerfung seiner, freilich erdrückend

harten Waffenstillstandsbedingungen durch Preußen, die er unterwegs erfuhr, überraschte ihn vollkommen. Erstaunt über die ungeahnte Größe der Schwierigkeiten, auf die er stieß, befürchtete er zeitweise sogar ein Vorbrechen der Verbündeten von der unteren Weichsel her, er, den solche Bedenken sonst niemals anwandelten, wenn er nach vorwärts strebte.

Seine Hoffnung war, den Russen eine entscheidende Niederlage beibringen und dann dem Heere Ruhe in weitläufigen Winterquartieren gewähren zu können. Aber die Bewegungen gingen mit schneckenhafter Langsamkeit vor sich; die Russen überschritten zudem die Weichsel nur mit schwachen Kräften und zogen diese vor dem Erscheinen der Franzosen schnell wieder zurück. Dann blieben sie jenseits des Stromes. Es war ihnen nicht beizukommen, ehe derselbe nicht hinter ihm lag, und bei einer auch nur leidlich energischen Verteidigung konnte der Übergang ihm lange verwehrt werden.

Da schien ihm das Glück wieder zu lächeln. Zu Ende November verließen die Verbündeten das auf dem linken Stromufer gelegene Warschau, am 1. Dezember die Russen sogar die Vorstadt Praga auf der andern, rechten Stromseite. Auf Warschau aber hatte der Kaiser die Hauptmasse seines Heeres in Bewegung gesetzt, weil auch die Russen unter Bennigsen dorthin im Anmarsch gewesen waren. „Wenn der Feind die Dummheit beginge, Praga zu räumen, dann bemächtigen Sie sich dieser Vorstadt, stellen Sie die Brücke wieder her und lassen einen guten Brückenkopf errichten .... Unmittelbar darauf versuchen Sie den Bug zu passieren," hatte er seinem nach Warschau vorausgeeilten Schwager Murat geschrieben, und das ersehnte Ereignis war nun wider Erwarten eingetreten. Sogleich trug den Kaiser seine glühende Phantasie auf die andre Stromseite in die entscheidende Schlacht mit den Russen, die den glänzenden Abschluß des mit beispiellosen Erfolgen begonnenen Feldzuges bringen sollte.

Es war Zeit, wieder vorwärts zu kommen. Weniger als drei Wochen hatte Napoleon nötig gehabt, um mit seiner Armee aus Süddeutschland bis Berlin vorzudringen; an fünf Wochen hatte er nun schon gebraucht, um die Weichsel zu erreichen, trotzdem kein Feind ihn aufhielt.

Aber seine Geduld sollte bald auf eine noch schwerere Probe gestellt werden. Der Brückenschlag über die Weichsel wollte nicht gelingen; es fehlte an Baumaterial, an Werkzeug, an Fahrzeugen, alles mußte erst mühsam zusammengesucht und herangebracht werden. Eisgang störte die angefangenen Arbeiten. Am Bug-Narew stand es nicht besser als an der Weichsel. Inzwischen klangen die Berichte der Marschälle immer trüber; es fehlte an Lebensmitteln an Fuhrwerk, um sie aus der Ferne herbeizuholen, an Bekleidung, zumal an Schuhwerk. „Stiefel — Stiefel!" schrieb der Kaiser einmal an den von ihm in Berlin eingesetzten Gouverneur. Wer den Loire-Feldzug von 1870 mitgemacht hat, weiß, wie bedenklich dieser Mangel werden und daß er förmlich das Schicksal eines Feldzuges gefährden kann. Die Zustände wurden immer schlimmer, das Verlangen nach den Winterquartieren im Heere immer allgemeiner. Aber es ging schlechterdings nicht vorwärts.

Der Kaiser mußte auch für seine Person erfahren, daß den elementaren Gewalten gegenüber, die sich ihm widersetzten, sogar sein mächtiger Wille unter Umständen ohnmächtig blieb. Auf der Fahrt von Posen nach Warschau, wo er um Mitternacht vom 18. auf den 19. Dezember eintraf, verspätete er sich erheblich, obschon er einen leichten Bauernwagen bestiegen hatte, um schneller vorwärts zu kommen. In Warschau traf er seinen Schwager Murat, der bei der weiteren Verfolgung von Thüringen her seine rechte Hand gewesen war, erkrankt vor. Wohin man sah, standen die Dinge übel.

Der Brückenschlag bei Thorn hatte sieben, bei Zakroczyn gar vierzehn, bei Warschau trotz der Hilfsmittel der großen Stadt elf Tage gedauert. Die Brücke über den Bug-Narew, einmal vom Eisgange fortgerissen, war noch immer nicht fertig. „Es ist Zeit, daß wir aus der Lage, in der wir uns befinden, herauskommen und die Russen verjagen, um unsre Winterquartiere zu nehmen," mahnte Napoleon, aber vergeblich.

Und wie sehr hatten die Verbündeten ihm die Bezwingung des großen Stromes erleichtert. Nur bei Thorn, wo die preußische Vorhut unter L'Estocq stand, war einiger Widerstand geleistet worden. Bennigsen, der gemeinsame Oberbefehlshaber, hatte anfänglich, den Befehlen seines Kaisers entsprechend, die Weichsellinie verteidigen wollen, dann zu Ende November bei Annäherung der Franzosen diesen Gedanken wieder aufgegeben und den Rückzug narew-aufwärts angetreten. Als er in den ersten Dezembertagen merkte, daß die Franzosen ihm nicht folgten, sondern mit dem Weichselübergange zögerten, änderte er seinen Entschluß, kehrte wieder um und setzte sich nochmals gegen den Strom in Bewegung. Aber er vollendete den Marsch nicht, sondern blieb an der Wkra stehen.

Die Arbeit am Flusse hatte also vom Feinde ungestört vollführt werden können und dennoch die über Erwarten lange Zeitdauer in Anspruch genommen.

Zu vergessen ist ferner nicht, daß den fremden Ankömmlingen der preußische Verwaltungsapparat für die Versorgung ihrer Truppen leider überall willig zu Gebote stand. Erzogen im strengen Buchstabengehorsam, verknöchert im Geiste rein mechanischer Pünktlichkeit, vollzog er die einlaufenden Befehle, woher und von wem sie auch kommen mochten. Die Weisung, die französischen Behörden zufriedenzustellen, gelangte sogar schon nach Warschau, als dort noch preußische Truppen standen. Niemand wagte im Lande, königliches oder auch nur Privateigentum anzutasten und ließ es unversehrt in Feindes Hand fallen. Ja, diesem wurde zuteil, was man den eigenen Landsleuten oder Verbündeten versagte. Der preußische Gouverneur von Warschau wollte nichts für die russischen Truppen hergeben; denn der in der Kriegführung der alten Staaten herrschende Zopfgeist verlangte die pünktliche vertragsmäßige Regelung jeder Kleinigkeit. Ja, er wagte es nicht einmal, die reichen Vorräte in der Stadt und Umgegend mit Beschlag zu belegen, sondern fragte den König darum an. Was in Franken und Thüringen, zu Hof und Jena geschehen war, geschah an der Weichsel von neuem. Ehe das Schicksal der aufgespeicherten Vorräte ordnungsmäßig entschieden war, hatte der Feind sie längst für seine

Zwecke verwendet. Die Kriegs- und Domänenkammer scheint auch die befohlene Fortführung des Schlachtviehs verhindert zu haben, um die Bevölkerung der Stadt nicht zu reizen. In dem kleinen festen Platze Lenczyc, der von der schwachen preußischen Besatzung vor dem Anmarsche der Franzosen geräumt wurde, fielen Davout viele Magazine unangetastet in die Hand; in Lowicz geschah bald darauf das gleiche. In Warschau aber fand Murat hinreichenden Hafer für seine zahlreiche Kavallerie, Mehl für 400 000 Brotportionen, ja sogar Geld in den Staatskassen vor. Das waren die traurigen Folgen des bis dahin geübten Bevormundungssystems, welches in Heer und Verwaltung jede Selbständigkeit erstickt hatte.

Den Franzosen wurden bei ihrem Vordringen also Erleichterungen zuteil, auf die sie bei einem nur einigermaßen normalen Gange der Dinge gar nicht hätten rechnen dürfen, und dennoch kam die Armee dem Verderben nahe. „Wurde das rechte Weichselufer nicht voreilig geräumt, so ist gar nicht abzusehen, wie die französische Armee während des dann noch verlängerten Stillstandes hätte ernährt werden können“ [1]).

Auch bei der Bevölkerung stieß sie noch auf keinerlei Widerspenstigkeit. Sich der höheren Gewalt, gegen die es selbst nach der Ansicht der Großen und Klugen kein Mittel von Erfolg mehr gab, fügend, tat sie mit wenig Ausnahmen, was von ihr verlangt wurde. Noch schlummerte das Nationalgefühl, zu dessen Betätigung das Volk nicht erzogen war. In den neuerworbenen polnischen Provinzen fand der Feind Preußens und Rußlands offene Unterstützung. Es ist viel, daß Österreich den Mut hatte, seine Grenzen zu sperren. Durch militärische Bewachung hinderte es jede Ausfuhr.

Die allgemeine politisch-militärische Lage gestaltete sich mit dem weiteren Vordringen nach Osten auf natürliche Art ungünstiger für den Eindringling. Österreich zeigte eine schwankende Haltung; aber es lag in der Natur der Sache, daß ein erster ernsthafter Rückschlag zu ungunsten Frankreichs es auf die Seite der Verbündeten bringen konnte, und dann stand es in Flanke und Rücken der in Polen festgehaltenen Armee. Das wäre um so gefährlicher geworden, als sich in Schlesien die Verteidigung mannhaft zu organisieren begann, so daß einrückende österreichische Heere dort kräftige Unterstützung gefunden hätten. Mit Schweden bestand der Kriegszustand; von England, dem unerbittlichsten Gegner des korsischen Eroberers, konnte in jedem Augenblicke ein tätiges Eingreifen erwartet werden.

Seine Lage war also nicht so leicht und sicher, als sie dem flüchtigen Blicke erscheinen mochte und als diejenigen seiner Bewunderer im verbündeten Heerlager sie darstellten, die von Hause aus jeden Widerstand gegen den „Riesen“ für eine unbesonnene Vermessenheit erklärt hatten. Freilich entziehen sich die geheimen Gefahren, denen eine siegreiche Armee oft schon inmitten anscheinend großer Erfolge durch den fortschreitenden Verbrauch der Kräfte sowie das gleichzeitige Anwachsen der Schwierigkeiten und der zu erfüllenden

[1]) Oskar v. Lettow-Vorbeck, Der Krieg von 1806 und 1807. Dritter Band: Der Feldzug in Polen. S. 63.

Aufgaben unterliegt, meist lange dem Blicke der Öffentlichkeit. Der dann plötzlich eintretende Zusammenbruch erscheint wie etwas Unvermitteltes und ist es doch nicht. Was sechs Jahre später in Rußland eintrat, gibt den Beweis dafür. Wie ein Gottesgericht ist die Vernichtung der großen Armee auf dem Rückzuge von Moskau angesehen worden, und man hat lange nicht bedacht, daß ihr Untergang sich schon auf dem Vormarsche dorthin vollzog. In den Leiden des Rückzuges ging überhaupt nur ein Fünftel des Ganzen zugrunde, und es handelte sich dabei lediglich um die Vollendung einer schon im Sommer unabwendbar gewordenen Katastrophe.

Der Besiegte überschätzt meistens die Lage des Siegers und glaubt allein von allen Gefahren, Beschwerden und Verlusten des Krieges betroffen zu sein, während er jenen scheinbar mühelos und ungeschwächt von Erfolg zu Erfolg schreiten sieht. Selbst 1814, als Napoleons Streitmittel völlig auf die Neige gingen, sah die Vorstellung der verbündeten Heerführer ihn fälschlich immer noch an der Spitze großer Heere. Es ist menschlich, die eigene Bedrängnis stets für die ärgste zu halten und anzunehmen, daß sie dem vom Glücke äußerlich Begünstigten überhaupt fern geblieben wäre.

So ist es natürlich, daß auch hier an der Weichsel Napoleons Macht und der Zustand seines Heeres vom Gegner nicht erkannt wurden. Ein Zeichen aber hätte die Geister auf die Spuren der Wahrheit führen müssen. Am 20. Dezember war an der Weichsel noch nichts Entscheidendes geschehen; das hätte den einfachen Beurteiler stutzig machen müssen; denn es war etwas ganz andres, als man nach dem schnellen Siegesfluge der französischen Adler bis zur Oder erwartet hatte. Man sah den Krieg damals der Hauptsache nach für beendet an, und die unglückselige Überzeugung von dem unmittelbar bevorstehenden Friedensschlusse lähmte die Energie der Verteidigung. Nun waren seitdem schon sechs Wochen verflossen und weder der Frieden geschlossen, noch, von der Besetzung unverteidigten Landes abgesehen, ein neuer Erfolg durch die französische Armee errungen worden. Das hätte den Gedanken aufkommen lassen müssen, daß auch bei ihnen die Dinge nicht so standen, als sie und ihr Kaiser es wünschen mochten.

Tatsächlich hat Scharnhorst, als er, aus der Kriegsgefangenschaft ausgewechselt, den noch von den Preußen behaupteten Boden bei Danzig wieder betrat, die Kriegslage für die Seinen als unerwartet günstig verändert angesehen. Frohe Hoffnung schwellte ihm das Herz, bis er leider wieder empfinden mußte, daß der Geist des Kleinmuts, der Engherzigkeit, des pedantischen Formalismus, der persönlichen und allerlei andrer Rücksichten noch immer nicht geschwunden und nicht daran zu denken sei, daß die verhältnismäßige Gunst der Umstände mit frischem Mute ausgenutzt werden würde.

Ein namhafter Schriftsteller des Weichselfeldzuges von 1806 hat die Behauptung aufgestellt, daß Preußen statt eines Friedens von Tilsit unter weit günstigeren Bedingungen schon jetzt einen solchen von Warschau oder Thorn hätte haben können. Die Richtigkeit dieser Behauptung kann bezweifelt werden. Der Kaiser bedurfte des Ansehens seiner jungen Herrschaft, seines persönlichen Rufes und des Druckes halber, den sein Name auf seine vielen

Gegner ausübte, eines glänzenden Abschlusses des mit so viel Glück begonnenen Feldzuges. Er konnte sich mit einem bescheidenen Erfolge nicht begnügen. Liefen die Operationen in einen tatenlosen Stillstand aus, so war Napoleons Autorität in Europa erschüttert. Er hätte also durch alle Kraft seines Genies noch die Mittel aufbringen müssen, um wenigstens für ein eindrucksvolles Ende an der Weichsel zu sorgen, das nur in der Erzwingung des Überganges und einer siegreichen Schlacht bestehen konnte.

Bewiesen aber war schon, daß zu mattherziger Unterwerfung unter das Schicksal, zu dem Verzicht auf jede Wendung des Kriegsglückes kein hinreichender Anlaß vorlag, und daß Königin Luise zum zweiten Male recht hatte, als sie in jenen Tagen die Worte sprach: „Nur festes Ausharren im Widerstande kann uns retten."

Es lag ja noch genug Raum hinter den verbündeten Heeren, um den schon ermattenden Gegner völlig zu erschöpfen.

Am 22. Dezember traf den Kaiser in Warschau die heißersehnte Nachricht, daß nun endlich nach elftägigem Bau auch die Bug-Narew-Brücke fertig und der Zutritt zum russischen Heere frei sei. Nur der Wkrafluß trennte dieses noch von den Angreifern. Elastisch schnellte Napoleons Tatkraft empor. Er glaubte sein Ziel schon erreicht und hoffte, die entscheidende Schlacht in den nächsten Tagen schlagen zu können. Der Wkra-Übergang gelang unter glücklichem Gefecht. Seine Kolonnen kamen allmählich über die Weichsel heran.

Allein die Russen hielten nicht stand; sie traten narewaufwärts den Rückzug an. Napoleon folgte. Seit einiger Zeit hatte Tauwetter den Frost abgelöst. Auf dem rechten Weichselufer dehnt sich eine lehmige Hochfläche aus, von Wald und Sumpf durchzogen. Was die Franzosen am linken Ufer an schlechten Wegen kennen gelernt hatten, sollte nur das Vorspiel der Zustände des rechten sein. Die Märsche wurden von Tage zu Tage schwieriger, der Kot der Wege tiefer. Die Brücken waren vielfach zerstört, Wassergräben, Bäche und Flüsse angeschwollen. Die Kolonnen erreichten die Ziele nicht mehr, die der Kaiser ihnen für den Vormarsch bestimmte, abermals eine ihm neue, ungewohnte Erscheinung. Das Geschütz blieb vielfach stecken, das Fuhrwesen konnte überhaupt nicht folgen. Die Not mehrte sich, die Mannschaft begann zu murren; der Hunger brach die Fesseln des Gehorsams und unterdrückte alles Gefühl von Menschlichkeit. Leute starben vor Erschöpfung am Wege, und niemand vermochte ihnen zu helfen, weil niemand mehr etwas besaß, um sie zu erquicken. Die bange Frage, wohin das alles führen sollte, regte sich in den Gemütern. Nie war die französische Armee bis dahin in so elender Lage gewesen. Der Kaiser mußte unwillige Rufe nach Brot aus den Reihen der Marschierenden hören. Anfangs nahm er sie scherzhaft auf, aber sie wurden mürrischer, und verdrossen wendete auch er sich ab. Freilich — noch folgte ihm das Heer, wohin er es auch führte; es glaubte an sein Glück und an seinen Stern. Seine Getreuen trösteten sich mit den großen Zielen, die er für die Geschicke Europas verfolgte. Man schrieb ihm geheimnisvolle Kräfte zu; aber

die Überzeugung dämmerte doch auch schon auf, daß des Kaisers Macht über die Seinen fortdauernder *großer* Erfolge bedürfe.

Gerade diese aber waren hier zwischen Wald, Sumpf und Wiesen nicht zu haben. Die russischen Kosaken kannten das Land besser und fanden sich mit seiner Natur leichter ab, als die französischen Reiter, die im knietiefen Boden nicht vorwärts kamen. Sie waren ihnen hier überlegen. Napoleon begann mit seiner Kenntnis über Stellungen und Bewegungen des Feindes im Dunkeln zu tappen. Auch das muß für ihn ein unbehagliches, ungewohntes Gefühl gewesen sein.

Es ist von psychologischem Interesse, zu verfolgen, wie sein ungebärdiger Geist sich gewaltig dagegen wehrt, von den hohen Forderungen zu lassen, die er an sich und andre zu stellen gewohnt war, und wie er dennoch allmählich erlahmte und sich mit Geringerem begnügt. Erst am 26. Dezember machten die Russen Miene, einen entscheidenden Kampf zu wagen. Sie werden bei Pultusk angegriffen, aber *nicht* geschlagen. Als sie freiwillig der allgemeinen Rückwärtsbewegung wieder folgen, haben die Franzosen den *Schein* des Sieges für sich.

Napoleon, der, durchaus berechtigt, aber dennoch irrtümlich die russische Hauptmacht nicht am Narew, sondern auf den weiter nördlich gelegenen Straßen gesucht hatte, war nicht auf dem Schlachtfelde gewesen. Er verfehlte auch ein andres heißes Gefecht, das eine, den Anschluß an die Hauptmacht suchende russische Kolonne gegen die herankommenden Franzosen bei Golymin lieferte. Auch dieses blieb bis zum Einbruch der Dunkelheit unentschieden, obwohl die Franzosen an Zahl weit überlegen waren.

Daß der Kaiser an einem Tage, an dem auf zwei Punkten seiner Heeresfront lebhaft gekämpft wurde, bei keinem der beiden Kämpfe zugegen war, beweist, daß er die Lage nicht mehr so beherrschte wie in früheren Feldzügen.

Der russische Rückzug nahm seinen Fortgang.

Die Franzosen hatten an einer Stelle eine halbe Niederlage erlitten und an der andren ein unentschiedenes Gefecht geführt. Nur der allgemeine Gang der Operationen verbarg diese Tatsachen dem Auge der Welt.

Ohne Zweifel hat Napoleon das Geschehene richtig gewürdigt, aber er hielt es für klug, sich zu stellen, als glaube er an einen großen Sieg und er rühmte sich dessen in seinen Bulletins. Der Zustand der Armee erheischte gebieterisch Ruhe, und er kehrte an die Weichsel zurück, hoffend, daß es den Russen ebenso erginge wie den Seinen, und daß von ihrer Seite in nächster Zeit nichts zu gewärtigen wäre.

Er sollte sich indessen bitter täuschen. Wohl hatten die Russen auf dem mühseligen Rückzuge große Verluste an Geschütz, Fahrzeugen und Menschen erlitten, aber ihre Kraft war doch noch nicht gebrochen. Bennigsen, dem bis dahin mehr die Gewalt der Umstände als ein förmliches Recht die Leitung des Heeres an Stelle des überalterten und geistesschwachen Feldmarschalls Kamenskoi in die Hand gespielt hatte, wurde für die Schlacht von Pultusk zum wirklichen Oberbefehlshaber ernannt, und sein Kaiser befahl ihm zugleich, die Franzosen wieder anzugreifen. Für die Widerstandsfähigkeit der russischen

Truppen spricht es, daß er sich sofort an die Ausführung machen konnte. Leider unternahm er den Vorstoß nicht mit ganzer Kraft, sondern ließ bedeutende Teile der gesamten Streitmacht am Narew und zwischen Bug und Narew zurück, um sie nach der Kriegsweisheit jener Zeit von weither die mittlere Weichsel bedrohen zu lassen.

Es folgte der kurze blutige Winterfeldzug von Preußisch-Eylau, der an Leiden und Beschwerden in Schnee, Eis und hartem Frost das Seitenstück zu den soeben überstandenen Märschen in Sumpf und Kot am Narew bildet.

Bennigsen ging gegen die untere Weichsel vor, gerade als der unbesonnen gegen des Kaisers Befehl auf Königsberg vordringende Marschall Ney die hinter Angerburg zurückgewichenen Preußen wieder aufgescheucht hatte. Preußen und Russen setzten sich nun zusammen in Bewegung, um zunächst die Verbindung mit Danzig aufzunehmen und Ney sowohl als den bis gegen Elbing hin vorgeschobenen Marschall Bernadotte abzuschneiden. Ihre Langsamkeit läßt den Schlag mißlingen. Die beiden Marschälle entkommen. Aber um die Ruhe der „großen Armee" ist es geschehen. Napoleon bricht mit derselben von der mittleren Weichsel zum Gegenschlage auf. Der Plan, den er dabei faßt, gleicht an Kühnheit den besten, die er entworfen hat. Er wollte die Verbündeten auf dem inneren Flügel, d. h. von Osten her umfassen und sie womöglich gegen die Weichsel werfen. Der Flug seiner Gedanken war also noch keineswegs matt geworden.

Er brachte die Russen auch an der oberen Alle bei Guttstadt und Allenstein in eine Lage, die sehr derjenigen der Preußen an der Saale vor Jena und Auerstedt glich. Aber sie entzogen sich ihm noch im letzten Augenblick durch nächtlichen Abmarsch nach Norden, und er mußte ihnen folgen. Furchtbar litten die Russen bei den Märschen durch schneidende Kälte, Nacht und Schnee auf engen, schlechten Wegen. Aber ebenso litten auch die Franzosen, die an ein solches Land, ein solches Klima in keiner Weise gewöhnt waren.

Als Bennigsens Rückzug endlich bei Preußisch-Eylau am 7. Februar 1807 zum Stehen kam, und es am Abend und dem folgenden Tage nun wirklich zur Entscheidungsschlacht kam, zeigte sich, daß die Dinge für den Kaiser durchaus nicht vorteilhaft standen. Es fehlten ihm die hinreichenden Kräfte für die glänzende, vernichtende Entscheidung. Der vorangegangene Dezemberfeldzug in Polen hatte ihn stutzig gemacht, in ihm das alte Vertrauen auf sein Glück erschüttert. Er war besorgt um die Ernährung seiner Armee und infolgedessen um die Erhaltung seiner Verbindungen an und über die Weichsel. Von diesen sprach er gegen seine Gewohnheit viel in Befehlen und Korrespondenzen. Zum Schutze von Thorn und Warschau war etwa ein Drittel seiner Armee zurückgeblieben. Das Korps Ney hatte er entsendet, um die von weiter westlich heranrückenden Preußen abzudrängen. Berthier behauptet, daß der Kaiser nur noch 54000 Mann bei sich gehabt hätte, und mag dies auch übertrieben sein, so waren die Russen doch mindestens ebenso stark wie er. Als am Abend das Schicksal der Schlacht sich nach den schwersten Verlusten auf französische Seite neigte, da konnte der Rest des preußischen Korps, der sich Ney glücklich entzogen hatte und herankam, trotz seiner Schwäche den Umschlag herbeiführen.

Am Tage nach Eylau war die „große Armee" keiner weiteren Anstrengung mehr fähig; Napoleon selbst erwartete im Zustande äußerster Abspannung im ärmlichen Hause eines Ziegelbrenners, auf einer Matratze am Boden liegend, die Nachrichten darüber, was der Feind tun werde. Er dachte an einen Rückzug bis hinter die Weichsel. Die Auflösung seines Heeres hatte sich unter den Leiden der letzten Tage nur noch gesteigert. Selbst auf dem linken Weichselufer trieben sich Scharen von Marodeuren herum. Alle strengen Maßregeln wollten nicht mehr verfangen.

Die Frage, ob Bennigsen gut tat, das Schlachtfeld zu verlassen und dem Feinde den Schein des Sieges zu gönnen, mag an dieser Stelle ruhen. Sie ist nicht die entscheidende gewesen. Beide Heere, die gefochten, waren unfähig, Nennenswertes zu unternehmen. Auch Napoleon blieb ja nur noch so lange stehen, bis er glaubte, die Welt von der Freiwilligkeit seines Rückzuges überzeugt zu haben.

Kein Zweifel, daß hier der Augenblick für einen großen Rückschlag gekommen war, wenn er vorbereitet gewesen wäre. Ein einziges frisches Korps von ansehnlicher Stärke, das Bennigsen beim letzten Halt von Eylau aufgenommen hätte, würde einen völligen Umschwung herbeigeführt haben. Nicht 6000 oder 7000, sondern 30000 oder 40000 Preußen hätten den bis dahin in der Schlacht siegreichen rechten Flügel der Franzosen aufrollen sollen; dann wäre es Davout, der jenen kommandierte, nicht mehr möglich gewesen, die Flut mit einbrechender Dunkelheit zum Stehen zu bringen.

Welche Folgen eine entscheidende Niederlage Napoleons damals gehabt, welche Wendung der Krieg am Ende genommen hätte, im einzelnen erraten zu wollen, ist müßig. Die Gesamtwirkung wäre politisch und militärisch die weittragendste gewesen.

Die erforderlichen Kräfte dazu, mit unerschrockenem Mute auf dem letzten Walle, auf dem es kämpfte, den erfolgreichen Gegenstoß zu führen, hätte Preußen finden können. Es fehlte weder an Menschen noch an Ausrüstung. Am ehesten bestand ein Mangel an guter Bewaffnung, die aber England liefern konnte.

Leider hatten nach der Oktoberkatastrophe die unseligen Friedenshoffnungen, der naive Glaube, Napoleon werde es mit Preußen nicht zum äußersten treiben und es aus seiner Notlage billigen Kaufes entlassen, alle außergewöhnlichen Maßnahmen zur Landesverteidigung hintenangehalten. Kein allgemeines Aufgebot erfolgte; nicht einmal die unzähligen Ausnahmen von der Dienstpflicht wurden aufgehoben. Als im November zu Osterode und am 1. Dezember in Ortelsburg energische Beschlüsse zur Fortführung des Krieges und zur Wiedererweckung des alten tüchtigen preußischen Geistes im Heere gefaßt wurden, waren schon kostbare Wochen ungenützt verstrichen. Aber bis Eylau hin folgten noch mehr als zwei Monate, in denen vieles hätte geschehen können. Ein Korps von 37000 Mann konnte nach zuverlässiger Berechnung[1]) ohne außergewöhnliche Maßregeln im freien Felde aufgestellt werden; ja, wenn

[1]) Aus dem Nachlasse Friedrichs v. d. Marwitz. Berlin 1852. Bd. I, S. 222.

nur die 11000 Mann Infanterie und 8000 Reiter, die man bei aller Lauheit in den Rüstungen tatsächlich zusammengebracht hatte, an der entscheidenden Stelle verwendet worden wären, vieles hätte sich schon damit leisten lassen.

Die Gunst der Umstände aber dauerte auch nach der Schlacht noch fort. Es folgte ihr der dreimonatliche Stillstand, den man Napoleon beinahe ungestört zur Bezwingung von Danzig benutzen ließ. Ein großer, tatkräftiger Wille an der Spitze eines opferbereiten Volkes hätte jetzt noch das Schicksal des Landes wenden können. Was sechs Jahre später in Ostpreußen geschah, liefert den Beweis dafür. Aber noch waren das kurzsichtige Beharren im Althergebrachten, der Mangel an Energie, an Selbständigkeit im Volke, Heere und Beamtentum, an Lust zur Verantwortung und vor allem die Scheu vor jeder ungewöhnlichen Anstrengung in dem bequemen Geschlechte nicht überwunden.

Wie ernst Napoleon seine Lage noch längere Zeit ansah, geht aus seiner unerhörten Rührigkeit im Verstärken seiner Armee an der oberen Alle und der Passarge sowie aus manchen Regungen der Besorgnis hervor. Hat er sich doch sogar mit dem Gedanken beschäftigt, was geschehen solle, wenn der Feind in seinem Rücken Berlin bedrohen oder es gar vorübergehend besetzen würde. Die Verbündeten nahmen sich an ihm kein Beispiel, sie ließen Danzig verloren gehen, und die Gelehrten des Hauptquartiers beschäftigten sich mit Entwürfen von Expeditionen, um von Stralsund aus oder westlich der Elbe nach Deutschland vorzudringen, während es sich darum handelte, eine neue Entscheidungsschlacht an der Alle zu liefern.

Als Napoleon im Juni zum letzten Schlage aufbrach, war er fast doppelt so stark wie seine Gegner, — er, der fern von den heimatlichen Hilfsquellen im fremden Lande stand, während sie auf vaterländischem Boden für die Freiheit des eignen Herdes fochten und fast nichts getan hatten. Damit erst und nicht durch die anfänglichen Unglücksfälle in Thüringen ist der Frieden von Tilsit eine unabweisbare Notwendigkeit geworden.

Den glänzenden Schlußeffekt von Friedland am 14. Juni warf halb und halb der Zufall dem Eroberer in den Schoß. Das Glück lohnte den Beharrlichen, der die ungeahnten Schwierigkeiten, die ihm begegnet waren, nicht in dumpfer Ergebung hingenommen, sondern mit rastloser Energie überwunden hatte, mit seiner Gunst. Es ließ die Verzagten und Kleinmütigen dagegen im Stich.

Der Historiker wird sagen, daß der Geist der Staatsverwaltung und die Volksseele in Preußen 1806 und 1807 noch nicht fähig waren, eine so radikale Wandlung herbeizuführen, als sie nötig war — und das mag richtig sein. Aber es kam hier auch nur darauf an, zu zeigen, wie selbst der unglücklichste Krieg, den Preußen je geführt hatte, der bald nach seinem Beginne alles als verloren erscheinen ließ, Augenblicke herbeigeführt hat, in denen der kühne Griff einer festen Hand dem Steuer des bedrängten Staatsschiffes eine günstigere Richtung hätte geben können.

Blücher konnte durch einen Erfolg am 31. Oktober 1806 die Hoffnung im Volke und den Mut zum Widerstande beleben, eine umsichtige und ent-

schlossene Verteidigung den Feldzug an der Weichsel für lange zum Stehen bringen. Damit wäre die Zeit für eine weitgehende Volksbewaffnung gewonnen worden. Bei Eylau, ja selbst noch nach der Schlacht, solange sich Danzig hielt, konnte ein ernster Umschwung des Waffenglücks eintreten, wenn das lebende Geschlecht sich damals schon energisch aufgerafft haben würde.

Das deutsche Gemüt neigt mehr zum Zweifel am unsicheren Erfolge, als zum kühnen Hoffen. Darum sollte ihm die Lehre aus der trüben Zeit, die hier an unserm Auge vorübergezogen ist, nahegelegt werden. Sie beweist, daß ein mutiges und entschlossenes Volk bei beharrlichem Widerstande selbst in den schlimmsten Lagen doch noch Wege zur Rettung, ja glückliche Umstände zum endlichen Siege zu finden vermag. Der Gott der Kriege pflegt sie dem entgegenzubringen, der sie mit Vertrauen sucht. Auf dieser Überzeugung hat auch wohl der Grundsatz der alten Römer geruht: niemals im Unglück Frieden zu schließen. Möge er das Vermächtnis unsres deutschen Vaterlandes werden.

Großherzog Carl Alexander von Sachsen-Weimar und H. C. Andersen.

Von

Louis Bobé.

Von vielen fernen Reichen und Landen, von vielen fremden, großen Namen erzählt H. C. Andersen in seinen Lebenserinnerungen, denen er so feinsinnig den Namen „Das Märchen meines Lebens" gegeben hat.

Lange und häufige Reisen, die in so mancher Beziehung an die ruhelosen Dichterwanderungen des dänischen Ahasverus Jens Baggesen erinnern, waren für Andersen eine Lebensbedingung. Es war jedoch nicht nur die angeborene Kreuzfahrersehnsucht des Nordländers nach wärmerer Sonne und größerer Farbenpracht, nicht allein die Hoffnung, im Märchenlande jenseits der blauenden Berge Stoff zu neuen Dichtungen zu finden, die ihn nach dem Süden zogen. Auf jenen Reisen, die in seinen reiferen Mannesjahren so reich an Huldigungen und Triumphen waren, suchte und fand er in der unmittelbaren, enthusiastischen Anerkennung und Bewunderung des Auslandes Balsam für alles, was ihm in der Heimat das Leben oft vergällt hat.

Auf H. C. Andersens Zugvogelbahnen gab es unter vielen Ruheplätzen eine Freistatt, wo er Jahrzehnte hindurch immer wieder einkehrt, und wo er als Dichter wie als Mensch das tiefste Verständnis findet. Es ist das Fürstenheim im Thüringerlande, „wo Luther geredet und Goethe gesungen". Auf vielen Blättern in dem bunten Bilderbuche seines Lebens hat Andersen mit Liebe und Dankbarkeit den Namen des Großherzogs Karl Alexander von Sachsen genannt. Das Verhältnis, das den Burgherrn auf der Wartburg und in Weimar, den Abkömmling der thüringischen Landgrafen, mit dem dänischen Dichter verband, der im engen Gäßchen zu Odense das Licht der Welt erblickte, ist eines der schönsten Kapitel in Andersens Lebensmärchen. Zwischen Weimar-Jena, „der großen Stadt", wie jene beiden kleinen deutschen Städte des lieder- und sagenreichen Thüringerwaldes zu Goethes Zeit mit einem Wort genannt wurden, und der Hauptstadt Dänemarks bestand während der klassischen Literaturperiode Deutschlands ein lebhafter und vielseitiger

geistiger Verkehr. Kurz nach dem großen Versöhnungsfest auf dem Marsfelde 1790 kam Baggesen nach Weimar, wo er durch seine enthusiastische, farbenschillernde Natur Wielands Herz gewann und ebenso in Jena eine warme und dauernde Freundschaft mit dem Schwiegersohn des Dichters, dem Philosophen Reinhold, schloß, der ihn wiederum mit Schiller zusammenführte. Baggesen, der wie wenige die Gabe besaß, andre für seine Ideen zu gewinnen, war zum Teil die Veranlassung, daß seine Gönner, der Herzog Friedrich Christian von Augustenburg und der Graf Ernst Schimmelmann, dem Dichter des „Don Carlos" jene Ehrengabe für drei Jahre aussetzten, die Schiller von drückenden Sorgen befreite.

Die Schriftstellerin Friederike Brun, die auf ihren vielen Reisen auch Jena und Weimar besuchte, gab Beiträge zu Schillers Musenalmanach. Die Gräfin Louise Stolberg, eine Schwester des Staatsministers Reventlow, die 1784 und 1792 in Weimar Goethe, Herder und die hier wohnende Gräfin Bernstorff, die Witwe des großen dänischen Staatsministers, besuchte, stand viele Jahre lang in einem äußerst vertraulichen und häufigen Briefwechsel mit der Herzogin Louise von Weimar. Auf seiner großen Reise ins Ausland war Oehlenschläger des öftern in Goethes Hause zu Gaste und las ihm hier seinen „Aladdin" und den „Hakon Jarl" vor. Mit ihm zusammen hielt sich der Archäologe J. O. Bröndsted in Weimar auf, dessen Arbeiten Goethe auch später ein lebhaftes Interesse schenkte, ebenso wie diesen noch 1822 die Gespräche mit H. C. Örsted lebhaft anregten, dessen große Erfindung er mit einem blendenden Lichte vergleicht.

Auf seiner ersten Reise nach Deutschland, ein Jahr vor Goethes Tode, hatte H. C. Andersen die Absicht, dem Dichter des „Faust" seine Huldigung darzubringen, gab aber, da dieser ihm als zu vornehm und abweisend geschildert worden war, den Gedanken wieder auf. Erst der Sommer 1844 brachte ihn zum Witwen-Musensitz. Er war damals fast vierzig Jahre alt und hatte seine große Reise nach Italien, Griechenland und der Türkei hinter sich. Sein Ruhm hatte die Grenzen Dänemarks bereits überschritten: sein „Bilderbuch ohne Bilder" hatte in de la Motte Fouqué einen Übersetzer gefunden; seine „Märchen, für Kinder erzählt", seine Romane „Der Improvisator", „O T", und „Nur ein Geiger", aus den Jahren 1835—38, und „Der Bazar eines Dichters", 1843, waren deutschen Lesern zugänglich geworden. In Oldenburg hatte Andersen schon früher den Freiherrn Karl Olivier von Beaulieu-Marconnay (geb. 1811, gest. 1889) kennen gelernt, und dieser, der jetzt zu Weimar als Oberhofmeister der Erbgroßherzogin fungierte, war es, der Andersen bei dem jungen Erbgroßherzog Carl Alexander von Sachsen-Weimar und dessen Gemahlin einführte.

Schon bei seinem ersten Aufenthalte in Weimar gewann Andersen die Herzen des jungen Fürstenpaares. Er war Karl Alexanders Gast auf dessen Sommerschloß Ettersburg. Während Andersen sich dort aufhielt, feierten die loyalen Bauern den Geburtstag ihres künftigen Herrschers, den St. Johannistag, als ein doppeltes Fest mit Gesang, Tanz und Spiel. Andersen ging an der Seite Karl Alexanders in der lauen Mittsommernacht unter den Linden

des Parkes, überstrahlt vom bunten Schein der Lampen. Er fühlte sich beglückt, als der liebenswürdige Fürst im Laufe des Gesprächs einen Zweig abbrach und ihm zum Andenken an diese erste Zusammenkunft gab. Unter den liebsten Erinnerungen des Dichters in seinem Album, das nun zu den Schätzen der Königlichen Bibliothek in Kopenhagen gehört, ist dieser Zweig aufbewahrt.

Der erste Brief Andersens an Carl Alexander ist von Ende August 1844 datiert und aus Glorup auf Fünen geschrieben. In seiner ausführlichen Antwort bat der Fürst unsern Dichter, zukünftig Weimar als seine neue Heimat zu betrachten; aber erst zu Anfang des Jahres 1846 folgte er der erneuten Einladung des Erbgroßherzogs. Diesmal lernte er das gesellschaftliche Leben in der ansprechenden kleinen Residenzstadt kennen und verkehrte hier mit den letzten Überlebenden aus Weimars klassischer Zeit, dem Kanzler v. Müller, Eckermann und Frau v. Schwendler, Jean Pauls geistvoller Freundin. Auch die Großherzogin Marie Paulowna, Carl Alexanders Mutter, erwies H. C. Andersen viel Freundlichkeit. Sie konnte mit ihm über ihren Aufenthalt in Dänemark und Schleswig sprechen, da sie in den Jahren 1806 und 1807 nach der Schlacht bei Jena mit ihrem Gemahl und ihrem Schwager, dem Prinzen Bernhard von Weimar, zuerst im Hause Konstantin Bruns, des Gatten der Dichterin Friederike Brun, in Kopenhagen und später im Bjelkeschen Palais in Schleswig bei dem Landgrafen Karl von Hessen eine Zuflucht gefunden hatte.

Der Erbgroßherzog schenkte bei dieser Gelegenheit Andersen ein jetzt gleichfalls in der königlichen Bibliothek aufbewahrtes Album mit kolorierten Stichen, die klassischen Stätten Weimars darstellend, Goethes Haus am Frauenplan und sein Gartenhaus im Park, das römische Haus usw. „Hand in Hand," erzählt Andersen, „saßen wir oft im Sofa, und wenn ich tief bewegt über seine edle Gesinnung war, drückte er mich an seine Brust. Einmal sollte ich kommen, meinte er, und für immer in Weimar bleiben."

Während seines Aufenthaltes in Weimar traf auch Jenny Lind hier ein. „Eines Vormittags," berichtet Andersen, „als Carl Alexander mich zur Gräfin Redern führte, sang die große seelenvolle Sängerin einen der schwedischen Psalmen aus dem dreißigjährigen Kriege so ergreifend, daß die junge Erbgroßherzogin ihr um den Hals fiel. Am letzten Abend, den die Sängerin in Weimar zubrachte, huldigten die Studenten aus Jena ihr durch eine Serenade unter ihren Fenstern."

Unmittelbar nach dem Geburtstag des regierenden Großherzogs, am 2. Februar, verließ Andersen Weimar, um sich nach dem Süden zu begeben, machte aber vorher, durch seinen fürstlichen Freund eingeführt, noch einen Besuch bei Schillers Schwägerin Karoline v. Wolzogen in Jena. Aus Rom schrieb er an Karl Alexander: „Andere Fürsten haben mir Ehren und Ehrenbezeugungen erwiesen. Sie haben mir einen Platz in Ihrem Herzen gegeben. Italien hat keine bessere Sonne als die, welche mir in Ihrem Herzen leuchtet. Wenn die ganze Welt so wie ich Ihr Herz kennte! Die würde Sie lieben!"

Auf der Heimreise von Italien machte Andersen im August und September wieder in Weimar Station. Auf langen Spaziergängen in den Parkanlagen von Belvedere und Tiefurt, oft auch in den Morgenstunden war er mit Carl Alexander allein, dessen häusliches Leben ihn sehr ansprach. Es gab viele Berührungspunkte zwischen Andersens großer naiver Kinderseele und der unmittelbaren, einfachen und gutmütigen Natur Carl Alexanders. „Keiner meiner Teuersten in Dänemark hätte mich inniger empfangen können, als er es that", bekennt Andersen in einem Briefe an den König Christian VIII. aus demselben Jahr.

Aus den Jahren 1846—47 liegt eine erhebliche Anzahl Briefe von Carl Alexander an seinen dänischen Freund vor, die ein höchst anziehendes Bild des an geistigen Interessen so reichen jungen Fürsten geben. Natürlich, echt und warm in seinem Ton, wie er war, sind ihm alle Höflichkeitsphrasen fremd. Seine Beurteilung Andersens als Dichter und Persönlichkeit verrät ein feines Verständnis und einen poetischen Blick. Auf seinen Jagdausflügen und Spaziergängen in der Umgegend von Weimar und Eisenach sucht er, indem er seine Aufmerksamkeit auf das Leben in der Natur richtet, Motive zu Märchen, die er auf eine anspruchslose und liebenswürdige Weise seinem Freunde zur Verwertung vorschlägt. Schwung und Farbe sind in seiner Wiedergabe der Stimmungen, die ihn in den feierlichen Räumen der Wartburg und in Ilmenaus Waldeinsamkeit ergreifen; es ist eine überzeugende Wärme in der Erzählung von den großen Plänen, mit denen er umging, Weimar aufs neue zu einem Mittelpunkt der geistigen Strömungen in Deutschland zu machen. Man versteht daher auch die Gefühle Andersens, wenn er in einem Brief vom Herbst 1846 an den Herzog schreibt: „Ich kann Sie nicht mehr entbehren. Durch Sie liebe und verstehe ich das Edle im Fürsten, der in unserer Zeit gar zu streng beurtheilt wird. Sie verstehen mich, ich liebe wenige Menschen wie Sie und ich kann nicht anders."

Auf seiner Reise im Sommer 1847, die ihn durch Holland, England und Schottland führte, traf Andersen in London im Salon des Lord Palmerston das Weimarsche Fürstenpaar und besuchte sie wieder im gleichen Herbst in Ettersburg. Hier hat er die Vorrede zu der deutschen Übersetzung der „Glücksblume" datiert, und die gegen Ende des Jahres 1847 erschienene deutsche Übersetzung seiner epischen Dichtung „Ahasverus" (im 29. und 30. Band seiner „gesammelten Werke") ist dem Erbgroßherzog gewidmet: „Wenn ich gestorben bin, wird das Buch Ihnen und der Welt meine Liebe und Treue verkünden."

Im Februar 1848 sandte Carl Alexanders Vater Andersen den Weimarschen Falkenorden. In seinem Dankschreiben gibt der Dichter der Trauer über den Tod König Christians VIII. Ausdruck. „Sein Hinscheiden", antwortete der Fürst, „ist eine Epoche für Dänemark, ist es für ganz Deutschland." Es kamen jetzt schwere Tage für alle Dänen, die Verwandte und Freunde in Deutschland hatten. „Dänemark, meine Heimat und Deutschland, wo so viele Menschen sind, die ich liebe, stehen feindlich einander gegenüber", klagt Andersen in einem Briefe an Carl Alexander. In einem späteren Briefe,

als die Unruhe und die Spannung in Kopenhagen ihren Gipfel erreicht hatten, heißt es: „Wann sehe ich Sie, innig geliebter Fürst und Freund? Vielleicht niemals!“ Als Antwort schrieb ihm der Erbgroßherzog: „Was kümmert unsere gegenseitigen Gesinnungen der Kampf der Meinungen? Die Sympathien unserer Seelen, unseres Gemütes, unserer Phantasie, sie führten uns zusammen, sie verbanden uns und sollen uns, denke ich, so Gott will, auch ferner verbinden. O versprechen Sie mir, mein lieber Freund, daß die Meinungen und Ansichten der Zeit und des Tages nie, nie auf unsere Freundschaft Einfluß gewinnen.“

Im Frühjahr 1849 vernahm Andersen zu seinem großen Kummer, daß weimarsche Truppen und mit ihnen der Erbgroßherzog nach Dänemark marschiert seien. Im September bat er den Fürsten eindringlich, die von Wegener herausgegebenen Augustenburger Briefe zu lesen. „Ihr edles Herz und alle deutschen Herzen, welche die Wahrheit lieben, werden fühlen, daß Dänemark unschuldig ist und ungerecht gelitten hat.“

Ein langer und schöner Brief Carl Alexanders, datiert Belvedere, 17. September 1849, findet sich in der Anlage abgedruckt. In einem Brief vom 10. Februar 1850 spricht der hohe Herr sich über sein persönliches Verhältnis zu Andersen aus: „Daß Sie mir in jedem Briefe drohen, nie wieder zu kommen, wie auch daß Ihre Briefe immer weniger und seltener werden, thut mir wirklich leid. Muß ich denn überall, selbst in der Freundschaft, auf die unselige Politik stoßen?“

Die Friedensbotschaft im Juli, die Andersen auf Glorup erreichte, kam über sein Herz wie ein „Sonntagsfest“. Es war ein schöner Frühlingstag und der Buchenwald eben aufgesprungen: „das war ein Duft, und von Baum zu Baum sangen Nachtigallen in den mondhellen Abenden“. Er weinte vor Freude, ging in den Wald hinaus und sang aus voller Brust deutsche und dänische Lieder. Nun konnte er auf ein Wiedersehen mit seinen Freunden jenseits der Elbe hoffen. Mit feinem Takt antwortete der Fürst, daß er besonders deshalb in Andersens Jubel über den Frieden einstimme, weil dieser ihn wieder nach Deutschland, nach Weimar führe. Ein Weihnachtsbrief berichtet von H. C. Örsteds Werk „Der Geist in der Natur“, das er Carl Alexander zu lesen bat. „Örsteds Werk“, äußert Andersen, „ist eine Schrift, nahe verwandt mit Humboldts Kosmos und doch weit entfernt davon. Ich glaube, daß ich als Dichter mehrere Stadien zu durchlaufen habe und daß ich mittelst Örsteds Schrift bis zu einer von ihnen gelangt bin. Diese Schrift hat eine Sehnsucht nach der Wissenschaft in mir erweckt, und ich habe in dieser Beziehung in der jüngsten Zeit Vieles gelesen, was mich allerdings in der Productivität und so auch in der Correspondenz mit meinen Freunden gestört hat.“ Carl Alexander zeigte lebhaftes Interesse für Andersens Mitteilungen, fügte aber scherzend hinzu: „Warum lassen Sie fast eine ganze Weltumdrehung zwischen jedem Ihrer Briefe stattfinden? Ist es, um mir die Einwirkung von Örsteds Werke auf Sie deutlich zu machen? Und doch muß das Studium der Natur Sie lehren, daß der Geist der Güte und Liebe alles umgiebt und durchströmt; Sie aber sind weder gütig noch liebevoll, wenn

Sie wie die Bilder Ägyptens sich für Ihre Freunde in ewiges Stillschweigen hüllen."

Nach fünfjähriger Trennung brachte das Frühjahr 1852 Andersen endlich das sehnlich gewünschte Wiedersehen mit dem Erbgroßherzoge, der ihn mit unveränderter Liebe und Herzlichkeit empfing. Er blieb drei Wochen in Weimar und trat diesmal in nähere Beziehungen zu Liszt; unser Dichter nennt ihn einen „leidenden Dämon", der seine Seele frei spielen muß.

Der Regierungsantritt Carl Alexanders im Juni 1853 nach dem Tode seines Vaters führte keine Veränderung in dem Verhältnis zwischen dem nunmehrigen Großherzoge und seinem dänischen Freunde herbei, obgleich Andersen meinte, daß er in Zukunft wohl nicht so oft wie früher von ihm hören werde. Doch schon im Sommer 1854 war er wieder in Weimar und verbrachte glückliche Tage teils in dem idyllischen Lustschlosse Wilhelmsthal bei Eisenach, teils auf der Wartburg, die Carl Alexander aus eigenen Mitteln in ihrer ursprünglichen Gestalt hatte wiedererstehen lassen. In dem Stadtschlosse am Fuße der Wartburg wurde Andersen der Herzogin Helene von Orleans, der Schwiegertochter König Louis Philipps, vorgestellt, die hier mit ihren Söhnen, dem Grafen von Paris und dem Herzog von Chartres, wohnte.

Am St. Johannistage 1856 erschien er, um den Geburtstag des Großherzogs mitzufeiern, und im folgenden Jahre, am 4. September, wohnte er der Enthüllung des Goethe-Schiller-Denkmals, der Statue Wielands und der gleichzeitig stattfindenden Grundsteinlegung der Reiterstatue Carl Augusts bei. Es war sein letzter Besuch in Weimar. Beim Abschiede „drückte der Großherzog ihn in seine Arme und küßte ihn auf beide Wangen".

Um die Weihnachtszeit schrieb H. C. Andersen sein Märchen „Die Nachtmütze des Hagestolzen" mit Motiven von der Wartburg und Eisenach und sandte es dem Großherzog in einer guten deutschen Übersetzung, die den Fürsten sehr erfreute.

Aus dem Jahre 1859 liegen noch fünf Briefe vom Großherzog an Andersen vor, darunter ein längerer als Antwort auf eine stimmungsvolle Schilderung Andersens von der wilden Natur auf Jütlands Westküste, die dieser im Sommer besucht hatte, und die seine „Geschichte aus den Dünen" veranlaßte. Für das zum hundertjährigen Geburtstage Schillers erschienene Festalbum schrieb Andersen sein Märchen „Die alte Kirchenglocke", ein warmer Ausdruck alles dessen, was er für den deutschen Genius empfand. Aus den Jahren 1860—61 sind nur noch vereinzelte kleine Billetts vorhanden, und dann ruhte der Briefwechsel jahrelang ganz, nicht zum mindesten wohl infolge des kurz darauf ausbrechenden Krieges, bis der Großherzog im April 1874 auf die Kunde von Andersens Erkrankung ein Telegramm an den Dichter richtete, in dem es hieß: „meine innige, ununterbrochene Theilnahme in Ihrem Interesse läßt mich Sie um Nachricht bitten". Andersen antwortete erst mit einem Telegramm und darauf mit einem Brief:

„Ich bin noch so freundlich in Ihrer Erinnerung wie in früheren, unvergeßlichen Tagen. Viele wechselnde und schwere Zeiten liegen zwischen jener Zeit und

jetzt, aber treu und dankbar bewahrte ich stets in meinem Herzen das Andenken an alle Gnade und Herzensgüte, die Sie mir vergönnt haben. Während der vielen großen, nun bald historischen Begebenheiten schrieb ich nicht. Jahr auf Jahr verging, ich wußte bald kaum mehr, ob ich einen Briefwechsel wieder anknüpfen durfte, der mich einst so glücklich machte. Nun fühle ich, daß ich es darf und kann."

Von Holsteinburg aus sandte er wiederum am 2. Juni einen längeren Brief, begleitet von der deutschen Übersetzung des „Glücks-Peter". Er erzählt dem Großherzog ausführlich von dem tragischen Schicksal, das den deutschen Ingenieur Richard Günther traf, der auf der „Langenlinie" ertrank, nachdem er einen kleinen Knaben, der ins Wasser gefallen war, gerettet hatte. In der lebhaften Teilnahme, welche die Bevölkerung der Hauptstadt bei der Beerdigung des edlen Retters an den Tag legte, sah Andersen eine gute Vorbedeutung für eine kommende Aussöhnung zwischen dem dänischen und dem deutschen Volke.

Von Haag aus beantwortete der Großherzog am 9. Juni diesen Brief, und im Jahre darauf, zum siebzigsten Geburtstage des Dichters, sandte er ihm in einem eigenhändigen Schreiben seine Glückwünsche, denen das Patent als Komtur des sachsen-weimarischen Falkenordens beilag. Das Dankschreiben Andersens enthielt nur wenige Zeilen über die Ehrenbezeugungen, die ihm an diesem festlichen Tage von Landsleuten und Ausländern zuteil geworden, und in der Vorahnung seines nahen Todes schließt er mit Glück- und Segenswünschen für das Land, aus dem so viel Sonnenschein in sein Dichterleben gekommen war. Zwei Monate später, den 11. August, wurde H. C. Andersen zu Grabe getragen.

Großherzog Carl Alexander überlebte H. C. Andersen um ein Vierteljahrhundert. Mancher Zug in seinem Wesen erinnerte an Weimars große, verschwundene Zeiten. Dies hat auch mehr als einer von Andersens Landsleuten empfunden, die zu den festlichen Goethe-Abenden im Schlosse zu Weimar geladen waren. Oft und gern unterhielt er sich mit dänischen Gästen über seinen dahingeschiedenen unvergeßlichen Freund. So denke auch ich an einen Abend auf Belvedere im Sommer 1896, als er wieder das Gespräch auf H. C. Andersen und dessen Dichtungen brachte, und einer der Anwesenden eine Bemerkung über die naive Eitelkeit des Dichters machte. „Er war ein großer Dichter, ein lieber Mensch und mein guter Freund" entgegnete der Großherzog leicht verstimmt, und das Gespräch stockte einen Augenblick.

Auch die Großherzogin Sophie bewahrte Andersen ein treues Andenken. Noch im Jahre vor ihrem Tode sprach sie zu mir ihr Bedauern darüber aus, daß die politischen Begebenheiten ihn von Weimar entfernt hatten, das er in alten Zeiten so oft seine zweite Heimat genannt. Doch war es ihr eine große Genugtuung gewesen, daß das in Wirklichkeit niemals abgebrochene Freundschaftsverhältnis zwischen dem Großherzog und Andersen kurz vor dem Tode des Dichters sich aufs neue befestigt hatte.

Draußen unter den schattenschweren Wipfeln im alten Schloßpark, wo die Ilm an so manchem Ehrenmal aus Weimars „goldenen Tagen" vorübereilt, wäre wohl auch ein Denkstein am Platze, der zeugen könnte von der

treuen Freundschaft zwischen Carl Alexander von Sachsen-Weimar, dem größten der kleinen Fürsten Deutschlands, und dem dänischen Märchendichter, dessen Namen Kinderstimmen preisen von Grönlands Küste bis zu den Fluren des Ganges [1]).

Briefe des Großherzogs Carl Alexander an H. C. Andersen.

I.

Weimar den 5. November 1844.

So eben, mein theurer Freund, habe ich Ihren lieben Brief vom 26. October gelesen, dessen Empfang mich so herzlich erfreut und dessen Durchlesung mir eine doppelte Freude gemacht hat, denn nun weiß ich erst, was ich besitze. Um so aufrichtiger nun ist aber auch der Dank, welchen ich Ihnen darbringe, Sie müßten in meine Seele hineinfahren, wie etwa eine abgestorbene Seele in Indien, um all' die Freude zu empfinden, welche Ihr lieber Brief mir verursacht. Selten noch habe ich Schriften von irgend Jemandem gesehen, welche ihrem Autor so ganz getreu sind wie Ihre Briefe, Ihrem Charakter, Ihren Eigenthümlichkeiten, Ihnen selbst mit einem Wort. Drum habe ich auch Ihre Briefe und Schriften so gern, denn treu, wie der reinste Spiegel, stellt mir das Werk das Bild des theuern Meisters vor die Seele. Heut Abend zum Beispiel glaub ich Sie vor mir zu sehen, Sie sind bei mir und erzählen mir von den grünen Inseln im Meer, wo Sie diesen Sommer weilten und von den schönen Mädchen auf den Halligen und von der Jagdfahrt nach Amrum und den Kröten, die im seichten Sande saßen und knurrten. Es klingt mir Alles wie Mährchen, denn wie der Maler, der einmal die Werke Raphaels erblickt habend, stets sich unbewußt in seinen Werken Reminiscenzen des geliebten Meisters reproducirt, so ziehen Sie, der Sie den Zauber der Mährchenwelt nur einmal gekostet haben mögen, einen mährchenhaften Schleier, unbewußt über alle Ihre Beschreibungen. Daß Ihnen der Uebersetzer denselben vom „Horatio" hinweggestohlen hat, beklage ich sehr, besonders für das fremde Publicum, das Sie in allen Ihren Eigenthümlichkeiten nicht so kennen kann wie Ihre Freunde, denn die wissen aus der Erinnerung an Sie das zu ersetzen, was durch die Uebersetzung verloren gegangen ist, wie die Erinnerung bei dem schlechten Portrait einer theuern Person das Mangelhafte etwa zu ergänzen vermag. Was Sie meinem Kinde wünschen, wünsche ich ihm mit Ihnen, denn treue Freunde zu besitzen ist wohl eine der größten Glückseligkeiten auf Erden und deshalb wohl ein Vorgeschmack des Himmels, denn treue Liebe mag da wohl recht zu Hause sein.

[1]) Emil Jonas, H. C. Andersens Briefwechsel mit Großherzog Carl Alexander. Berlin 1887. — C. St. A. Bille und N. Bögh, Breve til H. C. Andersen. 1877. S. 8 ff.: fra H. C. Andersen. 1878. S 183 ff., 206, 225, 236, 258, 692. — Der erste Brief des Großherzogs an Andersen eingeklebt in das Album des Dichters auf der Königl. Bibliothek zu Kopenhagen. Die übrigen Briefe Carl Alexanders (73) im Besitze der Etatsrätin Collin zu Kopenhagen.

Schloß Wartburg den 10. Nov.

Mein Brief ist nun so alt geworden, daß ich unschlüssig war, ob ich ihn nicht lieber zerreißen und einen ganz neuen anfangen sollte, aber dann habe ich es mir wieder überlegt, daß da ich jeden Tag an Sie denke, es Sie unmöglich beleidigen kann, den Beweis in Händen zu haben, daß ich dieses auch den 5. und den 10. desselben Monats gethan habe. Ueberdies finde ich einen besondern Werth, eine besondere Freude darinnen von hier aus an Sie zu schreiben, an Sie, der Alles so warm, so tief empfindet. Wenn es wahr ist, daß die Umgebungen in denen wir denken und fühlen, einen mächtigen Einfluß ausüben auf Gedanken und Gefühle, so kenne ich keinen passendern Ort weit und breit um daselbst an Sie zu denken und zu schreiben, als eben diesen. O, kennten Sie ihn, Sie müßten mir Recht geben, Sie müßten zuerst bekennen, daß Sie mit Ihrem Geiste, mit Ihren Elfen und Feen hierher am Meisten gehören. Hoch in den Lüften sitze ich, über mir sehe ich nur das Himmelsblau; tief unter meinen Füßen liegen die herrlichen Berge des Thüringer Landes; südlich sehen sie aus, als wenn die Wellen, die riesigen, eines grünen Meeres versteinert worden wären durch das Wort einer Ihrer Feen, denn in ungeheuern gigantischen Biegungen wechseln die Waldeshöhen ab mit den dunkelsten, tiefsten Waldesschluchten; näher nach mir, wo ich sitze, nach Westen zu, erweitern sich die tiefen Thäler und gewähren einen heitern Blick in der Menschen Leben und Tätigkeit; eine schöne Landstraße, aus Basalt erbaut, windet sich hernieder von einer der Höhen, weiterhin schimmern Dörfer zwischen schönen Wiesen. Darüber hinaus, nach Norden, erheben sich schroffe Felsen und über ihnen steigt das Gebirge. Westlich umschließt das nackte Gestade ein heimliches Thal, das zwischen den unabsehbaren Wäldern sich verliert, und vor mir, am Ende des Thals, liegt eine alterthümliche Stadt mit spitzen Thürmen und wunderlichen Dächern, sie scheint gefangen hinter unzähligen Gärten, die im Sommer ein buntes, duftendes Netz um die Gefangenen ziehen. Die Stadt ist Eisenach, und das Schloß, aus dem ich mit Ihnen rede, ist die Wartburg, jenes berühmte Schloß, aus dem herab im Mittelalter die Dichtkunst zuerst herabstieg in die deutschen Gauen; nur wenige Schritte von meiner Wohnung liegt ein gewaltiges Gebäude; drei Reihen unendlicher Quadern, auf schlanken Säulen ruhend, zieren die Außenseite nach dem Hof. Die obere Reihe gehört dem Saale, wo die deutschen Minnesänger zuerst dichteten und sangen, die zweite Reihe den Sälen, wo die alten Thüringer Landgrafen Hof hielten und wo ihre Rüstungen jetzt prangen, und der Capelle in der Luther predigte, die dritte Reihe den Gemächern, wo die heilige Elisabeth von Thüringen still ihren Segen spendete, ein Segen, der in frommen Stiftungen bis heute in Eisenach fortlebt. Auf dem Gange, den ich bewohne, gleich über meinem Schlafzimmer, liegt das Gemach, wo Luther die Bibel übersetzte, und so giebt es der historischen Erinnerungen eine Unzahl, die an jedem Stein dieses Schlosses haften. Ich wohne nun hier seit einigen Tagen und treibe in den Wäldern mein Wesen mit Hirschen und Rehen und erbaue mich an all' dem Herrlichen, an das die Burg mich mahnt, als läse ich in einem Andachtsbuch.

Ist nun der Ort, der so Begeisterung athmet, der die Wiege deutscher Litteratur, sein Kind, dann in Weimar groß werden ließ, nicht hauptsächlich gemacht, daß man an Sie denke und an Sie schriebe, verehrter Freund?

Kommen Sie und begeistern Sie Sich mit mir hier im Sommer, wenn die Burg getragen wird von dem keimenden, sprossenden Frühling wie eine seiner tausend Blüthen. Innig gerührt bin ich, daß Sie Ettersburgs so freundlich stets gedenken, ja daß Sie sogar ein Mährchen da spielen lassen, das ich Sie bitte mir zu schicken; nur halten Sie die Gesinnung aufrichtigster Verehrung und innigster Freundschaft nicht für ein Mährchen, welche stets für Sie hegt

Ihr treuer Freund

Carl Alexander.

Meine Eltern und meine Frau grüßen Sie herzlichst.

II.

Weimar d. 10. Febr. 1845.

Mein lieber Freund,

An einem unfreundlichen Morgen, als allerhand Unannehmlichkeiten auf mich einstürmten, erhielt ich Ihren Brief vom 20. Januar. Kurz darauf mußte ich hinaus auf die Jagd. Ihren Brief hatte ich bei mir, sein Anblick schon hatte mich erfreut und mit Ungeduld erspähte ich den Augenblick, wo ich allein sein würde, um ihn zu öffnen und zu lesen. Kaum war ich aus der Stadt, so zog ich ihn hervor und riß ihn auf und ließ mir seinen lieben Inhalt hineinscheinen in mein Herz und meinen Geist wie die erwärmendsten Sonnenstrahlen der schönsten Sonne. Und somit wäre Ihr Wunsch, daß „Sonnenschein über mein Herz und unsere Stuben auf Ettersburg kommen möchte", schon zum Theil in Erfüllung gegangen und zwar mehr noch als Sie es meinen, denn Sie wünschten mir nur den allgemeinen Sonnenschein, mein Sonnenschein an jenem Tage kam aber direct aus Ihrem gütigen und liebevollen Gemüth und aus Ihrer immer reichen Phantasie. Meinen aufrichtigsten und wärmsten Dank bitte ich Sie nun für alle freundlichen Gesinnungen, für alle Theilnahme, für alle Erinnerung anzunehmen, welche Sie mir erhalten und bewahren. Es ist, glauben Sie es mir, wirklich kein undankbares Herz, das dieses Ihnen ausspricht! — Wie anders als mit dem größten Dank, wie anders als mit der größten Freude könnte ich die Dedication eines Werkes von Ihnen annehmen, mein theurer Freund, ja noch mehr, wenn diese Eitelkeit erlaubt ist, so sage ich, daß ich stolz darauf sein werde, daß Sie mir eine der herrlichen Spenden Ihres Geistes besonders zueignen. Wenn mein Sohn erst so weit sein wird zu begreifen, daß es außer seinem Bettchen, außer der Brust seiner Amme und außer der Kinderstube auch noch ein Stückchen Welt giebt, so werde ich ihm Ihre Mährchen vorerzählen, und so wird Ihr Name mit zu den ersten gehören, die er lieben lernen wird. Nach diesem Allen werden Sie hoffentlich überzeugt sein, daß von dem zerbrochenen Zauberspiegel Ihres Teufels keine Scherben in meine

Augen gesprungen sind, was diese meine Augen Ihnen sagen mögen, das ist auch wirklich dahinter gelegen, dies wissen Sie schon, und niemals haben Sie zu befürchten, daß einer Ihrer Teufelchen mit einer Spiegel-Scherbe zu mir komme. Übrigens wahr und tief ist der Sinn, welchen Sie in dem Kapitel aussprechen, welches Sie mir mittheilen. Indessen befürchte ich, daß nur Ihre Muse Ihnen den Sinn, der so wahr darinnen liegt, erzählt hat, Ihren Augen sind alle Splitter der Welt fremd geblieben. — Ihre Bücher, die Sie mir durch die Buchhändler geschickt haben, sind mir richtig zugekommen, und ich verspreche mir vielen Genuß von der Lecture dieser Werke; an einem Mährchen, der jungen Ente, habe ich mich schon ergötzt, aber ganz ungeduldig bin ich auf den Roman, von dem, wie Sie mir in einem Ihrer früheren Briefe schrieben, ein Kapitel in Ettersburg spielen soll. — Nicht weniger spannt mich die Oper, an der Sie arbeiten, und ich freue mich, daß Sie auch dieses Gewand wählten, um die Gebilde Ihrer Phantasie hinein zu kleiden, denn wohl ist die Musik die beste Sprache für die Phantasie und zwar deshalb, weil sie eigentlich nur Gefühl ist und aus diesem Grunde das am besten auszudrücken im Stande ist, was sich nicht sagen, sondern nur fühlen läßt. — Ich freue mich, daß mein Brief von der Wartburg Sie unterhalten hat; das ist ein Ort für Sie, er ist so durchaus schön, so poetisch, so einsam mitten in der reichsten Natur, ich hoffe Sie werden ein Mal mit mir all' dies Herrliche genießen. — Es spricht sich vom Sommer im Winter wie von einem Traum; als ein solcher erscheint mir nun auch unser Leben und Treiben in Ettersburg, wenngleich ich auch noch den Reigen unter der blühenden Linde zu hören glaube und ich noch recht gut den Freundes-Kreis im alterthümlichen Saale zu sehen meine. Jetzt schläft und ruht das Schloß. Oed und still sind die Zimmer, verlassen die Gärten und Wälder, und eine dicke Eisrinde hat den schwatzhaften Springbrunnen zum Schweigen gebracht, bis, so Gott will, der Sommer den Zauber wieder lösen wird. Kennen Sie das Mährchen von der schönen Schläferin im Walde, auch Dornröschen genannt? und erinnern Sie Sich aus demselben des Schlosses, um das die Waldgewächse, die Rosen und der Epheu so dicht gewachsen waren, daß es ganz in der Natur verschwand? So kommt mir Ettersburg vor in seinen dichten Wäldern und mitten in seiner grünen Welt. — Soll ich Ihnen sagen und wiederholen, daß Ihr Andenken lebt und webt in dem Kreis Ihrer hiesigen Freunde und namentlich bei und in mir? Ich denke nicht, denn Sie würden es schon fühlen, wüßten Sie es nicht. Als eine Erinnerung an uns Alle schicke ich Ihnen beiliegendes Buch, welches jetzt bei Gelegenheit der Bildung einer Gesellschaft entstanden ist, deren Zweck die Errichtung einer Statue Herders ist. Sie werden manches Gute darinnen finden, manche Erinnerung an eine ewig denk- und ruhmwürdige Zeit, vor der ich mit Bewunderung und Sehnsucht stehe. Gern hätte ich dem Buche unsere Portraits beigefügt, doch sind die Lithographien noch immer nicht fertig; Sie werden aber sie erhalten, so wie ich sie bekomme. Doch nun, adieu und gute Nacht; es ist spät und der Schlaf ruht immer schwerer auf meinen Augen. Ich bitte Sie, schreiben Sie mir recht bald wieder, Sie würden Sich über die Freude, die Sie mir durch

Ihre Briefe bereiten, selbst herzlich freuen, wüßten Sie wie groß die meine ist. Die herzlichsten Grüße von meinen Eltern und der Erbgroßherzogin.

Stets Ihr aufrichtigst ergebener
Carl Alexander.

Möge dieses Jahr Sie bald zu uns führen!!!

III.

Weimar den 30. März 1845.

Zwar befürchte ich, mein lieber Freund, daß diese Zeilen Sie nicht mehr an Ihrem Geburtstage erreichen werden, indessen glaube ich dennoch sie Ihnen senden zu können, denn gute Wünsche sind ja immer und zu jeder Zeit willkommen; daß es solche sind, welche ich Ihnen immer, besonders aber an Ihrem Geburtstage ausspreche, werden Sie mir glauben, denn Sie kennen, denke ich, mich, wie die Gesinnungen, die für Sie ich hege. Da aber nun kein Mensch ohne Egoismus ist (so sagt man wenigstens), so verbirgt sich, das will ich ehrlich gestehen, auch etwas dergleichen hinter meinen Gratulationen. Denn mit diesem Brief erhalten Sie ein Paquet, in welchem ein gewisses Etwas sich befindet, was aber dennoch Sie immer an uns und an mich und daran erinnern soll, daß Sie uns, daß Sie mir ein wenig gehören, denn wo zwei Seelen einander nahe stehen, hat die eine immer etwas Recht auf die andere. Eben deshalb möchte ich meinen Antheil reclamiren, und dazu soll mir der Inhalt jenes Paquets, so schlecht wie er auch ist, als Zaubermittel dienen. Mir selbst wünsch ich Glück, indem ich es in Bezug auf Sie thue; denn zum Glück gehört auch die Erfüllung unserer Wünsche; nun sagen Sie mir aber, daß Sie Sich zu mir sehnen, dieser Wunsch müßte aber nun, meiner Gratulation zu Folge, nothwendig erfüllt werden und wer würde denn mehr als ich den Genuß davon haben? Sagen Sie mir wenigstens, ob das nicht logisch ist. Also vor Allem, so Gott will, ein fröhliches Wiedersehen im neuen Lebensjahr und bis dahin hoffentlich oft Brief von Ihnen. Der vom 7. ds. M., der vor mir liegt und für den ich herzlich danke, enthält eine poetische Beschreibung der Reize Ihres nordischen Winters, die so wundersam klingt und sich anhört, daß sie mir wie Mährchen dünkt, entschlüpft Ihrer Zauber-Feder. Von ganzem Herzen theile ich Ihre Freude über die Recension Ihrer Glücksblume, erstaunen thut es mich nicht, denn was anders als Glück konnte die Blume Ihres Geistes Ihnen bringen! Weniger freue ich mich über Ihre diesjährigen Pläne und Projecte, von denen keine Sie uns bestimmt zuzuführen scheint. Indessen hoffe ich immer noch von meinem Glücks-Paquet.

Mein Brief kann heute nicht lang sein, denn er soll noch heute fort, und tief in der Nacht ist es schon. Ganz still ist es um mich her, und das Wasser höre ich rauschen, das Wasser vom Fluß, der unter meinen Fenstern fließt. Um mich herum sieht es bunt aus, wie am Tage vor einer Abreise etwa und so ist es auch, denn übermorgen gedenke ich die Erbgroßherzogin, welche Sie

herzlich grüßt, nach Holland zu begleiten. Senden Sie daher nach dem Haag Ihre Briefe. Noch Manches hätte ich Ihnen zu sagen, allein die Augen fallen mir zu. Daher gute Nacht, viele Grüße von meinen Eltern, stets und immer Ihr ganz ergebener

Carl Alexander.

Lassen Sie doch bald wieder etwas von sich hören und schreiben.

IV.

Sie fragen mich, wo ich sey, Sie wissen nicht wohin Sie Ihre Gedanken mir nachsenden sollen und wo Ihre mir zu meinem Geburtstage bestimmten Wünsche mich erreicht haben. Wohlan, ich will Ihnen erzählen, wo ich saß, als ich Ihren Brief von dem 24. in Händen hielt; sehen Sie dann zu, ob Sie den Ort errathen werden. Ich saß im Schatten mächtiger Buchen, welche hoch über meinem Haupte sich zu einem natürlichen Dache wölbten. Hinter mir und links verbreitete sich der Wald in üppigster Fülle und Schönheit. Tiefe Einsamkeit herrschte in demselben. Vor mir lichtete sich der Wald ein wenig. Hindurch schimmerten Grasflächen, darauf schöne Blumen, und einige ungeheure Eichen prangten auf dem grünen Teppich. Rechts öffnete sich der Wald, ein Weg führte zu mehreren über einander gelegenen Terrassen, auf einer derselben lag ein Schloß in einfachem Styl erbaut, dessen mehrfache Stockwerke und viele Fenster auf eine geräumige Wohnung schließen lassen. Eine Flagge hoch oben auf der Zinne wehte hinaus in die blaue Luft. Ich hörte sagen, daß man im Schlosse, dessen Besitzer wohl jetzt darinnen sein mochte, da die Fahne aufgezogen war, ein gar angenehmes Leben führt, daß gesellige und freundschaftliche Gesinnungen immer viele Gäste daselbst versammeln, daß man ein Journal daselbst gestiftet habe, welches aus litterarischen Erzeugnissen der Mitglieder des besonderen Cirkels bestehen, welche sich dann die einzelnen Herren und Damen gegenseitig vorlesen. Ich hörte ferner erzählen, daß die Bauern vom Dorf unter der Linde nahe am Schloß oft tanzten und fröhlich waren und daß die Herren vom Schloß zugegen wären, daß man auch im Schloß tanze, und daß auf dem Theater auch Comödie gespielt werde, denn selbst ein Theater soll im Schloß sein. Auch von ausgezeichneten Gelehrten und Dichtern und Künstlern hörte ich sprechen, welche auf dem Schlosse zusammen kommen, unter den zweiten nannte man mir einen Dichter aus Dänemark, Herrn Andersen, der auch hier gewesen sey und an den man gern stets zurückdenke. Sollte er Ihnen wohl bekannt sein? Dieses, mein Bester, war der Rahmen, in welchen Ihr Brief hineinfiel, und doppelt dankbar ergreife ich die Feder, Ihnen zu danken, denn Sie haben meine Freude über den schönen Rahmen noch erhöht. Wie lieb Sie mir sind, wissen Sie, wie lieb mir die Äußerung Ihrer Gesinnungen und Gefühle ist, können Sie Sich daher denken. Daß mir Ihre Zeilen selbst endlich sehr willkommen waren, werden Sie begreifen. Ihre Briefe tragen stets so ein besonderes Gepräge, ich behaupte, sie haben den Duft der Mährchen, oder sie

kommen mir vor wie Blumen aus einem Zauberlande, die wohl den andern gewöhnlichen gleichen, aber dennoch immer irgend eine phantastische Eigenthümlichkeit an sich tragen. Sie machen uns eine glänzende Beschreibung der Vegetation der Inseln, ich begreife sie, da ich selbst jetzt von dem reichsten Zauber der Vegetation umgeben bin. Doch wie soll ich Ihnen meine Freude über Ihr Kommen ausdrücken? Tausendmal wünsche ich Ihnen Glück zu Ihrer Rückkehr zu uns, wo wir Sie alle lieben und schätzen. Sie haben Recht zu glauben, daß der Aufenthalt in Paris mich interessirt habe. Ich kenne keinen Ort, von dem ich wie von Paris sagen könnte, daß *jedes* Interesse durch eine ausgezeichnete Persönlichkeit vertreten sey. Die Erbgroßherzogin und meinen Sohn habe ich, Gott sey Dank, wohl wieder angetroffen. Erstere läßt Sie grüßen, meine Eltern würden ein Gleiches thun, wären sie hier. Und nun, mein Bester, leben Sie wohl, schreiben Sie bald mir wieder, ich will sehen, ob Sie meinen jetzigen Aufenthalt errathen haben, deshalb schreibe ich auch nicht den Ort hin; immer herzlichen Dank für Ihre guten Wünsche, kehren Sie *bald, bald* zurück zu

Ihrem sehr ergebenen

den 3. July 1845. Carl Alexander.

V.

Eisenach, den 9. November 1845.

Ihren kurz vor Ihrer Abreise geschriebenen Brief habe ich vorgestern erhalten, mein Bester, als ich von einer kleinen Reise mit der Erbgroßherzogin heimkehrte, deren Ziel ein herrlich gelegenes, altes geisterhaftes Schloß war, an welches die Jagd uns mit einer heitern Gesellschaft eine Zeit lang fesselte. Wären Sie dort gewesen, so hätte Ihre Phantasie sicherlich die alten Gemäuer mit wundersamen Gestalten angefüllt, welche durch die geheimen, hinter schweren Gobelin-Tapeten verborgenen Thüren geschlüpft wären und sich gespiegelt hätten in den halbverblichenen, mit abentheuerlichem Schnitzwerk verzierten venezianischen Gläsern. Als ich vor einem derselben stand, fiel mir ein, man könne ein heimliches Mährchen über solch einen Spiegel des Alterthums schreiben. Etwa so: ein junger Reisender würde irgend wo vor solch einen Spiegel durch Zufall treten. In mitternächtiger Stunde. Da plötzlich würde das Glas eine geheime Kraft entfalten, nemlich die: Die Gestalten, die sich vor so und so viel hundert Jahren darinnen gespiegelt, wieder zu zeigen. Unter ihnen müßte ein reizendes Frauengesicht den Reisenden entzücken, der, jede Nacht zu dem wundersamen Gegenstand seiner Liebe zurückkehrend, in Schmerz und Sehnsucht sich verzehren müßte. Was meinen Sie über die Skizze? Ich denke, es könnte etwas Gutes daraus entstehen. Sie könnten noch etwas Mord und Todschlag hineinweben, daß es recht schauerlich würde. Sie könnten ferner die Geschichte des jungen Mannes mysteriös verweben mit der jener längst gestorbenen Personen, deren Bilder aus der Vorzeit noch herüberwinken — wirklich, Sie sollten mein Mährchen ausführen und es mir dann geschrieben nach Weimar bringen. Wie glücklich sind Sie doch,

Italien wieder zu sehen! doppelt glücklich, denn der ist immer zu preisen, dessen Individualität in der mit derselben harmonisirenden Umgebung sich befindet. Und wo paßten Sie, personificirte Phantasie, mehr hin als in das Land der Phantasie, als nach Italien? Ich bin froh, Sie so glücklich und besonders so zufrieden zu wissen, denn dann ist das Glück erst vollkommen, wenn Zufriedenheit uns die Erkenntniß des Glückes gewährt. Möge der Himmel Ihnen beides erhalten. — Ich sende den Brief nach Oldenburg, wie Sie wünschten. Kommen Sie doch bald zu uns, wir freuen uns schon lange darauf. Wir sind ein wenig wie die Kinder, denen man des Abends ein Paar Mährchen versprochen hat und die nun sitzen und des Mährchen-Erzählers zappelnd warten. Also kommen Sie nun bald und erzählen Sie und machen Sie Sich gefaßt, daß wir Sie sehr festhalten werden. Meine Eltern, die Erbgroßherzogin grüßen Sie; auch Frau von Groß, an der Sie eine große Verehrerin haben. — Reisen Sie glücklich, lassen Sie Sich durch die Nachtigall Lind nicht zu fest halten und kehren Sie bald in Ihre zweite Heimath nach Weimar zurück zu

Ihrem aufrichtig ergebenen

Carl Alexander.

VI.

Weimar, den 24. Octbr. 1846.

In tiefer, stiller Nacht sitze ich und denke an Sie, mein lieber, treuer Freund und schreibe Ihnen. Ich sehnte mich nach Briefen von Ihnen, da kommen Ihre Zeilen vom 16. Ich las sie mit Freuden, mit wahrem, innigen Genuß. Neben all' dem Freundschaftlichen, welches er enthält, für welches mein Herz Ihnen dankt, sind Theile von dem Brief von wahrem künstlerischen Werth. Ihre Beschreibung des schwedischen Gottesdienstes, der Predigt von der Treppe auf Glorup, des Gebets unter freiem Himmel und der Psalmen am Abend ist *ganz vortrefflich*. Sie haben als Dichter, als Maler, als Beobachter vortrefflich skizzirt. Mich hat es so ergriffen, daß ich die ganze Scene vor mir sehe, so deutlich, daß ich von Erinnerung derselben reden kann, als hätte ich sie mit erlebt. Das thut die Phantasie, die göttliche Zauberin, die mächtige, die lieblichste Tochter Jovis. Ich begreife den eigenthümlichen Reiz, den dieser Aufenthalt in Glorup, unter *diesen* Umständen, für Sie gehabt haben muß, Ihre poetische Seele fühlte den ganzen Zauber, die ganze Bedeutsamkeit der Eigenthümlichkeit, welche mir doppelt nahe geht, da sie, durch die Erinnerung, in die göttliche Sprache Jenny Lind's übersetzt, zu mir herüber tönt. Sie haben durch Ihre Schilderung meine Seele besonders bewegt, als wäre sie eine Harfe und Sie hätten Accorde aus ihren Saiten gezogen, die lange noch nachtönen. In dieser Beobachtung der Religiösität und zwar in dem größten aller Gebäude, die zur Ehre Gottes stehen, der Natur, liegt etwas tief ergreifendes. Und wahre Rührung empfindet man, wenn man erfährt, daß dieses einfache Gebet zugleich ein Monument ist, das durch die Jahrhunderte hindurch den Ruhm des Glaubenshelden ver-

kündet. Welche Poesie liegt darin! Sie fühlen dies wie ich, und gewiß, mein lieber Freund, thue ich keine Fehlbitte, wenn ich Sie ersuche, in der Poesie Ihr Gefühl hierüber zu ergießen. — Ich freue mich für Sie über die Zusammenkunft mit Friderike Bremer. Schreiben Sie mir, welchen Eindruck sie Ihnen gelassen haben wird, und theilen Sie mir, bitte, das bedeutendste der Conversation mit, welche Sie mit ihr pflegen werden. Sprechen Sie ihr von Weimar, laden Sie sie in meinem Namen hierher ein und geben Sie ihr die Versicherung, daß ihre Romane in Deutschland große Bewunderung genössen und ich von Herzen in diese Anerkennung einstimmte. Ich habe indessen die Bekanntschaft von Fanny Lewald gemacht, die hierher kam und in der ich einen lebhaften, kecken, scharfen Geist kennen lernte. Ich unterstreiche dies Wort, denn es charakterisirt den Autor von Diogena, jener piquanten und harten Persiflage der Hahn-Hahn. Ich würde der Lewald dies Alles in's Gesicht sagen, kann es also auch hinter demselben schreiben. Sie hat indessen den Muth ihres Geistes, und das macht, daß man die große Schärfe verzeiht. Sie war durch Liszt sehr gefesselt, d. h. durch seine Persönlichkeit und mit Recht, denn in der That, er vereinigt eine Kraft der Intelligenz, einen Schwung des Gedankens, eine Ausbildung der Bildung, eine Energie des Willens, eine Eigenthümlichkeit der Individualität, wie ich nie etwas ähnliches gesehen habe. Die Fürstin W., mit der er sich zu verbinden hofft, scheint mir seiner würdig. Sie ist sehr geistreich, sehr gebildet, sehr eigenthümlich, ich halte sie auch für gut und das wäre mir doppelt lieb für ihn, der einen großen Seelen-Adel besitzt. Wir haben ihn viel in Ettersburg gesehen; er bleibt ewig frisch. Seit wenig Tagen sind wir wieder in der Stadt, verjagt vom Wetter und angezogen durch mancherlei Geschäfte. Diese tragen das Gepräge der Zeit, sie sind ernst, sie sind trüb, aber ich lasse mich nicht durch die Zeit überwinden, so Gott der Allgütige will. Auf Ihn hoffe ich fest, hoffe ich freudig. Er wird das Wahre in dieser Zeit läutern von dem Unwahren und es erhalten, Sich selbst zum Ruhm. Deshalb höre ich auch nicht auf zu hoffen und hiezu gehört auch, daß wir uns wiedersehen möchten, wahrlich es ist nicht so schwer, denn wir sind Freunde, und die Freundschaft braucht keine Politik, um sich Wohnung zu machen. Sehr freue ich mich über die beiden Baroneſſen, senden Sie mir sie zu; mein Kleiner dankt im Voraus für die illustrierten Mährchen. Beaulieu ist wieder hier mit seiner schönen Frau; er war bei seiner Schwiegermutter auf dem Lande. Leben Sie herzlich wohl, meine Frau, meine Eltern, Ihre Freunde — Alle grüßen.

Ihr Sie herzlich liebender
C. A.

Schreiben Sie mir ja über Ihre Conversationen mit der Bremer.

VII.

Belvedere den 17. September 1849.

Nun endlich ein Lebenszeichen wieder von Ihnen, mein lieber Freund! Wie lange schon sehnte ich mich nach einem solchen; ja soll ich die Warheit

ganz sagen, so muß ich nur gestehen bisweilen geglaubt zu haben: unsere Correspondenz sey durch den Krieg getötet worden. Ich glaubte es um so mehr, da ich auf meinen letzten Brief, den ich gleich nach meiner Rückkehr aus dem Feldzug schrieb, nie eine Antwort von Ihnen erhielt. Aus Ihrem vorgestern erhaltenen Schreiben ersehe ich nun, daß Sie das meinige nicht erhalten haben. — Mag dem nun sein wie dem wolle, so sehe ich mit Freuden, daß die Politik, die Kanonenkugeln und die weitere Entfernung uns nicht getrennt haben. So bleibe es, mein Freund, lassen wir nie etwas zwischen uns kommen, lieben wir uns stets und halten wir fester an einander. Sie schreiben mir, Sie hätten meiner immer gedacht, auf allen Ihren Wegen, auf allen Ihren Reisen. Nun, ein Solches kann ich auch von mir versichern, denn wie hätte ich in die Herzogthümer kommen, dänischen Boden betreten können, ohne Ihrer zu gedenken. Am Meisten war dieses in Schleswig, hauptsächlich aber in Gravenstein der Fall. Ich hielt in Schleswig bei dem Bielkischen Palais an. Meine Eltern hatten sonst in demselben gewohnt, ich wollte die Räume kennen lernen, die sie so lange geborgen hatten. Ein ältlicher Herr mit zwei hübschen jungen Damen stand an der Gartenthür. Er frug mich, ob ich eintreten wollte. Als ich bejahend es that, redete er mich bekannt an. Es war der Herzog von Augustenburg mit seinen Töchtern. Er führte mich in das Haus, er zeigte mir die Räume, die einst, vor so vielen Jahren, von meinen Eltern in Kriegesnoth und Angst bewohnt wurden (im Jahr 1806) und die ich nun, ihr Sohn, auch wieder in Kriegesnoth, nach so viel Jahren betrat. O, welches Mährchen ist mährchenhafter als das Leben! — Die Herzogin empfing mich. Wir setzten uns in eine Fenstervertiefung. Ich erkundigte mich nach ihren Söhnen. Sie waren beide im Krieg. Die arme Frau, still weinend, klagte mir ihre Noth, wie ihre Söhne im Felde seien, sie selbst flüchtend, ihrer Besitzungen verlustig, ihrer Habe beraubt, am Ende einer glänzenden Vergangenheit, am Thor einer dunkeln Zukunft. — Diese Frau in Thränen, diese Familie von Geflüchteten, diese dunkeln, hohen, verwüsteten Zimmer, mit ihrer modernden, zerbrochenen Pracht, die mir, so fern von der Heimath, meinem beklommenen Herzen von meinen Eltern, von ihren Leiden, ihrer Noth erzählten — nie in meinem Leben werde ich dies Bild vergessen. Ich bin nicht der Richter über das Thun und Lassen dieser geflüchteten Familie; das versichere ich aber, daß, wer sie in diesem Augenblicke sah, Mitleid mit ihr haben mußte. — Ich sprach von Ihnen in diesen Räumen. — Ich kam nach Gravenstein. Sie schrieben mir einst von da, aus demselben Schlosse, wo ich jetzt und in welchen Verhältnissen campirte! Im Hof lag Stroh, lagen Wagen, trieben Soldaten ihr Wesen. Der Flügel, wo die Königszimmer liegen, war ein Lazareth für Kranke, in dem andern Flügel wohnten verwundete Officiere. Oben drüber waren einige Stuben leer. Es waren die des Herzogs von Augustenburg und seiner Söhne. In diese Stuben quartierte ich mich ein mit meinem Adjutanten. Ich dachte Ihrer viel. Im Parke ging ich bisweilen umher. Nahe am Schloß waren Gräber gefallener Kämpfer. Ich hatte hier zum ersten Mal den Krieg vor Augen, ein seltsam Ding. Ich kann wie Hamlet (denke ich) sagen: music — strange thing! —

Von den Höhen von Düppel sah ich Alsen und Augustenburg. Es soll ganz zerstört sein. Doch lassen Sie uns von diesen trüben Bildern auf die heiteren Ihrer Reisen übergehen. Sie scheinen einen Triumphzug durch Schweden gemacht zu haben. Wie freue ich mich darüber, wie so doppelt, daß Sie ihn so sehr und ganz genossen zu haben scheinen. Ihre Beschreibungen von Localitäten sind herrlich. Haben Sie kein Tagebuch gehalten und ließe sich nichts daraus übersetzen? — Ich bin seit meiner Rückkehr lange in Ettersburg gewesen, dann in dem schönen Wilhelmsthal, im Thüringer Wald, dann auf der Wartburg. Morgen, so Gott will, ziehe ich wieder auf Ettersburg. Im October gehe ich wahrscheinlich auf ein Paar Wochen nach Holland. — Könnten Sie denn für den Winter, oder einen Theil desselben nicht nach Weimar kommen? Wie wollte ich jubeln, mein Freund, wenn ich Sie da sähe! — Wie sehr wünschte ich, Sie zum 28. August, zum hundertjährigen Wiegenfest Goethe's, hier zu sehen, zu dieser würdigsten Feier des würdigsten Festes. Mein Freund Liszt hat diesen Tag verherrlicht durch das Talent seiner Direction und das Genie seiner Composition. Ich habe ihm den Auftrag gegeben, zu dem Tasso eine Ouverture zu schreiben. Er that es mit aller Originalität, mit aller Kraft seines Geistes! —

Darf ich bald wieder auf einen Brief hoffen? Beweisen Sie mir bald, daß Sie diesen erhalten haben und gern dessen Sich erinnern, der stets bleibt

Ihr herzlichst ergebener Freund
C. A.

VIII.

Weimar den 5. Mai 1850.

Seit ich Ihren letzten Brief erhielt, mein lieber Freund, habe ich ein so bewegtes, so beschäftigtes Leben geführt, daß es mir bisher unmöglich war, meinem geistigen Dank den schriftlichen beizufügen; daß Ihnen der Erste nicht gefehlt hat, nicht fehlen konnte, werden Sie Sich selbst bereits gesagt haben, nehmen Sie nun auch den Beweis des Zweiten dar.

Mit ebenso viel Interesse als Freude habe ich die Skizze betrachtet, welche Sie mir von Ihrem neusten Mährchen-Stück entwerfen, denn so muß ich es wohl nennen, da beide Begriffe in diesem Werke vereinigt sind. Daß es einen so glänzenden Erfolg gehabt, freut mich sehr für Sie, wie für das Publicum Kopenhagen's, namentlich wenn der Succeß bei letzterem den Beweis liefern sollte, daß das Urtheil wirklich durch ein Verständniß und nicht blos durch den Reiz der Neuheit, den Glanz der gefälligen Verwirklichung geflügelter Phantasie geleitet wurde. Mich erinnert Ihr Stück an die Productionen Raimunds, welche in Deutschland viel Glück gemacht haben, es ist dies eine Form, welche wenn sie geschickt behandelt wird, viel Vortheil darbietet, es läßt sich viel sagen und bisweilen dem Publicum durch den Vergleich, in dem bunten Gewimmel des Mährchens, mehr und besser sagen als von Angesicht zum Angesicht. Diese Einwirkung auf das Publicum ist es, welche ich überhaupt als eine noch nicht genug weder erkannte noch verfolgte

Wichtigkeit betrachte. Nicht genug kann ich sie dem Schriftsteller daher empfehlen. So viele betrachten die Kunst wie das Leben als Zweck, Beide aber sind nicht Zweck, sie sind Mittel. Wie viel mehr Gutes und Wahres, wie viel mehr Großes und Schönes würde man in der Welt erreichen und erzeugen, wenn man diesem Grundsatz huldigte. — Ich habe das Vergnügen gehabt, gestern Abend die Realisation meines Wunsches auf unserer Bühne vor Augen gestellt zu sehen. Ein neues Trauerspiel von einem ganz Unbekannten, Otto Ludwig, wurde in Vollkommenheit gegeben. In diesem Stück[1]) wird gezeigt, wie eine Mehrzahl edler Charaktere dadurch, daß sie die Verhältnisse, in welchen sie zu einander stehen, nicht sorgfältig beobachten, sich selbst nicht vollständig beherrschen, in eine Reihe von unseligen Verwickelungen stürzen, die mit Blutvergießen enden. Eine Lawine sieht man heranwachsen aus einem unschuldigen Wortwechsel. Jede der beiden Hauptpersonen glaubt sich in ihrem Recht und stürzt sich, darauf beharrend, ins Verderben. In greller Nacktheit ist das Unwahre so vieler Doctrinen der Gegenwart dargestellt, ein wahrer Spiegel der Jetztzeit. — Seit Iffland, glaube ich, ist in Deutschland kein so gutes Stück geschrieben und über die Bühne gegangen. Das Frühjahr ist endlich gekommen mit seinen Schwalben und Blüthen, seinen sanften Regenschauern und warmen Sonnenstrahlen. Die Welt ist so schön, und doch wie ernst und traurig ist in dieser Welt die jetzige menschliche Thätigkeit. O, wie wahr daher der Satz: Die Welt ist herrlich überall, wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Quaal!

Sie schildern mir den Frühling mit ein Paar Worten, welche die eigenthümliche Sehnsucht verrathen, die bei der Neubelebung der Natur in uns gewöhnlich erwacht. Sie ist mir oft räthselhaft erschienen. Sie sollten ein Mährchen darüber schreiben. Wenn Sie doch Ihrer Sehnsucht folgten und hierher kämen!

Herzliche Grüße von allen hiesigen Freunden. C. A.

IX.

Weimar den 4. December 1852.

Endlich, mein Bester, ergreife ich die Feder, um in der Wirklichkeit das zu thun, was ich schon längst in Gedanken gethan habe, wenn überhaupt Gedanken nicht Wirklichkeit sind, nämlich Ihnen von Herzen für Ihren lieben Brief, Ihre Glückwünsche, Ihre Erinnerung zu danken. Sie kommen mir in umgekehrter Richtung wie die Schwalbe des Südens vor, die jetzt wohl an den Küsten Afrika's von der bald kommenden Zeit spricht und erzählt, wo sie ihre Sommerheimat im Norden wieder aufsuchen wird. Auch Sie sprechen von Ihrer Heimath — denn da, wo man Freunde hat, ist oft die wahre, ist oft die einzige Heimath — doch die Ihrige liegt im Süden, und so möge denn die Nordschwalbe dem Frühling entgegen gen Süden steuern.

[1]) Der Erbförster.

Noch habe ich Ihr Werk nicht erhalten, von dem Sie mir sprechen, ich werde es begrüßen wie ein Vorbote der Schwalbe. Die Streifen tiefblauen Himmels, die Verkündiger der kommenden heißen Jahreszeit, sind da, ehe die Vögel und Blumen kommen. Ich will mit Beaulieu sprechen, der Sie grüßen läßt, um Ihr Stück auf die Bühne zu bringen. Mit wahrem Bedauern habe ich gelesen, daß Ihr alter Freund, Graf Moltke, gestorben ist, um so lieber vielleicht werden Sie reisen, denn das ist das tief Wunderbare in der Natur, daß dieselbe Natur, die an einem Orte — wie in diesem Fall zum Beispiel, die Berührung mit der Welt nach einem herben Verluste eines Freundes — uns Schmerzen bereitet, an einem andern Ort wohlthuend auf uns einwirkt. — Haben Sie denn lange nichts von der Lind gehört? ich mußte neulich sehr an sie denken. Ich war im Theater; man gab die Regimentstochter; ich sah Gräfin Rossi in derselben Rolle, in welcher mich Jenny Lind entzückt hatte; letztere hinterließ mir, ich gestehe es, einen wohlthuenderen Eindruck; denn so vortrefflich die arme Gräfin sang und spielte, konnte ich doch nicht über den Eindruck tiefer Wehmuth Herr werden, den mir die ehemalige Gesandtin machte, die von ihrem romanhaften Schicksal nun wieder dem Element zugeführt worden ist, dem sie entstiegen. Jene ist Künstlerin und als solche nur dieses; der Gräfin aber sieht man an, daß ihr die Kunst nicht Zweck, sondern nur Mittel ist, ein Stab, auf welchen sie sich tief seufzend stützt. Ein Blick auf ihre schönen und edeln Züge würde Ihnen das eloquenter als alle meine Worte sagen. Arme Frau! — Wir haben hier große Kunstgenüsse gehabt, hierzu rechne ich vor Allem eine Ausstellung, welche ich mit meiner Frau veranstaltet habe und in welcher wir zum ersten Mal einen Teil der Kunstschätze dem Publikum zeigten, die aus dem Nachlasse meines Schwiegervaters in unsern Besitz übergegangen sind; Meisterwerke von Handzeichnungen Raphaels, Michel Angelos, Rubens, Vandycks, Leonardo da Vinci's. Zu letzteren gehören die berühmten Köpfe, die er zu dem Abendmahl in jenem Kloster zu Mailand malte, ich habe selten etwas Imposanteres gesehen als diese Köpfe, denn der Anblick imponiert doch wohl am Meisten, welcher uns einen hohen Sinn vor die Seele führt, der bei der zu verfolgenden Absicht unmittelbar nur die Hauptsache ergreift und alles Uebrige, gleichsam verachtend, bei Seite läßt. — Ich bin jetzt sehr ernstlich mit der Einrichtung eines Doppel-Monuments für Goethe und Schiller und eines für Wieland beschäftigt; welche alle, so Gott will, die hiesige Stadt schmücken sollen. Ich werde hierbei die Theater der vorzüglichsten Städte Deutschlands, Europa's zur Kontribution einladen und frage Sie, ob das Theater in Kopenhagen sich hierzu verstehen würde. Mein Brief wird lang wie eine Erzählung der Helden Homers und so lassen Sie mich denn schließen, indem ich Ihnen noch allerhand Schönes en gros zurufe, dessen Detail Sie kennen und mir daher erlassen werden.

C. A.

Die Kulturbestrebungen der Tataren.

Von

H. Vambéry.

I.

Unter den Mohammedanern, die, in der westlichen Kultur am weitesten fortgeschritten, europäische Wissenschaft und Denkungsart sich angeeignet und zur Verbreitung der neuen Anschauungen unter ihren Landsleuten und Glaubensgenossen das meiste beigetragen, haben drei Völker sich besonders hervorgetan. Die Osmanen, die den Akt der geistigen Regeneration in den fünfziger Jahren des 19. Jahrhunderts begannen, verdienen an erster Stelle genannt zu werden. Was sie auf dem Gebiete der Vereinfachung ihrer Sprache und einer totalen Umgestaltung ihrer Literatur geleistet, das wird jeden Kenner der früheren osmanischen Geistesprodukte mit Staunen erfüllen. Wenn ich mich an die Verherrlichung der poetischen Arbeiten eines Kenaan Efendi erinnere, der den größten Bombast und die kühnsten Metaphern auf der Hohen Pforte zutage gefördert; oder wenn ich mir die Bewunderung vergegenwärtige, die seinerzeit dem berühmten Tabsara Aakif Paschas als dem Meisterwerk der Dichtkunst gezollt wurde, und wenn ich mir dem gegenüber die moderne osmanische Literatur mit ihrem den französischen Romanen und Novellen nachgeahmten Stile vorstelle, so glaube ich in eine ganz andre Welt geraten zu sein. Zu meiner Zeit, d. h. vor fünfzig Jahren, hätte man Schriftsteller wie Ahmed Rassim, Chalid Zia, Tewfik Fikret, Emin Bey, Husein Rahmi u. a. geradezu als Lästerer oder Narren verschrieen, und wenn es jemand gewagt hätte, wie mein Freund Redschb Aasim, mit Uigurica und Dschagataica sich zu befassen, so wäre er wohl die Zielscheibe allen Hohnes und Spottes geworden. Heute ist man bemüht, sich des überflüssigen arabisch-persischen Wortschatzes zu entledigen, man will national-türkisch und den Volksmassen verständlich sein, und selbst in der Orthographie der türkischen Worte hat eine neue gesunde Richtung Platz gegriffen. Auch die wissenschaftliche Bildung der heutigen Osmanen ist grundverschieden von der des vergangenen Jahrhunderts. Nicht nur in den Kollegien, sondern selbst in den

sogenannten Ruschdie- und Idadie-Schulen sind Geschichte, Geographie, Physik, Chemie u. a. in die Reihe der Lehrgegenstände aufgenommen worden, und die Kenntnis des Französischen, Deutschen und Englischen wird als Postulat der Bildung betrachtet.

Den Osmanen zunächst verdient der Bildungseifer der Mohammedaner Ostindiens unsre volle Aufmerksamkeit. Hier, wo der wildfanatische, extravagante Religionsgeist Zentralasiens sich eingebürgert hatte, und wo die Kollegien von Bochara und Samarkand von jeher als leuchtende Mittelpunkte der Welt des Islam galten, hier war es mit größeren Schwierigkeiten verbunden, die Bahn der Neuerungen zu betreten, als in der Türkei, wo abendländischer Einfluß schon längst unabweislich geworden ist. Während der brahminische Hindu noch im Laufe des 18. Jahrhunderts den durch die Engländer eingeführten modernen Weltanschauungen sich zuzuneigen begonnen hatte, verhielt der Moslime dem gegenüber sich nicht nur äußerst kalt und unsympathisch, sondern er trat in offener Feindschaft dagegen auf oder verharrte im Schmollwinkel, natürlich zu seinem eigenen Schaden. Ihm ward es nicht so leicht zu vergessen, daß er einst der Eroberer dieses Landes gewesen, und er wollte von der Kultur des Herrschers aus dem fernen Westen nichts wissen. Doch auf die Dauer konnte er es nicht mit ansehen, wie sein brahminischer Landsmann, der der fremden Bildung weniger Widerstand geleistet hatte, Ämter und Würden erhielt und ihn, den einst mächtigen Rivalen, in den Schatten stellte. Erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts sind einzelne vornehme und modern gebildete indische Mohammedaner zur Überzeugung gelangt, daß mit Indifferentismus nichts ausgerichtet werden könne, und daß auch die Befolger der Lehre des Propheten, anstatt mit dem Glanze vergangener Kultur zu prangen, der Ideenwelt des Westens sich nähern müßten. Männer, wie Sin Salem Jung (Dscheng), Sin Seid Ahmed, Newab Abdul Latif u. a., hatten mit Gefährdung ihrer Popularität ihre Stimme gegen die Indolenz und den Fanatismus ihrer Glaubensgenossen erhoben. Sie hatten ein Stück schwerer und undankbarer Arbeit zu verrichten, doch Klugheit, Ausdauer, Begeisterung und Patriotismus trugen schließlich den Sieg davon. Die Mohammedaner Indiens sind jetzt in die Reihen der Vorkämpfer für abendländische Bildung mit vollem Eifer eingetreten, ihre Zahl nimmt an den von der anglo-indischen Regierung unterhaltenen Kollegien und Hochschulen fortwährend zu, und sie haben auch selbst in Aligarh eine moslimische Universität gegründet, auf der moderne Wissenschaften neben Koranexegese und moslimischer Jurisprudenz gepflegt werden.

Diesen beiden Fraktionen der islamitischen Welt hat sich nun ganz neuerdings ein drittes Glied angeschlossen; und zwar jenes, an dessen Kulturwillen und Kulturfähigkeit man am allerwenigsten gedacht hätte und das, ganz sonderbarerweise, auf dem Wege und in der Wahl der Reformen mehr Energie, Geschicklichkeit und Vorurteilslosigkeit bekundet, als die lang vor ihm auf der Bahn des Fortschrittes befindlichen Glaubens- und Stammesbrüder. Es sind russische Untertanen moslimischen Glaubens, die den Gesamtnamen Tataren führen, ethnisch aber in Wolgatürken, Baschkiren, Kirgisen, Sarten,

kaukasische Türken und Krimtataren zerfallen. Von den geistigen Bestrebungen dieser nationalen Elemente hat bis in die jüngste Zeit fast gar nichts verlautet, wenn wir nicht etwa an die Bemühungen der Russen denken, die mittels Erweckung des Nationalgefühles das Volk dem Islam entfremden und dem orthodoxen Glauben zuführen wollten, wie dies Iwan der Schreckliche mit den Kreschtschenі-Tataren (getauften Tataren) getan; oder wenn wir uns an die redlicheren Bestrebungen der Madame Olga Lebedew erinnern, die ein moslimisch-nationales Erwachen beabsichtigten. Wie überall, so hat sich auch bei den Tataren der Grundsatz bewahrheitet, daß Umgestaltungen der Kultur nur dann von Erfolg sein werden, wenn die Bewegung sich spontan von innen heraus entfaltet und nicht von außen her gewaltsam aufgedrängt wird.

Den ersten Anstoß in dieser Richtung hat der gebildete, patriotisch gesinnte und unermüdliche Ismail Bey Gasparinski, aus Gaspara in der Krim gebürtig, gegeben, der mit seiner 1883 gegründeten und in Bagtsche sarai unter dem Namen „Terdschüman" (Dolmetscher) erscheinenden Zeitung den Geist seiner Landsleute erweckt und seit jener Zeit ununterbrochen mit Wärme und Liebe für Reformen im gesellschaftlichen Leben, für die Notwendigkeit der Aneignung modernen Wissens und für die Hebung des öffentlichen Unterrichtes gewirkt hat. Ismael Bey, der von seinen Landsleuten sehr hoch geschätzt wird, wie sich dies bei dem Jubiläum des zwanzigjährigen Bestehens seiner Zeitung zeigte, war klug genug, im Anfang der Ignoranz und dem Fanatismus der Mollas, diesen größten Feinden jeder Neuerung, nicht zu nahe zu treten. Er deutete schonungsvoll auf die Schäden hin, die der strenge Separatismus und das Negieren der abendländischen Bildung dem Nationalkörper zugefügt hatten. Schon achtzehn Jahre nach Begründung seiner Zeitung konnte der patriotisch gesinnte Tatare in der Beilage zum „Terdschüman" (Nr. 40 im Jahre 1901) mit berechtigtem Stolz auf die sich zeigenden Veränderungen zum Bessern hindeuten. In einer Schrift betitelt „Mebadi Temeddun Islamian Ruf" („Kulturanfänge der Mohammedaner in Rußland") heißt es u. a.:

„Wie sehr auch die moslimischen Untertanen Rußlands auf dem Wege der Bildung zurückgeblieben, so würde es doch schwer sein in Abrede zu stellen, daß gegenwärtig, wenngleich im Stillen und Verborgenen Zeichen des geistigen Erwachens und des Einlenkens auf die Bahn der Zivilisation und des Fortschrittes vorhanden sind. Während der letzten fünfundzwanzig Jahre sind in unsrer Sprache genug religiöse Schriften und Bücher veröffentlicht worden, wissenschaftliche und literarische Werke jedoch nur drei. Das eine, Bilіt (Wissen), rührt vom berühmten Orientalisten Radloff her; das zweite ist der Kalender von Kajum Efendi und das dritte sind die Komödien von Mirza Feth Ali Achond. Von diesen drei Werken sind zwei in Kasan und eines in Tiflis gedruckt worden. Zu gleicher Zeit hat Hasan Bey Melikow in Baku die Zeitung „Ekindschi" (Ackerbauer) herausgegeben, ein glänzendes Blatt, das aber bald eingegangen ist. Einige bedeutungslose Volksromane, wie „Tahir und Zohra", stammen auch aus jener Zeit, doch im allgemeinen war der Zustand unsrer Literatur äußerst betrübend. Von den Entdeckungen Keplers und Newtons hatten wir nichts gehört. Wir befanden uns auf dem Standpunkte des Ptolomäus. Von den Bewegungen und Begebenheiten der Welt, von der Tendenz und Lebens-

weise der Völker hatten wir gar keine Kenntnis, mit einem Worte, wir waren auf dem Standpunkte der Welt vor vierhundert Jahren und sind demnach um vierhundert Jahre zurückgeblieben.

„Nun regt es sich einigermaßen, und es fängt an, hell zu werden in dieser Welt der Unwissenheit und Erfahrungslosigkeit; und diese Bewegung stammt nicht von außen her, sondern ist eine ganz natürlich im Innern entstandene. Im Jahre 1881 hatten wir in einer russisch verfaßten Schrift den Mohammedanern Rußlands zugerufen: ‚Schreibet oder übersetzet solche Schriften, die auf Literatur, Wissen und Vorzüge des Jahrhunderts Bezug haben.' Dank der Vorsehung hat dieser Zuruf bei vielen Anklang gefunden; denn heute, nach Verlauf von zwanzig Jahren, sind in unsrer Sprache gegen dreihundert wissenschaftliche und literarische Werke erschienen. Ich weiß wohl, daß dreihundert Werke für ein Volk, das nach Millionen zählt, nicht sehr viel bedeuten, doch im Vergleich zu den früher erwähnten drei Werken ist es doch ein großer Fortschritt. Unter diesen dreihundert Werken befinden sich Lehrbücher für Geographie, Naturwissenschaft, Geometrie, Gesundheitslehre und andre Wissenszweige. Auch das neue Alphabet, Schauspiele und einige Originalromane sind vertreten. Die Autoren dieser Bücher sind aus unsern eigenen Nationalschulen hervorgegangen, es sind junge Leute, die von Wissensdurst beseelt, sich allein ausgebildet haben; denn solche, die Gymnasien und Universitäten besuchten, haben auf dem Gebiete unsrer Literatur sich nicht hervorgetan. Der Grund dieser traurigen Tatsache liegt auf der Hand. Die gebildeten und unterrichteten Mohammedaner verstehen Russisch oder Französisch, sie sind Ärzte, Advokaten, Ingenieure, Geologen usw., doch ihre eigene Sprache kennen sie nicht. Es gibt keinen gebildeten Russen, der nicht Russisch schreiben könnte; keinen gebildeten Deutschen, Polen, Georgier, Armenier, der seine Muttersprache nicht verstünde, dieser Mangel ist nur dem tatarischen Volke eigen.

„Der Islam beruht von Anfang an auf zwei Prinzipien: dem Unterricht und dem Gottesdienst. Deshalb befindet sich überall, wo Mohammedaner wohnen, eine Schule und eine Moschee, die, den lokalen Verhältnissen angepaßt, teils aus Stein oder Holz, teils aus Filz gebaut sind. Die Schulen und Moscheen der ansässigen Mohammedaner befinden sich an festen Plätzen, die der Nomaden ziehen mit denselben umher. Früher waren diese mohammedanischen Schulen genügend, doch in der Neuzeit sind sie einer Reform bedürftig, was wohl jedermann zugeben muß. Ich habe einige Jahre lang als Lehrer gewirkt und im Unterrichtswesen Erfahrungen gesammelt. Wenn ich mit ansehen mußte, wie die armen Kinder fünf oder sechs Jahre lang vor dem Rahle (Koranpult) sitzen, höchstens Arabisch lesen lernen und von andren Dingen gar nichts wissen, so hat dieser Anblick mich sehr betrübt und mir schlaflose Nächte verursacht. Die Lehrzeit ging verloren. In fünf Jahren hatte der Schüler nicht einmal regelrecht beten oder einen Brief schreiben gelernt. Diesem Übel mußte abgeholfen werden. Zuerst mußte Unterricht in der Religion und dann in den weltlichen Fächern erteilt werden. Eben deshalb haben wir 1884 die Frage des neuen Systems (Usul-i-Dschedid) zu erörtern begonnen, und in Bagtsche sarai eine Schule gegründet, in der das Programm der neuen successiven Lautlehre des Alphabets eingeführt wurde. Der Erfolg dieser Schule hat auch andre ermuntert. Der Umstand, daß der Zögling in sechs Monaten Türkisch lesen und schreiben, Arabisch lesen und den Katechismus (J'lmi-Hal) erlernen konnte, hat das neue System bis weit ins chinesische Turkestan in mehr als fünfhundert Schulen verbreitet. Wo die Möglichkeit vorhanden war, sind an einzelnen Schulen auch russische Sprachlehrer angestellt worden (so z. B. in Scheki, Kuldscha, Schirwan, Nachtschevan usw.).

„Jeder Mohammedaner mit klarem Blick wird leicht einsehen, daß diese Schulreform einen Fortschritt bewirkt hat. Ich hoffe dementsprechend auch noch andre Verbesserungen einzuführen. Was in den Elementarschulen begonnen wurde, muß in den höheren Schulen fortgesetzt werden. Es hat schon vielen eingeleuchtet, daß

es kein gesunder Zustand sei, wenn man nach acht- oder zehnjährigem Studium der arabischen Grammatik und Syntax und nach fünfzehnjährigem Verweilen auf dem Medresse (Kollegium) weder Arabisch weiß noch von Ghazali, Teftazani, Bochari, Ibn Chalidun und Awicenna auch nur dem Namen nach Kenntnis hat, daß man hiermit also von einer Vollendung der Studien nicht reden könne. In dieser Richtung haben Reformen und Neuerungen in den höheren Schulen von Zindschirli in Bagtsche sarai, von Barudi in Kasan, von Osmanow in Ufa und von Huseini in Orenburg schon begonnen. Zur Erleichterung des arabischen Sprachunterrichts hat Ahmed Hadi Efendi Maksudow in Kasan ein auf neuer Grundlage beruhendes Buch über arabische Grammatik und Syntax herausgegeben. Um sich in modernem Sinne wissenschaftlich auszubilden, haben sich viele entschlossen, die russischen Staatsschulen zu benutzen, und die Zahl der Mohammedaner auf Gymnasien und Universitäten ist in steter Zunahme begriffen. Früher hatten wir Tataren nur wenige Besucher der Universität, heute haben wir deren mehr als hundert, und in Baku allein zählt man fünfzig junge Mohammedaner, die als Ingenieure, Ärzte, Advokaten usw. tätig sind. Auch die Universitäten Frankreichs und Deutschlands werden von unsern jungen Leuten besucht. Bemerkenswert ist, daß in Südrußland die Zahl der Mohammedaner, die des Russischen kundig sind, größer ist als im Norden; doch steht zu hoffen, daß auch unsre Glaubensbrüder an den Ufern der Wolga Russisch lernen und dem Zeitalter entsprechend sich weiterbilden werden. Auch das Nationaltheater beginnt zu gedeihen. Außer den Lustspielen des Feth Ali Mirza sind in Baku, Karabag, Gendsche und Bagtsche sarai Schauspiele in tatarischer Sprache aufgeführt worden; ja in Baku hat sich sogar ein ständiges Theater gebildet. Einige Stücke sind aus dem Russischen übersetzt worden, und die Frauenrollen werden von den armenischen, georgischen und jüdischen Mädchen gespielt. Die Hebung unsres Theaterwesens ist nicht zu leugnen.

„Ja, selbst unter den zurückgebliebensten Mohammedanern fängt der Sinn für Zivilisation sich zu regen an. Ich könnte das vielfach beweisen. Es gibt am Ende des Winters ein unter dem Schnee wachsendes weißes Blümchen (Ak tschitschek = Gänseblümchen?) Ihr wisset wohl, daß, wenn es sein Köpfchen erhebt, dies noch nicht den Sommer bedeutet, aber es ist ein Zeichen, ein Vorbote für die Nähe des Sommers. Nun dieses Gleichnis paßt auf unsre Kulturlage. Vor fünfundzwanzig Jahren gab es bei uns eine Frau, die Gemahlin Hassan Begs, die als Schriftstellerin sich hervortat; heute gibt es deren mehr als zwanzig, und sogar gelehrte Frauen können wir aufweisen. Diese Welt ist eine Welt der Hoffnung, und warum sollten gerade wir Tataren ohne Hoffnung sein?

„Mitleid, Wohltätigkeit und Unterstützung unsrer Mitmenschen gehören bekanntermaßen zu den Grundpfeilern des Islams, und es gibt fast keinen Rechtgläubigen, der diese Anordnung nicht befolgen würde. Jahraus jahrein wird viel Geld an Bedürftige ausgegeben, doch nur der Bittende bekommt etwas, wer sich schämt, bleibt hungrig; auch ist die Lage der Dürftigen im allgemeinen nicht zur Genüge bekannt und dem Übel abzuhelfen, hat man nach Mitteln und Wegen geforscht. So sind in letzter Zeit die „Wohltätigkeits-Vereine" (Dschemieti Chairie) entstanden, und während es vor zwanzig Jahren eine einzige solche Gesellschaft (in Wladikawkas) gegeben hat, existieren deren heute schon in der Krim, in Petersburg, Akkerman, Kasan, Troitsk, Semipalatinsk, Ufa, Astrachan und anderswo.

„Den besten Beweis für den Bildungsgrad eines Volkes gibt natürlich die Zahl der Buchdruckereien und Buchhandlungen. Vor zwanzig Jahren hatten die Mohammedaner Rußlands nur zwei Buchdruckereien, eine in Kasan und die andre in Tiflis. Heute haben wir in Bagtsche sarai die Typographie des Terdschüman; in Petersburg die des Mirza Ilias Boragani; in Kasan die der Gebrüder Kerimow, in Orenburg die des Motla Ibrahim Kerimow; in Baku die des Doktor Achundow und Ali Merdans, so daß aus zwei Druckereien nun acht geworden sind."

Der Autor schließt mit einem auf Vollständigkeit, wie er sagt, keinen Anspruch machenden Katalog in tatarischer Sprache erschienener Werke, unter denen wir einer ganz erklecklichen Zahl nicht nur der üblichen mohammedanischen Schulbücher, sondern von Volksromanen, Volksdramen, Novellen, Originalpoesien und Übersetzungen aus dem Russischen und sonstigen europäischen Sprachen begegnen. Was uns am meisten befremdet, ist die Menge der Bücher, die den tatarischen Sprachunterricht fördern sollen, und die auf Erweckung des national-türkischen Geistes mit solchem Eifer hinzielen, wie wir dies bei den stark fortgeschrittenen Osmanen nicht bemerken. Unter den Autoren tun sich besonders Ismael Bey Gasparinski, Mohammed Fatih Kerimi, Osman Nuri Aktschukrakli, Abdullah Mohammed Feizi, Abdulkajum Nazirow hervor; und unter den schriftstellernden Frauen werden namentlich gerühmt Hanife Chanum, die Tochter Ismetulluks und Alimat au Binat (ein Pseudonym mit der Bedeutung von „Frauengelehrte"), welch letztere ein Buch über gesellschaftlichen Verkehr geschrieben hat.

II.

Die in Bagtsche sarai stattgefundene Jubiläumsfeier hat gezeigt, daß der um sein Volk hochverdiente Redakteur des „Terdschüman" in seinen kulturellen und nationalen Bestrebungen nicht isoliert geblieben ist. Wenn in der islamitischen Welt Festlichkeiten an und für sich etwas Ungewöhnliches, und Zeitungsjubiläen bisher überhaupt ganz unbekannt gewesen sind, so nahmen an diesem gelehrte und angesehene Mollas Teil; aus den entferntesten Städten trafen Deputationen oder Begrüßungstelegramme ein. Selbst aus außerrussischen Ländern und Städten, aus Ostturkestan, Kuldscha, Chiwa, Persien, Ägypten, Bulgarien, Genf, Paris, New York u. a. m. haben Moslims Gratulationen gesandt. Hier manifestierte sich zum ersten Male eine panislamitische, aber eine panislamitisch-kulturelle und zugleich national-türkische Bewegung, wie wir sie zuvor noch nirgends unter den Völkern des Islams gesehen haben. In der am 10. April 1883 erschienenen ersten Nummer seiner Zeitung äußerte sich Ismael Bey folgendermaßen:

„Bei Veröffentlichung unsrer Zeitung wollen wir unsern Lesern kundgeben, daß der „Terdschüman" hauptsächlich bemüht sein wird, einerseits die zum zivilisierten Leben notwendigen und nützlichen Lehren zu geben, andrerseits die russische Gesellschaft von unsern nationalen Bedürfnissen zu unterrichten. Unsre Laufbahn ist schwer und mühsam. Wir haben daher, in Gottes Namen, uns ans Werk begeben und im Interesse der Wahrheit und Wissenschaft die Feder ergriffen. Ob nun der „Terdschüman" den Anforderungen, die er sich gestellt hat, entsprechen wird oder nicht, dies zu beurteilen, sei der Zukunft vorbehalten, denn es ist klar, daß ich selbst dieses Urteil nicht abgeben kann."

So schrieb der begeisterte Tatare 1883; zwanzig Jahre später, am 4. Mai 1903, am Jubiläumstage, konnte er sich folgendermaßen äußern:

„Es ist uns beschieden, ohne die uns verliehene Zeitungskonzession gefährdet zu haben, im Dienste der Aufklärung unsres Volkes und der Förderung des Unterrichtes unsrer Kinder, dank der Mitwirkung vieler gelehrten Freunde diese zwanzigste Jahreswende zu feiern. Was mich betrifft, so hat das Zusammentreffen so vieler

gelehrten und edlen Gönner an diesem Tage mir neue Kraft verliehen. Ich bin ermutigt worden, wenn nötig, mich an die Arbeit aufs neue zu begeben, denn wenn ich die Erwartung hegte, daß die Liebe zur Nation Erhabenheit und Heiligkeit birgt, so habe ich dies jetzt gefühlt und gesehen. Gott sei tausendfach Dank dafür!"

Mit diesem Zeitungsjubiläum und mit diesen Kundgebungen für die patriotische und literarische Tätigkeit des Redakteurs des „Terdschüman" hat das allgemeine Erwachen der Tataren begonnen. Die im genannten Blatte erschienenen Ermunterungen zum Lernen, zum Einlenken auf die Bahn des modernen Wesens und zum Aufgeben der alten orthodoxen Weltanschauung hatten eigentlich nur bei der jüngeren Generation ein williges Ohr gefunden, während die Alten, namentlich aber die Mollawelt, als Repräsentanten des hartnäckigsten Konservatismus und der streng moslimischen Orthodoxie, jeder Veränderung, jeder Neuerung gegenüber eine feindliche Haltung einnahmen. Der Kampf, der sich hier entsponnen hatte, war ein äußerst heftiger. Trotzdem es im Islam keine Kirche im christlichen Sinne dieses Wortes gibt, so waren die beturbanten Herren (Tschalmatik genannt von tschalma = Turban, denn die Laien tragen Pelzmützen) sofort mit ihrem „non possumus" bei der Hand und stellten die ketzerischen Neuerer als Lästerer der Religion Mohammeds und als Ungläubige hin. Daß diese den Fehdehandschuh aufnahmen und um das Anathema ihrer Gegner sich wenig kümmerten, wird um so mehr überraschen, wenn wir in Erwägung ziehen, daß die Hazret (= wohlgeboren, Titel der Imame und Chodschas) den unter russischem Joche hart bedrückten Tataren nicht nur als Leiter des geistigen und religiösen Lebens vorstanden, sondern zugleich als Beschützer in weltlichen Dingen bei den russischen Behörden überall das Wort führten und als Helfer in der Not wirkten. Merkwürdigerweise aber war die Strömung des Zeitgeistes von solcher Gewalt, und das Beispiel des erwachenden Rußlands hatte auf die moslimischen Untertanen des Zaren einen so tiefgehenden Einfluß ausgeübt, daß die Parteigänger der Reformen ihren Kampf mit Erfolg fortsetzen konnten und heute schon als Sieger erscheinen. Vor allem müssen wir erwähnen, daß die reformatorischen Bestrebungen gleichsam wie ein Lauffeuer über die ganze Länge und Breite Südrußlands über Zentralasien hinweg bis nach Kaschgar und Jarkend sich in verhältnismäßig kurzer Zeit ausgedehnt hatten. Wie die Wolgatataren von jeher bei Kasaken, Kirgisen, Sarten, Tadschiken und Tarandschis als Apostel moslimischer Glaubensstärke mit Erfolg tätig gewesen waren, ebenso haben sie, zumeist im Gewande des schlichten Kaufmannes oder reisenden Imams, nun die Rolle der Reformatoren übernommen und den vom Westen aus dem Islam aufgedrungenen Neuerungen das Wort geredet. In einem mir vorliegenden Hefte, betitelt „Ütsch Ajlik Siahat (d. h. „Eine dreimonatige Reise. Orenburg 1905") schildert der Imam und Lehrer von Jarkend, ein Kasaner namens Hadschi Abdurrahman, die Eindrücke seiner Reise von Ostturkestan nach Kasan und zwar mit Bezug auf die Erfahrungen, die er hinsichtlich der Reformen gemacht hat. Schon in der Einleitung bittet er um Verzeihung, wenn seine Worte den Hochmut der Fanatiker beleidigen sollten, und tatsächlich durchweht das ganze Heft ein

Geist des Fortschrittes der freien Forschung und der Aufgeklärtheit, der den Orthodoxen gewiß mißfallen muß. Hadschi Abdurrahman ist ein entschiedener Anhänger des Usul-i-Dschedid (= neuen Systemes) und drückt überall sein Bedauern aus, wo er Festhalten an der alten Weltanschauung sieht. Namentlich ist er auf Bochara schlecht zu sprechen, das er als den Hauptsitz der Heuchelei und Falschheit bezeichnet. Wohlverstanden, der Mann wirkte und wirkt auch jetzt noch als Lehrer in Jarkand und wird dort jedenfalls die modernen Ideen verbreiten.

Dieses freie Auftreten gegen die Orthodoxie des Islams und dieses gewaltsame Interpretieren so mancher vom Koran und den Sunna geheiligten Grundsätze steht in der modernen Islamwelt ganz ohne Beispiel. Alle Reformen in der Türkei seit Sultan Mahmud sind auf einen großherrlichen Erlaß (Jrade-i-hu majun) zurückzuführen, und auch der fortgeschrittenste Freidenker hätte sich nicht unterstanden, den betreffenden kaiserlichen Befehl mittels eines Angriffes auf die Orthodoxie zu beschönigen, geschweige denn dem Einflusse und der Allmacht der Mollawelt nahezutreten. Während meines jahrelangen Verkehrs mit den Türken habe ich nie irgendeine verletzende Äußerung gegen Imame, Chodschas oder Theologen gehört. Von ähnlicher Natur sind meine Wahrnehmungen mit Bezug auf die durch die Engländer in Indien eingeführten Neuerungen oder die von den Eingeborenen selbst ins Leben gerufenen Reformen. Auch nicht im entferntesten hätte es jemand gewagt, an den von der Religion sanktionierten Institutionen und Gebräuchen zu deuteln oder sie als nicht zeitgemäß und unzweckmäßig zu erklären. Die bisher kaum beachteten oder als unzivilisiert und barbarisch geschilderten Tataren haben diesbezüglich eine bemerkenswürdige Ausnahme gemacht. Was in andern Teilen der mohammedanischen Welt als Blasphemie oder Apostasie gegolten hätte, das wurde hier ohne jede Schonung vor die Öffentlichkeit gebracht und den Rechtgläubigen geradezu aufgezwungen. Der verknöcherte Konservatismus der Mollas wird als Hauptschuld des Verfalls der moslimischen Länder und des Sieges der christlichen Staaten hingestellt. Die an den Satzungen des Korans und der Sunna sich krampfhaft anklammernden Priester, deren Ignoranz eine grenzenlose ist, scheuen das Licht der wahren Bildung, weil sie in der Verminderung ihrer Allmacht ihre persönlichen Interessen gefährdet sehen, und weil sie fürchten, daß moderne Bildung und die in den großen Massen verbreitete Aufklärung ihren Einfluß schwächen werde. In seinem Buche „Eine Reise nach der Krim" sagt der ebenso geistreiche als hochgebildete Mohammed Fatih bin Gilman:

„Nach meinem anspruchslosen Dafürhalten können die Satzungen des Islams mit der Wissenschaft und dem Leben leicht ausgeglichen werden. Nur gibt es heute bei uns keine Religionslehrer, die fähig wären, den Glauben mit der Zivilisation in Einklang zu bringen. Unsre heutigen geistigen Leiter legen nur Gewicht auf die äußere Form der Religion, sie kennen nicht den philosophischen Geist, und wo diesem keine Wichtigkeit beigemessen wird, muß der vom Glauben erwartete Erfolg auch ausbleiben. Unsre unwissenden geistigen Führer haben mit ihrem mangelhaften Verstand die Religion nach eigenem Wunsch in Besitz genommen und, anstatt Nutzen, uns nur Schaden verursacht. Die Europäer haben mit Eifer, Arbeit und vielen

Opfern ihren Sinn erhellt und ihren Geist von dem verdummenden Einfluß der Geistlichen befreit. Sie sind Herren ihres Glaubens, Lebenswandels und Denkens. Ihr Gewissen ist frei und ihr Herz erleuchtet; während unser Glaube, Lebenswandel und Denken in den Händen unwissender fanatischer Geistlichen sich befindet. Wir Mohammedaner haben noch keine Religionsverfassung, um uns dieser Macht zu entziehen und gemäß der Gewissensfreiheit in Glaubenssachen zu entscheiden. Deshalb leben wir in einem Zustand der Täuschung und Hypokrisie und gehen von Tag zu Tag mehr dem Verfall entgegen."

III.

Freies Denken und das innige Verlangen nach Bildung waren anfänglich nur sehr wenigen eigen, und um den Kreis der Aufgeklärten nach Möglichkeit zu erweitern, war es die Hebung des öffentlichen Unterrichts, auf das die mohammedanischen Reformer und Patrioten in erster Reihe ihr Auge wandten. Der Besuch der russischen Schulen dünkte ihnen deshalb gefährlich, weil man, nach den Bestrebungen Ilminskis, Ostroumows und andrer zu urteilen, Russifizierung und Konvertierung zur orthodoxen Kirche befürchtete. Wenn aus diesem Grunde die Reform der mohammedanischen Schulen durchaus geboten war, so mußte man hier aufs neue mit den Mollas, den ausschließlichen Leitern des Schulwesens, in Konflikt geraten. Mohammed Fatih äußerte sich diesbezüglich in seinem oben erwähnten Reisebuche folgendermaßen:

„Die unserm Volke vorstehenden geistlichen Gelehrten und ihre aus unsern Kollegien mit irrigen Gedanken hervorgegangenen Schüler sowie die unteren Volksschichten im allgemeinen waren immer erklärte Gegner der Presse und modernen Literatur, die sie als falsch, lügenhaft, nutzlos und verbrecherisch bezeichnen. Sie wollen nicht nur selbst sich damit nicht beschäftigen, sondern verbieten dies auch andern; ja, es ist vorgekommen, daß man die wenigen Schüler, die Zeitungen lasen, unter dem Vorwande, sie verführten die übrigen, aus den Kollegien vertrieben hat. Die Mollas achten und ehren nur das Althergebrachte, und jede Reform ist von ihnen im vornhinein verpönt. Nachdem sie ihr ganzes Leben hindurch in den Kollegien unterrichtet und die Schüler zwanzig bis dreißig Jahre auf der Schulbank zugebracht, haben Lehrer und Lernende, weil der Unterricht unsystematisch und gedankenlos gewesen ist, eigentlich nie recht begreifen können, was sie lernen, wie und warum sie lernen. Wie in der Tretmühle bleiben sie immer auf ein und demselben Fleck, und zwanzig Jahre lang befassen sie sich mit Fragen wie das Abwischen und Abtrocknen gewisser Körperteile nach stattgefundener Reinigung, ohne selbst hierin ein positives Wissen erlangt zu haben oder eine sichere Antwort geben zu können. Eine Religion, deren Prinzipien und Grundgedanken man nicht erfaßt, nimmt von Tag zu Tag ab, und weil man nicht im Einklange mit dem Naturgesetz und der Zeit fortgeschritten ist, wird die Existenz der Nation immer mehr und mehr erschwert. Sollte dies so weitergehen und sollte das in den Adern erstarrte Blut durch das Feuer und Licht der neuen Zivilisation nicht erwärmt und in Bewegung gesetzt werden können, so ist es ausgemacht, daß unsrer Nation der endgültige Untergang bestimmt worden ist."

Mit schärferen Worten hat man bisher wohl noch nie das Lehrsystem in den niederen und höheren islamitischen Schulen der orthodoxen Islamwelt verurteilt, und mit größerer Begeisterung, als Mohammed Fatih für die moderne Bildung im Westen eingetreten ist, haben gewiß wenige der Reformatoren in der Türkei, Ägypten und Indien gesprochen. Still, ohne sich auch

nur durch das leiseste Zeichen der inneren Bewegung und Tätigkeit zu verraten, ist das Werk der Reformen während der letzten Dezennien des 19. Jahrhunderts fortgeschritten. Die Zahl der Neologen wuchs zusehends und überstieg gar bald die der Orthodoxen. Mir, der den Islam im Westen und im fernen Osten aus persönlicher Anschauung kennen gelernt hat, mir kommt der Umschwung der Geister unter den früher so zelotischen Tataren, deren Fanatismus dem der Völker Zentralasiens nicht nachstand, noch immer rätselhaft vor, und ich kann die Tatsache nur dann begreiflich finden, wenn ich an die aufopfernde Tätigkeit denke, mit der die Vertreter der modernen Richtung (d. h. des neuen Systems, Usul-i-Dschedid) in Verfechtung ihrer Theorien vorgegangen sind. Vom rein patriotischen Eifer beseelt, hatte jeder getrachtet, sein Scherflein teils auf literarischem, teils auf materiellem Gebiete beizutragen.

Was die literarischen Kundgebungen anbelangt, so ist eine ganz bescheidene Anzahl von Abhandlungen, Traktätchen und ermahnenden Schriften erschienen, die insgesamt gegen die Orthodoxie zu Felde ziehen und in schlichter, womöglich rein tatarischer Sprache auf der einen Seite die Verdammungstheorie und Übergriffe der Mollas zu beweisen suchen, auf der andern wieder die Notwendigkeit einer Umkehr und Annäherung an Europa den Glaubensgenossen ans Herz legen. Besonders hervorgehoben zu werden verdient die 1904 in Kasan unter dem Titel: „Scheriat hem Zeman" (das Religionsgesetz und die Zeit) veröffentlichte Schrift, in der Zeman (die Zeit) und Scheriat (das Religionsgesetz) personifiziert in einem Zwiegespräch die Vergangenheit und Gegenwart sowie gewisse in Glaubenssachen eingetretene Mißbräuche erörtern. Vor allem kommt die Frage der Neuerungen in Betracht, und hier bemerkt Scheriat, daß die Religion sich ihr nicht widersetze, sondern vom Standpunkte der Nützlichkeit sie sogar billige, worauf Zeman, die Nachteile der früheren Lehrmethode hervorhebend, das in den Schulen neu eingeführte „Lautsystem" als eine notwendig gewordene Reform preist. Zeman beklagt sich, daß die Mollas das Telegraphieren für sündig erklären, worauf Scheriat durch Koranzitate nachweist, daß diese Meinung irrig und daß es statthaft sei, im Ramazan-Monat den Rechtgläubigen, die im hohen Norden wohnen und das Aufgehen des Mondes nicht wahrnehmen können, mittels Telegraphs das Ende des Fasttages anzuzeigen. Zeman klagt, daß die Mollas den Gebrauch des Fernrohres, als eines Werkzeugs der Ungläubigen, verbieten, worauf Scheriat erwidert, daß dann auch die Schwachsichtigen sich des im Koran nicht erwähnten Augenglases nicht bedienen dürften. Ebenso wird der Widerstand der Mollas gegen die Vereinfachung und Modernisierung der Kleidungsstücke gemißbilligt, die Gewalttätigkeit der Priester beim Eintreiben der Fitra (Fastensteuer) und ihr Raubsystem in Erbschaftsangelegenheiten verurteilt und damit geschlossen, daß nicht Geburt, sondern Wissen und ein lauterer Charakter zum Imam befähigen.

In ähnlicher Weise bespricht die Schrift „Maazum" (Der Jüngling) die Leidensgeschichte eines jungen Mannes, der die Laufbahn eines Imam gewählt und in der Schule sowohl wie im Kollegium von dem dort herrschenden System der absichtlichen Verdummung viel zu leiden hat. Da die Lehrer

das Lesen der Zeitungen verdammen, hält er anfänglich die Schüler, die gegen dieses Verbot handeln, für gottlos und verbrecherisch, bis er sich überzeugt, daß Zeitungen und weltliche Literatur ihn auf das Studium der Geographie, der Geschichte, der Mathematik und andrer Wissenszweige der neuen Richtung hinführen, in der er Bildung, Trost und Zufriedenheit findet. — In dem Hefte „Kiau" (Eidam) schildert ein junger Tatare die Widerwärtigkeiten, in die er durch die Uneinigkeit zwischen ihm und seinem orthodoxen Vater gerät, ein Streit, der ihm das Leben verbittert. Selbst der Teufel wird zitiert, um die Vorteile der modernen Bildung klar darzulegen. Die Schrift „Tälimati-Schaitanie" (Teufels-Anweisungen) enthält die Geschichte eines auf einer abenteuerlichen Reise begriffenen Jünglings, den der Teufel irre führen will und der, den Trug einsehend, schließlich auf den Weg der Gerechten gelangt. Von der außerordentlich großen Zahl der Schriften, in denen die Jugend zum Lernen angespornt wird, möchte ich auf das Büchlein „Köjli Imam" (Der Dorfimam) hinweisen, dessen Autor Schemseddin Mohammed in leicht verständlichen, gut tatarischen Versen zur Jugend spricht:

Nach Wissen streben muß jeder,
Ob Mann oder Frau;
Es ist jedes Menschen Pflicht.
Drum lerne deine Aufgabe, mein Kind!

Ja, die Lektion muß man können,
Schreiben muß man können,
Schreiben ist halb Wissen,
Drum lerne schreiben, mein Kind!

Das Wissen ist ein fliegender Vogel
Oder auch ein flüchtiger Hirsch;
Mit der Schrift kannst du ihn fangen,
Drum sollst du schreiben können, mein Kind!

Wie kannst du ohne Schlinge
Den fliegenden Vogel
Oder den flüchtigen Hirsch auch fangen?

IV.

Diese und viele andre gehören zu den mir aufs Geratewohl in die Hände gelangten Schriften, und so wie der Tatar im Kindesalter, wird auch die reifere Jugend zum Lernen und zum Einlenken auf die Bahn moderner Bildung angehalten. Was dem Beobachter am meisten auffällt, das ist der alle Klassen und Schichten der Bevölkerung in gleicher Weise ergreifende und begeisternde Eifer für die Erziehung der Jugend, für Hebung und Verbesserung des Schulwesens, für die Ordnung der Lehrergehälter und für die Feststellung der Beziehungen zwischen den einzelnen Gemeinden und deren Imame, Muezzine und sonstigen geistlichen Würdenträgern: lauter Angelegenheiten, die jetzt noch den Anordnungen der russischerseits angestellten Kreismuftis unterstehen, in denen aber die Mohammedaner freies Verfügungsrecht ohne Beeinflussung seitens der Orthodoxie oder des Staates erstreben. Um ihren diesbezüglichen Wünschen Ausdruck zu verleihen, haben die Tataren gleich nach Veröffentlichung

der russischen Konstitution den Beschluß gefaßt, eine gemeinsame Aktion einzuleiten und zu diesem Behufe in einem von der Regierung zu sanktionierenden Kongresse zusammen zu kommen. Ein solches Ansinnen hatte die russischen Behörden natürlich überrascht. Daß die bisher als ruhig, friedliebend, bescheiden und untertänig bekannten Tataren, vom Strome der liberalen Bewegung fortgerissen, in die Reihe der gegen Absolutismus und Autokratie kämpfenden Massen eintreten würden, hätte niemandem einfallen können. Die Regierung hatte daher das Gesuch um die Erlaubnis zur Abhaltung eines Kongresses in Nishnij Nowgorod rundweg abgeschlagen. Der Refus schreckte jedoch die Tataren nicht ab; ein Jahr später kamen ihre Delegierten in St. Petersburg zusammen, und wenn sie zuerst auch dieses Mal ablehnend beschieden wurden, gelang es ihnen endlich doch, die Bewilligung zu dem am 16. August 1906 (a. St.) in Nishnij Nowgorod stattgefundenen Kongresse zu erhalten und zum ersten Male als nationaler Körper vor die Öffentlichkeit zu treten. Dieser Kongreß, an dem gegen achthundert Tataren teilnahmen, hat fünf Tage gedauert, und da von demselben ein von Herrn Musa Bikejew regelrecht verfaßtes Protokoll vorliegt, können wir mit den dort gepflogenen Verhandlungen uns eingehender befassen.

Vor allem sei hervorgehoben, daß die offiziellen Delegierten zu den Besten der Nation gehörten und sowohl die geistigen als die materiellen Spitzen der Gesellschaft repräsentierten, nicht nur aus den von den eigentlichen Tataren bewohnten Gegenden, sondern auch aus dem Kaukasus, der Krim, aus Turkestan, Sibirien und den innerrussischen Provinzen. Zu einer bedeutenden Rolle gelangte natürlich die sogenannte Intelligenz, Geistliche, Lehrer und Literaten, neben denen aber auch die Grundbesitzer, d. h. die Zemstwo, es an Patriotismus und Opferwilligkeit nicht fehlen ließen. Trotzdem es ein erster Versuch war, hat dieser „tatarische Kongreß", durch taktvolles und würdiges Benehmen, durch Schlagfertigkeit im Reden, durch Mäßigung, Anstand und einen gewissermaßen allen Orientalen eigentümlichen Scharfsinn sich hervorgetan und lebhaft an die Reden und die Haltung des ersten ottomanischen Parlamentes vom Jahre 1876 erinnert. Zum Präsidenten des tatarischen Kongresses wurde Reschid Efendi Ibrahimow, der Redakteur der tatarischen Zeitung „Ülfet" (Geselligkeit) gewählt, der, nachdem ein Imam die übliche Koranlektüre vorgenommen, die erste Sitzung mit einer passenden Ansprache eröffnete. Hinweisend auf die Schwierigkeiten, mit denen das Zustandekommen dieses Kongresses verbunden gewesen, ermahnte er vor allem zur Einheit und Brüderlichkeit. „Im Islam", sagte er, „besteht die Brüderschaft nicht nur in Worten oder auf dem Papier, sondern sie liegt tief in den Herzen und im Blute seiner Bekenner, und so wie die 20 Millionen russischer Mohammedaner, sind auch die über die ganze Welt sich ausbreitenden 300 Millionen Moslimen brüderlich vereint." In erster Reihe galt es die Feststellung des Arbeitsprogrammes, das auf folgende vier Punkte begrenzt wurde:

1. Wie bekannt, haben im Laufe der vergangenen Jahrhunderte die Angriffe und Feindseligkeiten der Missionare gegen unsern Glauben allenthalben überhand genommen. Die christlichen Missionen sind gegen unsre Volksschulen, Kollegien

und Moscheen mit Strenge und Tyrannei vorgegangen. Dieser Umstand hat die Moslimen sehr betrübt und in Glaubenssachen in die größte Notlage versetzt. In dieser Hinsicht ist ein gegenseitiger Berater von großer Notwendigkeit, und es ist unsre Pflicht, Abhilfe zu schaffen. Wir wollen wissen: wie hier zu helfen sei? Wir müssen uns vereint im Interesse unsres Glaubens gegen die Vergewaltigungen der Missionare schützen.

2. In der Vergangenheit haben unsre Schulen und Kollegien sich in den Händen der Imame und Lehrer befunden. Die Angelegenheiten des Unterrichts waren ihnen anvertraut, so auch die Frage der Kosten und Verpflegung. Dieses war natürlich eine schwere Last auf ihren Schultern, derzufolge die Schulen und Kollegien sich in einem sehr schlechten Zustande befanden, und die Imame sowohl als die Lehrer waren unfähig, die Mittel zur Verbesserung aufzufinden. Nun, diese Mittel müssen wir selber suchen und den Imamen und Lehrern hilfreich zur Seite stehen. Sowohl die Baulichkeiten als auch die Verpflegungs- und Erhaltungskosten der Lehranstalten müssen Sache der Bevölkerung sein, und deshalb wollen wir sie den Imamen und Lehrern nehmen. Wissen und Kenntnisse sind unser dringendstes Bedürfnis und Reformen unsre erste Pflicht.

3. Jedermann weiß, daß die Lage unsrer Imame und Lehrer eine sehr schwere ist, und ihnen muß besonders unter die Arme gegriffen werden. Um hier Reformen einzuführen, muß unser geistiges (Religions-)Leben vom Grund auf erneuert werden, und um hier die richtigen Mittel und Wege zu finden, müssen wir einen Gedankenaustausch unterhalten.

4. Der vierte ist der wichtigste Punkt; denn um Reformen einzuführen, brauchen wir Geld, von diesem und von diesem allein hängt die Reform unsres Schulwesens und die Verbesserung der materiellen Lage unsrer Lehrer und Imame ab. Ohne Geld können wir nichts ausrichten.

Um diese vier Punkte drehte sich die fünftägige Beratung des Kongresses. Es fällt außerhalb des Rahmens dieser Arbeit, uns mit Detailfragen zu befassen. Auch wollen wir die größere oder kleinere Fähigkeit der einzelnen Redner nicht betonen. Uns genügt zu wissen, daß das zur Verhandlung gestellte Material gehörig besprochen und, soweit tunlich, auch ein Resultat erzielt worden ist. Was den Kongreß am besten charakterisiert und die Lage der Mohammedaner in Rußland in gehörige Beleuchtung rückt, das wird aus der Schlußrede des Präsidenten Reschid Efendi ersichtlich, aus der wir hier die Hauptstellen mitteilen wollen:

„Wie viel Sklaverei und Erniedrigung haben die russischen Mohammedaner erleben müssen! Man schien sie gar nicht als Menschen zu betrachten, und ihren Glauben hat man nicht berücksichtigt. Wie viel blutige Tränen sind vergossen worden, um von diesem Elend sich zu befreien, wie viel Leute haben Haus und Herd den Flammen übergeben, sind aus der teuren Heimat fortgewandert und, ohne Ruhe zu finden, in den Steppen auf dem Marsche zugrunde gegangen. Die Daheimgebliebenen waren auf jede Weise bedrängt und hatten unendlich viel zu dulden. Die Regierung hatte nur die Russifikation, nur die Unterdrückung unsres Glaubens vor Augen und ließ uns auch nirgends aufkommen. Ja, die armen Mohammedaner konnten sich nicht rühren und kein Lebenszeichen von sich geben, während jedes andre Volk sich zu regen anfing. Dem Fremden, der uns von außen beobachtete, erschienen wir als Menschen, deren Inneres erloschen, die hoffnungslos vernichtet und bei denen kein Erwachen, kein Fortschritt zu erwarten sei. Wenn man uns damals in der Presse beschimpft, erniedrigt und unsre Fehler uns vorgeworfen, so war niemand für uns eingestanden. Es vergingen Jahre, das Elend nahm zu, und trotz der äußeren Ursachen dieses Zustandes trägt doch unsre Uneinigkeit die meiste Schuld daran. In Rußland traten Veränderungen ein, die Ära

der Reformen begann, doch bei uns Mohammedanern zeigte sich keine Spur einer Bewegung. Höchstens, daß wir Bittgesuche vor die Tore der Regierung trugen, ohne daß wir einen Nutzen davon gehabt hätten, denn unsre Stimme blieb unerhört und unsre Gesuche blieben ungelesen. Unsre Hoffnung schwand dahin; aber der Gedanke, daß wir Rettung suchen müßten, nahm stetig zu, wir sahen die Notwendigkeit einer Zusammenkunft und Beratung ein."

Hier schildert der Redner die Schwierigkeiten, unter denen der Kongreß endlich doch zustande gekommen, und schließt alsdann mit den Worten:

„Fünf Tage lang hat diese Versammlung getagt. Reich und arm, jung und alt, Mirzas und Ulemas — alles hat sich in unsrer Gesellschaft vereint. Die Anwesenden sind in den Grenzen des Anstandes geblieben, die Redner haben erhabene Gedanken kundgegeben und unserm Volk die frohe Nachricht von einer besseren Zukunft gebracht und die Hoffnungslosen ermuntert. Diese unsre fünftägige Versammlung kann man getrost ein „Tatarisches Parlament" nennen. Allen euch sei herzlich gedankt! . . . Ich hatte eine Absicht, die habe ich erreicht. Gott sei Dank!"

Nach Beratung der vier angeführten, die Schul- und Kirchenangelegenheiten betreffenden Punkte fanden in 72 Resolutionen all jene Desideraten bezüglich der persönlichen, politischen und religiösen Freiheiten Ausdruck, die den beratenden Tataren im Interesse der nötigen Reformen und der Umgestaltung ihrer Gesellschaft unentbehrlich schienen. Ein gar seltsamer Hauch ganz moderner Weltanschauung weht einem aus diesen Äußerungen entgegen, und ein für die Auffassung eines erst jüngst aus dem Dunkel asiatischer Ideenwelt hervorgetretenen Volkes überraschender Freiheitssinn spricht sich in ihnen aus. Ob die Verwirklichung dieser Wünsche vorderhand möglich, ist wohl sehr zu bezweifeln; denn nicht nur ihren mohammedanischen, sondern selbst den christlich-orthodoxen Untertanen wird die Regierung des Zaren schwerlich solche Rechte gewähren. Was für den augenblicklichen Stand der Dinge von Wichtigkeit ist, das möchten wir in jenem Kongreßbeschluß erblicken, *nach dem die Erziehung und Schulbildung wohl in den Händen der Tschalmulik (Beturbanten) belassen, aber unter die Aufsicht eines weltlichen Schulrates gestellt, und daß mit den scholastischen Studien des alten Medresse-Systems allmählich aufgeräumt werden soll.* Daß dieser Beschluß kein leeres Wort bleiben wird, dafür bürgt die Persönlichkeit jener fünfzehn Männer, die als Mitglieder der organisierenden Zentralkomitees gewählt worden sind; lauter Männer, die, schon lange literarisch tätig, ihrem Volke vorteilhaft bekannt sind und dessen Vertrauen besitzen. Da der Kongreß auch für die materielle Versorgung der Geistlichen, Lehrer und Professoren Sorge getragen hat, so wird der schon seit einigen Jahren fortdauernde Kampf zwischen *Usuli-kadim* (Orthodoxie) und *Usuli-tschedid* (Neologie) sich abschwächen oder vielleicht ganz aufhören. Man geht wohl nicht fehl, anzunehmen, daß mit Zunahme der modernen Wissenschaften der Gesichtskreis der tatarischen Jugend sich erweitern und die Chodschas (Lehrer) und Muderrise Professoren) selbst zur Einsicht gelangen werden, daß dem jungen Tataren außer dem Arabischen, der Koranexegese, dem Muchtasar-ul-Wukaje auch noch andre

Kenntnisse nötig seien, um im Wettbewerb gegen das Abendland bestehen zu können. Ebenso werden die fanatischen Verfechter des alten Systems sich überzeugen können, daß die Kenntnis der Geschichte, Geographie, Geologie, Physik, Chemie und Mathematik nicht unbedingt zur Glaubenslosigkeit führe, und daß daher die Annäherung an das Abendland noch kein Aufgehen in diesem bedeute. In diesem Sinne hat auch Emir Habibullah, der Beherrscher der Afghanen, in der Rede, die er in Indien im Aligarh-Kollegium gehalten, sich geäußert: „Wer da glaubt, daß Religion und weltliche Bildung Gegensätze seien, der werfe einen Blick in diese Schule; die Meinung, daß die europäische Erziehung dem Islam präjudiziere, ist eine Torheit". Wenn trotz alledem der mehr als hundertjährige Versuch einer Annäherung an die abendländische Bildung in der Türkei und in Persien die entsprechenden Resultate nicht zutage gefördert hat, so sind daran hauptsächlich die politischen Wirren, Anarchie und das tyrannische Regierungswesen in diesen Ländern schuld. Die zügellose Autokratie hat sich nur halbherzig ans Werk gemacht, der Bildungseifer vermochte nur schwer ins Volk einzudringen, und ein spontanes Sichaufraffen, wie uns das Beispiel der Tataren zeigt, konnte selbst in Indien nicht nachgewiesen werden.

V.

Das bisher Ausgeführte allein schon berechtigt uns, die Kulturbestrebungen der Tataren als außergewöhnlich, ja als phänomenal zu bezeichnen und sie einer ausnahmsweisen Behandlung würdig zu finden. Wenn wir unter diesem Gesichtspunkt nach den Ursachen dieser Ausnahmsstellung forschen, so werden wir in erster Reihe auf solche spezielle, bei Türken, Persern und Hindostanern nicht vorhandenen Bedingungen stoßen, die den Prozeß der Assimilierung erleichterten. Der Tatar war vor allem ein Neuling auf dem Gebiete der Bildung im allgemeinen, denn der Islam hat sich bei ihm nur auf das rituelle Alltagsleben beschränkt und nie auf das Feld der literarischen Produktion oder philosophischen Spekulation sich erstreckt. Der Widerstand gegen die moderne Ideenwelt war schwächer, und um Neues zu lernen, brauchte er nichts Altes zu vergessen. Wir haben hier eine primitive Gesellschaft vor uns, die, ohne von älteren Kulturmomenten beeinflußt zu sein, sich mit dem allen Neophyten eigentümlichen Eifer der neuen Weltanschauung zuwendet. Noch ein Umstand kommt bei den Tataren in Betracht, daß nämlich im Prozesse ihrer Regeneration keine weltliche Herrschaft hindernd eingegriffen hat, wie in der Türkei und in Persien. Den russischen Behörden lag wenig daran, ob die durch den Koran und die Sunna geheiligten Gesetze und der Geist des Islam unter den Neuerungen zu leiden habe oder nicht, während die Regierung des Sultans oder des Schahs stets darauf bedacht war, keinen übereilten Schritt zu dulden, nicht etwa aus Sorge für die Religion, sondern lediglich im Interesse ihrer auf die Religion sich stützenden absolutistischen Gewalt. Den russischen Behörden war und ist das Leben und Treiben der Tataren in Halbdunkel gehüllt. Die tatarische Schriftsprache ist nur wenigen Russen bekannt, der Zensor hat auch den tatarischen Publikationen keine besondere Wichtigkeit beigelegt, und geschützt einerseits durch die Fahrlässigkeit, andrerseits durch

die Bestechlichkeit der russischen Beamten, konnten die Tataren in aller Ruhe das Werk der Umgestaltung vorbereiten, um im geeigneten Momente mit dem erlangten Resultate vor die Öffentlichkeit zu treten.

Dieser Moment war mit der am 17. Oktober 1905 erfolgten Verkündigung der Konstitution gekommen, und wenn dieser Akt des Selbstherrschers aller Reußen seine christlichen Untertanen freudig überraschte, so hat er auf die bisher bescheiden, still, untertänig, nüchtern und arbeitsam dahinlebenden Tataren eine ganz außerordentliche Wirkung hervorgebracht. Vom drückenden Joch einer Jahrhunderte lang währenden Sklaverei befreit, hatte das Volk, jeden Ausdruck unüberlegten Freudentaumels vermeidend, seinen Ernst und seine Ruhe bewahrt. „Das Schloß, das man unsern Lippen angelegt, und die Ketten, mit denen man unsre Arme gebunden, sind gelockert", ruft der geistreiche Redakteur in der ersten Nummer des „Wakit" (Zeit) aus; „nun kann jeder sprechen und schreiben wie er will". Mit ähnlichen Äußerungen wird das Erscheinen der Konstitution auch von andern tatarischen Organen begrüßt. Die Zeitungen schießen wie die Pilze empor, und daß es ihnen nicht an Lesern fehlt, das beweist die fortwährende Zunahme der Tages- und Wochenblätter sowie sonstiger periodischer Publikationen. Die verbreitetsten dieser Blätter sind:

Terdschüman (Dolmetscher) in Bagtsche sarai.
Yolduz (Stern) in Kasan.
Kasan Muchbiri (Kasaner Intelligenzblatt) in Kasan.
Nur (Licht) in St. Petersburg.
Ulfet (Verkehr) in St. Petersburg.
Wakit (Zeit) in Orenburg.
Irschad (Anleitung) in Krim.
Nedschat (Heil) in Baku.

Sie stehen auf dem Niveau der sorgsam redigierten Presse, sind zumeist wohl informiert und führen eine anständigere Sprache als so manches Blatt des auf seine Bildung stolzen Abendlandes. Fast alle haben gute Feuilletons, in denen belehrende Artikel über geschichtliche und geographische Thematas enthalten sind, und mitunter bringen sie belletristische Beilagen. Die Theater-Rezensionen, die bisweilen im „Kasan Muchbiri" erscheinen, müssen dem Kenner der türkischen Islamwelt besonders auffallen. Als eifriger Leser einiger dieser Zeitungen war ich auch nicht wenig überrascht durch die Verbindung dieser tatarischen Blätter mit ihren in weiter Ferne lebenden Glaubens- und Stammesgenossen, von denen sie Original-Korrespondenzen erhalten. Oder sie bringen Übersetzungen aus dem „Al Liwar" (Fahne) in Kairo; aus dem „Muslim-Chronicle" in Kalkutta, aus dem „Habl-ul-Matin" (Feste Allianz) in Indien; ja sogar aus der englisch-moslimischen Zeitung in Liverpool und selbstverständlich aus den osmanischen Blättern in der Türkei. Diese tatarische Presse übernimmt allmählich die Rolle eines Mittlers zwischen dem westlichen und östlichen Teile der mohammedanischen Welt und fördert die Idee des Panislamismus in kaum geahnter Weise. Als charakteristischen Zug hierfür möchte ich die Tatsache anführen, daß die guten Moslimen Ägyptens und Indiens ihren durch die Hungersnot hart betroffenen

Glaubensgenossen in Rußland mit freiwilligen Beiträgen beistanden und das Geld durch den Redakteur des „Al Liwa“ an den Redakteur des „Wakit“ in Orenburg übersandten. Wenn die Rechtgläubigen in China, Java, Indien oder Ägypten von der Verwaltung nicht-moslimischer Regierungen zu leiden haben, so wird in den tatarischen Blättern hierüber Klage geführt und das jenen angetane Unrecht wie eine gemeinsame Sache behandelt.

Im Hinblick auf den kurzen Bestand dieser Presse ist deren mächtiger Einfluß auf alle Schichten der Bevölkerung wahrhaft bewundernswert. Kein Tag vergeht, ohne daß in dem einen oder andern Blatte fortschrittliche Mahnungen erscheinen und dem halsstarrigen Konservatismus, der Orthodoxie der Krieg erklärt würde. Solche Stimmen werden aber nicht nur in dem schon lange seßhaften Teile der tatarischen Bevölkerung, sondern selbst unter Özbegen, Kirgisen und Kasaken laut und mich, der diese Welt vor einem halben Jahrhundert noch auf der untersten Stufe der Zivilisation gesehen, setzen die Zeitungsbriefe aus den verschiedenen Auls in der Steppe geradezu in Erstaunen. Exempla trahunt. Aus der Wolgagegend, aus dem Baschkirenlande und der Krim hat das Verlangen nach Freiheit, Bildung und Wissen sich nach Osten und Süden verbreitet; denn so wie die Tataren aus der Wolgagegend einst unter den Nomaden im Gewande des Kaufmanns und Kleinhändlers als Apostel des Islams gewirkt, ebenso haben sie in der Gegenwart die Verpflanzung der neuen Ideen übernommen und die Lehre vom sogenannten Usul-i-Tschedid (neues System) selbst unter den verstocktesten Fanatikern am Zerefschan verbreitet. Bochara, das sich zu meiner Zeit „Kuwweti Islam ü Din“ (die Machtstütze des Islams und der Religion) nannte, wird schließlich nachgeben müssen, und der Chan von Chiwa hat schon den ersten Schritt getan, indem er in seiner Hauptstadt eine moderne Schule gründete, in der nebst frommen Studien europäisches Wissen in russischer Sprache gelehrt werden soll.

VI.

Vom Gebiete des literarischen Wirkens beginnt die Kulturbewegung sich allmählich auf das Alltagsleben zu verpflanzen, und wenn die vorhandenen Anzeichen nicht trügen, so werden die Folgen der Evolution hier markanter auftreten und nachhaltiger werden als wir dies gelegentlich der Reformbewegung in der Türkei, in Persien und Indien sehen. In dieser Beziehung müssen wir vor allem des regen Anteils erwähnen, den die Tatarinnen an den Kulturbestrebungen nehmen, was in der muselmännischen Welt noch unvergleichlich dasteht. Schon in den ersten Blättern haben sich Frauenstimmen erhoben, die mit seltener Begeisterung für die Emanzipation ihres Geschlechtes eintraten, die Berechtigung der Superiorität der Männer in Zweifel zogen und die Lage der Frauen als geradezu unerträglich erklären.

„Wie lange werden wir noch unter diesem Mangel an Achtung und Ansehen zu leiden haben?“ läßt eine Frau in der Zeitung „Wakit“ sich vernehmen. „Unsre Männer spazieren Tag und Nacht in der frischen Luft umher, während wir in den engen Räumen des Harems eingeschlossen sind. Unsre Männer kümmern sich wenig um die Erziehung der Kinder, sie flanieren in voller Freiheit in den Gärten,

genießen ihr Leben in Tee- und Gasthäusern und an solchen Vergnügungsplätzen, von denen wir nur selten hören, während die mohammedanischen Frauen mit den Kindern beschäftigt keine Ruhe beim Essen und Schlafen und keinen hellen Tag haben. Unsre Männer besuchen alle möglichen Schulen, erlernen die verschiedensten Wissenschaften, lesen alle Bücher und Zeitungen, klären ihren Geist auf und erfreuen ihr Gemüt, während wir armen Tatarinnen, aller Erziehung und Bildung bar, in Unwissenheit verharrend unser Leben in Mühe und Arbeit, in Sorge und Kummer ohne den schwächsten Strahl der Hoffnung und des Trostes verbringen müssen! Ich schreibe dies mit brennender Seele. O ihr Männer! Erinnert euch an uns arme Frauen, während ihr euch des Daseins freut, und vergesset nicht uns bedauernswerte Geschöpfe. Versuchet einmal uns zu erziehen, denn wie können wir unerzogen euch gegenüber uns würdig betragen? In unserm verwahrlosten und unbeholfenen Zustande müssen wir in euren Augen ohne Liebe, Anmut und Reize erscheinen. Ist dies nicht etwa die Ursache, daß so viele modern erzogene Russinnen unsre Männer betören und verlocken? Als vor einiger Zeit die Prinzessin Pembe, die Schwester des Khedive von Ägypten, durch einen Deutschen verführt wurde, da ließ sich in der ganzen Islamwelt ein Ruf des Entsetzens vernehmen. Bei uns verführen Russinnen jahraus jahrein viele junge Tataren, ohne daß wir darob unsre Stimme erheben möchten. O ihr Männer! Glaubt ihr denn wirklich, daß wir bar aller Gefühle und Gesinnungen seien?"

Diese und viele ähnliche Äußerungen der Tatarinnen haben heute schon manche überraschende Veränderung im Frauenleben dieses Volkes gezeitigt und Erscheinungen hervorgerufen, die wir in andern Teilen des Islams vergebens suchen würden. Es gibt junge Tatarinnen, die nicht nur Mittelschulen absolviert, sondern auch auf Universitäten zu Doktoren der Medizin und der Rechte sich herausgebildet haben und unter ihren diplomierten Berufsgenossen eine Ehrenstellung einnehmen. Wir begegnen in tatarischen Zeitungen Annoncen, in denen moslimische Ärztinnen ihre Ordinationsstunden anzeigen, andre wieder empfehlen sich öffentlich als Lehrerinnen usw., lauter Dinge, die man in der Türkei z. B. für Abfall vom Glauben erklären und bestrafen würde, da die Frau hier und noch mehr in Persien und in Indien von der Öffentlichkeit gänzlich ausgeschlossen ist. Ja, Sultan Abdul Hamid gibt sich neuerdings alle Mühe, die Abschließung der Türkinnen noch zu verschärfen, indem er ihnen den Besuch des von Christen bewohnten Stadtteiles und die Annahme fränkischer Sitten auf das strengste verboten hat. Daß die freiere Bewegung der tatarischen Frauen auf die Erziehung der Jugend, auf die Umgestaltung des gesellschaftlichen Lebens und auf die Förderung westlicher Bildung nur vorteilhaft wirken kann, braucht wohl kaum gesagt zu werden.

Zur Erleichterung der fortschrittlichen Bestrebungen unter den Tataren hat in erster Reihe die Vereinfachung der Muttersprache sehr viel beigetragen. Diese Mundart des weit ausgedehnten turko-tatarischen Sprachgebietes nähert sich in ihrer grammatikalischen und lexikalischen Beschaffenheit mehr dem Osttürkischen als dem Osmanischen, und mit unwesentlicher Modifikation ist eine Verständigung zwischen den einzelnen Fraktionen nicht ausgeschlossen. In literarischer Beziehung hat das Tatarische bis gegen Mitte des 19. Jahrhunderts nur eine sehr geringe Verwertung gefunden, vom Überwuchern arabischer und persischer Lehnworte war daher keine Rede, und da viele Tataren des Russischen kundig sind, so sind bei vielen abstrakten Begriffen

und in technischen Ausdrücken russische Fremdwörter zur Anwendung gekommen. Selbst heute noch muß man im Russischen bewandert sein, wenn man kraft seiner Vorkenntnisse auf dem türkischen Sprachgebiete einen tatarischen Zeitungsartikel lesen will; und besonders da, wo von modernen Sitten, Gebräuchen und politischen oder geschäftlichen Neuerungen gesprochen wird, strotzt das Tatarische von russischen Wörtern, die im Gewande arabischer Schriftzeichen nicht ohne Schwierigkeit zu lesen sind. Beim absoluten Mangel nationalen Gefühles, das man in der ganzen Islamwelt bis in die neueste Zeit nicht kannte, war es dringend notwendig, die Heiligkeit der Muttersprache den Tataren ans Herz zu legen. In einem im „Wakit" (Nr. 104) unter dem Titel „Anatili" (d. h. die Muttersprache) erschienenen Aufsatze heißt es:

„Die Muttersprache ist des Lebens Ader, das Volk, das seine Muttersprache vernachlässigt, muß zugrunde gehen. Die Völker Europas, die in Religion, Bildung, Charakter, Tracht und Lebensweise einander gleichen, haben dennoch ein jedes ihre besondere Sprache beibehalten; sie verwenden Gut und Blut auf dieselbe, denn sie wissen, daß mit der Muttersprache auch die Nation aufhört. Der Engländer, Franzose und Deutsche wird, wo immer er wohnen mag, sich seiner eigenen Sprache bedienen und sie überall zu verbreiten suchen. Die Furcht, Russisch zu lernen, stammt bei uns nicht vom Gefühle der Nationalität, sondern daher, daß die russischen Missionare mittelst des Russischen unsre Religion zu verdrängen strebten. Dieses hat bei uns die Sprachenfrage in Fluß gebracht. Man hat die Wichtigkeit der Muttersprache erkannt, man machte schüchterne Versuche, sie in literarischen und wissenschaftlichen Schriften zu verwenden; ja später ist man sogar zur Einsicht gelangt, daß selbst in unsern Mittel- und Hochschulen beim Unterricht nur die Muttersprache zu verwenden sei."

Der Schreiber dieses Aufsatzes erwähnt des ferneren, daß die russische Regierung das nationale Erwachen zu unterdrücken gesucht habe, daß ihr Bemühen aber fruchtlos geblieben, weil die Liebe zur Muttersprache im Erstarken begriffen sei. Man trachtet tatarischerseits die russischen Lehnwörter zu verdrängen, und in Nr. 102 des „Wakit" ruft jemand spottend: ob eine Sprache wie in der Zeitungsnotiz — „Bugun perwoi tschast bir tschainoidan pozhar tschigüb iki pastajalnoi dwor ile garadskoi biblioteka jandi" (d. h. Heute um 1 Uhr ist in einer Teebude Feuer ausgebrochen und nebst zwei Herbergen die städtische Bibliothek abgebrannt), wo unter vierzehn Wörtern acht russische Lehnwörter vorkommen, nicht lächerlich sei?

Die puristische Tendenz in der Sprache der Tataren ist zur gebieterischen Notwendigkeit geworden, und sie manifestiert sich auch in der Ausmerzung nicht nur russischer, sondern ebenso der überflüssigen arabischen und persischen Lehnwörter, desgleichen bezüglich der Konstruktion, indem an Stelle der früheren langen Sätze nun kurze in Gebrauch kommen. Selbstverständlich haben die Reformer und Puristen sich ein Vorbild wählen müssen, das im Osmanischen, und zwar in dessen modernisierter Form, gefunden worden ist. Der früher erwähnte Ismail Efendi Gasparinski hat hier den Anfang gemacht, indem er in seiner in der Krim erscheinenden Zeitung ein Türkisch gebrauchte, das, eine Art Mittelding zwischen dem Osmanischen und Tatarischen, beiden Teilen des Volkes verständlich war. Man hat diese Sprache, die auch von

den übrigen tatarischen Blättern und von der jüngeren Generation im allgemeinen angenommen wurde, den Namen „Lisani Umumi" (allgemeine Sprache) gegeben, und nur in Anbetracht der geringen dialektischen Unterschiede ist es erklärlich, daß man zum Türken an der Wolga, am Ural, am Jaxartes und in Ostturkestan in einer Sprache spricht, die am Ufer des Bosporus und des Adriatischen Meeres verständlich ist. Dieser gemeinsamen Sprache liegt auch ein politisches Motiv zugrunde, denn man will die ethnischen Schranken beseitigen und die Vereinigung des Türkenvolkes schaffen. In der Feuilletonbeilage der Nr. 44 des „Wakit" wird der Vorschlag gemacht, diesen neuen Dialekt türkische Literatursprache zu nennen, und in der dritten Sitzung des dritten Kongresses ist diese Sprache offiziell empfohlen worden. Dieses Bestreben der tatarischen Reformer hat mich sehr befremdet, und als ich mich behufs Aufklärung an den verdienstvollen Literaten Jusuf Aktschura-ogli, den Redakteur des „Kasan Muchburi", gewendet, schrieb mir dieser unter anderm folgendes:

„Ismail Efendi hat mit der Adoptierung des Osmanischen uns einen großen Dienst geleistet. Wir sind alle bestrebt, einen dem Osmanischen nahen Dialekt zu gebrauchen, doch im Interesse des allgemeinen Verständnisses und um den Leserkreis der Zeitungen zu erweitern, müssen wir anfangs gewisse lokale dialektische Nuancen beibehalten, die sich aber allmählich verlieren und der gemeinsamen Sprache Platz machen werden."

Jedenfalls ein ganz eigenartiger Prozeß der sprachlichen Umgestaltung, die mit der Zeit auch ethnisch wirken und den Osmanen am Bosporus einen Dienst von unberechenbarer Tragweite erweisen wird. Sollte es nämlich gelingen, durch den Einfluß der fortgeschrittenen Mohammedaner Rußlands zwischen Tataren, Kirgisen, Sarten, Baschkiren, Özbegen und Turkomanen eine gemeinsame türkische Literatursprache zuwege zu bringen, so wäre die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß diese heute noch ethnisch getrennt voneinander lebenden Bruchteile des Türkenvolkes aneinander gerückt, sich vereinigen und eine Nation von mindestens fünfzig Millionen Seelen ausmachen würden. Dieser Prozeß mag durch die Übermacht des Abendlandes, namentlich aber Rußlands, momentan gestört und verzögert werden, doch das Endresultat wird kaum aufzuhalten sein, wenn der Bildungstrieb, der die jüngere Generation der Tataren beseelt, nicht erschlafft, wofür aber noch keine Zeichen vorhanden sind.

Von diesem Gesichtspunkte aus verdient die Kulturbewegung der Tataren und des Türkenvolkes im weiteren Sinne des Wortes unsre volle Aufmerksamkeit. Die Menschheit schreitet überall fort, und ob wir es wollen oder nicht, vollziehen sich unter unsern Augen Veränderungen, die vor einem halben Jahrhundert noch uns ganz unglaublich erschienen wären. Urplötzliche Umgestaltungen von politischer Tragweite und momentaner Bedeutung sind beim geistigen Erwachen der Tataren ausgeschlossen, denn bei Bekennern des Islams sind Überraschungen à la Japan nicht zu erwarten. Doch selbst bei diesem, ehedem für geist- und lebenslos gehaltenen Volke ist ein Sich-aufraffen zu bemerken, das dem Kulturforscher nicht entgehen darf.

Ein Besuch bei Alessandro Manzoni im Jahre 1831[1].

Oktober 1831.

. . . Kaum in Mailand angekommen, durchflog ich die Säle der Brera. Noch erinnerten einzelne Bilder an die eben beendete Kunstausstellung. Aber die betrübende Erfahrung, die ich wenige Wochen vorher in Venedig und Florenz gemacht hatte, daß unter vielem Glänzenden und Anspruchsvollen, was diese Ausstellungen bieten, kaum einzelnes nicht ganz Verwerfliches zu finden sei, sollte sich auch hier wiederholen. Nächst ein paar Bildern des trefflichen Hayez vermochte in der Tat nur ein einziges Kunstwerk meine Aufmerksamkeit zu fesseln: In einer abgelegenen Bergschlucht, unter umschattenden Bäumen, trifft ein glänzender Lichtstrahl eine romantische Gruppe. Um einen schwerverwundeten Krieger, dessen Rüstung ihn als einen Kreuzfahrer und einen Ersten des Heeres kennzeichnet, stehen teilnehmend und trauernd die Besten der Schar, die ihrem jetzt verscheidenden Führer in das gelobte Land gefolgt sind. In der Tiefe ein Bergstrom, durch den ein andrer, vermutlich versprengter Heerhaufe mit Verwundeten dem Panier des Kreuzes folgt. Das Ganze einleuchtend, effektvoll, glänzend und die regste Teilnahme gewissermaßen erzwingend. Ein Name des Malers war nicht angegeben, und da zu meinem

---

[1]) Unter den hinterlassenen Papieren meines verstorbenen Vaters, des Juristen und Dante-Forschers Karl Witte, fand ich gelegentlich eines besonderen Anlasses in ausführlichen Reisebriefen an Eltern und Freunde auch den nachstehenden, hier etwas gekürzten Bericht über sein erstes Zusammentreffen mit dem berühmten Verfasser der von Goethe so warm begrüßten „Verlobten" (I promessi sposi 1825—26). Der im Anfange der Erzählung erwähnte Marchese Massimo Taparelli d' Azeglio, Manzonis Schwiegersohn, der „Maler", erlangte später eine fast gleiche Berühmtheit wie dieser. 1798 geboren, bereitete er durch patriotische Romane („Fieramosca" und „Niccolò de' Lapi") die nationalen Kämpfe der Italiener gegen Österreich vor, kämpfte 1848 mit in Venedig und bei Vicenza, wurde 1849 sardinischer Minister des Äußeren und Kabinettspräsident, 1859 Bevollmächtigter in der Romagna und starb 1866. Mit seinem Bruder, dem Begründer und ersten Herausgeber der jesuitischen Zeitschrift „La Civiltà Cattolica", durfte ich am Schlusse eines zweijährigen Aufenthaltes in Rom 1860 noch besonders interessante Beziehungen pflegen, die allerdings zuletzt auf Bekehrungsversuche hinausliefen, wenn auch auf stürmischere als die Manzonis meinem Vater gegenüber.

Halle a. S., im März 1907. Professor D. Leopold Witte.

Bedauern der sonst wohlunterrichtete Kustode nicht zur Hand war, und andre Geschäfte mich abriefen, mußte meine Neugier bezüglich des Künstlers für jetzt unbefriedigt bleiben.

Der folgende Tag fand mich unterwegs, die verschiedenen mir mitgegebenen Briefe und Adressen an den Ort ihrer Bestimmung zu befördern. Einer darunter war an Manzoni gerichtet.

So sehr ich indessen verlangt hätte, ihn kennen zu lernen, so hatten mir doch seine Freunde schon vor fünf Jahren, beim besten Wunsche, meinem Verlangen zu genügen, seine Abneigung gegen jede neue Bekanntschaft derartig entschieden geschildert, daß ich bei meiner Umfahrt durch die Straßen der lombardischen Hauptstadt den an ihn gerichteten Brief fast gleichgültig abgab und ebenso gleichgültig vernahm, er wohne seit Wochen auf dem Lande, mehrere Meilen von Mailand entfernt.

Einer der nächsten Briefe auf dieser Tour war an den jungen Marchese Massimo d' Azeglio, seit wenig Wochen, wie ich fast vergessen hatte, Manzonis Schwiegersohn, und, wie mir aus den Berichten des Briefstellers besser im Gedächtnis geblieben war, kunstfertiger und einsichtsvoller Freund der Landschaftsmalerei. Die schöne, schlanke Gestalt, das jugendlich wohlwollende, blonde Gesicht, die bescheidene, zuvorkommende Weise meines neuen Bekannten gaben mir bald den Mut, Erlebtes und Angeschautes rückhaltlos gegen ihn zu besprechen und vor allem dem Landschaftsmaler meine lebhafte Freude an der schönen, tags vorher gesehenen namenlosen Landschaft auf das wärmste auszudrücken.

Wie groß aber war mein freudiges Erstaunen, als ich erfuhr, der Urheber des trefflichen Bildes, nach dem ich gestern vergeblich geforscht, sitze mir gegenüber! Da seine Werkstatt leer an neuen Werken war, so erreichte ich, obwohl nur mit Mühe, von der Bescheidenheit des liebenswürdigen jungen Mannes, daß er mir Gelegenheit gab, in Privathäusern einige frühere Werke seiner geschickten Hand zu sehen. Ich erwähne darunter namentlich eine Schlacht von Legnano, einen Carroccio und einen Sechskampf. Überall die gleiche lebendige, frappante Auffassung, derselbe glänzende Effekt des Lichtes, das gleiche harmonische Zusammenwirken von Landschaft und Staffage. So mächtig war der Eindruck dieser Bilder und so bescheiden der Künstler, der sie geschaffen, daß, während ich noch in der ungetrübten Freude ihrer Anschauung schwelgte, er allein es war, der auch auf die kleinen Mängel aufmerksam machte, wie sie dem Künstler, der die Natur nicht in jedem Augenblicke gegenwärtig hat, nur allzuleicht widerfahren können.

Die Zwischenräume dieser Kunstbeschauung wurden mir auf das erwünschteste durch Mitteilungen über das wissenschaftliche und das Privatleben des trefflichen Schwiegervaters meines jungen Freundes ausgefüllt; und da ich auf die persönliche Bekanntschaft des ersteren verzichten zu müssen glaubte, so freute ich mich herzlich, den verehrten Mann auch in der Liebe der Seinigen so liebenswert zu finden.

Eine freudige Überraschung bereitete mir am folgenden Morgen eine Einladung nach dem Landsitze Manzonis, Brusuglio, oder Brüsü, wie die Mai-

länder den Namen abkürzend aussprechen. Gegen Mittag konnte ich mit einem Teile der liebenswürdigen Familie in einem offenen Wagen die Fahrt antreten. Kaum hatte der Marchese Massimo Zeit gefunden, mich den Mitinsassen des Wagens, seiner schönen jungen Frau und seiner Schwiegermutter vorzustellen, als das Gefährt auch schon zur Porta Comasina hinaus unter den frischen Akazienhecken auf den bereits schneebedeckten Rücken des malerischen Resegon zurollte. Wir mochten sechs oder acht Miglien zurückgelegt haben, als ein Miniaturfuhrwerk, mit zwei munter galoppierenden Eseln bespannt, aus einem Nebenwege auf die Straße einlenkte, und der zwölfjährige Wagenlenker dieses Gespannes, ein munterer Sohn des Dichters, Mutter, Schwester und Schwager mit freudigem Zuruf begrüßte. Gleich darauf fuhren wir in einen bescheidenen Wirtschaftshof ein, und ein halbes Dutzend frischer, rotbäckiger Kinder des Hausherrn sprang uns jubelnd entgegen.

Am Tor des Hauses, im Vorzimmer, im Empfangsraum schaute ich mich immer nach Manzoni um und lauschte ungeduldig auf jede sich öffnende Tür; doch immer vergeblich. Meine Reisegefährten ließen mich mit einer bejahrten, großgestalteten Frau allein, deren völlig schwarzer, sehr besonderer Anzug, deren silberweißes Haar und deren bedeutendes, von den verschiedensten Gefühlen vielfach durchfurchtes Gesicht mich nicht zweifeln ließen, daß ich Manzonis Mutter gegenübersitze. „Sie sind öffentlicher Lehrer des Rechts?“ fragte sie nach einer kurzen Pause. „Ja,“ antwortete ich, „und weiß dadurch das Glück doppelt zu schätzen, der Tochter des großen Beccaria[1]) und der Mutter Manzonis zugleich meine Verehrung für ihren Vater und für ihren Sohn auszudrücken.“ Da ich ihr als Deutscher bekannt war, so wandte sie das Gespräch bald auf Goethe und rühmte mit mütterlicher, fast gerührter Freude, wie der unsterbliche Dichter des Nordens die Arbeiten ihres Sohnes anerkannt und diesen durch sein Lob wohl mehr als irgendein andrer erfreut habe.

Meine unsteten Blicke mochten die würdige Frau belehren, daß, so interessant mir auch das Gespräch war, mich dennoch der Gegenstand desselben noch lebhafter interessierte. Wiederholt unterbrach sie sich, um nach Alessandro umzuschauen. Lange mußte ich harren. Endlich hatte sich unvermerkt die Türe hinter mir geöffnet, und ein hagerer, nachlässig schwarzgekleideter Mann mittlerer Größe mit blassen, eingefallenen Wangen, einigen Pockengruben, unordentlich krausem, dunklem Haar und etwas stechenden, zugleich unruhigen und träumerischen Augen begrüßte mich mit verlegener Hast und forderte mich sogleich auf, seine Mutter in den Speisesaal zu führen.

Bei Tische saß ich zwischen ihr und meinem berühmten Wirt. Es bedurfte einiger Zeit, ehe das Gespräch lebhafter und von der Art wurde, daß nicht nur jeder Teil einzelne abgerissene Sätze an den andern hinanredete, sondern

[1]) Cesare Beccaria (1738—1794), der Verfasser des berühmten, in zweiundzwanzig Sprachen übersetzten Buches „Dei delitti e delle pene“ (Über Verbrechen und Strafen). Er hat die Abschaffung der Tortur im Kriminalprozeß herbeigeführt. L. W.

daß Meinung gegen Meinung trat und sich zu bekämpfen oder zu verständigen bemühte.

Schriftstellern und besonders Dichtern pflegt es an Eitelkeit nicht zu fehlen, und unter den zahlreichen Bewohnern des Parnasses dürften die Italiener nicht diejenigen sein, die sich durch übergroße Bescheidenheit auszeichnen. Darum ist denn in der Regel mit einem Dichter gut reden. Er pflegt mit Wohlgefallen auch im Gespräch bei seinen Werken zu verweilen, willigen Aufschluß über deren versteckte Intentionen zu geben und dankbar, berichtigend oder mißbilligend, sich über die Teilnahme zu verbreiten, die seine Schriften im Publikum gefunden.

Man hatte mir wohl schon öfter davon gesprochen, wie bescheiden Manzoni das seinen Dichtungen so reichlich gespendete Lob abzulehnen pflege. Doch will ich nicht leugnen, daß ich diese seine Weise, bevor ich ihn kannte, ebenfalls für eine jener weitverbreiteten konventionellen Bescheidenheiten hielt, hinter die nicht selten der eingebildete Stolz sich um so lieber verbirgt, als die demütige Ablehnung des Lobes den höflichen Bewunderer nur zu desto größeren Lobpreisungen veranlaßt. Mich verlangte aber in der Tat danach, meine zum Teil auch öffentlich ausgesprochene und von andern bestrittene Ansicht über Manzonis Werke nach seinem eigenen Ausspruch zu berichtigen und von seiner gegenwärtigen und zukünftigen schriftstellerischen Tätigkeit authentische Kunde zu erhalten.

So führte ich denn, sobald es ziemlich scheinen konnte, das Gespräch auf die „Verlobten", auf „Carmagnola", auf „Adelchi" [1]) und die andern Schriften, die wir auch in Deutschland schon seit Jahren lieben und bewundern.

Hier aber begegnete mir eine Erscheinung, von der ich gestehe, sie in ähnlicher Art noch niemals gefunden zu haben. Nicht etwa Manzonis ablehende Worte, nicht ein bloßes Abspringen auf andre Gegenstände, sondern eine seltsame Unruhe, ein eigentümlicher, fast schmerzlich verletzter Zug, ein fast empfindliches Zucken um die Mundwinkel belehrten mich, welch unerwünschten Gegenstand des Gesprächs ich erwählt hatte, und wie Manzoni glaubte, das Äußerste, was seine Eigentümlichkeit zuließ und was er fast schon wieder bereute, dadurch getan zu haben, daß er Schriften habe *drucken* lassen, die, wie er sagte, und wie die Seinen mir bestätigten, in dem Augenblick, wo sie *vollendet* waren, alles Interesse für ihn verloren hatten, ihm langweilig, ungenügend, ja fast feindlich gegenüberstehend geworden waren. Er schien es sogar lediglich als einen besonderen Beweis von Pietät gegen Goethe aufzufassen, daß er dessen lobende Worte [2]) gelesen, dankbar aufgenommen und erwidert hatte.

---

[1]) Zwei Tragödien, von denen Goethe die erstere, 1819 erschienene, in „Über Kunst und Altertum", „ohne Anstand zu nehmen, als klassisch" bezeichnete; während er aus den „Adelchi" (1822) den gewaltigen Monolog Svartos im ersten Akte selbst in deutscher Übersetzung veröffentlichte. L. W.

[2]) Goethe nannte die „Promessi sposi" ein Werk, in dem „alles, was aus der Seele des Dichters kommt, durchaus vollkommen ist, und das Äußere, alle Zeichnungen von Lokalitäten u. dgl., gegen die großen, inneren Errungenschaften um kein Haar breit zurücksteht, weshalb

So erfuhr ich denn nicht sowohl von Manzoni als von den Seinigen auch einiges über seine jüngsten Beschäftigungen und literarischen Pläne für die Zukunft. Wenigstens zwei Werke befänden sich, diesen Nachrichten zufolge, bereits vollendet in Manzonis Schreibtisch, leider jedoch ohne daß viel Hoffnung vorhanden wäre, sie bald gedruckt zu sehen. Zuerst nämlich ein Werk über alle historischen Dokumente bezüglich des in den „Verlobten" erwähnten Pestvergiftungsaberglaubens, „Storia della colonna infame" (Geschichte der Schandsäule)[1]. Die zweite druckfertige Arbeit Manzonis ist ein Sendschreiben an Goethe, in dem er seine Ansichten über Bestimmung und Wert des historischen Romans, und zwar großenteils im Widerspruch gegen seine eigenen Werke, ausführlich entwickelt. Es drucken zu lassen, erscheine ihm aber als ein so großes Wagnis, daß jedes Wort noch doppelter und dreifacher Überlegung bedürfe. Sollte es wirklich nicht mehr veröffentlicht werden[2], so wäre dies um so mehr zu bedauern, als Manzoni in ihm Ansichten niedergelegt hat, die man von dem Verfasser der „Verlobten" wohl am wenigsten erwarten sollte. Der Zweck des Sendschreibens ist nämlich kein andrer als der, den historischen Roman, das historische Schauspiel usw., als völlig unstatthafte Ausgeburten frivolen Halbwissens, als verwerfliche Zwitter von Geschichte und Poesie, von Wahrheit und Lüge zu brandmarken.

Ein stundenlanges Gespräch über diesen Gegenstand bekundete immer wieder die unbeugsame Entschiedenheit, mit der Manzoni bei dem Satze beharrte, jede Erzählung könne nur entweder Wahrheit oder Lüge sein, und alle Lüge sei und bleibe unmoralisch[3]. Vergebens versuchte ich, den seine eigenen Werke verdammenden Dichter daran zu erinnern, daß jeder Geschichtsschreiber, insofern er nicht reiner Chronist, sondern produktiv sein wollte, nicht die nackten Tatsachen, sondern seine Ansicht von denselben gebe, also, wenn auch in beschränkterem Sinne, einen historischen Roman schreibe. Er mißbilligte alle Geschichtschreibung solcher Art und verlangte statt ihrer eine bloße Zusammenstellung von Daten und zwar mit gewissenhafter Angabe der Quellen. Vergebens wies ich auf den sittlich-gesegneten Erfolg hin, den die „Verlobten" gehabt; er erwiderte, auch der beste Zweck könne niemals unsittliche Mittel heiligen.

Eingehende weitere Gespräche über den Reichtum des Sprachschatzes in den italienischen Volksdialekten, die der Schriftsprache zum Teil Mittel an die Hand geben, deren sie bisher empfindlich ermangelt hat, sowie Unterredungen über die neuesten politischen Ereignisse dürfen hier übergangen

---

man beim Lesen immer von der Rührung in die Bewunderung und von der Bewunderung in die Rührung verfällt, so daß man aus einer von diesen großen Wirkungen gar nicht herauskommt." L. W.

[1] Es erschien dennoch später 1840. L. W.

[2] Goethes Tod am 22. März 1832 schloß endgültig die Veröffentlichung aus. L. W.

[3] In dem erwähnten historischen Drama „Conte di Carmagnola" hatte Manzoni schon 1819 von den geschichtlichen Persönlichkeiten, die er auftreten ließ, ausdrücklich die sonst noch vorkommenden Rollen mit peinlicher Gewissenhaftigkeit als „persone finte", erdichtete Gestalten, unterschieden. L. W.

werden. Auffallend war mir, daß alles, was Manzoni über diese Angelegenheiten äußerte, wenn auch mit unverkennbarer Wärme gesprochen, doch gewissermaßen unruhig und tonlos schnell herausgestoßen wurde und durch ein gewisses, zuzeiten hartnäckiges Stottern schwerer verständlich blieb. Anders gestaltete sich indessen die Rede des Dichters noch am späten Abend. Siegend wurde sie mit allem Feuer der Gebärde und der Accentuation zu einem flüssigen, hinreißenden Strome, als das Gespräch einen andern Gegenstand berührte, dem ich lange ausgewichen war.

Schon vielfach war mir von den verschiedensten Seiten und mit sehr ungleichen Glossen von Manzonis entschiedener Frömmigkeit, oder, wie man wohl auch in Italien mit einem fast ebenso oft gemißbrauchten wie angebrachten Ausdruck zu sagen pflegt, von seinem Pietismus gesprochen worden. Die einen hatten diese seine Gesinnung, von der sie behaupten wollten, daß sie erst in seinen späteren Jahren entstanden sei, von dem tiefen Eindrucke hergeleitet, den der plötzliche Tod seines Pflegevaters Carlo Imbonati auf ihn gemacht habe; andre versicherten, der glühende Eifer, mit dem Manzonis Frau, die früher Protestantin gewesen, den Katholizismus umfaßt habe, zu dem sie ohne Wissen ihres Mannes bekehrt worden, sei allmählich auf ihn mit übergegangen[1]). Alle aber stimmten darin überein, daß die lebendigste Begeisterung für die Sache seiner Kirche, ja daß sogar der entschiedene Wunsch, Andersgesinnte für seine Überzeugung zu gewinnen, ihn keinen Augenblick die weiche, wohlwollende Freundlichkeit vergessen lasse, die das innerste Wesen seiner Natur ausmache. Man wollte sogar behaupten, diese Weichheit, mit jenem Wunsche verbunden, habe es oft dahin gebracht, daß ein großer Teil seiner nächsten Umgebung noch heute, trotz aller Bekehrungsversuche, aus unbekehrten Deisten bestehe. Gewiß die schönste Lobrede, die Manzonis mildem, duldsamem Geiste, der vorurteilslosen Klarheit seines Blickes gehalten werden kann, bieten die „Verlobten".

---

[1]) Manzoni hatte nach dem Tode des Vaters mit seiner Mutter von 1805—1808 in Paris gelebt. Hier verkehrte er in dem Hause der Cabanis mit Gelehrten und Schriftstellern der materialistischen und Voltaireschen Richtung, wie Volney, Cabanis, Garat, der Ludwig XVI. das Todesurteil verlesen hatte, dem Historiker Fauriel, dem dänischen Dichter Baggesen u. a., deren skeptische Anschauungen er teilte. Im Jahre 1808 vermählte er sich mit der protestantischen Genferin Henriette Blondel, die kurz nach der Trauung zur katholischen Kirche übertrat. Manzoni begann jetzt, seine bisherigen religiösen Ideen einer strengen Prüfung zu unterziehen. Inwieweit er dabei durch klerikale Einwirkungen beeinflußt wurde, ist nicht bekannt. In dieser Zeit der inneren Kämpfe trat er „eines Tages", — so erzählt sein Biograph Giulio Carcano — „das Gemüt voll schwerer Gedanken, die ihn lange quälten, in die Kirche St. Roche. ‚O Gott, wenn du existierst, so offenbare dich mir!' rief er aus. Und er verließ die Kirche als ein Glaubender." — Übrigens war Manzonis Katholizismus mit den Bestrebungen Roms durchaus nicht identisch. Er war z. B. jederzeit ein entschiedener Gegner der weltlichen Papstherrschaft. In einem Gespräche mit Thiers, der, obwohl Protestant und Voltaireaner, behauptete, der Papst müsse einen Thron haben, und meinte, alle, die den Papst „fressen" wollten, seien daran gestorben („qui mange du Pape, en meurt"), sagte Manzoni: „Der Papst soll keinen Thron haben, denn das Reich Gottes ist nicht von dieser Welt, und die Apostel, die das Christentum begründet haben, waren Helden, die nicht wußten, wo sie ihr Haupt hinlegen sollten (etaient des héros sans feu ni lieu)." Vgl. Sauer, Geschichte der italienischen Literatur. 1893. S. 502, 507. — L. W.

Mit einer edlen Freimütigkeit, die mutig die Scheu verachtet, welche uns in der Gesellschaft die Gegenstände zu besprechen hindert, in betreff deren wir entgegengesetzten Ansichten zu begegnen wissen, faßte Manzoni, mir unerwartet, einige meiner im Laufe des Gespräches verstreuten Äußerungen mit dem Bemerken zusammen, die gemeinsame Wurzel dieser und andrer Meinungsverschiedenheiten liege eben in dem, was er meinen Grundirrtum nennen müsse, nämlich in meinem Protestantismus.

Das Gebäude des Katholizismus ist ein so konsequentes, die Waffen, mit denen er verteidigt werden kann, gehen so aus seiner innersten Natur hervor, daß ich in diesem langen Streite allerdings nur wenig nicht sonst schon Gehörtes und Gesagtes vernahm. Um so eher also darf ich die Einzelheiten dieses Gespräches mit Stillschweigen übergehen. Es war mir nur auffallend, daß die Gründe, die Manzoni mir entgegenstellte, viel weniger, wie ich doch vom Dichter vorzugsweise erwartete, die blendenden Eindrücke auf das Gemüt hervorhoben, durch die der Katholizismus empfängliche Seelen bestechen kann und schon oft bestochen hat, sondern daß er fast ausschließlich die formellen Vorzüge der römischen Kirche, ihre Einheit und innere Folgerichtigkeit auf das nachdrücklichste geltend machte.

Es würde mir schwer fallen, diesen Streit zu veranschaulichen, noch schwerer oder vielmehr unmöglich, den seit Jahrhunderten so unzählige Male geführten der endlichen Lösung näher zu bringen. Das eine aber kann ich versichern, daß noch nie die innere Wärme des Andersdenkenden, mit dem ich stritt, nie der glühende Wunsch meines Gegners, nicht etwa für sich und seine Partei Recht zu behalten, sondern einen andern, der ihm lieb geworden, der Wahrheit teilhaftig zu machen, die ihm die alleinbeglückende scheint, mir rührender und hinreißender entgegengetreten ist, als in den Worten Manzonis. Sichtlich bewegt sagte er im Augenblick, als ich schied: „Möchten diese Gespräche dauernd in Ihrem Herzen nachklingen und einst die Früchte tragen, nach denen ich verlange. Sie haben mir viel Freundliches über meine Schriften gesagt; aber willig würde ich diesen vermeintlichen Ruhm daran geben und mit Freuden mein kleines Besitztum hinzufügen, könnte ich damit erkaufen, daß die Gründe, die ich heute schwach und unberedt Ihnen aufgeführt habe, dereinst Sie von der Wahrheit überzeugen, die ich allein als Wahrheit erkennen kann."

So trennten wir uns noch in spätester Nacht ungern —, um nach wenigen Tagen an den entzückenden Ufern des Comersees uns wieder zu finden. Unter den Myrtengängen und Lorbeergebüschen von Cadenabbia, wenige Stunden von der Heimat Renzos und Lucias, der Promessi sposi, war mir nach frohem und herzlichem Wiedersehen ein schöner Morgen im Kreise der trefflichen Familie vergönnt, den allzufrüh die Glocke des vorüberfahrenden Dampfschiffes unterbrach.

Der „Frauenstreit" in der französischen Renaissanceliteratur.

Von

Heinrich Schneegans.

In unsrer Zeit, in der das Frauenstudium immer weiter um sich greift und die Frauenbewegung immer weitere Kreise zieht, dürfte es vielleicht von Interesse sein, sich die Frage vorzulegen, wie es in früheren Jahrhunderten um die Frauen bestellt war, ob sie geachtet oder mißachtet wurden, aus welchen Gründen sie an Einfluß gewannen oder verloren, in welchen Kreisen sie sich der Wertschätzung erfreuten oder dem Gelächter preisgegeben wurden. Vor einigen Jahren richtete Gustav Gröber in der „Deutschen Revue" (Dezember 1902) die Aufmerksamkeit des deutschen Publikums auf die Frauen im Mittelalter, und namentlich die erste Frauenrechtlerin in Frankreich, Christine de Pisan. Auf folgenden Seiten möchte ich eine andre Periode aus der französischen Literatur, die gerade für die Entwicklung des Fraueneinflusses von außerordentlicher Bedeutung gewesen ist, einer näheren Betrachtung unterziehen, die französische Renaissance. Es ist das Verdienst eines bedeutenden französischen Gelehrten, Abel Lefranc, in mehreren Broschüren über Margarethe v. Navarra und den Platonismus der Renaissance, ebenso in einigen Artikeln über den Frauenstreit und sein Verhältnis zu Rabelais in der vor kurzem ins Leben getretenen „Rabelais-Zeitschrift" [1]) auf diese bis jetzt wenig erforschten Momente der französischen Literatur und ihre zum Teil ganz ungeahnten Zusammenhänge ein willkommenes Licht geworfen zu haben. In Deutschland ist bis jetzt, namentlich in weiteren Kreisen des gebildeten Publikums, wenig davon bekannt geworden. Und doch ist die Stellung der Frauen in der damaligen Zeit und ihr wachsender Einfluß von so gewaltiger Bedeutung für die Entwicklung von Kultur und Literatur, daß es sich wohl verlohnt, darauf sein Augenmerk zu richten.

[1]) Abel Lefranc, Le Platonisme et la Littérature en France à l'époque de la Renaissance. Paris 1896. — Les idées religieuses de Marguerite de Navarre d'après son œuvre poétique. Paris 1898. — Marguerite de Navarre et le Platonisme de la Renaissance. Paris 1899. — Le tiers livre de Pantagruel et la querelle des femmes. Revue des Études Rabelaisiennes. II. 1904. — J. Barat, L'influence de Tiraqueau sur Rabelais. Revue des Études Rabelaisiennes. III. 1905.

Wenn man bedenkt, daß die französische Schriftstellerin Christine de Pisan, von der Gröber sagt, sie hätte zuerst „das weibliche Selbstgefühl zu wecken und zu heben" gesucht und die Frauen über ihren Beruf und Pflichtenkreis aufzuklären vermocht, aus Italien stammte, könnte man auf den ersten Blick geneigt sein, anzunehmen, daß bereits im Mittelalter von diesem Lande aus eine Bewegung zugunsten der Frauen angesetzt habe. Das ist aber nicht der Fall. Auch in Italien herrschte im Mittelalter über die Frau dieselbe Ansicht wie sonst; auch dort galt sie vor allem, wie Gröber sagt, als „die Eva des Alten Testaments, durch die der Mann zum Sünder geworden, ohne die Adam immer ein Heiliger geblieben und die Erlösung nicht notwendig gewesen wäre". Auch dort sah man in ihr, wie die Kirche es lehrte, „ein unerziehbares, wandelbares, unberechenbares, von bösen Eingebungen beherrschtes Geschöpf, das sich dem Manne unterzuordnen hätte und lediglich seinetwegen da sei". Beatrice bleibt ein schönes Idealbild; in Wirklichkeit finden wir keine Frauen, die dem Manne den Weg weisen zur Erreichung der höchsten Ziele. Das tugendhafte Mädchen des 13. Jahrhunderts ist eher so, wie es Chiaro Davanzati beschreibt: die bescheidene, die Augen senkende Jungfrau, die nur wenig Worte macht und nicht in die Öffentlichkeit hervortritt. Auch die Verse, die man damals den Frauen in den Mund legte, sind, wie Borgononi in der „Nuova Antologia", Nr. 88, III, Serie 4, 1886, feststellt, nicht von ihnen selbst verfaßt, sondern von Männern, die sie ihnen nur deshalb zuschreiben, weil sie von ihnen vorgetragen zu werden pflegten.

Erst mit dem Wiederaufleben der klassischen Literatur im 15. Jahrhundert tritt in Italien eine Wandlung in dieser Beziehung ein. Das Streben nach allseitiger Bildung, das die Männer erfaßte, teilte sich auch den Frauen mit. Und da die Frauen dieselben Geistesinteressen hatten wie die Männer, da sie über die Fragen, die sie beschäftigten, auch mitzusprechen imstande waren, wurde dadurch das ganze gesellschaftliche Leben, das sich namentlich an den kleinen italienischen Höfen mächtig entwickelte, ungemein belebt. Die Künstlerin und Dichterin verleiht diesen Höfen erst ihren ganzen Reiz. Zugleich wirkt sie veredelnd und verfeinernd auf den Verkehr der Männer. Bekannt ist, um nur ein Beispiel zu nennen, wie Isotta da Rimini, die zweite Sappho, wie sie genannt wurde, die harte und grausame Natur Sigismondo Pandolfo Malatestas zu mildern vermochte. Im Laufe der Zeit wurde die Bildung der Frau so allgemein, daß man sie im 16. Jahrhundert sogar zeitweise als dem Manne überlegen ansah. Die Bildung, die selbst die lasterhaftesten Frauen damals zierte, galt in den Augen der Zeitgenossen so hoch, daß man ihr zuliebe über ethische Mängel und Fehler ihrer Trägerinnen hinwegsah.

Infolge der Kriege, die Frankreich um die Wende des 15. zum 16. Jahrhundert in Italien führte, wurde es mit den in Italien herrschenden Sitten bekannt. Es konnte nicht fehlen, daß es sich auch hinsichtlich des Ideals der Frauenbildung von Italien beeinflussen ließ. Übrigens fielen diese Bestrebungen in Frankreich besonders damals insofern auf guten Boden, als man sich im 15. Jahrhundert mit dem größten Eifer in Gelehrten- und Literatenkreisen mit der Stellung der Frau im gesellschaftlichen Leben beschäftigte. Seit dem „Rosenroman", und namentlich seit den Schriften Christine de Pisans, war

die Frauenfrage nicht mehr von der Tagesordnung gewichen. In langatmigen Gedichten wurden um die Mitte des Jahrhunderts die Vorteile und Nachteile der Frauen einander gegenübergestellt. So im „Vertreter der Frauen" von Martin le Franc, im 5000 Verse zählenden „Frauenritter", im „Frauenlob", im „Frauenspiegel", in den 7000 Versen des umständlich langwierigen Gedichtes „Falschheit, Verrat und Streiche derer, die in der Gefolgschaft der Liebe sind", diese letzteren alle zugunsten der Frauen. Dagegen schleudert ein Mönch, Guillaume Alexis, in seinem „Großen Wappen der falschen Liebe", die schärfsten Satiren gegen die Frauen; das Gedicht „Der tollen Liebe Lohn" sucht den Nachweis zu führen, daß nur dann Liebe aufkommen könne, wenn auch Geld vorhanden sei. In einer von feiner Beobachtung zeugenden anonymen Schrift, „Die fünfzehn Ehefreuden", werden witzige und ironische Beobachtungen über das Eheleben vorgebracht. Coquillar in seinen „Neuen Rechten" und in seinem „Waffen- und Damenwappen" singt in beredten Worten das Lob der Liebe und der Damen: „Durch Frauen mehrt sich Ehrlichkeit, durch Frauen wächst des Herzens Freude, durch Frauen wächst die Liebe zur Treue, durch Frauen wird die Grausamkeit in die Flucht geschlagen."

Mit dem 16. Jahrhundert nimmt der Streit um die Frauen ein andres Aussehen an. Statt der Dichter treten nun die Gelehrten auf den Plan. In schwerfälligen Folianten, in langatmiger, mit allerlei Zitaten aus den Alten und den Kirchenschriftstellern gespickter lateinischer Prosa erörtern sie die Vorzüge und Nachteile des schönen Geschlechts. Bereits im Jahre 1513 schreibt ein Jurist in Fontenay-le-Comte, André Tiraqueau, ein dickes Buch „De legibus connubialibus", über die die Ehe betreffenden Gesetze; in juristischer Beziehung wird er den Frauen zwar gerecht, aber sonst behandelt er sie hart und entwirft in allerhand krassen, zum Teil obszönen Anekdoten ein wenig schmeichelhaftes Bild der Frau seiner Zeit. Eines pikanten Reizes entbehrt der Umstand nicht, der wahrscheinlich Tiraqueau dazu führte, über die Ehegesetze zu schreiben. Aus einer andern ähnlichen Veröffentlichung, „De re Uxoria", die er seinem Schwiegervater widmet, scheint hervorzugehen, daß er durch derartige Bücher seiner jungen Frau allerhand weise Mahnungen über ihr Verhalten in der Ehe beibringen wollte. Unwillkürlich erinnert dieses Vorgehen an das Verhalten Arnolphes seiner jungen Frau gegenüber in Molières „Frauenschule", der sie am Hochzeitstage die zwölf Gebote des ehelichen Lebens lesen läßt, damit sie zeitlebens auf dem rechten Weg verharre. Tiraqueaus Werk, so ungenießbar es heutzutage ist, muß im 16. Jahrhundert in gelehrten Kreisen sehr viel gelesen worden sein. Denn es erlebte nicht weniger als drei Neuauflagen (1515, 1524 und 1546), die wesentlich verbessert und vermehrt waren. Ja, es verwickelte ihn in einen heftigen Streit mit einem andern Juristen, der früher mit ihm sehr befreundet gewesen war. Aymery Bouchard, so hieß derselbe, antwortete Tiraqueau nämlich in einem griechisch betitelten Buche über das Frauengeschlecht, in dem er eifrig die Partei der Frauen nahm. Tiraqueau verübelte es ihm sehr und meinte in seiner giftigen Antwort, er hätte sich wohl nur, um den Frauen zu gefallen, um ihre Gunst zu erlangen, auf ihre Seite geschlagen. Trotz der Versuche, die ein beiderseitiger Freund, der gelehrte Franziskanerpater Pierre Lamy,

anstellte, um zwischen beiden zu vermitteln, gelang es nicht, die ehemaligen Freunde zu versöhnen.

Aber dieser um die Frauen kämpfende Juristenkreis im Poitou ist nicht etwa eine vereinzelte Erscheinung. Überall in Frankreich und in der Nachbarschaft erörterte man ähnliche Fragen. Kurz vor Tiraqueaus zweiter Auflage (1521) war ein andres, schwerfälliges Gelehrtenwerk erschienen, das in nicht weniger denn sechs Büchern die Frage der Ehe behandelte. „Die sechs Bücher des Ehewaldes, in denen die Sache der Heirat, der Mitgift, der Nachkommenschaft, des Ehebruches, des Ursprunges, der Nachfolgeschaft usw. von Grund aus erörtert wird", so lautet der Anfang des Titels dieses gewaltigen, in lateinischer Sprache abgefaßten Wälzers. In den zwei ersten Büchern dieses von Jean Nevizan aus Asti verfaßten Buches werden unter dem Titel: „Es ist besser, nicht zu heiraten", alle Gründe, die gegen die Ehe sprechen, gewissenhaft und sorgfältig zusammengestellt. In den zwei folgenden: „Es ist besser, zu heiraten", werden mit derselben Peinlichkeit und Sorgfalt alle Gründe, die dafür sprechen, erörtert. Die übrigen sind speziell juristisch. Der Verfasser hat offenbar das Bestreben, unparteiisch zu bleiben; nichtsdestoweniger sieht man sofort, daß seine Enzyklopädie der Ehe — so könnte man sein Buch nennen, das übrigens mit der ungeniertesten Rücksichtslosigkeit auch die heikelsten Dinge zur Sprache bringt — den Frauen nicht günstig ist. Als Angriff gegen das schöne Geschlecht wurde das Buch des piemontesischen Gelehrten aufgefaßt. Einer seiner Feinde, François Billon, erzählt, daß es sogar die Verjagung des Verfassers aus Turin zur Folge hatte. Erst als der Sünder Buße getan, wurde er zurückgerufen. Und die Strafe, die ihm die für die Frauen Eingenommenen auferlegten, war nicht gering. Kniend mußte er um Verzeihung bitten und auf der Stirne die zwei lateinischen Verse sich aufschreiben lassen: „Ein bäurischer Tölpel ist wahrhaftig der, welcher vom Weibe Schlechtes sagt, denn wir wissen in Wahrheit, daß wir alle vom Weibe abstammen."

Doch mischten sich nicht bloß die Juristen in den Streit. Auch die größten unter den Humanisten erachteten es für wichtig genug, ihre Stimme im Kampfe erschallen zu lassen. So sprach auch Erasmus seine Ansicht in einem besonderen Büchlein über die „Einrichtung der christlichen Ehe" 1526 darüber aus. In seinem „Lob der Narrheit" hatte er sich den Frauen gegenüber nicht so freundlich gezeigt; hier dagegen, in diesem von feinster Empfindung und guter Beobachtung zeugenden Büchlein, das er der Königin von England widmete, äußert er sich unumwunden dahin, daß die Ehe dem kirchlichen Zölibat vorzuziehen sei. Er zeigt Verständnis für die sozialen Notwendigkeiten und die zu verwirklichenden Fortschritte; vom Ernst der Ehe ist er tief durchdrungen und zeigt, wie der Jüngling vor dem Eingehen einer Heirat den Charakter seiner Braut gründlich studieren muß, und zum Glücke beider Teile wahre Herzens- und Geistesbildung, vor jedem Extrem zurückscheuende weise Mäßigung viel wichtiger sei als Schönheit und feine Manieren. Auch in seinem „Christlichen Soldaten" entwirft er ein anziehendes Bild der Frau, das er das Ebenbild Gottes nennt, da es Frömmigkeit, Bescheidenheit, Mäßigung und Keuschheit in sich vereinige.

So haben die Gelehrten nicht immer auf seiten der Weiberfeinde gestanden. Die eifrigsten und überzeugtesten, zugleich die beredtesten Vorkämpfer sollten den Frauen aber in andern Kreisen erstehen, unter den Dichtern. Zwar gehören die Verse Bouchets in seinen „Triumphen der edlen, liebenden Dame und die Kunst der rechten Liebe“, sowie in seinen „Beklemmungen und Heilmitteln der Liebe“ noch lange nicht zu dem Schönsten, was die Renaissance in dieser Beziehung hervorgebracht hat. Bouchet ist auch noch sehr mittelalterlich mystisch. Interessant ist aber, daß bereits 1530 in der Poesie diese idealisierende Tendenz sich geltend machte. Sonst hatte der erste Dichterkreis der Renaissance, Marot an der Spitze, noch wenig Idealismus gezeigt und mehr das Lob der physischen Venus gesungen als dasjenige Pallas Athenes. Auch fehlt es nicht an Dichtern in dieser ersten Zeit, die wiederum vollständig in den Bann der mittelalterlichen Tradition zurückfallen; so wirft Gratien Dupont, Seigneur de Drusac der Frau die schlimmsten Dinge vor: Lug und Betrug ist dem Weibe, „das nie dem Manne irgendwelchen Nutzen brachte“, eigen. Seine groben, aus allen möglichen Literaturen Belege zu seiner These herbeiholenden, von heftigen Invektiven strotzenden „Streitigkeiten des männlichen und weiblichen Geschlechtes“ in drei Büchern 1534 (noch 1537, 1541) bezeichnen sogar den wachsenden Einfluß der Frau als eine große Gefahr.

Dieser wachsende Einfluß war freilich keine bloße Einbildung, aber nicht von Übel sollte er sein, sondern ein Segen für die weitere Entwicklung der Literatur. Gerade so wie in Italien, schon im vorhergehenden Jahrhundert, hatten mit dem Beginn der Renaissance in Frankreich hochgebildete Frauen in den höchsten Kreisen maßgebenden Einfluß gewonnen. Für die humanistischen Studien hatte schon die Gemahlin Ludwigs XII., Anna von Bretagne, sehr viel gewirkt. Auch die Mutter Franz' I., Luise von Savoyen, gehörte zu den bedeutendsten Frauen der Nation. Und immer häufiger sollten mit dem 16. Jahrhundert diese feingebildeten Vertreterinnen des schönen Geschlechts in Frankreich und in den andern Ländern werden. Ich brauche nur an Namen zu erinnern wie Renée de France am Hofe von Ferrara, an Katharina von Medici und Diana von Poitiers, die Frau und Maitresse Heinrichs II., an die englischen und schottischen Königinnen Anna von Boleyn, Elisabeth, Maria Stuart. Bei weitem am berühmtesten ist aber mit Recht unter den französischen Frauen dieser Art des Königs Franz I. Schwester, Margarethe. Sie hat auch wesentlich dazu beigetragen, die Frauenfrage, die bis dahin meist von Gelehrten behandelt worden war, in das Gebiet der Literatur zu verpflanzen, und hat infolgedessen auf die Richtung, welche die Poesie einschlug, maßgebenden Einfluß ausgeübt. Einige Bemerkungen über ihr Leben und ihren Charakter werden nicht überflüssig sein. Sie war 1492 geboren. Schon im Jahre 1509 wurde sie mit dem Herzog von Alençon verheiratet. In ihrem ersten Mann scheint sie nicht den Gefährten gefunden zu haben, der ihrer zartbesaiteten Seele das geboten hätte, was sie wohl beanspruchen durfte. Ihr Verhältnis zu ihm erfuhr auch hauptsächlich dadurch eine bedenkliche Trübung, daß er sich in der Schlacht von Pavia, wo der König von Frankreich gefangen genommen wurde, durch übereilten Rückzug nicht mit Unrecht den Vorwurf zuzog, nicht so ge-

handelt zu haben, wie es die Ritterehre unbedingt verlangte. Er starb kurze Zeit darauf. Zwei Jahre nachher verheiratete sich Margarethe wieder und zwar mit Henri d'Albret, dem König von Navarra. Aber auch an seiner Seite fand sie nicht das Glück, dessen sie würdig gewesen wäre. Ihr Mann führte einen sehr leichtsinnigen Lebenswandel; auch scheint er in politischer Beziehung namentlich in späterer Zeit nicht die Zuverlässigkeit des Charakters gehabt zu haben, die man von einem Ehrenmann verlangen konnte. Margarethe hatte eine sehr sorgfältige Erziehung genossen; sie lernte Italienisch, Spanisch, Deutsch, Lateinisch, selbst Griechisch und Hebräisch. Auch in der Mathematik war sie gut beschlagen. Deshalb verachtete sie aber nicht etwa ganz die speziell weiblichen Fertigkeiten. Sie soll in der Schneiderei und Stickerei der feinsten Art sehr geschickt gewesen sein. Auch hielt sie ihre Betätigung in der Wissenschaft nicht von der Gesellschaft ab. Am Hofleben nahm sie hervorragenden Anteil. In politischen Angelegenheiten ist sie stets die treue Beraterin ihres Bruders gewesen. Als Franz I. zeitweise in Madrid gefangen saß, leitete sie die Unterhandlungen, die zu seiner Befreiung führen sollten. Auch den religiösen Fragen, die am Beginne des Jahrhunderts immer mehr die Geister beschäftigten, blieb sie nicht etwa fern. Im Gegenteil, sie suchte die Reformation der Kirche zu fördern; freilich ging sie nicht so weit, daß sie mit der alten Kirche brach; sie suchte zu vermitteln, vor allem Toleranz zu üben und die Verfolgten unter ihren Schutz zu nehmen. Für unsre Untersuchung ist besonders die Feststellung wichtig, daß sie schon durch ihre Hofmeister auf die platonische Philosophie hingewiesen wurde, die in Florenz am Hofe der Medici einen ungeahnten Aufschwung genommen hatte. Der Bischof Briçonnet, der auf die geistige Entwicklung der späteren Königin den größten Einfluß ausübte, machte sie mit Nicolaus von Cusas Schriften bekannt, der zu den Neuplatonikern und Mystikern hinneigte und die Scholastik scharf kritisiert, in religiöser Hinsicht stets die Toleranz gepredigt und die Strenge des Konzils von Konstanz zum Beispiel ernstlich mißbilligt hatte. Unter den von Plato behandelten Problemen zogen sie — als Weib — am allermeisten des Philosophen Ausführungen über das Verhältnis der beiden Geschlechter, die Gedanken über die sogenannte platonische Liebe, d. h. die vergeistigte Liebe an. Das sind auch die Gedanken, die im Streite um die Frauen von ihrer Seite am meisten gefördert wurden.

Sie hatte das regste Interesse an der Literatur und verfaßte eine Menge von Schriften, sowohl lyrischer als epischer und dramatischer Art. Ich kann hier nur das herausgreifen, was für unsern speziellen Zweck von Interesse ist. In ihrer Novellensammlung, dem Heptameron, lernen wir als Vertreter des Platonismus einen jungen Mann kennen, Dagoucin, der ihren Ideen über die Liebe den geeignetsten Ausdruck verleiht. Er hat von der Liebe die höchste, erhabenste Vorstellung und betet die Frauen als höhere Wesen geradezu an. Er hat selbst nie geheiratet, ja selbst nicht gewagt zu lieben, weil er fürchtet, in der Liebe weniger zu finden, als was er in ihr finden möchte. Auf Grund von Platons Symposion führt er den Gedanken aus, daß die Liebe nicht bloß die mächtigste, menschliche Empfindung ist, sondern auch, wenn sie sich von

egoistischen Trieben fern zu halten weiß, die edelste und höchste. Charakteristisch ist folgende Stelle im Epilog der achten Novelle: „Ich meine, daß, wenn unsre Liebe nur auf die Schönheit, Anmut, Neigung und Gunst einer Frau sich stützt und unser Zweck nur Freude, Ehre und Nutzen ist, die Liebe nicht lange dauern kann, denn, wenn der Grund, auf den wir sie stützen, ins Wanken gerät, entfliegt unsre Liebe weit von uns. Aber ich halte an der Ansicht fest, daß wer liebt und keinen andern Zweck und keine andre Sehnsucht hat als die wahre Liebe, eher den Tod erdulden als leiden wird, daß diese starke Liebe aus seinem Herzen weiche.“ Eine solche Liebe kann den Menschen nur bessern und zu den höchsten Handlungen befähigen. So ist denn die Liebe die Quelle alles Guten. Diese Lehre kehrt in den Schriften Margarethens immer wieder. Auf der Welt ist alles eitel, alles nichtig außer der Liebe; sogar die Wissenschaft ist ohne Liebe unnütz. In ihrer dramatischen Dichtung „Die weltliche, die abergläubische, die kluge und von der Liebe zu Gott hingerissene Hirtin“ läßt Margarethe die Schäferin sagen: „Möge meine Seele Tod und Untergang finden in diesem süßen Liebesmeer, wo es keine Bitternis mehr gibt. Ich fühle weder Leib noch Seele, noch Leben, vielmehr nur Liebe und sehne mich weder nach dem Paradies noch habe ich Furcht vor der Hölle; möge ich nur ohne Unterlaß und ohne Ende mit meinem Freunde vereint und mit ihm eins sein.“ Und an andrer Stelle singt die Hirtin: „Nie wird mein Herz der Liebe müde sein, denn Gott hat es so gestaltet, daß wahre Liebe ihm als Nahrung dient. Liebe dient ihm als Trost für jegliche Freude.“

So aufgefaßt, führt die Liebe zu Gott und verleiht ewige, nie aufhörende Freude. Ich mache nur noch auf diese Stelle im „Fahrzeug“ aufmerksam, die für Vergeistigung der Liebe und ihr Übergehen in die Religion charakteristisch ist: „Vollkommene Liebe — ich will, daß du es erfährst — gibt Freude, die unvergänglich ist, in der kein Flecken der Bitternis zu finden ist. Vollkommene Liebe, das ist der ewige Gott, der seine Liebe in die Herzen gießt, und den Menschen ganz zum Geiste macht.“

Am Hofe der Königin von Navarra werden derartige Gedanken, die von ihr zum Teil erst später schriftlich fixiert wurden, sehr häufig den Gegenstand der Unterhaltung geliefert haben. Die Dichter, die am Hofe verkehrten, standen, wie es schon an sich leicht begreiflich ist, und wie Abel Lefranc nachgewiesen hat, vollständig unter dem Einfluß der hochbedeutenden Frau. Zu ihrem intimsten Kreise gehörte nun seit 1524 ein Mann, der später Bischof von Digne werden sollte, der aus Paris stammte und sich intensiv mit Platon, namentlich mit seinen Gedanken über die Liebe im Symposion beschäftigte, Antoine Héroët. Im Jahre 1542 gab er in Lyon ein Gedicht heraus „Die vollkommene Freundin“ (Parfaicte Amye), das zum erstenmal in Frankreich die neue Auffassung der Liebe in Versen verherrlichte. Diese Liebe beruht nicht etwa auf vergänglicher Schönheit, sondern auf der Tugend. Die ideale Geliebte ist sicher — möge nun kommen, was da wolle — das Herz ihres Freundes stets zu besitzen; um das, was die Menschen darüber sagen, kümmert sie sich nicht und grämt sie sich nicht; sie lebt nur ihrer idealen

Liebe; nichts kann ihr den Frieden und die Harmonie des Herzens rauben. Übrigens erkennt sie in ihrem Geliebten ein Wesen, mit dem sie vorher schon in den lichten Höhen des Himmels zusammengelebt hat; hier auf Erden sehen sie ein, daß sie einander angehören; ihre Liebe ist rein geistiger Art; die Sinne sprechen dabei nicht mit.

Derartige Gedanken mußten in einer Zeit, in der Tiraqueaus und Nevizans Werke viel gelesen wurden, wo also viele unter den Gebildetsten der Nation geradezu entgegengesetzten Ansichten über die Liebe huldigten, gewaltiges Aufsehen erregen. So antwortete denn sofort 1543 ein Dichter aus dem Poitou, Jean Boiceau de la Borderie mit einem Gedichte „Die höfische Freundin" (Amye de Court), das von der Liebe ein ganz andres Bild entwarf. Die Hofgeliebte ist ein galantes, graziöses und kokettes Mädchen, das in der Liebe nur einen unterhaltenden Zeitvertreib erkennt, die Huldigungen der Männer ganz gerne entgegennimmt, mit ihnen spielt und scherzt, ohne sich zu binden, und schließlich, wenn sie vor eine Wahl gestellt wird, den Reichen dem Armen stets vorzieht, auch wenn er noch so dumm ist. Dank dem geschickten Manövrieren triumphiert sie in Gesellschaft, und das ist doch die Hauptsache. „So ist es in Wirklichkeit", scheint de la Borderie dem idealgesinnten Héroët in seiner Antwort entgegenzurufen; „Wesen, wie er sie geschildert hat, existieren dagegen nicht auf dieser Welt." Aber Borderies nüchterne und despektierliche Auffassung stieß auf heftigen Widerstand. Ein Schüler Marots, Charles Fontaine, entwarf das Gegenbild in seiner Contre-Amye de Court 1543. In diesem Gedichte protestierte er energisch gegen die Theorie, die aus der Liebe eine bloße egoistische Berechnung machen wollte, und sang das Lob der edeln, uneigennützigen Liebe, die nur in der Ehre ihre Quelle sucht. Von den Dichtern, die sich in den Streit mischten, nenne ich nur den begeistertsten derjenigen, die für den platonischen Idealismus eintraten, Maurice Scève, der unter dem Einfluß Petrarcas steht und damals das Grab Lauras entdeckt zu haben meinte. In seinen dunkeln philosophischen Versen zeichnet er das Idealbild seiner Délie. Schon der Name ist symbolisch und ein Anagramm von l'Idée. Er ist mehr für das Symbol der Schönheit, das die erhabensten Gedanken eingibt, eingenommen, als für die Frau als solche.

Diesen idealisierenden Bestrebungen gegenüber, die ihnen wie eitle Utopien vorkommen mußten, konnten die Vertreter der realeren, derberen Anschauungen nicht schweigen. So ist es denn wohl kein Zufall, daß kurze Zeit darauf Tiraqueau eine neue Auflage seines „de legibus connubialibus" herausgab. Mit diesem Tiraqueau hatte schon zur Zeit seines Aufenthaltes im Kloster Fontenay le Comte ein junger Mönch sehr eifrigen Umgang gepflogen, der später zu einem der bedeutendsten Gelehrten und zu einem der genialsten Schriftsteller Frankreichs werden sollte, François Rabelais. Wie Abel Lefranc und sein Schüler Barat vor kurzem nachgewiesen haben, ist es über jeden Zweifel erhaben, daß Rabelais gerade durch die von Tiraqueau um diese Zeit in Angriff genommene Neuauflage seines Werkes veranlaßt wurde, den Gedankengang seines Romans „Gargantua und Pantagruel" zu

unterbrechen und ihm eine ganz andre Richtung zu geben. Der Streit um die Frauen beschäftigte zu sehr die Tagesmeinung, als daß ein Mann, der ein so offnes Auge hatte für alles, was seine Zeit bewegte, in dieser wichtigen Frage teilnahmlos geblieben wäre. So führt denn Rabelais in seinem dritten Buche die Erzählung der Heldentaten seiner Riesen nicht weiter, sondern läßt seinen Erzlumpen Panurge das ganze Buch hindurch die bange Frage erörtern, ob er den Sprung in das ungewisse Eheleben wagen soll oder nicht. Er möchte schon gerne heiraten, aber nur unter der Bedingung, daß er sicher glücklich wäre. Alle diejenigen, die er um Rat fragt, prophezeien ihm aber, daß er ganz gewiß von seiner künftigen Frau betrogen, ja sogar mißhandelt werden wird. Er glaubt ihnen aber nicht und fragt immer neue. Endlich faßt er den Entschluß, eine große Seefahrt zu unternehmen, um das Orakel der göttlichen Flasche zu befragen. Bis zum Zynismus derb, aber zugleich von einer nie versiegenden, ausgelassenen Lustigkeit sind Rabelais' Ausführungen. Aber was denkt er von den Frauen? Wie weit sind seine Ansichten von denen eines Héroët oder M. Scève entfernt! Wir werden kaum fehl gehen, wenn wir das Urteil über die Frauen, das er dem Arzte Rondibilis im dritten Buche in den Mund legt, mehr oder weniger für sein eigenes halten; es ist charakteristisch für die Ansicht dieser gelehrten Kreise über die Frauenfrage: „Wenn ich sage ‚Weib‘, so meine ich ein so veränderliches, gebrechliches, unbeständiges, wandelbares und unvollkommenes Geschlecht, daß die Natur mir (mit Respekt und aller schuldigen Ehrfurcht zu reden) von jenem richtigen Verstand, womit sie alles formiert und erschaffen, sich gar verirrt zu haben scheint, als sie das Weib erfand. Und wenn ich's auch hundert und hundertmal bedenk, komm ich auf keinen andern Schluß, als daß sie mit Erschaffung des Weibes mehr auf des Mannes gesellige Lust und Mehrung des Geschlechtes bedacht war, denn auf Vollkommenheit des Weibes in sich selbst. Fürwahr, auch Plato weiß nicht, zu welcher Klasse er sie zählen soll, ob zu den vernünftigen Wesen oder zu dem blöden Vieh.“ Rabelais hatte seine Jugend im Kloster zugebracht. Etwas Mönchisches ist an ihm zeitlebens hängen geblieben.

Solche Ansichten forderten aber den scharfen Widerspruch der Frauenfreunde heraus. Ein guter Bekannter Rabelais', der mit ihm beim Gouverneur des Piemonts in Diensten gestanden hatte, François Billon, entwarf in seiner „unerstürmbaren Festung der Ehre des weiblichen Geschlechtes“, die man eine Geschichte des ganzen Frauenstreites nennen könnte, ein allegorisches Bild des Kampfes für und gegen die Frauen. Die Ehre des weiblichen Geschlechtes wird darin als eine unerstürmbare Festung geschildert mit ihren Türmen, Bollwerken, Wällen, Gräben und Geschützen. Es werden Ausfälle unternommen, Angriffe abgeschlagen; unter den Kapitänen, die gefangen genommen werden, finden wir Boccaccio, Nevizan, Drusac, und so nachhaltig war nach noch beinahe zehn Jahren (1555) der Eindruck, den Rabelais' drittes Buch gemacht hatte, daß der ehemalige Franziskaner sogar als Führer der Frauenfeinde, der Pantagrueliſten, in erster Linie namhaft gemacht wurde.

Aber schon vorher hatten, trotz Rabelais' Eingreifen, andre sich an ihrem Ideal nicht irre machen lassen. In seinem reizenden Nachtigallmärchen hatte

bereits 1547 Gilles Corrozet im selben idealen Sinne wie Héroët das Lob der keuschen und vergeistigten Liebe gesungen. In ernsten, aber zugleich anmutigen Versen hatte er eine Liebesgeschichte erzählt, die uns wie eine Erzählung aus Margarethens Heptameron anmutet. Ein junger Mann Florent ist in die edle Yolande leidenschaftlich verliebt. Er bestürmt sie, seinen Wünschen Gehör zu geben; aber um der Ehre willen widersteht sie standhaft, trotzdem auch sie ihn liebt; sie weist ihn auf die edle, vergeistigte Liebe hin, die den Menschen Gott nahe bringt, wenn er den Geboten der Philosophie folgt. Und es gelingt ihr auch schließlich, ihren Geliebten zu bekehren. Er entsagt der Weltlust. Schwer wird es ihm allerdings. Er erstarrt zuerst wie eine Statue, und nur langsam wird es in seinem Geiste klar. Aber dann schwindet in seiner Seele die törichte Liebe (l'amour fol) wie ein trügerischer Traum, und Friede, himmlischer Friede hält ihn umfangen.

Der Kampf zwischen der törichten, d. h. der sinnlichen, und wirklichen, d. h. der vergeistigten Liebe ist oft der Gegenstand poetischer Behandlung geworden. Eine der begabtesten Dichterinnen der Renaissance, Louise Labé, welche die Stürme der Leidenschaft an sich selbst erprobt hatte und auch in glühenden Versen die Wollust der Sinne zu schildern weiß, schrieb über den Kampf von Torheit und Liebe ihren „Débat de l'Amour et de la Folie." Unter den Idealisten kann man übrigens verschiedene Strömungen unterscheiden. Die einen, wie Héroët und Corrozet, wollen die Liebe ganz und gar vergeistigen, die andern wollen in der Liebe vor allem Würde und Ehrbarkeit bewahrt wissen, die letzten schließen endlich von ihr die sinnliche Freude nicht ganz aus, wenn sie auch die Leidenschaft als edlere, höhere und reinere Empfindung weit über das erheben, was frühere französische Dichter unter der Liebe verstanden. Was diese Idealisten alle vereinigt, ist, daß sie Front machen gegen die leichtfertige, nur zum Scherzen und Witzeln über die Liebe bereite frühere Auffassung. Von nun an gewöhnt man sich, die Liebe als edles psychologisches Problem zu begreifen, nicht mehr bloß als die Begierde nach dem Besitz oder die Befriedigung eines Instinktes. Diese veränderte Auffassung rührte aber gewiß davon her, daß das Weib selbst höher geachtet wurde, wie diese höhere Bewertung ihrerseits eine Folge der höheren Bildung der Frauen war. So konnte die Renaissance auf diesem Wege zur Aristokratisierung der Gesellschaft führen. Durch die fanatischen Religionskriege, die in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts ausbrachen, drohten freilich einstweilen auch diese Früchte der Renaissance verloren zu gehen. Aber als Ruhe und Frieden wieder um die Wende des Jahrhunderts eingekehrt waren, als die Literatur nach den wilden Kampfeszeiten wieder sanftere Töne anzuschlagen begann, da suchten auch die Frauen wieder den Einfluß zurückzuerlangen, den sie in der Renaissance besessen. Im Hotel de Rambouillet entwickelte sich bald ein glänzendes gesellschaftliches Leben, das die neue Blütezeit der französischen Poesie herbeiführte. Ohne diese vorbereitende Arbeit der Frauen, die ihrerseits in der Renaissance ihren ersten Ursprung hatte, wäre die Literatur der Glanzzeit Ludwigs XIV. nicht möglich gewesen.

Die Aufschließung des westlichen Kanadas.

Von

P. Walther, Fregattenkapitän z. D.

Manitoba, Saskatchewan und Alberta sind die Namen dreier Provinzen Kanadas, so groß wie Italien, Deutschland, Frankreich, Großbritannien und Irland zusammengenommen, von einer Fruchtbarkeit und Entwicklungsfähigkeit, die es nicht unmöglich erscheinen lassen, daß in hundert Jahren ebenso viele Menschen dort leben werden. Dieser großartige Ausblick in die Zukunft ist noch nicht alt und wenig bekannt, denn bis vor etwa zwölf Jahren hielt man den Westen Kanadas teils für halbarktisch, teils für unkultivierbar. Die Entdeckung, daß sich ungeheure Gebiete vorzüglich zum Getreidebau eignen, ist erst allmählich gemacht worden und wird mit einiger Übertreibung der Entdeckung eines neuen Erdteils gleichgestellt. Die Anfänge der beispiellos schnellen Besiedelung dieser Gebiete und ihrer Kulturentwicklung haben nun nicht allein Interesse für Kanada und für England, sondern ein allgemeines Interesse für alle Kulturvölker, und es lohnt daher wohl, dieser Entwicklung einige Aufmerksamkeit zu widmen.

Vor kaum einem Menschenalter waren die großen, sich über 20 Längengrade erstreckenden Prärien zwischen dem kanadischen Seengebiet und den Rocky Mountains noch so gut wie unbewohnt. Millionen von Büffeln schweiften dort umher, und die Indianerstämme, die Blackfeet, Bloods und Peijans waren noch gar nicht sehr weit von dem Zustande entfernt, wie ihn uns Cooper vor hundert Jahren so wundervoll dargestellt hat. Eine Art Regierung war allerdings vorhanden; sie wurde von der Hudsonbai-Kompanie in der Weise ausgeübt, daß in einigen wenigen, über das Land zerstreuten Forts eine Art berittener Polizei stationiert war, die von hier aus das Land durchstreifte und auf Ordnung hielt.

In den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts traten an die Stelle der wilden Büffel zahme Rinderherden, meist Eigentum großer Gesellschaften oder amerikanischer Fleischmagnaten, die ihre früheren Weiden in den angrenzenden Prärien der Vereinigten Staaten den herzuströmenden Scharen von Ein-

wanderern überlassen hatten. Es war nämlich damals die Zeit der stärksten Besiedelung des Nordwestens der Vereinigten Staaten, und zwar waren es gerade die zum Weizenbau vorzüglich geeigneten Prärien der an der kanadischen Grenze liegenden Staaten Minnesota und Dakota, die die ackerbautreibende Bevölkerung herbeilockte nicht nur aus Europa, sondern mehr noch aus dem Osten der Vereinigten Staaten und aus Kanada.

Letzteres hatte sogar durch diesen Zug nach dem Westen der Vereinigten Staaten schwer zu leiden, ein großer Teil seiner wertvollsten Untertanen wanderte aus, um sich entweder dem Zuge anzuschließen oder in den Fabriken des Ostens zu verschwinden. In diese Verhältnisse brachte auch die Vollendung der Kanada-Pacific-Bahn 1886 zunächst noch keine Änderung. Die Bahn vermochte nur wenig die Besiedelung des unbekannten Westens Kanadas zu fördern und rentierte sich im Gegensatz zu ihren amerikanischen Nebenbuhlerinnen schlecht. Nur die am meisten östlich gelegene der drei Prärie-Provinzen, Manitoba, begann sich langsam der Kultur zu erschließen. Der Weizenbau wurde in größerem Umfange in Angriff genommen, aber vorerst waren es eigentlich nur Kanadier und unter ihnen solche französischer Abstammung, die aus dem Osten hierher kamen und sich niederließen. Weiter nach Westen schritt die Kultur sehr langsam und zögernd vorwärts.

Die eigentliche Besiedelung dieser letzteren Gebiete beginnt erst Mitte der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, und zwar wird das Jahr 1896 als der Wendepunkt bezeichnet, bei dem die Bedeutung des westlichen Kanadas anhebt. — Gute Ernten, eine gehörige Reklame seitens der Regierung, weiterer spekulativer Ausbau der Eisenbahnen, Erleichterung der Einwanderung und des Landerwerbs waren die Hauptursachen des Beginns der ersehnten Einwanderung; dazu kam, daß im Westen der Vereinigten Staaten das gute Land vergeben oder bedeutend im Preise gestiegen war. Seitdem hat die Einwanderung nicht nachgelassen, und die Entwicklung des Landes geht mit einer Schnelligkeit vor sich, die bisher alles dagewesene, selbst die amerikanischen Verhältnisse in den Schatten stellt. Man berechnet die Einwanderung in den letzten Jahren auf über weit 100000 Köpfe im Jahre. Von ihrer Zusammensetzung und von der Art der Besiedelung hängt die Zukunft des Landes ab. Bevor auf dies Wichtigste und Interessanteste näher eingegangen wird, seien zunächst einige Angaben über die bisherige Entwicklung, staatliche Einrichtungen, Klima und Bodenbeschaffenheit angeführt.

Die älteste Provinz, Manitoba, war bereits 1870 von der Dominion of Canada als Provinz organisiert und ihrem Gebiet angegliedert worden. Sie hat etwa die Größe Englands, Schottlands und Irlands zusammengenommen; ihr westlicher und südlicher Teil besteht zumeist aus Prärien, ihr östlicher aus Wald. Über ihre Entwicklung gibt am besten die Einwohnerzahl Aufschluß. Dieselbe betrug nach dem Zensus von

1881: 67000
1891: 152000
1901: 255000
1906: 360000

Die Einwohnerzahl hat sich also in 25 Jahren um das fünf- bis sechsfache vermehrt.

Die Hauptstadt Manitobas, Winnipeg, hatte 1876 3200 Einwohner, 1901 43000, jetzt über 100000. Ihre Einwohnerzahl hat sich in nur fünf Jahren mehr als verdoppelt und beträgt ein Drittel der ganzen, ausschließlich ackerbautreibenden Bevölkerung. Die Erklärung für dies Mißverhältnis ist, daß Winnipeg nicht allein die Hauptstadt der Provinz Manitoba, sondern des ganzen westlichen Kanadas, dazu das einzige Einfalltor von Osten her ist. Hier findet die Verteilung der einströmenden Ansiedler nach allen Himmelsrichtungen statt, und hier konzentriert sich der gesamte Handel und Verkehr des Westens, so daß Winnipeg nicht mit Unrecht als das zukünftige Chicago Kanadas angesehen wird und ihm ein noch schnelleres Wachstum als bisher prophezeit wird. Von der Provinz ist erst etwa ein Viertel des Landes in Privatbesitz übergegangen, sie ist also noch außerordentlich entwicklungsfähig. Die Anbaufläche hat sich in den letzten fünf Jahren verdoppelt. Über das Jahr 1906 heißt es in den Angaben der Regierung, daß von 45000 Farmern 130 Millionen Bushels (1 b. = 0,35 hl) Getreide geerntet worden seien, und daß das Jahr in bezug auf Ernte, Handel und Verkehr alle früheren Jahre bei weitem übertroffen habe.

Westlich von Manitoba liegen die beiden neuesten Provinzen Saskatchewan und Alberta; sie sind erst zwei Jahre alt und aus den vier Territorien Alberta, Assiniboia, Saskatchewan und Athabarka zusammengesetzt. Mit ihren Abgrenzungen hat man es sich leicht gemacht, indem man ihnen die Formen zweier langgestreckter Rechtecke gegeben hat, die mit ihren langen Seiten in nordsüdlicher Richtung nebeneinander liegen. Im Süden bildet der 49., im Norden der 60. Breitengrad die Grenze, die Südgrenze ist zugleich die Grenze nach den Vereinigten Staaten. Der 110. Längengrad trennt beide Provinzen von einander. Jede bedeckt ein Gebiet, das etwa von Paris bis Christiania einerseits, von Hamburg bis Königsberg anderseits reicht, und beide zusammen sind etwas größer als Deutschland, Frankreich und Italien zusammengenommen. Die Einwohnerzahl dieser großen Gebiete betrug im vorigen Jahre ca. 450000, wovon zwei Drittel auf die östliche Provinz Saskatchewan, ein Drittel auf Alberta entfallen; dabei hat sich die Bevölkerung in fünf Jahren verdreifacht. Noch schneller sind verhältnismäßig wieder die Städte gewachsen. Edmonton, die Hauptstadt von Alberta, mit gegenwärtig etwa 15000 Einwohnern, ist seit 1901 um das fünffache gewachsen. Die Stadt, auf derselben Breite wie Hamburg gelegen, wird in der Phantasie der Westkanadier als ein zweites Winnipeg eines noch nördlicheren, jetzt noch fast unbekannten und angeblich verkannten Nordwestens angesehen, für den sie Hauptstadt, Eingangstor und erste Industriestadt werden soll, da sie inmitten reicher Kohlenfelder liegt. Ein ähnliches Wachstum hat die zweite Stadt Albertas, Calgary, mit 13000 Einwohnern, ebenso die Hauptstadt der Provinz Saskatchewan, Regina, aufzuweisen.

Das Klima des kanadischen Westens ist, bis zu den Rocky Mountains als westliche Grenze, ein ausgesprochen kontinentales. Warme Sommer, kalte Winter, dazu geringe Niederschläge und die meiste Zeit des Jahres wolkenloser Himmel.

Über die klimatischen Unterschiede gibt der bekannte Professor Mavor der Universität Toronto folgendes Urteil ab: „Während das Klima des nordöstlichen Teils der Provinzen unzweifelhaft ein strenges, ist es im Süden und Westen verhältnismäßig milde mit geringen Niederschlägen. Im Sommer ist klarer Himmel und Sonnenschein im Norden häufiger als im Süden."

Betrachtet man die mittleren Jahrestemperaturen, so wird es allerdings verständlich, wie das Land so lange Zeit hat für ein halbarktisches und wertloses Gebiet angesehen werden können. Winnipeg hat nämlich eine Jahrestemperatur von + 0,6° C., Edmonton von 2,0°, Calgary von 2,9°. Was das bedeutet, zeigt die Jahrestemperatur von Berlin, die 9° beträgt. Wenn dort trotzdem noch Weizen gedeiht, so liegt dies an dem sonnigen Wetter, das alle Früchte schnell reifen läßt. Als Beweis hierfür wird in einem Artikel der „Times" angeführt, daß in Edmonton im letzten Sommer die Tomaten reif geworden seien, was sogar häufig bei uns in Norddeutschland nicht einmal der Fall ist. Je weiter nach dem Westen, dem Ozean zu, um so wärmer wird das Klima. In der westlicheren Provinz Alberta wehen häufig warme Süd- und Südwestwinde, der sogenannte Chenook, der es sogar ermöglicht, daß im südlichen Alberta das Vieh im Winter im Freien bleibt; die immer nur dünne Schneedecke soll hierbei kein Hindernis sein. Im letzten, besonders strengen Winter ist allerdings einem Telegramm zufolge eine Menge Vieh eingegangen. Wer denkt aber bei uns überhaupt an eine Überwinterung des Viehs im Freien?

Ähnliche unangenehme Überraschungen in bezug auf die klimatischen Verhältnisse sind bereits mehrfach vorgekommen. Während das Jahr 1902 ebenso wie das vorige Jahr eine unvergleichlich gute Weizenernte lieferte, hatte die Ernte von 1903 durch eintretendes Frostwetter stark gelitten, so daß sich dies sogar in den Einwanderungsziffern aus dem Westen der Vereinigten Staaten in den nächsten beiden Jahren fühlbar gemacht hat. Im allgemeinen lauten die Urteile aber trotzdem sehr optimistisch. Gegen zu früh eintretendes Frostwetter im Herbst glaubt man sich in Zukunft durch Einführung von hartem Winterweizen, der sich vorzüglich bewährt haben soll, schützen zu können, und von dem Klima wird behauptet, daß es mit zunehmender Kultur sich bereits gebessert habe und sich noch weiter bessern werde. — Den unangenehmen Überraschungen steht überdies auch eine ganze Reihe angenehmer gegenüber. Als Beispiel hierfür sei der Bericht eines Pastors Gaetz aus der Gegend bei Calgary angeführt, der seit 1884 in dortiger Gegend wohnt. Derselbe schreibt, daß er früher große Strecken Landes für völlig unkultivierbar gehalten habe, weil es in den regenlosen Sommern im Juli und August immer zur braunen, sonnenverbrannten Steppe geworden sei. Im Jahre 1900 hätten sich aber trotz aller Warnungen vor trocknen Jahren dort Einwanderer niedergelassen und mit Weizenbau glänzende Erfolge erzielt. — Gaetz erklärt dies damit, daß die Prärie, Jahrhunderte und Jahrtausende hindurch immer nur von Büffeln festgestampft und fast jährlich durch Feuer abgesengt, so fest geworden sei, daß der Boden keine Feuchtigkeit durchlassen konnte und die tieferen Stellen in der Regenzeit immer unter Wasser standen. All dies sei

durch Umpflügen mit einem Schlage anders geworden. Der Boden absorbiere die Feuchtigkeit und halte sie zurück, so daß selbst in ganz trocknen Sommern, wie es 1906 einer gewesen, vorzügliche Ernten gemacht werden könnten.

Über die Fruchtbarkeit des Bodens lauten die Berichte außerordentlich günstig. Ein Professor Tanner, in England als eine der ersten Autoritäten angesehen, hält die reiche, tiefe, schwarze Erde, die den größten Teil der eigentlichen Prärie bedeckt, für weit besser als die Schwarzerde Zentral-Rußlands und für den fruchtbarsten Boden überhaupt. Im übrigen weisen die Provinzen große Verschiedenheiten an Güte und Art des Bodens auf. Im mittleren Saskatchewan gibt es sowohl große Gebiete mit ganz leichtem als auch solche mit schwerem Boden. Im südlichen Manitoba muß das Land vielfach durch Drainage entwässert werden. Ähnlich verschieden wie die Bodenverhältnisse sind auch die Regenmengen in den verschiedenen Gegenden. Das südliche Alberta ist regenarm. Hier werden jetzt große Bewässerungsanlagen geplant. Die Kanada-Pacific-Bahn will ein Gebiet von 1,5 Million acres (606800 qkm) durch einen kleinen Fluß, Bow River, mit verhältnismäßig geringen Kosten durch künstliche Bewässerung der Kultur erschließen.

Da die Verschiedenartigkeit des Bodens, der Temperatur und der Niederschläge auch eine ganz verschiedenartige Bewirtschaftung erfordert, sind sowohl von der Zentralregierung wie von den Provinzen mit großen Mitteln in den verschiedenen Gegenden Versuchsstationen errichtet worden, die für die betreffende Gegend die geeigneten Fruchtsorten herausfinden sollen. Die Resultate werden den Farmern und Einwanderern sofort zugänglich gemacht, also gleich praktisch verwertet, so daß Experimente einzelner, wie sie Pastor Gaetz berichtet, unnötig werden.

Die Grenze nach Norden zu, bis zu der Getreidebau möglich, ist noch nicht bekannt. Professor Mavor spricht sich darüber sehr vorsichtig aus und erachtet dies von sehr vielen Umständen, wie Beschaffenheit des Bodens usw., abhängig. Der Norden von Saskatchewan, nördlich des gleichnamigen Flusses, ist noch fast unbekannt und wird höchstens für Viehwirtschaft geeignet gehalten. Günstiger wird der Norden Albertas, der noch im Bereich der warmen südwestlichen Winde liegt, beurteilt. Dieses Gebiet wurde im vorigen Sommer von dem ersten Forstbeamten Kanadas bereist. Er berichtet, daß er bei Fort Providence, 550 engl. Meilen nördlich Edmonton, am 15. Juli Weizen in der Blüte gefunden habe, der später noch vollkommen reif geworden sei. Das würde mindestens bedeuten, daß noch ungeheure Gebiete der Kultur erschlossen werden können, und wenn auch nur ein Teil von all den ausgesprochenen Erwartungen sich bewahrheitet, so hieße dies doch schon für die Menschheit eine bisher ungeahnte Vermehrungsfähigkeit, für die weiße Rasse eine weitere künftige Überlegenheit über die gelbe, für die Germanen ein Übergewicht über Slawen und Romanen.

Der Reichtum der drei Provinzen besteht aber nicht allein in dem vorzüglichen Weizenboden, sondern in allen dreien sind auch ausgedehnte Wälder mit vorzüglichem Bauholz vorhanden, besonders im Norden. Die Prärie

selbst ist im allgemeinen baumlos; außer an den Ufern der Flüsse und Bäche werden Bäume nur in einzelnen kleinen Gehölzen, bluffs genannt, angetroffen. Von Mineralien ist noch wenig bekannt, Kohlen sind im mittleren Alberta reichlich vorhanden.

Die Aufschließung des Landes ist, wie es in einem neuen Lande selbstverständlich, in hohem Grade abhängig von den Eisenbahnen, deren weitere Ausdehnung durch Landschenkungen von der Regierung nach Möglichkeit gefördert wird. Ohne diese indirekte Staatsbeihilfe wäre die gegenwärtige rapide Ausdehnung des Eisenbahnnetzes überhaupt nicht denkbar; handelt es sich doch vorerst nur darum, durch Ansiedlungen den Grundstein für Handel und Verkehr zu legen, eine Spekulation, die allerdings kein Risiko mehr in sich birgt.

Von den bestehenden Eisenbahnen ist die Kanada-Pacific-Bahn mit ihren zahlreichen Abzweigungen und Zufuhrlinien (bezeichnenderweise „feeders" genannt) die größte. Sie hat, abgesehen davon, daß sie den Kontinent durchquert, in Süd-Manitoba ein ganzes Eisenbahnnetz geschaffen und ist jetzt dabei, sich weiter nach Norden auszudehnen. Die zweitgrößte Bahn, die Grand Trunk Railway, läuft von Winnipeg bis zu den Rocky Mountains, der Kanada-Pacific in einem Abstande von ca. 100 englischen Meilen parallel. Die drittgrößte, die Canada Northern, hat ihre Hauptlinie vom Oberen See nach Winnipeg und Edmonton (ca. 1300 englische Meilen), daneben noch eine Reihe kleinerer Linien. — Die Eisenbahngesellschaften haben es in der Hand, in der schrankenlosen Ebene Städte erstehen zu lassen, wo es ihnen beliebt. Wo sie Ausweichestellen für ihre eingleisigen Bahnen einrichten, entstehen sofort Ortschaften, und wo sie eine Zweigbahn münden lassen, wachsen Städte wie Pilze aus der Erde, die alle prätendieren, dereinst große Verkehrsmittelpunkte zu werden. Beliebt es der Eisenbahngesellschaft aber, aus irgendwelchen Rücksichten Ausweichestellen zu verlegen, so verschwindet auch die entstandene Ortschaft wieder. Die Einwohner wandern nach der neuen Ausweichestelle, und in kurzem ist hier derselbe Ort mit demselben Namen wieder erstanden.

So sehr die Eisenbahnen für das westliche Kanada auch Leben, Kultur und Zukunft bedeuten, so stellen sie doch bei der ungeheuren Entfernung bis zum Atlantischen Ozean für das nach Europa auszuführende Getreide ein empfindlich teures Transportmittel dar. Um diesem Übelstande abzuhelfen, wird seit einigen Jahren eine Eisenbahn nach Fort Churchill in der Südwestecke der Hudsonbai geplant, von wo die Waren per Schiff direkt nach Europa weitergehen sollen. Es würde hierdurch eine Eisenbahnstrecke von 1200 englischen Meilen erspart werden. Zur Ausführung des Plans ist es bisher nicht gekommen, weil die Schiffahrt in der Hudsonbai nur höchstens auf die Dauer von vier bis fünf Monaten möglich ist und zweitens das Unternehmen für das östliche Kanada eine Umgehung des Handels bedeuten würde. Alle derartige Bedenken scheinen aber nunmehr überwunden zu sein. Am 22. Februar erklärte der Premierminister Laurier im Parlament in Ottawa, daß die Bahn gebaut werden müsse und deshalb den Eisenbahngesellschaften günstigere

Bedingungen als bisher zu stellen wären. Diese veränderte Eisenbahnpolitik wird verständlich durch eine Depesche des kanadischen Ministers des Innern an die englische Regierung vom 2. April, in der es über die Entwicklung Kanadas unter anderm heißt, daß noch 36 Millionen Bushels Weizen aus dem Westen zu verschiffen seien. Die Eisenbahngesellschaften hätten noch für die Dauer von sechs Monaten täglich 200 Waggons allein für den Transport von Weizen zu gestellen.

Wir kommen jetzt zur Organisation der neuen Provinzen. Wie in allen englischen Kolonien wird Selbstverwaltung in weitestem Maße angestrebt. Das Verhältnis der beiden neuen Provinzen zur Zentralregierung ist aber ein andres als das ihrer älteren Schwester. Während in Manitoba das unverkaufte Land der Provinz gehört, ist es in letzteren Eigentum der Zentralregierung geblieben, die dafür den Provinzen eine jährliche Beihilfe von 5 Millionen Mark zahlt, welcher Betrag sich mit Zunahme der Bevölkerung steigern soll. Motiviert wird diese Einrichtung mit der Notwendigkeit, daß die Zentralregierung die Leitung des Einwandrerstromes in der Hand behält.

Der zweite wichtige Unterschied ist das Erziehungswesen, das anders geregelt werden mußte als in Manitoba. Während für Manitoba im Jahre 1896 nach harten Kämpfen im kanadischen Parlament zugestanden worden war, daß die Provinz über ihr Schulwesen selbst zu befinden habe, wurde dies Recht den neuen Provinzen nur teilweise zugebilligt, da andernfalls ältere Rechte der verschiedenen Konfessionen, und zwar hier besonders der Katholiken, verletzt worden wären. Letztere hatten schon vor dreißig Jahren, als der Nordwesten fast nur von Katholiken französisch-kanadischer Abstammung bewohnt wurde, vom Staat unterstützte konfessionelle Schulen erlangt und wollten diese beibehalten, während eine große Partei konfessionslose Schulen wünscht. Der Streit ist schließlich nach langen Kämpfen im kanadischen Parlament durch ein Kompromiß beigelegt worden, von dem aber gefürchtet wird, daß es nur wenige Jahre vorhalten wird.

Von größerem Interesse als diese Erziehungsfragen ist zunächst die Einteilung und der Verkauf des Landes. Beides ist den im Westen der Vereinigten Staaten erprobten Einrichtungen ähnlich: Das Land ist in sogenannte townships (Gemeindebezirke) von 6 englischen Quadratmeilen (21,5 qkm) Fläche eingeteilt; jede township in 36 Sektionen von je 640 acres und diese wiederum in Viertelsektionen von 160 acres; diese 160 acres (gleich 64,7 ha = 253,6 preußische Morgen) sind also als die durchschnittliche Größe einer gewöhnlichen Farm anzusehen. Für die Besiedelung gelten bestimmte Gesetze, die je nach den örtlichen Verhältnissen und der bisherigen Entwicklung verschieden sind. Im allgemeinen gilt als Regel, daß alle geraden Sektionen einer township zur freien Weggabe an kleine Leute reserviert sind bis auf zwei, die zur Unterhaltung der Schule dienen sollen. Der Elementarunterricht ist natürlich frei. Die ungeraden Sektionen sind teils den Eisenbahngesellschaften, teils der Hudsonbai-Kompanie überlassen oder werden an Landgesellschaften verkauft oder für Bestreitung besonderer Ausgaben, wie Wegebau, Entwässerung oder Drainage, reserviert.

Die Bedingungen, freies Land zu erhalten, sind äußerst einfach und so gefaßt, daß das Land auch wirklich besiedelt werden muß und nicht ausschließlich zu Spekulationszwecken übernommen wird. Der Ansiedler ist verpflichtet, von den ersten drei Jahren mindestens sechs Monate in jedem Jahre auf seiner Besitzung zu wohnen und jährlich mindestens 15 acres zu kultivieren, so daß nach Ablauf der drei Jahre 45 acres unter Kultur sind. Hat der Ansiedler diese Bedingungen erfüllt, so erhält er das absolute Eigentumsrecht. Diese Besiedelungsart ist die der wenig oder gar nicht bemittelten Leute. Wohlhabendere machen von der Erwerbung von Freiland meist keinen Gebrauch; dafür haben sie den Vorteil, sich Land in ihnen geeignet erscheinender Gegend in jeder Qualität und Größe zu Preisen von 10—40 Mark pro acre aussuchen zu können, wenn sie es nicht vorziehen, bereits kultivierte Farmen zu kaufen. Solche Leute strömen allerdings nicht aus Europa zu, sondern nur aus dem amerikanischen Westen, und hiermit kommen wir zu der Einwanderung in diese Gebiete überhaupt, zu dem Menschenmaterial, aus dem sie sich zusammensetzt. Da wir es hierbei mit den Urvätern eines dermaleinst sehr zahlreichen Volkes zu tun haben, so ist ihre Zusammensetzung von besonderem Interesse.

Etwa ein Drittel aller Einwanderer kommt aus dem Westen der Vereinigten Staaten; es ist der bei weitem als wertvollster Teil angesehene, denn er besitzt außer den für den Erfolg notwendigsten Eigenschaften, wie Energie, Ausdauer und Fleiß, auch Erfahrung und vor allem das ersehnte Kapital. Die Beweggründe, die diese Scharen (es sind etwa 40—50000 im Jahre, bestimmen, ihre Heimat zu verlassen, sind nicht etwa Not und Arbeitsmangel, sondern nur das Ausnutzen einer günstigen Konjunktur. — Vor einigen Jahren hat sich diesen Leuten plötzlich, wenige hundert Meilen nördlich, eine neue Welt aufgetan, die für sie leicht zu erreichen, in der das beste Land in Überfülle vorhanden ist zu Preisen, die um das fünf- bis zehnfache geringer sind als ihr eigenes Besitztum und genug, um Söhne und Enkel damit zu versorgen. Die natürliche Folge ist, daß viele ihren Wanderstab ergreifen und dem neuen Lande zueilen, zumal sie ein Heimatsgefühl, wie wir es für unsre engere Heimat haben, nicht besitzen und bei den gleichförmigen Verhältnissen in der Prärie auch nicht besitzen können. Ein Teil von ihnen soll das Land übrigens auch nur aus Spekulationsrücksichten kaufen.

An den Erwerb von 160 acres Freiland denken von ihnen, wie bereits erwähnt, die wenigsten, der Ankauf des vier- bis zehnfachen soll die Regel sein. Bezeichnenderweise kaufen sie das Land auch nicht von der Regierung oder den Eisenbahnen direkt, sondern in den meisten Fällen von kleinen Landgesellschaften, die es wieder von größeren, die mehrere 100000 acres im Besitz haben, erwerben; selbstverständlich sind diese Gesellschaften amerikanische Unternehmen. Auf diese Weise, wird gesagt, bezahlen die amerikanischen Einwanderer für ihr Land zwar bedeutend mehr als der Europäer, sie sind dafür aber genau über Güte, Kommunikationsmittel, Absatzfähigkeit, Entwicklungsmöglichkeiten und eine Menge andrer Dinge informiert, die der europäische Einwanderer gar nicht kennen kann und vielleicht erst nach Jahren zu seinem Schrecken gewahr wird.

Man hat in der ersten Zeit diese Einwanderung mit einiger Sorge vor sich gehen sehen und gefürchtet, dadurch die amerikanische Gefahr heraufzubeschwören; neuerdings ist man aber, nachdem man die Einwanderer näher kennen gelernt, wieder davon abgekommen. Ein großer Teil derselben soll übrigens von Engländern, Deutschen oder Skandinaviern in der ersten bis dritten Generation abstammen und den echten Yankeetypus noch nicht angenommen haben. In den englischen Zeitungen heißt es selbstgefällig, daß sich diese neuen Bürger bei der Abwesenheit jeglicher politischer Korruption in Kanada sehr wohl fühlen und sich um Politik nur wenig kümmern.

Eine besondere Sorte amerikanischer Einwanderer sind die Kanadier französischer Abstammung. Ihre Vorläufer sind schon vor vielen Jahrzehnten nach dem Westen gegangen und als die ersten Pioniere des weißen Mannes anzusehen; da damals eine genügende Verbindung mit der zivilisierten Welt fehlte, sind sie auf niedriger Bildungsstufe geblieben. Ein Teil hat sich mit Indianern vermischt; ihre Nachkommen, die Métis, sollen, wie alle Mischlinge, minderwertig sein. Ganz anders geartet sind die vielen Tausende französischer Kanadier, die in dem letzten Jahrzehnt aus dem Osten Kanadas und den Vereinigten Staaten, wohin sie oder ihre Eltern vor Jahren gegangen, einwandern. Sie spielen in den neuen Provinzen dank ihres Zusammenhaltens und ihres geschlossenen Auftretens eine bedeutende Rolle. Mit der Zeit dürfte sich dies aber bei der starken Einwanderung fremder Elemente zu ihren Ungunsten ändern, trotz ihrer fast sprichwörtlich gewordenen Vermehrung; Familien von 15—20 Kindern sollen häufig vorkommen. — Es sei hier bemerkt, daß die französischen Kanadier ihre französische Sprache neben der englischen bewahrt haben, ebenso ihre katholische Religion. Als sie 1763 englisch wurden, waren es ihrer 70000, jetzt sind es $1^3/_4$ Millionen, der dritte Teil der ganzen Bevölkerung Kanadas und ein mächtiger Faktor in der inneren Politik. Der gegenwärtige Premierminister Laurier stammt aus ihrer Mitte.

Das zweitgrößte Kontingent an Einwanderern stellt England, das die Auswanderung nach dem Westen Kanadas sehr begünstigt; sogar die Heilsarmee will dort eine Kolonie von zunächst 10000 Personen gründen. Die englische Einwanderung beträgt etwa 45000 im Jahre, unter denen Irländer merkwürdigerweise nur sehr wenig vertreten sind. Die „Times" schreibt dies dem Umstande zu, daß die irische Nationalpartei die Auswanderung lieber nach den Vereinigten Staaten richtet, wo ihre Landsleute in die Städte ziehen und mehr Iren und Feinde Englands bleiben als im Westen Kanadas, wo für sie die Möglichkeit vorhanden ist, Landeigentümer und zufriedene Staatsbürger zu werden. Von den englischen Einwanderern wird ein Teil, und zwar besonders aus den Mittelklassen mit einigem Kapital, in den Zeitungen nicht günstig beurteilt. Viele derselben sollen durch Trunk, Trägheit oder Unstetigkeit nicht vorwärts kommen, andre nicht aus Mangel an Fähigkeit, sich belehren zu lassen oder die Eintönigkeit des Lebens auf dem Lande zu ertragen. In England werden übrigens vielfach Personen, die sich Vergehen haben zu Schulden kommen lassen, unter der Bedingung, nach Kanada auszuwandern, nicht bestraft. Diese Maßnahme hat auch bereits zu

Gegenmaßregeln in Kanada geführt, insofern als mit Zustimmung beider Häuser des Parlaments mit Strenge darauf gehalten werden soll, daß solche Personen innerhalb der gesetzlichen Frist von zwei Jahren wieder ausgewiesen werden.

Nächst der englischen Einwanderung wird die deutsche und skandinavische am meisten willkommen geheißen. Aus Deutschland fließt der Strom aber sehr spärlich, und das ist vielleicht auch gut so, denn im kanadischen Westen ist die Gefahr des Aufgehens in das englische Volkstum noch größer als in den Vereinigten Staaten, wo das Deutschtum in den letzten Jahren trotz stark verringerter Einwanderung (1905 waren es 26000, 1891 aber 113000) ungeahnte Fortschritte gemacht hat. Nach dem statistischen Jahrbuch für das Deutsche Reich hat die direkte Auswanderung nach Kanada immer nur wenige Hundert betragen, während die geringste Anzahl der nach den Vereinigten Staaten Ausgewanderten (im Jahre 1898) immerhin noch 18500 betrug. Wie viele davon später nach dem kanadischen Westen gegangen sind, läßt sich nicht bestimmen. Nach den englischen Angaben ist die Anzahl aber eine beträchtliche.

Das drittgrößte Kontingent an Einwanderern sind die sogenannten Galizier, unter welchem Sammelnamen alle osteuropäischen Völkerschaften, Galizier, Ruthenen, Russen, Polen, Rumänen usw., zusammengefaßt werden. Diese Leute haben eigentlich trotz ihrer völligen Armut von allen die besten Aussichten auf Erfolg, da sie bei ihrer Anspruchslosigkeit und Abhärtung sich an Klima, Einsamkeit und Entbehrungen aller Art am schnellsten gewöhnen. Es kommt ihnen auch nicht darauf an, in weiten Entfernungen von Eisenbahnen und Märkten zu wohnen, denn ihre Produkte fahren sie im Winter per Schlitten nach den Absatzquellen, hierbei wochenlang im Freien in Schnee und Eis übernachtend. — Zu den Galiziern gehören auch die Duchoborzen, dort einfach Ducks genannt, die durch Vermittlung des Grafen Leo Tolstoi vor einigen Jahren nach Kanada ausgewandert und im mittleren Saskatchewan angesiedelt sind, wo sie in 44 Dörfern abgeschlossen für sich wohnen. Ein Teil von ihnen hat durch seine tollen Pilgerfahrten der Regierung schon viel zu schaffen gemacht. Wirtschaftlich sollen die Duchoborzen trotz ihrer teilweise kommunistischen Lebenshaltung gut vorwärts kommen. In drei Jahren haben sie hauptsächlich durch Landverkäufe ein Bankguthaben von 600000 Mark aufzuweisen; im vorigen Jahre sollen sie allein für landwirtschaftliche Maschinen 240000 Mark ausgegeben haben.

Die starke Einwanderung von Osteuropäern scheint der Regierung aber bereits unheimlich geworden zu sein. Man fängt jetzt an, unter ihnen zu sichten und hat vor allem mit dem System gebrochen, die Einwanderer nach den verschiedenen Völkerschaften in geschlossenen Gemeinden anzusiedeln, da befürchtet wird, daß sie bei dem früheren Verfahren Eigenart und Sprache sich zu lange bewahren. In den letzten Monaten hat übrigens der Einwandererstrom aus den verschiedenen Ländern Dimensionen angenommen, die alle früheren Jahre weit in den Schatten stellen. Aus Montreal heißt es unter dem 20. April, daß seit dem ersten Januar 50000 Einwanderer nach

dem Nordwesten die Stadt passiert haben, gegen 40000 im gleichen Zeitraum des Vorjahres, und aus Ottawa wird unter dem 21. März eine Zunahme der Einwanderung während der letzten acht Monate von 65000 auf 95000 Personen gemeldet, darunter 22000 aus den Vereinigten Staaten, das Vorjahr ebenfalls und zwar um 5600 übersteigend. Die Eisenbahnen sind im März und April nicht imstande gewesen, den Verkehr nach dem Westen zu bewältigen.

Zu den angeführten Einwanderer-Kategorieen wird in Zukunft noch eine weitere hinzukommen, die japanische. Ein Gesetzentwurf der Provinz British Columbia, diese Einwanderung zu verhindern, wurde im April dieses Jahres von dem Generalgouverneur nicht bestätigt, und der Einzug der Japaner in größerem Maßstabe hat bereits begonnen. Am 26. April passierten ihrer 267 die Stadt Victoria, um beim Eisenbahnbau verwendet zu werden. Zur Annäherung Kanadas an das Mutterland wird diese Zulassung der Japaner sicherlich nicht beitragen, und wenn auch der augenblickliche unbegrenzte Arbeiterbedarf im Westen viele Stimmen der Opposition in Kanada verstummen läßt, so dürfte dies nach den Erfahrungen in Kalifornien in Zukunft doch anders werden, und die japanische Einwanderung wird vielleicht mit dazu beitragen, die Kolonie dem Mutterlande zu entfremden; ebenso dürften voraussichtlich die Vereinigten Staaten bei ihrem gespannten Verhältnis mit Japan diesem Zuströmen von Japanern an ihren Grenzen nur mit gemischten Gefühlen zusehen. Aber England ist nun einmal durch Verträge gebunden und hat im allgemeinen noch immer eine sehr weitausschauende und berechnende Politik betrieben.

Das allmähliche Heraufarbeiten der unbemittelten Einwanderer spielt sich im allgemeinen folgendermaßen ab: Nachdem die 160 acres Freiland für 40 Mark Stempelgebühr von der Regierung in Empfang genommen worden, wird zunächst eine Hütte primitivster Art gebaut, zu der das Material eventuell auf Kredit zu erhalten ist, und einiges Land für Kartoffel und Gemüse kultiviert. Ist die Familie auf diese Weise notdürftig untergebracht, so sucht sich der Mann Arbeit, sei es bei der Eisenbahn, beim Häuserbau, Wegebau oder als Knecht. Arbeit ist überall leicht zu finden. In dieser kritischen Periode kommt es darauf an, ob der Betreffende gesund bleibt und sich von jeglicher unnützen Geldausgabe fern zu halten vermag; ist dies der Fall, so kann er nach einigen Monaten die erste Kuh und Geflügel anschaffen, und damit gilt die Hauptklippe als überwunden. Die ganz Unbemittelten beginnen ihre Laufbahn fast immer als Arbeiter oder Knechte, erwerben sich zunächst als solche einiges Geld und fangen dann erst mit dem Erwerb von Land an.

In einem Artikel der „Empire Review" vom April dieses Jahres wird das Leben eines westkanadischen Farmers genauer beschrieben. Es ist danach außerordentlich entbehrungsreich und hart und erfordert Männer von stahlharter Gesundheit, Fleiß und Energie. Als Beispiel der vielen zu erduldenden Entbehrungen wird angeführt, daß in den bitter kalten Wintern häufig in den ersten Jahren nicht einmal geheizt werden kann, weil es entweder an Brenn-

material fehlt oder bei starkem Winde für das leichte Holzhaus zu feuergefährlich ist. Der Artikel weist ferner darauf hin, daß das Haupthindernis für eine noch schnellere Entwicklung des Landes der Mangel an Arbeitskräften sei. Farmarbeiter sind überhaupt nicht zu haben, da Eisenbahnen und Städtebau sofort alle einkommenden Arbeitskräfte absorbieren, bis es diesen gelingt, sich selbständig zu machen. Die Farmer sind daher auf weiteste, gegenseitige Hilfe sowie auf Ermietung von Maschinen angewiesen, wodurch Verhältnisse geschaffen werden, die mit denen bei uns gar nicht verglichen werden können.

In diese Anfänge aufblühender Kultur ragen als Überbleibsel früherer Zeiten noch einige tausend Indianer hinein, die sich in der neuen Umgebung nicht zurechtfinden und sich ihr nicht anzupassen wissen. Die Regierung hat ihnen zwar eine große Anzahl Reservationen zugeteilt, in Alberta allein das Areal von mehr als 40 townships, denen je ein Beamter vorsteht; sie sorgt auch für Erziehung der Kinder und sucht sie mit allen möglichen Mitteln zu zivilisieren, die Erfolge sind aber ganz unbedeutend. Während der ungebildetste russische Bauer mit einigem Fleiß in wenigen Jahren sein gutes Auskommen hat, ist dies bei dem Ureinwohner nicht zu erreichen. Zum wirklichen Ackerbau läßt er sich nicht herbei, höchstens zur bequemeren Viehzucht, und wenn auch einzelne gut vorwärts kommen und gedeihen, so ist das Gros doch unerbittlich dem Untergang geweiht, und zwar sind hierbei die Werkzeuge des Todes vornehmlich Alkohol, Masern und Schwindsucht. Dies Dahinsterben der Indianer findet selbst an den äußersten Grenzen der Zivilisation statt. So heißt es in einem Bericht eines inspizierenden Beamten vom 30. Januar, daß bei Fort Simpson im Norden von Alberta die Eingeborenen durch Schwindsucht schnell dezimiert würden und es notwendig sei, Ärzte nach dort zu schicken, da innerhalb von 1500 Meilen kein Arzt vorhanden.

In wenigen Jahren werden auch in Kanada die Indianer verschwunden sein, auf ihren früheren einsamen Jagdgründen werden sich blühende Städte erheben und viele Millionen Menschen ein tätiges Dasein führen. Es ist kein leeres Phantasiegebilde, wenn gesagt wird, daß die Einwohnerzahl Kanadas, die jetzt allerdings erst 5½ Millionen beträgt, in einem Menschenalter die des Mutterlandes übertreffen werde. Das 20. Jahrhundert, sagen die Kanadier, gehöre auf der westlichen Hemisphäre Kanada, wie das 19. den Vereinigten Staaten gehört habe.

Wie sich die weitere Entwicklung des Landes gestalten mag, ob und wann für Kanada der Ausspruch Turgots zutreffen wird, daß Kolonien Früchten gleichen, die abfallen, wenn sie reif sind, soll hier nicht weiter erörtert werden; nur sei zum Schluß darauf hingewiesen, daß eitel Friede und Ruhe auch in diesem verheißungsvollen Zukunftsstaat nicht obwalten. Kanada hat seine Gegensätze zwischen Katholiken und Protestanten wie andre Länder auch, es hat auch bereits seine wirtschaftlichen Gegensätze zwischen dem sich immer mehr als Industriestaat entwickelnden Osten und dem agrarischen Westen, nur ist durch die Verhältnisse ersterer der Schutzzöllner, letzterer der Freihändler, also gerade entgegengesetzt wie bei uns.

Die Blesse.

Von

Beate Bonus.

Ich bin auf der Rückreise, meine liebe, gnädige Frau, und wünschte, daß ich das Vergnügen Ihrer Gesellschaft hätte, wie auf der Hinfahrt.

Da das nicht der Fall sein sollte, habe ich mich mit Büchern und Schreibmaterial gehörig ausgerüstet, um mich dahinter zu verbarrikadieren. Sie wissen ja, daß ich auf meinen vielen Seereisen in bezug auf die Reisegesellschaft vorsichtig geworden bin. Man ist zu rettungslos aneinander gespannt, wenn das Festland, auf dem man sich ausweichen kann, nicht größer ist als das Schiff, das man unter den Füßen hat.

Im allgemeinen ist meine Beobachtung in bezug auf die Mitreisenden die: in der ersten Woche sind sie ziemlich ungefährlich, da sind sie elend. — In der zweiten Woche finden sie alles unterhaltend. Da unterhält sie die See und der Dienst, da unterhält sie alles. Wenn das wieder ungefähr eine Woche gedauert hat, dann ist das auch vorbei, und dann verlangen sie von einem, daß man sie unterhalten soll. Dann muß man auf seiner Hut sein. Man muß sich an Bord einrichten wie zu Hause und sich seine tägliche Menge zu tun vornehmen. — Diesmal benutze ich die Zeit, um Ihnen zu schreiben. Sie werden sehen, ich habe auch wirklich etwas zu berichten.

Ich war also in meiner alten Heimat. Das ist eine eigentümliche Sache. Unwillkürlich denkt man, das Wiedererkennen müßte gegenseitig sein. Zum Beispiel die große und die kleine Bult in meiner Vaterstadt! — Wie manchen Galoppsprung habe ich da getan. Und dann die Offiziersmesse! Es ist jetzt ein Tabakladen in dem alten Haus.

Ich stand eine ganze Weile gegenüber, daß es Zeit hatte, mich zu erkennen:

„Sieh da, Berthold Ledemann, mit weißen Haaren, ich hätte dich fast nicht erkannt."

„Wir sind wohl beide älter geworden," sagte ich, „es ist vieles anders geworden!"

„Vieles anders geworden," gab er zurück. Es war mir ordentlich, als hinge der alte Giebel ein bißchen vornüber. Das hatte ich früher nicht bemerkt. Es kann aber auch daher kommen, daß um ihn her neue Häuser aufgeführt sind, — anspruchsvollere, aber, wie mir scheint, nicht schönere. Die Eichentür und hinter ihr die Dämmerung des großen Flures schien mir auch jetzt noch vornehm, und diese einfache Steinkehle um den ganzen Türbogen her kam mir vor wie die gelassene Bewegung eines geborenen Herrn. Dagegen stach das Gezappel dessen, was ringsum emporgekommen war, ungünstig ab. — Aber was soll man sagen? — Sie müssen sich alle versuchen, so gut wie wir uns versucht haben! — Aber das wunderlichste Wiedersehen war dies noch nicht.

Wie meine Seefahrt gewesen ist, seit Sie uns verließen? — Ich kann nicht klagen! Das Wasser ist für mich nun einmal die natürliche Straße zur Fortbewegung. Seit wann ich diese Abneigung gegen die „Achse" gefaßt habe, weiß ich selber nicht mehr. Ob mit der großen Umwälzung, die mein ganzes Leben in ein andres Fahrwasser geworfen hat? So viel ist sicher, daß die verhältnismäßig kleinen Strecken zu Lande für mich die eigentliche Reisemühsal bedeuten. Und dabei kann man gar nicht sagen, daß die Bequemlichkeiten zur See so ungeheuer wären. Das Wetter war sehr schön, nicht zu warm und fast kein Regen, dabei war die See ruhig. Nur als wir durch die Straße von Gibraltar durch waren und in den Atlantik kamen, fing das Schiff, das voll und vorne zu tief geladen war, an zu rollen. In der Biskayabai steigerte sich das Rollen so, daß es fast nicht mehr schön war. Dazu nahmen wir sehr viel Wasser über, so viel, daß es sogar in die Kajüte kam, und ich sechsunddreißig Stunden lang gut eine Hand hoch Wasser in meiner Kammer hatte. Denken Sie sich dazu das Schlingern des Schiffes — weit über fünfundvierzig Grad —, dann können Sie sich denken, wie das Wasser in der Kajüte und unter meinem Bette brandete.

Gefahr irgendeiner Art war bei der Sache nicht, aber höllisch unangenehm, sich überall fest anklammern zu müssen. Das Anziehen war das schwierigste; auch ist es meine Passion nicht, gleich aus dem Bett mit bloßen Füßen im Wasser zu stehen.

Die eine Nacht ließ ich meine Kammertür auf, weil ich dachte, das Wasser sollte besser abfließen; aber es war doch nichts damit. Ich konnte nur eines meiner Kopfkissen beobachten, das aus meiner Kammer wegtrieb, an der gegenüberliegenden Wand der Kajüte landete und sofort zu mir zurückkam. Ich ließ es ruhig treiben und sah ihm zu. Sie würden aufgesprungen und durchs Wasser ihm zu Hilfe gekommen sein, und der kleine Brasilianer, unser Reiseskorpion, hätte nach dem Steward geklingelt — aber naß war das Kissen doch, und mir ist es ein Bedürfnis, erst einmal das Schicksal machen zu lassen, ehe ich eingreife. — Vielleicht bin ich darum so leidlich durchs Leben gekommen.

Ich hatte einen Schulkameraden; dem seine Zeiger gingen gerade so viel vor wie meine nach. — Immer mußte er die Nase vorne haben. Daß er sich gut dabei gestanden hätte, kann ich nicht sagen. Ich glaube aber, er war

andrer Ansicht. Was aus ihm geworden ist, wußte ich bis dahin nicht. Das letztemal, als wir uns sahen, war es nach der siegreichen Schlacht von Langensalza, damals, als wir die Waffen niederlegen und mit dem weißen Stabe nach Hause gehen mußten.

Es war am Abend, während ich in einer kleinen Dorfschenke saß und keinen lustigen Gedanken nachhing.

Er hatte mich aufgestöbert, denn er war wie ein Tausendfuß, er drang überall hin, und ihm etwas vorzuenthalten, was er wissen wollte, wäre schwer gewesen. Er kniete mir auf der Seele mit Vorschlägen. Ganz ähnlich wie die Häuser um unsre alte Offiziersmesse herum: ein Knäuel von Motiven. Alles, was ihm irgendwann einmal großartig vorgekommen war, sollte bei ihm vorkommen. So war nicht eine sichere Linie an dem ganzen Kerl. Prophetischerweise hatte sein Vater sich auch bei seiner Taufe schon einen Scherz erlaubt und ihm zu dem Familiennamen Arnold auch noch den Vornamen Arnold gegeben, so daß er Arnold Arnold hieß und bei uns auf der Schule der Doppelte genannt wurde: geradeso wie er war — in jedem Augenblick der Abdruck irgendeines Vorbildes.

Vielleicht würden die meisten Menschen so sein, und vielleicht ist es deswegen, daß die Nahrungssorgen erfunden sind. Die geben manchem Leben, das sonst aus dem Tasten nie herauskommen würde, einen Zug, eine Richtung, um die sich alles gruppieren muß, und die auch nicht ohne Großartigkeit zu sein braucht, ab und zu sogar tragische Größe annimmt.

Bei Arnold Arnold kam sein Strebertum dazu, und so heftig trat es auf, daß es imstande war, ihm eigene Farbe zu geben, wofür man schließlich ja immer dankbar sein muß, auch wenn sie nicht anziehend ist.

In jenem Augenblick nach der Schlacht war er mir besonders zuwider durch die geschäftige Art, wie er nach den neuen Daseinsmöglichkeiten schnappte, gewissermaßen ehe die alte Form noch bestattet war. So ganz als Ratte sich von dem ehrwürdigen Schiff zu wenden, weil es sinkt, das hätte ich nicht gemocht, auch wenn mich nicht persönliche Verbindungen an die einstmaligen Besitzer geknüpft hätten.

Ich wäre den Doppelten gerne losgewesen, aber das war keine leichte Sache. Seine Zähigkeit war groß, und wir hatten gemeinsame Überlieferungen. Fast die ganze Kindheit hindurch hatte das Schicksal sich damit belustigt, uns zusammenzubinden, bis wir große Kerle mit Schnurrbärten waren.

Er wollte immer etwas Besonderes werden und wandte dazu alle möglichen Kniffe an. Ich sagte ihm: „Siehst du, deswegen heißt es: was werden! Wenn das Besondere etwas andres wäre als Schicksal, dann würde es nicht so heißen."

„Bei den Franzosen heißt es auch nicht so. Da heißt es: Se faire quelque chose. etwas aus sich machen und moi — je me ferai quelque chose!" sagte er.

„Ja." sagte ich, er täte gewiß am besten, dahin zu gehen, wo das Gemachte hoch im Werte stände.

Als wir in unsrer jugendhaften Entwicklung auf dem Punkte waren, wo man für die Spartaner schwärmt, verwahrte er sich einen tüchtigen Stock unter der Treppe. Wenn wir nach der Schulpause hinausliefen, hielt er mich zurück. Er ließ alle andern vorbei, holte den Stock unter der Treppe vor, überreichte ihn mir und legte sich selber quer über die Stufen. Ich mußte ihm auf diese Weise jeden Tag einen Hieb mehr überziehen, und er bildete sich zum spartanischen Jüngling aus, indem er sie ohne zu murren entgegennahm.

Ich sagte, daß ich ihm den Gefallen ja gern täte, aber etwas so Unnützes hätten die Spartaner gewiß nicht unternommen.

„Dann mach du mir doch was Besseres vor!" sagte er.

Das versprach ich auch, und auf einer Turnfahrt stahl ich ihm sein Schinkenbrot und aß es ganz gemütlich auf, während ich neben ihm ging. Wie er dann auch Hunger bekam, war es weg, und da erinnerte er sich, daß das, was ich gegessen hatte, seinem so ähnlich gewesen. Ich leugnete auch gar nicht und sagte nur, daß ich doch ein spartanischer Jüngling sei. — Da wurde er aber rein toll: das wäre unwürdig, und ein spartanischer Jüngling würde sich dann wenigstens totbeißen lassen! — Als wenn ich dafür gekonnt hätte, daß seiner Mutter selbstgebackenes Brot sich durchaus nicht feindselig gegen mich verhielt. — Sie war nämlich berühmt wegen des Brotes, das sie buk.

Ich hielt in der ganzen Schulzeit mit Standhaftigkeit den letzten Platz inne. Ehe ich zur Stadt gebracht wurde, war ich neben ein paar Geschwistern daheim auf dem Gut allein unterrichtet worden, und nun kam mir dies Rangwesen und das Gegenseitig-sich-Plätze-abjagen — nicht etwa um des Wissens willen, sondern einfach um andre unter sich zu sehen — ganz korpswidrig und für einen tüchtigen Jungen unziemlich vor. Ich muß auch sagen, jetzt wo ich alt bin, kann ich immer noch nicht anders urteilen, als daß das Plätzewesen die Faulheit mit Hilfe niedriger Instinkte bekämpft. Die Bibel würde sagen: den Teufel durch den Teufel austreiben! — Aber das geht mich nichts an.

Arnold Arnold, der sonst mein unzertrennlicher Genosse auf dem zweitletzten Platz war, hatte sich mit dem Eifer des Tausendfußes einmal in „höhere" Regionen hinaufgearbeitet. Aber nach einem Vierteljahr waren wir in alter Weise vereinigt. Ich lud ihn zu einem Stück Apfelkuchen in der Konditorei ein, um das Ereignis zu feiern:

„Mein Glück und dein's sind doch nicht zu trennen," sagte ich.

„Ich dächte, wir wären verschieden genug," sagte er; es war ihm deutlich anzumerken, daß er mit dem Platze doch nicht den Stolz der Oberen verloren hatte.

„Gewiß sind wir verschieden," sagte ich. „Aber deswegen kann gerade ein und dieselbe Sache unser Glück sein. Wäre ich ein Streber wie du, dann hätte es mich nicht halb so gefreut, deine Bewegungen auf hoher See zu beobachten, und meine Freude bei deiner Rückkehr wäre weniger rein und uneigennützig als sie tatsächlich ist."

„Es ſcheint mir nicht ſehr edel, das Streben ſeiner Mitmenſchen zum Schauſpiel herabzuwürdigen!“

„Sag das nicht. Der liebe Gott macht es ebenſo, und der muß doch wiſſen, was noble Paſſionen ſind. Der Herr Propſt hat uns das neulich genau auseinandergeſetzt.“

„Er hat aber nicht geſagt, daß wir uns mit dem lieben Gott vergleichen ſollen.“

„Natürlich hat er das: nach ſeinem Bilde geſchaffen . . .!“

„Nach ſeinem Bilde, aber doch nicht wie er!“

„Was kann ich dafür, wenn er mich ein bißchen zu ähnlich getroffen hat, nicht dilettantiſch genug für einen hohen Herrn.“

Nach ſolchen Auseinanderſetzungen grollte der Doppelte ein paar Tage, dann aber knüpfte er ſelber wieder an.

„Du, Ledemann, wie machſt du das eigentlich! Wenn ich nach einer Jahreszahl gefragt werde oder wenn das grade hinpaßt, was im Buche ſteht, das weiß ich natürlich; aber ſo das allgemeine Herumgerede über die Sachen, daß du aufſtehſt und ſagſt etwas, was wir eigentlich gar nicht gehabt haben, das möchte ich wiſſen, wie du das machſt.“ Durch ſolche ehrende Anfragen war der Umgang wieder eingeleitet.

Als wir junge Leutnants waren, ſollte ich zum Generalſtab. Es gab da eine „École“, die ein Jahr lang beſucht werden mußte, ehe man zum Examen kam. Gleich mußte ſich natürlich der Doppelte auch melden, und weil nur noch ein Platz da war und er ein bißchen älter war wie ich, ſo wurde er genommen.

Es gab eine Beſtimmung, nach der konnte man das Examen auch frei machen. Da ſagte ich bei mir ſelber: Gut, dann mache ich es ſo und brauche eure „École“ gar nicht. — Das war ſeit fünfzig Jahren nicht mehr vorgekommen, daß einer es ſo gemacht hatte, und ich dachte, ſie würden mich hölliſch zwicken. Aber ich kam ja doch ganz glücklich durch.

In der Zeit wohnten wir beide in der Kaſerne. So und ſo oft, wenn man an ſeinem Zimmer vorbeiging, tat ſich die Tür auf, und es kamen ein paar Bücher herausgeflogen auf den Flur. Dabei hörte man ihn ſchreien: „Es geht nicht, es geht nicht!“

Ich pflegte dann zu ihm hineinzugehen und ihm nachbarlich zuzureden: „Siehſt du, du pfropfſt dir den Kopf voll Sachen, die du nicht überſehen kannſt, und im entſcheidenden Augenblicke kannſt du natürlich nichts finden. Das Wenige, was ich gelernt habe, das liegt mir immer bequem zur Hand.“

„Du biſt leichtſinnig und unmoraliſch,“ ſagte er. „Ich weiß nicht, wie du mit dieſer Stirne wagen kannſt, ins Examen zu gehen.“

„'s iſt ein Verſuch!“ ſagte ich.

Beſtanden haben wir beide, aber zum Adjutanten gewählt wurde ich. Später kam er einmal zu mir und fragte mich, ob meine Obliegenheiten ſehr viel und ſchwierig wären.

„Es läßt ſich machen,“ ſagte ich. „Ich muß nur der Ordonnanz, die früh an mein Bett kommt, ſagen: Heute das Diner zu vierundzwanzig Plätzen

und das Abendessen für achtzehn — je nachdem. Ich habe das alles über mir, aber wie du siehst, drückt es nicht. Manchmal muß man ja auch die Nächte durchschreiben, wenn ein Protokoll auszuarbeiten ist . . ."

„Du stenographierst doch natürlich?"

„O nein, es würde mir viel Schererei machen, wenn ich das könnte. Mein erster Schreiber kann es. Das habe ich auch dem General gesagt, als er mich einmal danach fragte."

Ein paar Tage später merkte ich, warum der Doppelte bei mir gewesen war. Er war gleich von mir aus hingegangen und hatte gemeldet, daß er stenographieren könne.

Dafür hatte er dann die Ehre, Tag und Nacht sitzen und Reden ausarbeiten zu müssen.

Denn wenn die Herren am Abend ihre schlechten Reden halten, wollen sie sie am andern Morgen zum Frühstück in besserer Stilisierung vorgelesen kriegen.

Er war da auch so unentbehrlich geworden, daß, als einmal einer von den jüngeren Leuten nach Spanien geschickt werden sollte, um da die Aufzeichnungen zu vervollständigen, die der Fürst früher hatte machen lassen, ich leicht dazu kam, daß sie mich mit Urlaub gehen ließen. Das war der Anfang meiner Reisen. Aufs Wasser bin ich hinterher in andrer Weise gekommen.

In so einem kleinen baskischen Neste kriegte ich durch Zufall eine Zeitung in die Hand und las da, wie es in der Heimat stand. Natürlich kehrte ich gleich wieder um und kam gerade noch vor der Katastrophe an.

Die Schwierigkeit war nun, mich beritten zu machen, denn die Pferde waren alle aufgekauft. Man sagte mir schließlich, vier Meilen von der Hauptstadt auf einem kleinen Gute, da wäre noch ein Reitpferd, aber der Herr könnte es nicht reiten.

Ich dachte, das werden wir ja wohl zurechtkriegen und ging hin und kaufte es auch richtig — für einen sehr hohen Preis übrigens, nämlich sechzig Louisdor. Es hatte eine ganz elegante Figur, und wir kamen auch recht gut von der Stelle. Aber schon auf halbem Wege wurde das anders. In einem der Dörfer stieg ich ab, um mir etwas geben zu lassen, und wie ich weiter wollte, war es nicht von der Stelle zu bringen. Die Sporen halfen schon nicht mehr; es war wie an die Mauer gebannt. Schließlich war das halbe Dorf auf den Beinen mit Ziehen und Schieben; ich möchte nicht lügen, aber es fehlte nicht viel, so hätten wir mit Hebebäumen versucht, es da wegzubringen. Zuletzt verfiel einer, der mit einem Ackergaul vorbeikam, auf den kindischen Gedanken, dem Tiere das Laufen vorzumachen. Er hatte seinen Gaul am Zaum und lief damit an dem meinen vorbei und wie unsinnig geradeaus. Das half; meiner lief hinterher, und wie er sich einmal auf seine Beine besonnen hatte, da ging es auch flott vorwärts bis ans Ziel.

Ich habe ihn nur noch einmal geritten — zweimal im ganzen, jeder Ritt dreißig Louisdor. In Verbindung mit dem zweiten Mal war es, daß ich meinen Freund Arnold zum letztenmal sah. Es war da, wo er mich mit seinen Zukunftsplänen behelligte.

„Sag selber, Lebemann, zur Entfaltung der Eigenart war hier in dem altmodischen Betriebe doch keine rechte Gelegenheit — —"

„Vielleicht fehlten auch die Eigenartigen," sagte ich.

Er zog es vor, nicht zu hören. „Was denkst du nun zu tun?" fuhr er fort. „Deine alten Verbindungen werden dir wenig mehr helfen. Viele treten zum Gegner über!"

„Das ist Geschmacksache!" sagte ich.

„Es könnte ja ein Übergang sein. Ihre Offiziere sind in Brasilien zum Beispiel sehr gesucht, sagte man mir. Hast du nichts davon gehört? Wäre mir mein Pferd nicht erschossen — aber so macht man doch eine zu wenig präsentable Figur, wenn man ins Lager hinüberkommt."

„Meins ist noch da, wenn du es willst — —"

„Ach, das wäre schön; aber wie soll ich's dir wieder zustellen!"

„Das findet sich wohl!"

„Bezahlen kann ich es nämlich im Augenblick nicht!"

„Ich kann es auch nicht verkaufen!"

„Na, wenn du also erlaubst . . ."

So wurde ich ihn los, und er kam um die Ohrfeige, die mir in den Händen brannte, und mit der ich fast schon explodiert wäre.

Aber in der folgenden Zeit mit ihrer gedrückten Gemütsstimmung tat mir ein ordentliches Gelächter manchmal gut, wenn ich mir vorstellte, wie er mit dem stockstädtschen Vieh auf die Jagd nach dem Glück gegangen war.

Ich selber bin, was Glück betrifft, dadurch auf meine Rechnung gekommen, daß ich meine Rolle als Zuschauer ernst nahm und den Genuß, der darin liegt, ausschöpfte. Die Augen schärfen sich. — Nicht nur durch Reisen oder wenigstens nicht nur für das, was man auf Reisen an Großartigem trifft, sondern man bekommt etwas von der Art des Wassers, das die Bilder durch seinen Spiegel wandern läßt und sich in seliger Beschaulichkeit ihnen darbietet.

Haben Sie schon beobachtet, wie sich die Dinge im Wasser verklären? Das kommt von der Zärtlichkeit, mit der sie aufgefangen werden, und dem Entzücken, mit dem sie sich spiegeln. So ein stilles und unauffälliges Wechselverhältnis habe ich zum Dasein gewonnen.

Manchmal faßt mich dann auch der Übermut, daß ich die Bilder ein bißchen schütteln möchte. Sie wissen auch, was für verlegene und drollige Formen es gibt, wenn man sich in welligem Wasser spiegelt! — Deswegen konnte ich auch nicht widerstehen, als wir an Bord an der Tafel Bekanntschaft machten, Sie, meine liebe gnädige Frau, ein wenig zu necken. Aber Sie haben sich immer glänzend aus der Angelegenheit gezogen. Nur das erste Mal wurden Sie rot, als ich meinen Obstteller mit dem Ihrigen vertauschte. Sie hatten geglaubt, Ihre Vorliebe für Früchte wäre nicht bemerkt worden. Aber als Sie, kurz gefaßt, ohne ein Wort zu verlieren, meine drei Apfelsinen auch noch verzehrten, war mir, als sähe ich Sie in derselben Loge im Lebenstheater sitzen.

Ich freue mich noch, wie wir dem kleinen Brasilianer seine Feigen abjagten, weil sie bei Seekrankheit nicht zuträglich wären. Bei seiner stillen

und emsigen Gefräßigkeit war das keine Sünde; er hat deswegen doch keinen Mangel gelitten.

Sie erinnern sich doch an diesen Passagier? Er kam fast gar nicht zum Vorschein der Seekrankheit wegen; aber er nutzte die Kräfte der Angestellten und die elektrische Klingel mehr aus als die übrigen zusammengenommen. Jenes eine Mal, als er bei Tafel erschien und die Bedienung in Atem erhielt, sagte ich zu Ihnen: „Der Kerl kommt mir bekannt vor!" Es mußte auch eine Erinnerung hinzukommen, um die Abneigung gegen einen Unbekannten so lebhaft hervorzurufen. Er weckte in mir etwas, was dem Behagen des Zuschauers im Wege war. So ähnlich hatte mein Freund, der Doppelte, auf mich gewirkt.

Betrachtete ich ihn als Tausendfuß, so war ich voller Interesse, ja, er entzückte mich fast: diese Vorurteilslosigkeit dem Stoff der Dinge gegenüber — nichts verschmähen, was sich brauchen läßt, keine Ritze unentdeckt lassen — vorzüglich! Aber er hatte eine hartnäckige Art, sich aus dem Rahmen herauszudrängen, in dem die unbekümmerte Selbstsucht sich so drollig ausnimmt, wie bei Katzen und Wilden, die ihre hilflosen Mitgeschöpfe aufessen, wenn sie irgend können. Der Doppelte hatte die Anmaßung, sich auf ein überlegenes Menschentum hinauszuspielen, und wenn ich ihn als Menschen betrachtete, so konnte ich einen starken Widerwillen nicht unterdrücken.

Nun, nachdem ich Deutschland besucht und mir für die Rückreise wieder den kleinen Umweg zur See um Frankreich und Spanien herum geleistet habe und wir in Genua einige Tage lagen, stieß der kleine Brasilianer wieder zu uns. — Diesmal verließ er die Tafel nach der Suppe und einem Sherry. Seitdem war er nicht mehr zu sehen, aber desto mehr zu hören. Der Kapitän sagte, es wäre schlimmer mit ihm als früher.

Vielleicht hat er auf dem Festlande schlechte Geschäfte gemacht, sicher ist, daß er mit kleinen Unterbrechungen die Klingel in beständiger Bewegung hielt und sein Möglichstes tat, um den Steward verrückt zu machen.

Aber das eigentliche Erlebnis kam erst in Neapel.

Sie kennen ja den Golf!

Ich kann nie vorbeifahren, ohne mir das Land von der Höhe anzusehen. Diesmal war die Zeit etwas knapp geworden. Um sicher zu sein, daß ich das Schiff nicht versäumte, nahm ich eine Droschke; aber schon nach kurzer Zeit wurden wir aufgehalten durch etwas, was im Wege war. Ich bückte mich vor, um zu sehen, was es wäre: eine andre Droschke stand quer über den Weg, und das Pferd war bestrebt, sich mit samt dem Wagen im Kreise zu drehen. Die Italienerin, die darin saß, machte mit ihrem kleinen Mädchen zusammen das unerläßliche Geschrei, indem sie einmal die Madonna anflehte und einmal den Kutscher verwünschte wegen der Lebensgefahr, in der sie sich zu befinden glaubte.

Der Kutscher seinerseits hatte auch zwei Weisen, nach denen er blies: einmal gab er dem Pferde die schönsten Kosenamen, und dann wieder verfluchte er es bis in die unterste Hölle, von der er ihm durch Prügel einen Vorgeschmack zu geben suchte. Mich hielt die Geschichte unangenehm auf, und ich

überlegte gerade, ob ich mich einmiſchen ſollte, da fand ſich ein Straßenjunge, der das Pferd am Zügel nahm und ein paar Schritte führte. Die vor mir kamen dadurch in einen ſchönen Trab, der Junge blieb zurück, und der Kutſcher wandte ſich um und ſagte mit Stolz: „Wenn man's ihm vormacht, dann kann es ſchön laufen," — aber indem er ſprach, war das Vergnügen auch ſchon wieder aus. Sein Pferd blieb ſtehen und verſuchte von neuem ſich zu drehen. „Hau zu und fahr vorbei!" rief ich meinem Kutſcher zu, und richtig, wir kamen noch durch, ehe der andre Wagen ſich wieder quer über den Weg ſtellte. Aber kaum waren wir vorbei, ſo erhob ſich hinter uns ein Freuden- und Beifallsgetöſe. Unſer Beiſpiel hatte das Pferd ſo angeregt, daß es uns folgte, ſo ſchnell ſeine alten Beine es trugen. Wir kamen in einer Art von Wettrennen die Straße herab bis in die Hafengegend. Dort trennten ſich unſre Wege. Wie lange ſie dort haben ſtehen und drehen müſſen, bis wieder einer kam, der ihm das Laufen vormachte, das weiß ich nicht. Intereſſant ſcheint mir, daß ein Pferd mit ſolchen Eigentümlichkeiten Droſchkenpferd bleiben kann, und es wirft mehr Licht auf die Italiener, dieſes Volk von Kindern, als lange Beſchreibungen es könnten. — Da iſt immer Zeit zu einem Gelächter, und der Zufall, den wir Nordländer mehr und mehr ausſchalten, hat noch einen weiten Spielraum und eine geachtete Stellung im Menſchenleben. — Aber das, was mich geradezu aufregte, war etwas andres. Das Pferd hatte vier weiße Füße und eine große Bleſſe, eine ganz eigentümliche Zeichnung, die ich nur einmal ſonſt getroffen habe, nämlich bei dem Pferde, mit dem ich meinen Freund, den Doppelten, in die Zukunft entließ. Wenn es ſeine Charaktereigentümlichkeiten mit dem Alter noch etwas ausgebildet hätte, würde es wohl ſo haben werden können wie dies, mit dem ich gerade zuſammengetroffen war. Mir ſtand die Zeit von früher mit einem Schlag wieder vor Augen. Zukunft war damals noch etwas, was unermeßlich ſchien wie das Meer und ſchließt ſich für mich nun ſchon mit den Ufern eines kleinen Teiches, die mir bekannt und vertraut ſind. Ich bin ein alter Mann, der nicht mehr das ſtürmiſche Verlangen nach Neuem, Unerhörtem hat. Ich habe viel geſehen und überall die Variationen derſelben Melodie erkannt. Das Spiel der Großen und Mächtigen erſcheint mir nicht mehr ſo verſchieden von dem Spiel der Kleinen; meine Teilnahme iſt für die einen ſo ſtark wie für die andern.

Als ich in meiner Heimatſtadt an Häuſern und Menſchen ſo viel fremde Geſichter ſah, da ſchien mir die Spur der Wandelbarkeit übermächtig und das Leben wieder einmal wie eine weite Reiſe. — Nun mit einem Ruck ſtand ich vor einem Durchblick, und von da aus zeigt ſich der Platz, auf dem das Leben ſeine Ringe zieht und ſchließt, noch begrenzter als bisher.

Als ich an Bord kam, trat der Kapitän zu mir — er hatte alle Anordnungen ändern müſſen — eine Lieferung wäre ausgeblieben, und ſie müßten ſechs Stunden länger im Hafen liegen als vorgeſehen.

Aber das Ärgerlichſte wäre, daß der Braſilianer, der mit Sack und Pack an Land gegangen war, wieder da wäre und bis Catania mitwollte. Natürlich hätte das Herrudern auf der Barke ſchon genügt, um ihn wieder ſeekrank zu machen. Es könnte doch nur Geiz ſein, daß ſo einer nicht lieber

mit der Eisenbahn führe. Nun aber brauchte er die Strecke bis Sizilien nur als Zuschlag zur bisherigen Reise zu bezahlen, und da wollte er sich lieber die Eingeweide zehnfach ausschütten als diesen Vorteil aufgeben.

Ich lachte, aber die Geschichte mit dem Pferd beschäftigte mich so, daß ich sie dem Kapitän erzählte.

Während ich sprach, klingelte es dreimal aus der Kabine.

„Sie müssen ihm sagen, wenn er nicht auf Deck und an die Luft geht, kann es nicht besser mit ihm werden," sagte ich.

„Denken Sie, das hätte ich noch nicht getan? Mehr als sechsmal! Dann wirft er nach mir mit allem, was ihm unter die Hände kommt. Er wollte eine andre Kabine, aber die kriegt er nicht."

Ich fragte, wo er läge.

„Hier ganz in der Nähe, in Nummer drei. Wundert mich, wenn Sie ihn nicht gehört haben. Drinnen war jedes Wort zu hören, nachdem ich ihm die Fenster und Jalousien aufgemacht hatte."

„Dann ist es wohl sicherer, wenn wir ein Stückchen weiter rücken mit unserm Gespräch," sagte ich.

„Ach, lassen Sie uns auf den Menschen keine Rücksicht nehmen. Heraus kann er nicht, wenigstens tut er, als wäre er an Todesenden, und auf sein Klingeln kommt in der nächsten Stunde keiner, das hab ich ihm gesagt. Er muß sich einen eigenen Diener halten, wenn er es so treiben will."

Während wir sprachen, war drinnen Geräusch hörbar geworden, und im Treppeneingang erschien der kleine schwere Mann, den Sie kennen, im weißen Tropenanzug ohne Halskragen und die Weste mangelhaft zugeknöpft.

„Donnerwetter," sagte der Kapitän leise, „das ist er!"

„Sehen Sie wohl, da haben Sie's!" sagte ich, aber das Schicksal erreichte mich selber. Der Brasilianer kam rasch auf mich zu: „Du bist Bertold Lebemann," sagte er mit fremdländischer Betonung. Ich versuchte nicht zu leugnen.

„Und wer seid Ihr," sagte ich.

„Ich bin Arnoldo Arnoldo aus Rio in Brasilien. Ich habe dich an der Stimme erkannt, als du von der Blesse erzähltest . . . Ein gutes Pferd war es übrigens nicht, wenigstens nicht zum Reiten."

Ich war stille; unsre Uhren hielten wieder einmal nicht Schritt.

Ich mußte ihn betrachten, und vor mir auf einer lustigen Wage schwebte das Vergangene und das Gegenwärtige auf und nieder, bis beide Schalen auf gleicher Ebene zur Ruhe kamen und das Zünglein in der Mitte sprach, daß jede Rechnung aufgegangen und der vor mir genau so geworden sei, wie er versprochen hätte.

Dann erst konnte ich mich seiner Rede wieder zuwenden, in der er schon ein beträchtliches Stück zurückgelegt hatte. Ich besinne mich nachträglich, daß sie von dem Pferde gehandelt hatte.

„Das Pferd hatte Mucken, mußt du wissen!" sagte er.

„Ohne Zweifel, darum konnte ich es dir auch nicht verkaufen," sagte ich.

Nun, in ſeinen Händen hätte es noch einen Wert erzielt, fuhr er fort; aber das wäre eben Geſchicklichkeitsſache. — Als es ſich gezeigt hatte, daß es eine Unmöglichkeit war, mit dem Pferde ins gegneriſche Lager einzureiten, hätte er ſich anders beſonnen. Es wäre ja bekannt geweſen, daß unſre Koppelknechte mit den Pferdetransporten bis Öſterreich, ja nach Spanien und Italien verſchickt wurden. Er hätte einen aufgeſucht, auch ohne Mühe die Adreſſe eines neapolitaniſchen Herzogs erfahren, der gelegentlich Pferdetransporte entgegennahm und wieder welche erwartete. Die Reiſeetappen und die Quartiere, in denen er hoffen konnte, Kredit zu erhalten, erfuhr er auch. Dann hätte es ſich noch darum gehandelt, einen Zehrpfennig für die Reiſe zu bekommen. Aber da hätte es ſich gefunden, daß der Kerl, der Koppelknecht, auf den Offiziersmantel und die andern Uniformſtücke ganz verſeſſen war. Was für Geſchäfte er damit zu machen gedachte, das wüßte er nicht, ſagte der Doppelte; aber er hätte ſie nicht übel bezahlt bekommen und Kittel und Hoſen des Koppelknechts noch obendrein gekriegt. So wäre er mitten durch das unruhige Land gezogen und glücklich über die Alpen und durch Italien gekommen.

In Neapel hätte er den Herzog von Grazioli gefunden. Das Pferd mit ſeiner eigentümlichen Zeichnung hätte dieſem gefallen, und der Doppelte hätte einen guten Preis dafür erhalten. Ein Braſiliendampfer hätte im Hafen gelegen; da hätte er ſich eingeſchifft in aller Eile, denn er hätte Angſt gehabt, der Herzog würde nach ihm ſchicken, daß er das Pferd vorreiten ſolle. Es wäre aber eine überflüſſige Sorge geweſen.

In ſo einem ausgedehnten Beſitz käme es auf ein Pferd mehr oder weniger nicht an. Wenn der Herzog das Reiten darauf einmal vergeblich verſucht hätte, wäre das Pferd einſtweilen zurückgeſtellt und von dem Herrn auf Jahre vergeſſen worden. Was ein großer Betrieb wäre, das wüßte er jetzt.

Ob er braſilianiſche Kriegsdienſte genommen hätte?

Nein; er wäre Bäcker geworden. Ob ich mich an das Brot erinnern könnte, das ſeine Mutter buk?

Ja, das konnte ich!

Nun, er hätte ſich als Bäcker in Braſilien ein beſſeres Brot gebacken, denn als Offizier in deutſchen Dienſten. Mit dem Rezept ſeiner Mutter wäre er reich geworden. Was ihm jetzt noch fehle, ſei nur ein hübſches Schild mit dem Namen eines fürſtlichen Hauſes, als deſſen Hofmundbäcker er ſich bezeichnen könnte. Es ſei deswegen, daß er nach Europa gekommen wäre. Er hätte unſern früheren Landesherrn aufgeſucht in der Sache, ſei aber nicht vorgelaſſen worden. Dann ſei er nach Neapel gereiſt und beim Palaſt des Herzogs von Grazioli vorgefahren und habe ihn auf Grund ihrer früheren Beziehungen um dieſe Gunſt bitten wollen. Aber der Herzog war vor einem Jahr geſtorben und ſein Beſitz zerſtreut.

Darauf habe er mit dem Stallmeiſter geſprochen. Es ſei noch der des verſtorbenen Herzogs geweſen. Die Bleſſe hätte er bis zum Tode des Herzogs unter Händen gehabt. Sie wäre erſt mit dem Nachlaß veräußert worden; denn ſo oft er den Herzog darauf aufmerkſam gemacht, daß ſie außer der

eleganten Erscheinung nichts als Laster hätte, wäre der gerade nicht bei Laune gewesen, über ihr Schicksal zu entscheiden. Erst bei dem jetzigen Besitzer sei er zu Gehör gekommen und habe das unbrauchbare Tier zum Geschenk erhalten. Wegen seiner immer noch schönen Erscheinung hätte er es nicht unvorteilhaft verkauft — offenbar an einen Droschkenhalter, fuhr der Doppelte fort. „Das, was du gesehen hast, stimmt damit überein. Bei der Pflege im Marstall des Herzogs kann die Blesse sogar noch in gutem Zustande gewesen sein. Jedenfalls aber hast du dich mit eigenen Augen überzeugen können, was für Gewohnheiten sie hat. Aber einerlei; sie hat mir gute Dienste geleistet, und ich biete dir dafür ein Geschäft an, das wir zusammen machen können."

Danach holte er ein Schreiben vor, das er sich von dem Stallmeister des Herzogs hatte ausstellen lassen. Es lautete an eine sizilianische Linie des Hauses und empfahl den Doppelten als „alten Geschäftsfreund" des verewigten Herzogs an dessen Neffen in Catania.

„Siehst du, ich wollte nach Sizilien. Das ist ja nur ein winziger Umweg, wenn ich nach Rio zurück will. Aber so, wie es sich jetzt trifft, ist es mir viel lieber! Du hast mit unsern höchsten Herrschaften immer gut gestanden; für dich ist es ein Kleines, mir den Hoflieferantentitel zu verschaffen — — in glänzenden Verhältnissen bist du wohl nicht, und auf ein- bis anderthalbtausend Franken soll es mir in diesem Falle nicht ankommen."

„Du hast gewiß vergessen, unter welchen Umständen wir uns zuletzt sahen?"

„Die unglückliche Kapitulation meinst du? O, das macht nichts. Wenn es auch kein regierendes Haus mehr ist — der Reklamewert ist doch noch da" — er lachte — „endlich ein wirklich praktischer Wert; also schlag zu!"

Das tat ich auch, und es war eine Ohrfeige. Sie war herzlich; denn es war eine alte Schuld, die ich abtrug.

Was ihn betrifft, so hatte ich den Ausdruck gefunden, der mich ihm endlich verständlich machte. — Viel schneller, als man seiner Korpulenz hätte zutrauen sollen, war er vom Schiffe herunter. Man sah den weißen Tropenanzug zwischen Koffern und Taschen in der Gondel dem Lande zuschwimmen.

Selten hat ein Gespräch für mich einen so befriedigenden Abschluß gefunden!

Babylonische Mathematik und platonische Zahl.

Als im vergangenen Jahrhundert die Kultur der Babylonier und Assyrer nach mehr als zweitausendjährigem Schlafe durch den Spaten der Ausgräber der Vergessenheit entrissen wurde, zeigte es sich bald, daß zahlreiche Brücken von dieser altorientalischen Kultursphäre, deren Hauptzentrum — wenigstens seit dem Ende des dritten vorchristlichen Jahrtausends — Babylon war, zu unsrer jüngeren occidentalen hinüberführten; ja man kann sagen, daß die junge westliche Welt durch die Befruchtung mit den Gedanken der um Jahrtausende älteren Welt des Ostens erst kulturfähig geworden ist. Von den Ufern des Euphrat, teilweise auch von den Ufern des Nils, dem zweiten Mittelpunkt der alten Kultur, holte sich der Occident, in dem noch die ungeschwächte Kraft der Naturvölker gärte, seine geistige Anregung; hier ging er in die Schule, um bald seine in erstarrten Traditionen befangenen Lehrer zu übertreffen: denn während diese es nicht mehr verstanden, mit ihrem Pfunde zu wuchern, ihr einziges Ziel vielmehr in bloßer Erhaltung des Ererbten sahen, ohne es weiter auszubilden und gewissermaßen zu modernisieren, nahm sich das junge Griechentum, das sich zuerst mit der orientalischen Kultur befreundete, die weisen Lehren wohl zu Herzen, bildete sie dann aber nach eigenem Ermessen und ohne durch religiöse Vorurteile beeinflußt zu sein, weiter aus, und schuf so die Wissenschaft im eigentlichen Sinne, die nicht mehr, wie dies im alten Orient der Fall war, lediglich einen Teil der Theologie bildete.

Eine neue Verbindungslinie zwischen orientalischer und occidentaler Kultur ist neuerdings durch die Untersuchungen klargelegt worden, die der Professor der Assyriologie an der Universität von Philadelphia, Hilprecht, in seinem Buche: „Mathematical, metrological and chronological tablets from the temple library of Nippur“ veröffentlicht hat. Die Stadt Nippur im südlichen Babylonien, etwa 300 km nordwestlich vom Zusammenfluß des Euphrat und Tigris und etwa 100 km südöstlich von Babylon gelegen, erweist sich durch die Ausgrabungen, die von der University of Pennsylvania schon seit einer langen Reihe von Jahren dort vorgenommen werden, als einer der Hauptorte des ältesten Babylonien, der an Alter selbst die Stadt Babylon übertrifft. Er war in der frühesten geschichtlichen Zeit das geistige Band, das die vielfach durch Kleinstaaterei zersprengten Lande zusammenhielt. Denn hier lag das weitberühmte Heiligtum des Gottes Ellil, des Herrn der Länder, dessen Gunst zu erflehen alle Fürsten reiche Gaben nach Nippur sandten; hier war die Stätte, wo in der Spitze des gewaltigen Tempelturmes Himmel und Erde sich berührten, so daß Nippur den vielsagenden Beinamen „Band von Himmel und Erde“ für sich in Anspruch nehmen konnte. So wird es uns nicht wundernehmen, daß in der Stadt auch ein reges wissenschaftliches Interesse, das natürlich in den Händen der Priesterschaft lag und im Grunde genommen nur im Dienste der Theologie stand, geherrscht hat, wie es uns die Ausgrabungen lehren. Aber mit Staunen muß es uns erfüllen, wenn wir aus den neuen Veröffentlichungen ersehen, wie hoch die Mathematik dort schon im dritten Jahrtausend entwickelt war.

Das babylonische Zahlensystem ist zum Rechnen selbst mit großen Zahlen außerordentlich geeignet, und steht unserm nur darin nach, daß ihm die Null fehlt, die nur gelegentlich, jedoch durchaus nicht regelmäßig, durch leergelassene Stellen angedeutet wird, etwa so, als ob wir statt 709 nur 7 9 schreiben wollten. Das ist ein unbestreitbarer Nachteil; in einem andern Punkte aber steht das babylonische auf gleicher Höhe mit unserm modernen Zahlensystem: wie in diesem nämlich im Gegensatz zu den römischen Zahlenzeichen, die stets den gleichen Wert ausdrücken, eine jede Zahl durch ihre Stellung zu andern Zahlen ihren Wert erheblich verändert, so daß beispielsweise eine 2 nicht nur 2, sondern auch 20, 200 usw. bedeuten kann, so besitzt auch das babylonische System diese Fähigkeit, durch die Stellung eine Zahl in ihrer Bedeutung zu ändern. Nur ist sein Grundprinzip nicht das Dezimal-, sondern das Sexagesimalsystem, dessen Einfluß sich bis in unsre Zeit unter anderm in der Einteilung des Kreises in 6 × 60 Grade oder der Stunde in 60 Minuten erhalten hat. Während also bei uns eine Zahl, sagen wir 2, auch 2 × 10 (= 20), 2 × 10 × 10 (= 200) usw. bezeichnen kann, so bezeichnet die gleiche Zahl in einem Sexagesimalsystem neben 2 auch 2 × 60 (= 120), 2 × 60 × 60 (= 7200) usw. Die Grundzahlen sind also nicht 10, 100, 1000, sondern 60, 3600, 216 000. Dieses Sexagesimalsystem ist jedenfalls eine Erfindung der in ihrer ethnologischen Stellung noch nicht sicher bestimmbaren Sumerer, die Babylonien schon lange vor dem dritten Jahrtausend bewohnten und hier die Grundlagen der Kultur schufen. Als dann die späteren semitischen Bewohner als nomadisierende Barbaren eindrangen, nahmen sie die alte Kultur an, bildeten sie weiter aus und absorbierten schließlich gänzlich die ältere Bevölkerung, von der seit dem zweiten Jahrtausend keine sicheren Spuren mehr nachweisbar sind.

Die Sumerer verbanden nun praktischerweise ihr Sexagesimalsystem mit einem dezimalen; denn es wäre ja außerordentlich verwickelt gewesen, hätte man für alle Zahlen von 1 bis 59 besondere Zeichen gebrauchen wollen. So war es ihnen nun möglich, die Menge der Zahlenzeichen bedeutend zu beschränken, indem sie besondere Zeichen nur für die Zahlen 1 bis 9 und die Zehner 10 bis 50 benutzten, dazwischenliegende Zahlen jedoch durch Kombination beider Gruppen zum Ausdruck brachten. Wir können uns eine leidlich klare Vorstellung von diesem, unserm Denken so fern liegenden System machen, wenn wir für die babylonischen Zahlen von 1 bis 9 unsre Zahlen beibehalten, die Zehner von 10 bis 50 jedoch mit den römischen Zahlen X bis L wiedergeben; wir erhalten dann genau das babylonische System, nur daß wir die Keilschriftzeichen durch moderne Surrogate ersetzen. Um einige Beispiele zu geben, würde der Babylonier 59 durch L9 oder 38 durch XXX8 bezeichnen, während 60 wieder durch 1, 70 durch 1X — zu unterscheiden von X1 = 11 — ausgedrückt würde. Große Zahlen müssen dann jedesmal erst für das Sexagesimalsystem umgeschrieben werden, also z. B. 3967 = 1 × 3600 plus 6 × 60 plus 7; das wäre mit babylonischen Zahlen 167, eine Zahl, die viel einfacher ist als unsre 3967; in vielen Fällen, wo Zehnerzeichen noch dazwischen treten, entstehen natürlich verwickeltere Zahlen; so wäre z. B. 8794 = 2 × 3600 plus 26 × 60 plus 34, das ist in babylonischer Weise geschrieben 2XX6XXX4.

Unter den babylonischen Rechenaufgaben, die nach der Sitte der Zeit auf Tontäfelchen von selten mehr als 10 cm Länge geschrieben wurden, sind Multiplikationen bei weitem am häufigsten. Zur Veranschaulichung der Form solcher Exempel, die mit geringen Abweichungen stets die gleiche ist, sei das folgende Einmaleins mit 18 gewählt:

18 mal	1	18
mal	2	36
mal	3	54
usw. bis		
mal	20	360
mal	30	540
mal	40	720
mal	50	900.

Bisweilen finden sich auch mehrere Aufgaben dieser Art auf einer Tafel vereinigt, dann aber auffallenderweise stets so, daß das höhere Einmaleins zuerst behandelt wird.

Andre Tafeln beschäftigen sich mit Quadratierung und dem Ausziehen von Quadrat- und Kubikwurzeln.

Hierfür ist ein in London befindlicher Text besonders interessant. Dieser ist in drei Spalten geteilt und gibt in der ersten die Quadrate der Zahlen 1 bis 38 in der Form 1 mal 1 (ist) 1, 2 mal 2 (ist) 4 usw. Die zweite Spalte behandelt die Quadratzahlen, deren Wurzeln ganze Zahlen geben; der Ausdruck hierfür ist folgender:

von 1 (ist) 1 die Quadratwurzel
von 4 (ist) 2 die Quadratwurzel usw.

Die dritte Spalte endlich gibt in entsprechender Weise Kubikwurzeln, also

von 1 (ist) 1 die Kubikwurzel
von 8 (ist) 2 die Kubikwurzel usw.

Unter den von Hilprecht veröffentlichten, in Nippur gefundenen Tontafeln mathematischen Inhalts befinden sich auch einige, die sich mit der Zerlegung einer für das babylonische Zahlensystem verhältnismäßig sehr wichtigen Zahl beschäftigen; es ist die Zahl 12 960 000, d. i. $60 \times 60 \times 60 \times 60$, eine Zahl, die nach dem oben Bemerkten in babylonischer Zahlenschrift mit 1 bezeichnet wird, also eine Fundamentalzahl wie etwa unsre 1 000 000. Die Zerlegung wird in der Weise vorgenommen, daß die in jeder Reihe links stehende Zahl den Teiler angibt, durch den man 12 960 000 dividieren muß, um das rechtsstehende Resultat zu erhalten. So bietet eine Tafel die folgenden Zahlen:

1 (eigentlich $1^1/_2$)	8 640 000
2	6 480 000
3	4 320 000
4	3 240 000
5	2 592 000
6	2 160 000
8	1 620 000
und so fort bis	
81	160 000

Eine andre Tafel bietet gewissermaßen die Fortsetzung dazu; sie schiebt jedoch zwischen die beiden Zahlen eine dritte ein, deren Verhältnis und richtiger Stellenwert noch völlig unklar sind, und die wir daher in Klammern, ins babylonische Zahlensystem nach den oben angedeuteten Prinzipien umschrieben, hinzufügen. Es heißt auf dieser Tafel:

125	(X2)	103 680
250	(6)	51 840
500	(3)	25 920
1 000	(1XXX)	12 960
2 000	(X8)	6 480
4 000	(9)	3 240
8 000	(X8)	1 620
16 000	(9)	810

Wir sehen hier mit Bewunderung, wie weit die Fähigkeit mathematisch-abstrakt zu denken bei den Babyloniern schon im dritten Jahrtausend entwickelt war. Aus späterer Zeit, nämlich der Bibliothek des Königs Sardanapal (um 650 v. Chr.) entstammend, existiert ein jetzt im Londoner Museum befindliches Exempel, das sich mit der Zerlegung der Zahl 195 955 200 000 000, d. i. $60 \times 60 \times 60 \times 60 \times 60 \times 60 \times 60 \times 10 \times 7$ beschäftigt. Doch wird das Hineinziehen der heiligen Zahl 7, wie es diese Aufgabe zeigt, erst auf späteren Spekulationen beruhen; im Sexagesimalsystem hat 7 jedenfalls keinen Platz, und die in Nippur gefundenen älteren Texte operieren daher nur mit der reinen Sexagesimalzahl 12 960 000.

Daß diese selbe Zahl auch bei Plato im achten Buche seiner Republik (546 B—D) eine Rolle spielt, kann nun unmöglich auf Zufälligkeiten beruhen: es muß ein innerer Zusammenhang zwischen babylonischer und griechischer Mathematik vorhanden sein. An der genannten Stelle bezeichnet der Philosoph die Zahl als die Periode der göttlichen Schöpfung und schreibt ihr große Kraft in der Harmonie des Universums zu. Allerdings gibt er ihren Wert nicht direkt an; jedoch geht aus den Berechnungen, die er mit ihr anstellt, mit völliger Sicherheit hervor, daß er sie und keine andre meint; und von Mathematikern, die sich mit der betreffenden, schon von Cicero als überaus dunkel bezeichneten Stelle beschäftigt haben, ist die Zahl bereits richtig als 12 960 000 bestimmt worden. Von Plato wird sie weiterhin als „Herr der besseren und schlechteren Geburten" bezeichnet, insofern als nach der Ansicht des Philosophen nur solche Geburten vollkommen sein können, bei denen die Summe der zwischen Empfängnis und Geburt liegenden Tage in einem bestimmten harmonischen Verhältnis zu jener Weltzahl steht; dieses liegt am günstigsten bei den Siebenmonatskindern, die nach 216 (d. i. $6 \times 6 \times 6$) Tagen geboren werden.

Da wir nun wissen, daß die Babylonier ein Weltenjahr auf 36 000 Jahre ansetzten, so ist die Abhängigkeit der platonischen Lehre unzweifelhaft erwiesen; denn 36 000 Jahre umfassen, zu je 360 Tagen gerechnet, $36\,000 \times 360 = 12\,960\,000$ Tage, also genau Platos Weltperiode. Im Zusammenhange mit diesen orientalischen Spekulationen steht es ferner, wenn Plato die Dauer des menschlichen Lebens auf 100 Jahre angibt; denn 100 Jahre ergeben $100 \times 360 = 36\,000$ Tage. Es entspricht also je einem Jahre im Leben des Universums ein Tag im menschlichen Leben, eine schöne Bestätigung der von dem Berliner Assyriologen Hugo Winckler verfochtenen These, daß nach Ansicht der alten Babylonier Makrokosmos und Mikrokosmos von den gleichen Grundgesetzen regiert werden. Diese „altorientalische" Weltanschauung ist es auch gewesen, der die babylonische Astronomie ihre hohe Blüte verdankt; sie, die im Grunde nur eine rein theologische Disziplin war und ihre Hauptbestimmung darin sah, aus den Sternen die dort mit ewiger Schrift von den Göttern aufgezeichneten Geschicke der Menschen abzulesen, mußte bei ihren Bestrebungen manche wichtige naturwissenschaftliche Entdeckung machen, die auch der späteren abendländischen Welt zugute kam. Anderseits findet die uns als schlimmster Aberglaube erscheinende Wahrsagelehre der Babylonier in jenem theologisch-philosophischen System ihre Erklärung.

Daß sich Plato mit babylonischen Vorstellungen so vertraut erweist, darf uns nicht wundernehmen; wissen wir doch, daß er in seiner Mathematik ganz von den Pythagoräern abhängt; und daß diese — wohl durch ihren vielgereisten Meister Pythagoras selbst — auch sonst mit orientalischen Anschauungen bekannt waren, kann gewiß nicht mehr in Abrede gestellt werden.

A. Ungnad.

Aus dem Berliner Musikleben.

Oper.

Wer über die Musik des letzten Winters schreiben will, muß gebührlich mit der „Salome“ von Richard Strauß beginnen, denn außer der „Lustigen Witwe“ hat kein musikalisches Bühnenwerk einen ähnlichen äußeren Erfolg gehabt; und ähnlich ist der Erfolg auch insofern, als dasselbe Publikum, das heute über die Fadaisen jener Operette in Verzückungen gerät, morgen mit ebenso intensivem künstlerischen Erschauern der Herodias hysterische Tochter sich tanzend entkleiden sieht. Erst recht verdient die „Salome“ den Vortritt, wenn man den Aufruhr in Betracht nimmt, den sie in den Zeitungen entfesselt hat, an zumeist höchst überflüssigen Kontroversen sowohl wie noch mehr an Reklamen. Denn soweit ich denken kann, ist noch niemals für eine Oper dermaßen das Tamtam geschlagen worden wie für diese „Salome“, so daß es schließlich selbst den Parisern, die doch hierin an starke Töne gewöhnt sind, zuviel wurde. Eine Zeitlang konnte man kein Zeitungsblatt in die Hand nehmen, ohne auf eine Notiz über die „enthusiastische“ Aufnahme zu stoßen, die das Stück irgendwo gefunden hatte — war es doch schließlich so etwas wie eine Ehrensache selbst für kleinere Bühnen geworden, das vielberufene Werk ihrem Repertoire einzuverleiben, gleichviel wie es ausfiel, nur um triumphierend sagen zu können: Seht, das dürfen wir unsern Kräften auch zumuten! Und ein augenscheinlich vortrefflich organisiertes Reklamebureau — der selige Meyerbeer wird sich im Grabe umgedreht haben — sorgte dafür, das Ereignis sofort in bengalischer Beleuchtung der Welt zu zeigen.

Richard Strauß hat damit natürlich nichts zu schaffen, aber dies Drum und Dran gehört nun einmal zur Erscheinung „Salome“ und ist insofern charakteristisch für unsre Zeit, als es dartut, durch welche Künste und Kniffe irgendein Ding zur Modesache, zur „Sensation“, wie man in Deutschland sagt, aufgepufft wird. Und Mode ist die „Salome“ jetzt, wie das Barfußtanzen, die Schinkenärmel, das Überbrettl es einst gewesen sind; aber was in die Mode gekommen ist, das kommt auch wieder aus der Mode, und darin liegt ein gewisser Trost. So getröste ich mich denn auch der Hoffnung, daß man nach einigen Wintern und Sommern nur noch mit heiterem Lächeln an die Unruhe zurückdenken wird, welche die vergötterte Waldteufelin Salome anzurichten verstanden hatte.

Die Entwicklung, die Richard Strauß als Opernkomponist durchlaufen hat, ist seltsam genug. Er begann mit einem kühnen Flug nach ganz hohem Ziel, um dann sich jäh zu senken und hurtig am Boden hinzulaufen. An den „Guntram“, den der Komponist auch selbst gedichtet hatte, denke ich mit ehrfurchtsvoller Andacht zurück. Man kann sagen, daß das Werk im Banne Richard Wagners stand; man kann finden, daß hier etwas gewollt wurde, was über den Kräften des Künstlers lag, aber die Weite des Wurfes, die Größe des Gedankens, auf dem das dramatische Gebäude errichtet war, erzwangen Achtung und erregten die höchsten Erwartungen für die Zukunft.

Dann in der Zeit, als das Kabaret in der Blüte seiner Sünden stand, kam nach längerer Pause die zweite Oper „Feuersnot“, deren Text Ernst v. Wolzogen gedichtet hatte. Und als Wilde modern wurde, da setzte Strauß dessen „Salome“ mit Haut und Haaren in Musik, so wie sie vom Dichter geschaffen war, der an

Musik für seine Worte nicht gedacht hatte. Und schon hört man, daß jetzt des ebenfalls augenblicklich hochgeschätzten Hugo v. Hoffmannsthal „Elektra" demselben Prozeß unterworfen und, wie sie geht und steht, von Strauß mit Musik umkleidet wird. Wir sehen also, daß der Komponist immer der Tagesmode folgt. Ich denke nicht daran, anzunehmen, es geschehe dies mit Absicht oder gar aus niederen Motiven; aber der Umstand, daß sich Strauß vom Strom der Mode mitziehen läßt, ohne sich dessen bewußt zu werden, ist kennzeichnend dafür, daß er nicht zu den Starken gehört, denn die sind alleweil gegen den Strom geschwommen.

Um nun zur „Salome" selbst zu kommen, so muß ich bekennen, daß ich die sittliche Entrüstung nicht verstehe, die gegen den Stoff aufgebracht worden ist. Ich teile gewiß nicht den Standpunkt mancher Ästhetiker, die uns einreden wollen, daß in der Kunst die Form alles, das Darstellungsobjekt dagegen nichts bedeute, meine vielmehr, daß der Stoff gerade so gut seine Wirkung auf den Genießenden ausübt wie die Form, ja, daß man den Eindruck, den ein Kunstwerk hinterläßt, gewissermaßen in eine mathematische Formel bringen könnte, in der die Lust- oder Unlustgefühle, die von Stoff und Gestaltung ausgehen, als Glieder einer Gleichung eingestellt sind, also etwa: Kunstwirkung $\pm$ Stoff $\pm$ Form. Es ist der Stoff ganz gewiß keine gleichgültige Sache, und eine Dichtung, welche die perversen Lüste einer hysterischen Dirne darstellt, wird unter den Kunstwerken eines großen Kulturvolkes niemals dieselbe Stellung einnehmen können wie eine, die uns etwa Hans Sachsens edle Gestalt vor die Augen bringt oder Parsifals Erweckung aus Tumbheit zu wissender Liebe schildert, selbst wenn hüben und drüben in bezug auf die Kunstform der gleiche Wert bestünde. Aber warum soll einen Künstler nicht auch einmal ein solches Problem reizen, warum soll er nicht versuchen, an ihm besondere Ausdrucksmittel zu zeigen und zu erproben? Es liegt sogar eine Art heroischer Entsagung in der Wahl dieses Stoffes, da sein Gestalter sich sagen mußte, daß die Dauer der Schätzung seines Werkes durch den dramatischen Inhalt jedenfalls stark verkürzt werden würde.

Nein, nicht daß Richard Strauß die „Salome" komponiert hat, verdenke ich ihm, sondern die Art, wie er sie komponiert hat. Zuerst scheint es mir ein Fundamentalirrtum zu sein, daß man ein Drama, dessen Wirkung ganz auf das gesprochene Wort berechnet ist, ohne weitere Umstände in Musik setzen könnte. Ginge dies, so wäre es ein Beweis, daß das Stück als Wortdrama nichts getaugt hat. Wildes „Salome" ist aber sehr gut und in ihren künstlerischen Wirkungen sehr fein berechnet. Ist es wirklich richtig, daß sie ursprünglich als Pantomime gedacht war, und daß der Dichter sie erst nachträglich zum Wortdrama umgeformt hat, so kann man nur die Sicherheit bewundern, mit der hier die Mittel gebraucht sind. In wenigen festen Strichen wird der ganze historische Hintergrund gezeichnet, das Abhängigkeitsverhältnis des Herodes von Rom, die religiösen Bewegungen in Galiläa, und aus den spärlichen Reden der Kriegsknechte fallen zuckende Lichter auf die Kulturzustände der Zeit. Die einzelnen Persönlichkeiten, anscheinend nur leicht skizziert, treten doch in voller Rundung vor uns hin: das Ganze ergibt ein Bild, in dem Seelisches mit Meisterhand körperlich gemacht ist, ein abstoßendes Bild, gewiß, und doch reizvoll durch die eminente Feinheit der Arbeit und durch die Schärfe des Künstlergeistes, der diese Gestalten gesehen hat.

Da kommt nun ein Komponist daher, nimmt dies Werk ohne Umstände und wirft ihm ein weites Gewand von Tönen über, das die festen Umrisse des Körpers verdeckt und die Deutlichkeit der Vorgänge abschwächt. Es wäre hier die Frage aufzuwerfen, ob es überhaupt möglich ist, auf diese Weise ein Kunstwerk zu schaffen. Wenn man zusieht, wie bisher große Meister sich bei der Komposition von Dramenstoffen verhalten haben, so möchte man diese Frage mit Nein beantworten. Ich denke z. B. an das Verhältnis von Beaumarchais' „Mariage de Figaro" zu Mozarts Oper: eine Vergleichung des ursprünglichen Dramas mit dem Operntext, den da Ponte unter Mozarts Mitwirkung daraus gewonnen hat, könnte Anlaß zu einer ganzen Ästhetik der Oper werden; denn mit dem merkwürdigsten Instinkt ist entweder hier weggelassen, was der Entfaltung der Musik hinderlich sein konnte, oder der

Vorgang ist so gemodelt, daß er doch musikalische Angriffspunkte bot. Zwar hat auch Strauß aus der „Salome" einiges, was ihm unwesentlich schien, gestrichen, aber das ist so geringfügig, daß es kaum in Betracht kommt; im ganzen hat er Wildes Drama Verbotenus komponiert, und wenn ich mir das Resultat betrachte, dann möchte ich die eben gestellte Frage erst recht mit Nein beantworten. Man soll freilich mit solchen allgemeinen Aufstellungen vorsichtig sein, denn es könnte ein Genie erscheinen, das durch eine Tat alle Theorien über den Haufen würfe; bis dies indessen geschieht, werde ich es mir nicht ausreden lassen, daß das gesprochene Drama andern Gesetzen unterworfen ist als die Oper.

Es mag nun auch an der besonderen Begabung von Richard Strauß liegen, daß ihm, so scheint es mir wenigstens, diese „Salome" so wenig gelungen ist. Das seelische Erlebnis wird bei ihm nämlich nur selten so stark, daß es ihn ganz erfüllte, man hat meistens den Eindruck, daß er neben einem Ereignis steht und Musik dazu macht oder — darüber spottet. Selbst Till Eulenspiegels Hinrichtung wird für ihn zur Groteske wie für Callot die Scheußlichkeiten des Krieges. Daher hat denn seine Lyrik so wenig Überzeugungskraft. Auch seiner Dramatik fehlt sie, bis auf den Guntram, aus dem uns Herzenstöne entgegenklingen. Bei seiner Salome werde ich immer an Heine erinnert, der seiner Geliebten zuruft, er wolle ihren jungen Leib umarmen: „Den Geist magst du behalten, hab selber Geist genung." Auch Strauß hat davon „genung", schenkt der Salome den Geist gern und trachtet nach ihrem Leibe; aber auch den vermag er nicht zu fassen, sondern er rührt nur an ihr Gewand. Denn gegenüber dem von schwüler Sinnlichkeit strotzenden Drama ist seine Musik merkwürdig unsinnlich, körperlos. Strauß nimmt die Eindrücke der Vorgänge nicht in sich auf, um sie, zu Musik umgewandelt, wieder von sich zu strahlen, sondern betrachtet sie ruhig von außen und illustriert sie durch die Mittel der Tonkunst.

Diese Mittel stehen ihm allerdings in einem Maße zu Gebote wie augenblicklich wohl keinem zweiten Komponisten; in bezug auf Orchestertechnik thront er auf einsamer Höhe, auf solcher Höhe, daß ihm selbst dort oben die Luft ausgeht. Denn das höchste Können braucht noch längst nicht Kunst zu sein, in der Musik noch weniger als in andern Künsten. Die Technik bedarf doch, um zur Geltung zu kommen, eines Objektes, an dem sie sich manifestieren kann; Malerei und Plastik können diese Objekte von außen her nehmen, der Musiker soll sie aber aus seinem Innern schöpfen, er ist ganz auf die eigene Phantasie gestellt, und hierin zeigen sich eben die Schwächen von Strauß. Seine eigentlich musikalische, d. h. melodische Erfindungskraft, ist nie besonders stark gewesen, sie scheint es jetzt noch weniger zu sein als früher; sehr hoch entwickelt ist dagegen sein Kombinationsvermögen, sein Spürsinn für neue Klangeffekte, Orchesterfarben u. dgl. So wird er durch die Natur selbst zum mehr äußerlichen Kolorieren und Illustrieren hingedrängt, und hat darin nun allerdings eine unerhörte und eigentlich unbegreifliche Virtuosität erlangt.

Es ist fast, als ob die musikalische Illustriermaschine in ihm automatisch funktionierte: sobald eine Wortwendung eintritt, die auch nur bildlich irgend etwas tonmalerisch Faßbares erwähnt, gleich ist im Orchester eine entsprechende Wendung da. Dies wörtliche Komponieren der Metaphern hat auf mich bisweilen geradezu komisch gewirkt, so wenn Salome spricht: „Die roten Fanfaren der Trompeten . . . sind nicht so rot wie dein roter Mund," und wenn alsogleich im Orchester eine Trompetenfanfare erklingt; oder wenn sie weiter redet: „Dein Mund ist röter als die Füße der Männer, die den Wein stampfen in der Kelter," und das Orchester dies Stampfen der Keltermänner nachahmt. Ein witziger Kritiker sagt mit Recht, das erinnere ihn an die Wunderstücke jener scherzhaften Raritätenkabinette, die den Zahn der Zeit, den Schleier der Vergessenheit und Ähnliches leibhaftig zeigen.

Diese Kompositionsart bringt es mit sich, daß das Orchester aus kleinen und kleinsten Teilen zusammengesetzt wird, daß wirkliche Melodieentfaltungen kaum stattfinden, nur gegen den Schluß, als Salome ihr Liebesgelüste an dem Haupt Jochanaans stillt, kommt es zu einem stärkeren Zusammenhalt und zu einigen melodischen Linien. Aber hier singt Salome etwas andres, als der Text ausspricht, sie singt nicht Liebes-

brunst, sondern verklärte Seligkeit, sie singt wie Freihild, die wiederum eine Verwandte von Isolde ist. Auch die Deklamationen Jochanaans sind sehr einfach und breiter auseinandergelegt, sonst aber herrscht ein wahrer musikalischer Pointillismus, dessen zitternde Unruhe die Nerven des Zuhörers zur Revolte reizt. Und abgesehen von den eben erwähnten Stellen ist von dissonanten Zusammenklängen ein so ausschweifender Gebrauch gemacht wie kaum jemals vorher bei Strauß, was gewiß viel heißen will; es ist vielfach ganz gleichgültig, was im Orchester gespielt, was auf der Bühne gesungen wird, es könnte beliebig andres dazwischen tönen, und es bliebe das gleiche: ein hohes Lied der Kakophonie.

Nun dürfte Strauß ja sagen, und vielleicht sagt er es auch: „Was wollt ihr denn mit eurer Musik! Ich habe gar nicht die Absicht gehabt, Musik zu schreiben, meine Töne sollen nur eine Art Dekoration bilden, eine Art farbiger Untermalung der Bühnenvorgänge, und wer etwas andres verlangt, hat sich seine Enttäuschung selbst zuzuschreiben." Ich könnte auch diesen Standpunkt begreifen, allerdings nur unter der Voraussetzung, daß durch solche Verwendung der Tonkunst die Wirkung des Stückes erhöht würde, denn sonst hätte die ganze Veranstaltung ja keinen Zweck. Es ist hier aber gerade das Gegenteil erzielt, nicht eine Verstärkung, sondern eine Abschwächung der szenischen Eindrücke findet statt. Das Drama wird mittels dieser musikalischen Durchfärbung verflacht statt vertieft, und die gewitterschwüle Stimmung, die in dem gesprochenen Drama mit so großer Macht unsre Sinne umfängt, verflüchtigt sich zu dünnem Nebel.

So wenigstens erscheinen *mir* die in der „Salome" von Richard Strauß geschaffenen Verhältnisse, und darum muß ich persönlich dies Werk auch vollkommen ablehnen. So sehr ich solche auf die höchste Spitze getriebene Orchestervirtuosität bewundere, so wenig befriedigt sie mich künstlerisch; es widerstrebt mir aufs äußerste, daß die einzige Kunst, die uns das Gefühl in reinster Form darbieten, die einzige, die Gefühl überhaupt unmittelbar gestalten kann, dazu erniedrigt wird, nur illustrativ zu wirken. Das ganze Verfahren, das Strauß gegenüber der Wildeschen „Salome" angewendet hat, kommt mir so vor, als ob jemand eine Klingersche Radierung nähme und sie kolorierte. Möchte dies selbst mit höchster Kunst geschehen, so könnte das Endergebnis doch nur eine Zerstörung des eigensten künstlerischen Wesens jener Radierung sein, deren Wirkung auf dem Gegensatz von Schwarz und Weiß und auf dem durch diese Nichtfarben hervorgerufenen Schein eines Farbeneindrucks beruht. Für mich ist also die „Salome" keine große, sondern eine kleine Kunst, nicht der Beginn einer neuen, sondern der Ausklang einer absterbenden Kunstepoche, das überfeinerte Produkt einer müden, künstlerischen Mode. Und damit kein Zweifel sei, was hier unter Mode verstanden wird, will ich Richard Wagners Definition daneben setzen: „Mode ist das künstliche Reizmittel, das da ein unnatürliches Bedürfnis erweckt, wo das natürliche nicht vorhanden ist, was aber nicht aus einem wirklichen Bedürfnisse hervorgeht, ist willkürlich, unbedingt, tyrannisch. Die Mode ist deshalb die unerhörteste, wahnsinnigste Tyrannei, die je aus der Verkehrtheit des menschlichen Wesens hervorgegangen ist: sie fordert von der Natur absoluten Gehorsam; sie gebietet dem wirklichen Bedürfnisse vollkommenste Selbstverleugnung zugunsten eines eingebildeten; sie zwingt den natürlichen Schönheitssinn des Menschen zur Anbetung des Häßlichen; sie tötet seine Gesundheit, um ihm Gefallen an der Krankheit beizubringen; sie zerbricht seine Stärke und Kraft, um ihn an seiner Schwäche Behagen finden zu lassen. Wo die lächerlichste Mode herrscht, da muß die Natur als das Lächerlichste anerkannt werden; wo die verbrecherischste Unnatur herrscht, da muß die Äußerung der Natur als das höchste Verbrechen erscheinen; wo die Verrücktheit die Stelle der Wahrheit einnimmt, da muß die Wahrheit als Verrückte eingesperrt werden."

Was die *Königliche Oper* an neuen Werken sonst geboten hat, war nur für Berlin neu, oder es bestand aus Neustudierungen hier schon längst bekannter Stücke, wie ja ein Mangel an frischer Initiative, die auf Entdeckungsreisen ausgeht und Opern nach eigener Wahl dem Publikum darbietet, der Leitung unsrer Königlichen Schaubühnen überhaupt nachgesagt werden muß.

Eine von diesen Einstudierungen halte ich im Prinzip für verfehlt. Es war nämlich eine große Mühe darauf verwendet worden, Verdis „Rigoletto" italienisch aufzuführen. Dies hat nicht den mindesten Zweck. Denn einmal ist Verdis Musik, als deren großen Verehrer ich mich bekenne, durchaus nicht so beschaffen, daß sie gerade nur auf die italienischen Worte paßte und mißverständlich würde, wenn man sie auf eine Übersetzung sänge; vielmehr faßt sie die dramatischste Situation zwar mit kräftigstem Schwung, aber doch nur im großen, nicht an den Ausdruck im einzelnen geheftet, sie übt also mit deutschem oder einem andern Text dieselbe Wirkung aus wie mit italienischem. Dazu kommt nun aber, daß alle unsre Sänger und Sängerinnen, mit Ausnahme vielleicht von Herrn Naval, das Italienische nur mangelhaft beherrschten, was ja durchaus kein Vorwurf ist, und daß unser Publikum es noch mangelhafter versteht. So war denn die Vorstellung für keinen Teil ein Genuß: die Darsteller fühlten sich durch das fremde Idiom gefesselt und behindert, die Zuhörer, die nicht Italienisch verstanden, langweilten sich, und die es verstanden, ärgerten sich über die Mißhandlung der schönen Sprache.

Die Neustudierung von Bizets „Carmen" bot viel Gelungenes, besonders das Ensemble war zu loben, und wenn man nur den Gesang in Betracht zieht, so darf Fräulein Destinn als eine ausgezeichnete Vertreterin der Titelrolle gelten. Indessen die Carmen ist auch zu spielen, und bei diesem Spiel hatte man doch die Empfindung, daß es eben Spiel sei. Fräulein Destinn brachte zwar die starke Sinnlichkeit der Gestalt zum Ausdruck, nicht aber das Dämonische, nicht jene unheimliche Gewalt, welche die Männer wahnsinnig macht und in die Arme der Hexe Carmen treibt. Immerhin darf die Carmen als eine gute Leistung bezeichnet werden.

Das Beste aller dieser Auffrischungen war die Aufführung von Verdis „Falstaff", einem Stück, dem es ähnlich ergeht wie dem „Barbier von Bagdad" unsres Cornelius: trotzdem es jedesmal mit ungemeinen Lobeserhebungen von allen künstlerisch gestimmten Geistern aufgenommen wird, vermag es doch keinen eigentlichen Publikumserfolg zu erzielen. Die Gründe hierfür liegen auf der Hand. Einmal steht diese Musik in einem gewissen Gegensatz zu der derben, sinnlichen, vollblütigen Komödie der „Lustigen Weiber von Windsor", denn das Ganze ist durch die Kraft der Töne höchst sublimiert und verfeinert und etwas ganz Neues, Selbständiges geworden, und nicht jedermann vermag Altvertrautes und liebgewordene Anschauungen aufzugeben zugunsten eines Künstlers, der dies alles mit eigenen Augen ansieht und das Gewohnte stört. Dann aber liegt das Werk auch in der Tat zu hoch für den Durchschnittsgeschmack, zu hoch für Zuhörer, deren Mehrzahl sich doch im Theater nicht anstrengen will, die den Kunstgenuß nicht als eine aktive, sondern als passive Tätigkeit auffassen. Die Musik ist von äußerster Beweglichkeit, sie schmiegt sich den szenischen Ereignissen auf das engste an, deutet aus, charakterisiert mit allen Mitteln und bleibt dabei doch immer melodisch. Es war eine Freude, diesem Wunderwerk musikalischer Bühnenkunst, das auf der breiten Basis unsrer künstlerischen Vergangenheit ruht, das mit dem Empfinden der Gegenwart ganz erfüllt ist und mit tausend Fingern in die Zukunft deutet, wieder einmal in lebendiger Darstellung zu begegnen.

Neu für Berlin waren nur zwei Opern: „Der faule Hans" von Alexander Ritter und „Pique Dame" von Tschaikowsky. Der faule Hans ist ein Grafensohn, dem alles unnütz dünkt, was seine Brüder so eifrig betreiben, der lieber, statt zu jagen und zu turneien, unter der Linde liegt und träumt, und der dafür von seinem Vater verstoßen wird. Erst als die Not ins Land kommt, als der Dänenkönig mit Roß und Mann und fünf Riesen daherzieht, das Heer der Königin schlägt und diese selbst bedrängt, da erwacht des faulen Hansen Rittermut, er fällt die Riesen und prügelt den frechen Dänen halbtot, verjagt seine Mannen und — führt die Braut, das heißt die Königin, fröhlich heim. Man würde die Symbolik merken, auch wenn sie Hans dem gedemütigten Dänenfürsten nicht ausdrücklich mit diesen Versen ins Album schriebe: „Halt diesen Tag dir recht im Sinn und laß es nimmer

dich gelüsten, dich gegen deutsche Kraft zu brüsten, sie ist geduldig, still und träge, spät wird ihr Zorn und zögernd rege, hat sie sich aber aufgerafft — — doch still, du kennst jetzt ihre Kraft." Ja, es ist sehr gut gemeint, dies Märchen mit seiner naiven Faktur und seiner kräftig deutschen Tendenz, das Stück und seine Behandlung muten durchaus sympathisch an; wenn man indessen auf seine rein künstlerischen Eigenschaften sieht, so wird nicht zuviel des Lobenswerten übrig bleiben. Die Persönlichkeiten laufen schattenhaft, als wohlwollende Abstrakta herum, und die Musik hat auch nur wenig Blut in den Adern, wovon sogar noch ein Teil aus Richard Wagner transfundiert ist.

Immerhin hat man im „Faulen Hans" ein Stück vor sich, ein Ganzes, was von der „Pique Dame" nicht gesagt werden kann. Der Kern der Handlung, soweit er erkennbar und begreiflich ist, würde etwa der sein: eine Gräfin hat durch irgendwelche Manipulationen und unter Beihilfe dunkler Mächte ein Geheimnis erlangt, drei Karten, mittels deren sie im Spiel ein Vermögen gewinnt. Deshalb wird sie „Pique Dame" genannt. Ein Offizier will ihr das Geheimnis entreißen, dringt nächtlicherweile in ihr Zimmer und erschreckt sie so, daß sie stirbt, ohne ihre Künste offenbart zu haben. Doch am nächsten Abend erscheint sie ihm als Geist und nennt ihm die Karten; auf zwei gewinnt er auch wirklich, die dritte aber verliert, und da erschießt er sich, während seine Geliebte ins Wasser geht. Siehe „Freischütz": „sechse treffen, sieben äffen!" Diese Handlung wird nun vielfach von Episoden durchbrochen und in die Länge gezogen, aber gerade zu den Einschiebseln hat Tschaikowsky oft die beste Musik gemacht, zum Beispiel ist das elegante, feine Schäferspiel in seinem Rokokocharakter ganz reizend, und nicht minder anmutig das russische Tanzlied im zweiten Bild. Gelegentlich gelingt dem Künstler auch eine Szene von großer Stimmungskraft, wie das vierte Bild, das im Schlafzimmer der Gräfin spielt. Die verschleierten Orchesterklänge, die dunklen Holzbläser, das Seufzen der Streicher, alles das bringt eine seltsam beklemmende Wirkung hervor, und eigentümlich sticht dann wieder der trippelnde Chor der Dienerinnen hiervon ab. Auch andres ließe sich noch anführen, wie die große, schwungvolle und leidenschaftliche Arie Lisas im sechsten Bild oder die düstere, unheimlich packende Geistererscheinung. Daneben findet sich aber soviel Landläufiges, süßliche Sentimentalitäten oder Gemeinplätze, wie sie dem geschickten Musiker jederzeit zur Verfügung stehen, daß man ob solcher Mischung des Stückes nicht eigentlich froh wird.

Es soll keine Frivolität sein, wenn ich sage, daß bei der Aufführung dieser Oper die Dekorationen eigentlich den größten Eindruck machten, denn sie waren in der Tat außerordentlich schön, sie boten Farbenzusammenklänge und Formenreize, die an und für sich künstlerisch zu befriedigen vermochten und um so stärker wirkten, da sie doch nur als Mittel zum Zweck erschienen, sich nicht aufdrängten, so wenig als die Regie, die sie mit bewegten Gruppen zwanglos füllte. Gehen die Künste des Malers und des Spielleiters in dieser Weise gemeinschaftlich auf das Ziel los, die vom Dichter und vom Komponisten erstrebte Stimmung verstärken zu helfen und dem Publikum neue Suggestionen zu geben, dann erkennen und erfüllen sie ihre Aufgabe recht.

Doch kommt es oft vor, daß hierin gerade arg gefehlt wird, daß Regie und Dekorationskunst selbstherrlich über die Schöpfer des Werkes hinwegschreiten und, statt freundlicher Helfer, tyrannische Zerstörer werden. So war es öfter bei den Vorstellungen der „Komischen Oper", einer Bühne, die sonst alle möglichen Sympathien verdient, denn es gibt wenige, an denen so fleißig gearbeitet wird, wenige, die so viel Neues bringen und sich bestreben, immer Eigenartiges und künstlerisch Interessantes zu bieten. In diesem lebhaften Streben nach dem Interessanten liegt nun aber der Keim zu manchen Übertreibungen und Sonderbarkeiten, die ich zusammenfassend als falsch verstandenen Naturalismus bezeichnen möchte.

Ich denke hier z. B. an die „Carmen"-Aufführung, die dort stattfand. Hier war man offenbar darauf ausgegangen, möglichst viel neue Nüancen anzubringen und manches, was sonst in „Carmen"-Vorstellungen als selbstverständlich geschieht,

zu vermeiden. Daß auf Pracht und „Echtheit" der Kostüme großer Wert gelegt war, soll nicht getadelt werden, obwohl es sehr nebensächlich ist; aber die Opernleitung hatte sich auch vorgesetzt, so „natürlich" wie möglich zu sein und das, was an irgendeinem Ort und Tag in Spanien wohl geschehen könnte, auf die Bühne zu bringen. So wurde von den heftig bewegten Volksmassen dermaßen gelärmt und gesprochen, daß die Musik bisweilen nicht zu hören war; im zweiten Akt schrien die Männer in den Gesang und Tanz der Mädchen fortwährend hinein, außerdem war es auf der Bühne so dunkel, wie vielleicht in einer wirklichen Schmugglerkneipe — aber Kunst ist, wenn schon Leben, so doch nicht das Leben des nüchternen Alltags! Und so ging es weiter, immer vorlautes Detail der Regie dort, wo die Musik und die Darstellung mit möglichster Eindringlichkeit allein zu uns sprechen sollten. „Es beruht diese Tendenz" — wie ich schon an anderm Ort ausgeführt habe — „auf Verkennung des Stils und Wesens der Oper und auf einer Verwechslung von Wahrheit und Wahrscheinlichkeit. Die Oper ist das höchst stilisierte Kunstwerk; das musikalische Drama liegt am weitesten von der gemeinen Wirklichkeit ab. Wenn nun die Operndarstellung auf Schritt und Tritt mit Realismen durchsetzt wird, so kommt hierdurch ein feindliches Element in die Aufführung: Wahrheit und Natürlichkeit sind hier nicht dadurch zu erzielen, daß man das Bühnenbild so weit wie möglich irgendeiner zufälligen Wirklichkeit nähert, sondern nur durch eine völlige Ausschöpfung des Ausdrucksgehaltes der Musik." Die Musik war aber längst nicht so sorgfältig behandelt und so ausgefeilt, wie die Bewegungen der Volksmassen und was sonst zur äußeren Erscheinung des Dramas gehört. Im übrigen bot die „Komische Oper" noch die „Lakmé" von Delibes, eins der graziösesten und feinsten Stücke, die uns das moderne Frankreich geschenkt hat, eine Musik, leidenschaftslos und spielerisch, aber so rein im Stil und so geschmackvoll geformt, daß sich die neusten Produkte französischer Opernkunst daneben nur wie grober Jahrmarktstand ausnehmen.

Von zwei Einaktern, die hier aufgeführt wurden, können die „Zierpuppen" von Anselm Goetze als Versuch mit untauglichen Mitteln ganz außer Betracht bleiben, während der „Onkel dazumal" von M. Jacques-Dalcroze ein ganz hübsches und liebenswürdiges, wenn auch für seinen harmlosen Inhalt etwas langgeratenes Stück ist. Eine ganz lustige, in etwas bröckligem Orchesterdetail charakterisierende Musik gab der einfachen Handlung das Relief.

Ein ziemlich unerfreuliches Ereignis war die Aufführung von Puccinis „Tosca". Daß es einen Komponisten reizen würde, dies mit kaltem Blut zusammengeschriebene Schauerstück von Sardou in Musik zu setzen, hätte man ohne weiteres nicht geglaubt, doch werden ja heute die merkwürdigsten Stoffe komponiert. Puccini selbst scheint sich an diesem Drama der Nervenaufreizungen nicht erwärmt zu haben, wenigstens gelingt es ihm nicht, den Zuhörer irgendwie innerlich zu berühren. Das liegt zum Teil daran, daß die Musik häufig nur aus ganz allgemein charakterisierenden Phrasen besteht, die unter den Ereignissen hingleiten, ohne sie fest zu fassen; zum andern Teil fehlt aber auch den Melodien die eindringliche Kraft: es ist alles geschickt gearbeitet, klingt gut, aber man hat nicht das Gefühl, daß die Töne einem bewegten Herzen entströmen.

Diese Hingebung an den Stoff war sehr wohl zu spüren bei dem eigentümlichen, interessanten Versuch von Frederik Delius, zu Gottfried Kellers Novelle „Romeo und Julia auf dem Dorfe" eine Musik zu schreiben. Das heißt, er hat einzelne Szenen dieser wundervollen Dichtung herausgegriffen, Szenen, die etwa die Hauptmomente der Erzählung darstellen, und träumt dazu in Tönen. Eins muß hervorgehoben werden: das Ganze ist so einheitlich im Stil, wie nur irgend möglich, und man hat überall das Gefühl, daß ein ganz ernster Künstler ein Problem hier mit guten Kräften angreift — und doch bin ich von dem Versuch im ganzen nicht befriedigt worden. Über den Mangel einer dramatischen Entwicklung kann man gern hinweggehen, denn es soll ja augenscheinlich kein Drama sein, es sollen vielmehr musikalisch belebte Bilder vorübergeführt werden, und die waren in

ihrer szenischen Erscheinung in der Tat zum großen Teil von außergewöhnlicher Schönheit und Stimmung. Aber der traumhafte, körperlose Charakter der Musik wirkt auf die Dauer ermüdend; der melodische Kontur ist so dünn wie Spinngewebe, es ist alles auf Orchesterfarbe und schwimmende Harmonie gestellt, und am Ende fühlt man sich mehr abgespannt als erbaut.

Für gänzlich verschwendet halte ich aber die Bemühungen, die darauf abzielen, „Fausts Verdammung" von Berlioz szenisch darzustellen. Man hat doch früher schon bei ähnlichen Experimenten mit Liszts „heiliger Elisabeth" und Mendelssohns „Walpurgisnacht" erkennen müssen, welche Bewandtnis es mit dem „Dramatischen" hat; denn gleichsam an Schulbeispielen war hier zu sehen, daß Stücke, die für den Konzertsaal gedacht sind und dort eine anscheinend dramatische Wirkung ausüben, ganz undramatisch erscheinen, sobald sie auf die Bühne verpflanzt werden, und diese Erfahrung hat sich bei „Fausts Verdammung" erneuert. Überhaupt ist dies Werk ja nur in einzelnen Teilen bedeutend, nämlich im Vokalen da, wo es sich um die musikalische Einkleidung Mephistos handelt, nicht jenes großen Verneiners Mephisto, sondern des geistreich überlegenen Spötters, und im Instrumentalen im Tanz der Sylphen und Irrlichter und vielleicht in der Instrumentierung des Rakoczymarsches; Faust aber und Gretchen sind schwächliche, blasse Gestalten, und unter den Chören stechen auch nur wenige hervor. Was soll nun bei einer Inszenierung dieser Musik herauskommen? Wiederum einige bunte Bilder, manche sehr gelungen, wie jene Tänze, manche ganz mißlungen, wie die letzten Szenen, besonders die Höllenfahrt.

Merkwürdigerweise war es gerade dies Stück, mit dem sich wenige Tage nach der Aufführung in der Komischen Oper auch die Oper des Fürsten von Monaco bei uns einführte. Das Gastspiel fand im Königlichen Opernhause statt und ist um seines Rahmens und um gewisser äußerer Vorgänge willen viel besprochen worden, die künstlerische Bedeutung steht jedoch hinter der gesellschaftlichen weit zurück. Das Endergebnis kann man dahin zusammenfassen: ein Chor mit gutem Material, aber von geringer musikalischer Feinheit, Durchschnittskapellmeister und sehr ungleichwertige Solisten, von denen die Damen sämtlich das Mittelmaß entweder nicht überschritten oder kaum erreichten, während unter den Herren sich einige ausgezeichnete Kräfte fanden. Als der weitaus interessanteste der Sänger ist der Russe Chaliapine zu bezeichnen, ein außerordentlicher Charakteristiker, ein Darsteller von überragender Bedeutung, der als Mephisto, als Philipp II. und als Basilio wahre Prachtgestalten schuf. Rein als Sänger, als Techniker und geschmackvoller Musiker steht Renaud vielleicht noch höher, und Rousselière endlich war ein Tenor von ungewöhnlich schönen Mitteln.

Was nun durch diese Kräfte vorgeführt wurde, verdient nur zum geringsten Teil Beachtung. Außer der schon erwähnten „Damnation de Faust" gab es ein ganz unbedeutendes Stück von Xavier Leroux, „Theodora", nach Sardous gleichnamigem Drama komponiert, dann Arrigo Boitos „Mefistofele", von dem einstmals so viel Wesens gemacht wurde, als sei in seinem Schöpfer ein neuer Richard Wagner erstanden. Die Oper wirkt wie eine unfreiwillige Parodie auf Goethes „Faust"; aus jedem Teil sind einzelne Brocken herausgeschnitten und notdürftig aneinandergeklebt, ohne daß ein zusammenhängendes Ganzes entstünde. Und so zusammengeflickt erscheint auch die Musik, stellenweise mit einem gewissen Geschick gemacht, zum größten Teil jedoch ganz dilettantisch, von Verdi, Meyerbeer und einigen andern Autoren beeinflußt.

Weitaus das Bedeutendste aus diesen Vorstellungen war Verdis „Don Carlos"; er ist nicht in allen Teilen von gleicher Bedeutung, aber in einzelnen Szenen, besonders in dem Monolog Philipps und in seinem Dialog mit dem Großinquisitor von einer Genialität, von einer Kraft und Größe der Erfindung, wie sie Verdi niemals und nirgends in höherem Maße entfaltet hat. Für diese Aufführung des „Don Carlos" muß man den Monegassen aufrichtig Dank wissen.

Carl Krebs.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte Juni.

Die Weltpolitik scheint schon in die Sommerferien gegangen zu sein, wenigstens nach der Anschauung und für das Sensationsbedürfnis des Publikums. An allen Wetterpunkten der Erde, in Marokko, in den Balkanländern, in Kalifornien, wo sich der Kampf zwischen der gelben und weißen Rasse jetzt am schärfsten abspielt, herrscht, wenn auch nicht Frieden, doch Windstille, und kein Gewittergewölk droht mit unmittelbar bevorstehender Entladung. Über die Sühne der Ermordung Mauchamps gehen die Verhandlungen zwischen dem Sultan und der französischen Republik weiter: an dem guten Willen des Sultans, den Franzosen Genugtuung zu geben, ist kein Zweifel, aber er ist in Marrakesch und im ganzen Süden seines Reiches machtlos und bedarf seines Heeres, um sich im Norden gegenüber dem Prätendenten und Raisuli zu behaupten. Im Grunde dürfen sich die Franzosen auch kaum über die Langsamkeit seines Vorgehens beschweren: die Organisation der internationalen Polizei in den Hafenstädten schleicht ebenso träge im Schneckenschritt dahin, und doch würde die Einsetzung dieser Polizei nicht nur eine Beruhigung für die Fremdenkolonien sein, sondern auch der Regierung des Sultans einen Rückhalt gewähren, in den Augen aller Marokkaner, welche die Europäer wohl hassen, aber noch mehr fürchten. Die spanisch-französische Polizei würde der Unbotmäßigkeit und Raubsucht der Eingeborenen einen mächtigen Dämpfer aufsetzen und sie den Anordnungen ihrer eigenen Regierung um so gefügiger machen. In Mazedonien dauern die Bandenkämpfe, die gelegentlichen Meutereien der türkischen Truppen, wenn ihnen der Sold monatelang nicht gezahlt wird, und die Auswanderungen der Griechen aus den bulgarischen Städten, die für sie seit dem Völker- und Kirchenkampfe in Mazedonien so ungastlich geworden sind, gewohnheitsmäßig fort; aber der Beobachter kann, freilich nur aus der Ferne, ein gewisses Nachlassen der Feuersbrunst feststellen. Gewiß hat nicht die Vernunft einen Sieg über die Leidenschaft dieser Halbbarbaren davon getragen, aber die Geldmittel sind offenbar auf allen Seiten erschöpft, und auch das Menschenmaterial für den Kampf mag den Bulgaren, Serben, Griechen und Kutzo-Walachen allmählich spärlicher zu Gebote stehen. Sicherlich hat das österreich-ungarische und russische Programm zur Beruhigung der Provinz einen kleinen Erfolg zu verzeichnen, den der Minister Tittoni bei einer Verhandlung in der italienischen Deputiertenkammer gebührend hervorhob: die Reformen gingen langsam, aber tatsächlich vorwärts. Die Italiener sind bei den Wirren in Mazedonien nicht nur aus politischen Gründen beteiligt: sie haben den obersten Befehlshaber de Georgis der internationalen Gendarmerie und eine größere Anzahl Offiziere gestellt und somit eine Art nationaler Verantwortung bei der Durchführung der Reformen übernommen.

Die Japaner wollten plötzlich von keinem Gegensatz zu den Yankees wissen; sie beschuldigten die europäischen Zeitungen, als hätten diese ein Interesse daran, die gelegentlichen Zusammenstöße zwischen Yankees und Japanern in Kalifornien aufzubauschen. Wir Europäer hatten aber vor einigen Monaten doch nicht die japanischen

Kinder aus den Volksschulen in San Francisco ausgeschlossen, so wenig wie wir jetzt die eine und die andre japanische Schankwirtschaft und Badeanstalt in jener Stadt verwüstet und verbrannt haben. Inzwischen hat die parlamentarische Opposition in Japan die heftigsten Vorwürfe gegen die Regierung erhoben, daß sie die schmähliche Behandlung der Japaner in Kalifornien dulde, und verlangt, daß von den Vereinigten Staaten Genugtuung gefordert werde. In der Presse und in Volksversammlungen wird die Kriegstrompete geblasen. Trotzdem wird es nicht zu einer kriegerischen Verwicklung kommen, weil Japan kein Geld dazu hat noch erhalten würde. Die letzten Ursachen der kriegerischen Stimmung freilich bleiben bestehen. Dem japanischen Volke ist die Heimat längst zu eng geworden; in dem dünn bevölkerten Kalifornien sieht es ein nach seinem Klima wie nach seiner Bodenbeschaffenheit ausgezeichnetes Gebiet für den Überschuß seiner Bevölkerung, wenn Korea keine japanischen Auswanderer mehr aufzunehmen vermag. Hier sind die Gründe zu dem noch dunklen und unbestimmten Gegensatz und Mißtrauen zu suchen, die sich gelegentlich in dem sonst äußerlich freundschaftlichen Verhältnis zwischen Japan und der Union wie ein fernher leuchtender Blitz bemerklich machen. Jetzt nach dem langen und schweren Kriege ist Japans Friedensliebe aufrichtig: es will seiner Siege froh werden, seine Machtstellung in Korea und in der südlich Mandschurei befestigen und seinen Volkswohlstand heben. Es beschickt die Haager Konferenz und hat mit Frankreich einen Freundschaftsvertrag geschlossen, der dessen Besitzungen in Tongking und Anam anerkennt und somit Frankreich von einer beständigen Sorge und militärischen Belastung zur Verteidigung seiner indischen Kolonien befreit.

In China bekämpfen sich noch immer in der Zentralregierung des Reiches und am Hofe zu Peking die Reformer und die Rückschrittlichen, bald sind die einen, bald die andern obenauf. Von einer festen, einheitlichen Politik ist keine Rede, man lebt von Tag zu Tag. Gegenüber der politischen Begabung der Japaner tritt die Minderwertigkeit der Chinesen um so schärfer hervor. In den südlichen Provinzen herrscht der Aufstand; der Haß gegen die Fremden und die Hungersnöte, die geheimen Gesellschaften und der Wunsch, die Dynastie der Mandschus, die den echten Chinesen noch als Eindringlinge gelten, zu stürzen, haben ihn längst zu einer chronischen Volkskrankheit gemacht. Daß diese Zustände in absehbarer Zeit besseren weichen werden, ist nicht zu erwarten. Schon die Größe des Reiches, die Verschiedenheit der Stämme, die es bewohnen, und der Unterschied der Lebensbedingungen in den Provinzen hindern die rasche Durchführung gleichmäßiger Reformen. Selbst die Neuordnung des Militärwesens rückt nur da vorwärts, wo ein energischer Vizekönig sich der Sache annimmt und Geldmittel dafür bereit hält. In Tschili und in der Mandschurei, in der man Russen und Japaner unmittelbar als Vorbilder vor sich hat, sie zugleich anstaunt und fürchtet, hat der soldatische Drill Fortschritte gemacht; im Süden dagegen behaupten die Soldaten nur mühsam das Feld gegen die Aufständischen. Von einer Wiederherstellung der chinesischen Flotte im großen Stil hat die Regierung aus Mangel an Geld völlig abgesehen und wird sich mit der Ausbesserung der alten Schiffe und der Neuanschaffung einiger Torpedoboote und kleinerer Fregatten begnügen. Bessere Erfolge hat die Regierung in ihrem Kampfe gegen die Opiumpest erzielt. Der Handel mit Opium ist eingeschränkt, der weitere Anbau der gefährlichen Pflanze verboten, die Opiumschenken in Peking und Tientsin sind geschlossen worden. Hoffentlich erhält sich diese Energie und macht nicht, wie bisher noch immer, durch die Bestechung der Beamten bald wieder der Gleichgültigkeit oder gar der heimlichen Beförderung des Volkslasters Platz.

Auch in Persien stockt, nach ihrem ersten durchschlagenden Erfolge, die liberale Bewegung. Es scheint, als ob sich der neue Schah Mohamed Ali Mirza doch nicht, wie er nach dem Tode seines Vaters Muzaffer ed-din in seinen Reden versicherte, aus Überzeugung zu dem parlamentarischen System bekehrt hat, sondern reaktionären Einflüsterungen sein Ohr öffnet. In den Provinzen gärt es; die Gouverneure brandschatzen mit ihren Reitern das Land, und die Volksmassen leiden unter der wachsenden

Teuerung. Der Schah weigerte sich eine Weile, einen seiner Vertrauten, Nahim Khan, dessen Sohn sich in Täbris allerlei Ausschreitungen und Plünderungen hatte zuschulden kommen lassen, dem Gerichte auszuliefern und konnte nur durch eine dringende Mahnung des Parlaments, die von der drohenden Haltung des Volkes unterstützt wurde, dazu gezwungen werden. Infolgedessen unterblieb die Illumination Teherans am Geburtstage des Schahs.

Man sieht, wenn auch die Weltpolitik im Augenblick die Gemüter nicht aufregt, keinem Lande fehlt es an seinen speziellen Sorgen und seiner besonderen Unruhe. In Österreich haben am 14. und am 23. Mai — in Galizien einige Tage später — die Wahlen nach dem allgemeinen Stimmrecht stattgefunden und einen Reichstag geschaffen, der im Vergleich zu dem früheren, aus Kurienwahlen hervorgegangenen Reichstage zunächst als Überraschung wirkt. Wie ein Sturmwind hat das allgemeine Stimmrecht die kleinen und die kleinsten Fraktionen fortgeweht, nur zwei Säulen sind aufrecht geblieben, der Klerikalismus und die Sozialdemokratie. Am geschlossensten und mächtigsten tritt diese Partei auf: sie hat zweiundachtzig Sitze erlangt; die Klerikalen zählen zwar siebenundneunzig Stimmen, aber sie zerfallen in die zwei Gruppen der Christlichsozialen und des katholischen Zentrums. Die deutschen Parteien haben fünfundachtzig Sitze, aber sie zerfallen in fünf Gruppen: Deutschfreisinnige, Deutsche Volksparteiler, Deutsche Agrarier, Freialldeutsche und Alldeutsche. Die Tschechen zählen einundachtzig Mitglieder; in Galizien hat der Polenklub dreiundfünfzig seiner Genossen durchgebracht; Ruthenen wird der neue Reichsrat vierundzwanzig enthalten. Er ist auf den 17. Juni zu seiner ersten Sitzung zusammengerufen, und es wird sich also bald zeigen, ob er in der Tat, wie die Regierung den Gegnern des allgemeinen Stimmrechts gegenüber versicherte, leistungsfähiger sein wird als seine Vorgänger. Ein Kenner dieser Verhältnisse, der Bürgermeister von Wien, Lueger, ist freilich nicht dieser Ansicht. Er glaubt, daß auch im neuen Reichsrat Obstruktionen und nationale Zusammenstöße eine Rolle spielen werden. Der Versuch der deutschen Gruppen, sich zu einer einheitlichen Partei zu vereinigen, ist noch nicht gelungen. Man wählte einen Ausschuß von acht Mitgliedern, der einer neuen Versammlung Vorschläge zu einem Zusammenschluß machen soll. Die Eigenbrödelei und die Isolierungssucht sind so innig mit dem österreichischen Parlamentarismus verwachsen, daß es für die Deutschen wie für die andern Parteien noch mancher schmerzlichen Erfahrung bedürfen wird, ehe sie endgültig überwunden sind. Sollen doch nicht einmal die Sozialdemokraten in allen Dingen einig und von allen Vorurteilen des Bürgertums frei sein. Manche gelten für stark national gefärbt, einige sogar für klerikal und antisemitisch angehaucht. Als zahlreichste Partei wollen sie eine Stelle im Präsidium beanspruchen. An aufregenden Vorgängen und Verhandlungen wird es darum in dem neuen Reichsrat nicht fehlen, und die Freunde Österreichs können zufrieden sein, wenn er nur darin, und nicht auch in der Arbeitsunfähigkeit, sich als Erbe und Nachkomme der früheren ausweist.

Aus Rußland kommt am 15. Juni unerwartet die Nachricht von einer schweren Krisis. In den vergangenen Wochen hatte das Zusammenarbeiten zwischen der Regierung und der Duma und die parlamentarische Gewöhnung, trotz der unversöhnlichen Gegensätze zwischen der Rechten und der Linken, weitere Fortschritte gemacht, als plötzlich am 14. Juni der Minister Stolypin die Abhaltung einer geheimen Sitzung forderte. Er klagte die sozialdemokratische Gruppe des Hochverrats an, verlangte die augenblickliche Verhaftung von sechzehn ihrer Mitglieder und die Genehmigung, die übrigen zur gerichtlichen Verantwortung zu ziehen. Die Polizei hatte die Verbindung der sozialdemokratischen Abgeordneten mit dem Zentralkomitee der Partei zur Vorbereitung eines gemeinsamen Aufstandes der Soldaten, der Bauern und Arbeiter entdeckt. In der Duma brach darüber selbstverständlich ein Sturm aus. Der Minister erklärte, wenn die Versammlung sich weigere, die angeklagten sechzehn Abgeordneten sofort verhaften zu lassen, so sähe die Regierung darin eine Absage der Duma, weiter mit ihr arbeiten zu wollen. Trotzdem ging

der Antrag der Kadetten durch, den Antrag der Regierung an eine Kommission zu verweisen. Bis um 11½ abends war diese Kommission, an der die Rechte und die Gemäßigten nicht teilnehmen wollten, noch nicht gewählt. Kosaken halten den taurischen Palast umzingelt. Sollte durch die Auflösung der Duma der abermalige Sturz in das Chaos unvermeidlich werden? — In der Nacht zum 16. d. M. ist dann die Auflösung der Duma durch kaiserliche Verfügung erfolgt.

In Frankreich halten zwei Massenbewegungen die Regierung in Atem: die der Weinbauern und die der eingeschriebenen Seeleute. Die Weinbauern in den vier Departements des Südens, Gard, Hérault, Aude und Ostpyrenäen, befinden sich in bedrängter Lage: ihre Naturweine sind allmählich unverkäuflich geworden. Im Auslande wie im Inlande. Im Auslande machen ihnen die italienischen und spanischen Weine, in Frankreich, wo sie früher als leichtere und billigere Tischweine beliebt waren, die algierischen Weine und künstliche Surrogate eine vernichtende Konkurrenz. Die Produktion Algiers betrug im Jahre 1906 sieben Millionen Hektoliter, und ihr Vertrieb in Frankreich wird noch durch besondere Transporttarife nach Paris erleichtert. Neben ihnen haben die Tresterweine — ein Aufguß von Zuckerwasser auf ausgepreßte Trauben und Aufgärung dieser Mischung — durch ihren milden Geschmack und ihre „Süffigkeit" die weiteste Verbreitung gewonnen. Die Weinbauern haben seit einer Reihe von Wochen zahlreiche Versammlungen und Umzüge in Béziers, Perpignan, Carcassonne und Nîmes veranstaltet, zuletzt am Sonntag, den 9. Juni, angeblich 600 000 Mann stark, nach Montpellier, um die Regierung und die Kammern zu bewegen, ihnen schleunigst zu Hilfe zu kommen. Marcellin Albert steht als Hauptagitator an ihrer Spitze. Sie fordern die Einschränkung des Zuckerverkaufs, um dadurch die Herstellung der Kunstweine einzuschränken, und drohen mit Steuerverweigerung und andern revolutionären Maßregeln. Aber die Einschränkung des Zuckerverkaufs würde die blühende Industrie der nordfranzösischen Zuckerraffinerien auf das schwerste schädigen: hier stoßen die gegensätzlichen Interessen hart aufeinander. Bis jetzt war der Widerstand der Weinbauern ein passiver geblieben, in den letzten Tagen aber hat er eine Verschärfung erfahren, da in einer Reihe von Gemeinden — bis zum 13. Juni zählte man 149 — die Gemeindebehörden amtlich ihren Rücktritt angezeigt haben. In Narbonne ist das Standesamt geschlossen und die Aufforderung des Ministerpräsidenten Clemenceau an die Beamten, die ihre Entlassung gefordert haben, zu ihrer Pflicht zurückzukehren, wirkungslos verhallt; die „friedliche Anarchie" breitet sich weiter aus. Der Ausstand der Seeleute, der sich über alle Häfen am Mittelländischen Meer und am Ozean ausgedehnt hatte, entspringt nicht einem Lohnkampfe oder einer Machtfrage zwischen den Matrosen und den Reedern, sondern richtet sich gegen den Staat. Die Seeleute sind mit einem Gesetzentwurf der Regierung unzufrieden, der ihre Pensionen regelt. Sie fordern eine Erhöhung derselben, die den Staatshaushalt um elf Millionen belasten würde, während der Vorschlag der Regierung nur fünf Millionen bewilligt. Im ersten Anlauf hatte der Ausstand den Verkehr in den Häfen lahmgelegt. In Marseille hat die Regierung einige Torpedos in den Dienst stellen müssen, um den Postverkehr aufrechtzuerhalten, in Havre die „Transatlantische Seefahrtsgesellschaft" sich nach Hamburg um Sendung eines Dampfers gewandt, der die in Havre wartenden Passagiere und Auswanderer nach New York hinüberbringen soll. Seit die Ausständigen indessen eine Deputation nach Paris gesanot haben, um den Ministern und einflußreichen Senatoren und Deputierten ihre Wünsche vorzulegen, ist eine gewisse Beruhigung eingetreten. Wenigstens in den Haupthäfen hatte der Ausstand am 6. Juni aufgehört.

Die Wiederherstellung der spanischen Flotte, deren Erörterung bei der Begegnung zwischen dem Könige Alfons XIII. und dem Könige Eduard VII. in Cartagena die Veranlassung zu den abenteuerlichsten Gerüchten abgeben sollte, hat, trotzdem sie zunächst nur auf dem Papier steht, in der spanischen Marine Unruhe, Widerspruch und Zerrüttung hervorgerufen. Die Pläne des Marineministers, des Admirals Ferrandez, erfahren allseitig Kritik und Mißbilligung. Er will in den drei Haupthäfen Spaniens

drei Geschwader bilden, als deren Kern je ein Panzerschiff von 15 000 Tonnen dienen soll. Weiterhin wird der Bau von dreißig Schiffen zweiten Ranges, Torpedos und Avisos beabsichtigt. Man wirft dem Plan mit Recht vor, daß er keine einheitliche Flotte, sondern drei Flottenabteilungen ohne Geschlossenheit und Zusammenhang schaffen würde. Den größten Widerspruch und Unwillen aber ruft die Absicht des Ministers hervor, durch Einschränkungen im Personal des Heeres und der Marine einen Teil der Mittel für den Schiffsbau zu gewinnen. Nicht weniger als siebenhundert Stellen, darunter die von siebzehn Generalen der Marine und der Marine-Infanterie, sollen eingezogen werden. Darüber hat der Generalkapitän des Arsenals in Ferrol, Admiral Cervera, seinen Abschied gefordert, der Generalinspektor der Marine-Infanterie Diaz del Rio ist wegen seines Auftretens gegen den Minister mit Arrest bestraft worden, und die Bevölkerung von Cadix erhebt laute Beschwerde über die Vernachlässigung ihres Hafens zugunsten von Ferrol und Cartagena. Entwürfe, die nicht nur das Ansehen und die Macht Spaniens fördern, sondern den Eckstein des Vierbundes zwischen England, Frankreich, Italien und Spanien zur Verdrängung Deutschlands aus der Weltpolitik bilden sollten, haben also nur die spanische Zwietracht und die Zerrüttung der militärischen Ordnung vergrößert.

In Portugal dehnt sich der Widerstand gegen die Regierung in den Munizipalräten aus. Der Ministerpräsident João Franco hat die Kammer aufgelöst und eine Diktatur mit königlichen Dekretierungen eingeführt. In dem liberalen Klub verteidigte er seine Maßregeln mit der Notwendigkeit, die Ordnung aufrechtzuerhalten, er werde mit seinem liberalen Programm regieren, den Bürgern den Schutz der Gesetze zuteil werden lassen und das Repräsentativsystem achten. Seine Anhänger behaupten, im Auslande würde die Gefährlichkeit der Lage übertrieben, an eine Bewegung gegen die Dynastie sei nicht zu denken, das Heer sei von der politischen Parteiung unberührt und seine Gesinnung und Disziplin tadellos. Bis zu einem gewissen Grade mag das seine Richtigkeit haben, aber zweifellos treiben die Dinge in Portugal durch die Leidenschaft der Parteien und die ministerielle Mißwirtschaft einer unvermeidlichen Krisis zu. Man darf neugierig sein, wie diese Beseitigung des portugiesischen Parlaments auf Portugals alten Verbündeten, Gönner und Protektor England wirken wird.

Mit der Bill, welche der Staatssekretär für Irland Birrell im Unterhause einbrachte, hat sich das liberale Ministerium eine arge Schlappe geholt. Obgleich die Bill die Selbstverwaltung Irlands in verschiedenen Verwaltungszweigen, des Unterrichts, der Landwirtschaft und der öffentlichen Arbeiten wesentlich erweiterte und, abgesehen von dem Veto des Vizekönigs in äußersten Fällen, fast ganz auf eigene Füße stellte, hat der irische Nationalkonvent sie am 21. Mai in seiner Versammlung in Dublin einstimmig abgelehnt. John Redmond, der Führer der Irländer im Unterhause, hatte sich bei der ersten Lesung der Bill zurückhaltend, aber nicht unfreundlich über sie ausgesprochen: er mußte jetzt gegenüber der nationalen Erregtheit seiner Landsleute die Segel streichen: „Beschließt, wie ihr wollt, ihr seid die Herren.“ Es heißt, die katholische Geistlichkeit trüge die Schuld an diesem Ausgange; sie wolle lieber die Verwaltung des Volksunterrichts, wenn auch unter der einschränkenden Aufsicht der Regierung, in der eigenen Hand behalten, als sie einem Beirat, wie er in der Bill vorgesehen war, mit größeren Befugnissen zu überlassen. In der Sitzung des Unterhauses am 3. Juni mußte der Ministerpräsident Sir Campbell Bannerman die peinliche Erklärung abgeben: die Ablehnung der irischen Bill durch den Nationalkonvent habe bei der Regierung tiefes Bedauern und Enttäuschung hervorgerufen und nötige sie, die Bill zurückzuziehen. Auch die Vorlage über den Religionsunterricht in den Elementarschulen, die das Oberhaus bekanntlich im Gegensatz zu dem Unterhause in das „Kirchliche“ verbessert hatte, lasse die Regierung für diese Session fallen, werde aber in der nächsten eine umfassende Bill zur Reorganisation des Schulwesens einbringen. Vor den Irländern wie vor den Peers hat die liberale Regierung also die Segel gestrichen, und es steht dahin,

ob die Resolution, betreffend die Beziehungen zwischen Oberhaus und Unterhaus, deren Einbringung der Minister für den 17. oder 26. Juni ankündigte, den Eindruck der Niederlage, wenigstens moralisch, abzuschwächen vermag. Aber die Teilnahme des englischen Volkes war diesen parlamentarischen Erörterungen nicht zugewandt; der Triumphzug der englischen Journalisten durch Deutschland in den Tagen vom 26. Mai bis zum 7. Juni nahm ausschließlich das Interesse in Anspruch. Eine Vereinigung deutscher Herren aus den verschiedensten Berufsständen und Schichten der Gesellschaft hatte, in Erwiderung der englischen Einladung an die deutsche Presse im vergangenen Jahre, den englischen Zeitungen den Wunsch übermittelt, einige ihrer Mitglieder zu einem Besuche Deutschlands über die Nordsee zu senden. Vierzig englische Journalisten waren der Aufforderung gefolgt und hatten sich am Abend des 26. Mai auf einem Lloydschiffe eingeschifft. In Bremen, Hamburg, Berlin, Dresden, München, Frankfurt am Main und Köln sind sie mit herzlichem Willkommen von hoch und niedrig empfangen worden und die vielgefeierten Gäste des deutschen Volkes gewesen. „Die Bewirtung von englischer Seite im vorigen Jahre ist durch die Bemühungen der deutschen Staaten und Städte, den englischen Gästen Freundlichkeiten zu erweisen, vollkommen in den Schatten gestellt," schreibt die „Daily News". Im Park von Sanssouci begrüßte sie der Kaiser, der König von Sachsen und der Prinzregent von Bayern empfingen sie in ihren Schlössern. Überall konnten sie merken, daß diese Freundlichkeit von Herzen kam und ebensowohl ihrer Person wie ihrem Vaterlande galt; überall begegneten sie dem Wunsche, in Frieden mit England zu leben. Die feine und weltmännische Rede, mit der sie bei dem Festmahl im Berliner Zoologischen Garten am 29. Mai der Unterstaatssekretär von Mühlberg begrüßte, gab das Leitmotiv für alle weiteren Ansprachen ab: Anerkennung der Verdienste Englands um die allgemeine Kulturentwicklung, aufrichtige Bereitwilligkeit im Einvernehmen mit ihm zu bleiben und ein ruhiges Vertrauen auf die eigene Kraft. Wie gering man im Konkurrenzkampf der Völker die Bedeutung solcher Festfahrten und Sympathie-Kundgebungen einschätzen mag: etwas zur Aufklärung der Mißverständnisse und zur Milderung der Spannung zwischen England und Deutschland wird dieser Besuch der englischen Journalisten nicht nur für heut und morgen, sondern auch für die Zukunft beitragen.

In Deutschland hat die Regentschaftsfrage in Braunschweig, die das kleine Land so viele Monate lang in Unruhe hielt, eine Lösung gefunden, die zugleich die Interessen des Herzogtums und den Frieden des Reiches sichert. In Braunschweig ist am 28. Mai der Herzog Johann Albrecht zu Mecklenburg von dem Landtage einstimmig zum Regenten gewählt worden. Am 1. Juni hat er die Wahl angenommen und am 5. Juni mit seiner Gemahlin Elisabeth, einer Prinzessin von Sachsen-Weimar, seinen festlichen Einzug in die alte Stadt Heinrichs des Löwen gehalten. Der Herzog Johann Albrecht ist weithin eine bekannte und verehrte Persönlichkeit. Als Präsident der deutschen Kolonialgesellschaft seit dem Jahre 1895 hat er sich große Verdienste um unsre Kolonien erworben und als Vormund des jetzigen Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin, seines Neffen, die Regentschaft des Landes in den Jahren 1897—1901 mit Klugheit und Umsicht zu aller Zufriedenheit geführt. Er ist in der Herrschertätigkeit kein Neuling, an der Schwelle des fünfzigsten Lebensjahres, voll gewinnender Leutseligkeit und wohlerfahren, für jeden Platz den richtigen Mann zu wählen. Seine Gemahlin, die Tochter Carl Alexanders und Sophiens, bringt die künstlerischen Tendenzen Weimars und die Teilnahme ihrer Mutter für die Entwicklung des Mädchenschulwesens und der Krankenpflege in ihren neuen Wirkungskreis mit. In Bayern haben am 31. Mai die zum ersten Male nach dem allgemeinen Stimmrecht vollzogenen Wahlen zu der Abgeordnetenkammer des Landtages das erwartete Resultat gehabt: mit 98 Stimmen sind die Klerikalen als Sieger aus dem Kampf hervorgegangen, die Sozialdemokraten haben zu ihren früheren zwölf Sitzen acht neue gewonnen, die Liberalen mit 26 Stimmen ihre Stärke wie im alten Hause behauptet und der Bauernbund es zu 19 Sitzen gebracht.

Literarische Rundschau.

Michelangelos Mediceergräber.

Das Geheimnis der Medicigräber Michelangelos. Von Ernst Steinmann. Leipzig, Karl W. Hiersemann (Kunstgeschichtliche Monographien, Bd. IV). 1907.

Von den vier liegenden Gestalten Michelangelos, die die Sarkophage in der Grabkapelle der florentinischen Familienkirche der Medici schmücken, haben nur zwei Bezeichnungen, die auf den Meister selbst zurückgehen. Es sind die Darstellungen von Nacht und Tag. Nur aus Gründen der Analogie sind ihren Gegenstücken ähnliche Tageszeitennamen zugeteilt worden, Morgen und Abend (Aurora und Crepuscolo)[1]). Auf dieser Grundlage sind die Erklärungen mannigfach verschiedene gewesen, und auch die Meinung hat sich heranwagen dürfen, ja hat sich auf eigene Äußerungen des Künstlers berufen können, als seien politische Stimmungen und Verstimmungen des Augenblicks für den Form- und Gefühlsausdruck jener Statuen, eben den einer tiefen Niedergeschlagenheit, maßgebend gewesen. Auch seit man von solcher Erklärung zurückgekommen ist und sie als nachträgliches Hineininterpretieren in eine zeitlich fraglos frühere Konzeption erkannt hat, hat sich das Fragen nicht beruhigt, und so konnte Ernst Steinmann, der höchst verdienstvolle Verfasser des vom Deutschen Reich veranlaßten Prachtwerkes über die Sixtinische Kapelle im Vatikan und jetzige Direktor des Gr. Museums in Schwerin, eine längere Geschichte der Deutungsversuche zusammenstellen. Dieses Kapitel schließt sich einem einleitenden über die Entstehung des Statuenkomplexes an und wird gefolgt von einem dritten, dessen Titel zugleich dem ganzen Buch als Aufschrift mitgegeben ist, und in seiner Fassung nichts andres als neugierige Spannung hervorrufen kann. Es soll Michelangelo die richtige Deutung als sein Geheimnis mit ins Grab genommen haben. Was uns hier davon enthüllt wird, ist Folgendes.

Unter den glänzenden Veranstaltungen, mit denen Lorenz „der Prächtige" Florenz bezauberte und in seinen Netzen hielt, ist die Wiedererweckung der Karnevalsfestlichkeiten ein Mittel von besonders breit wirkender Öffentlichkeit gewesen. Künstler machten die Entwürfe der Festzüge, Dichter begleiteten sie mit ihren Versen. Unter diesen mehrstrophigen Gesängen ist ein „trionfo delle quattro complessioni", ein Zug der vier Temperamente, von dem wohl vorausgesetzt werden dürfe, daß er Michelangelo in seiner Jugend schon um die Ohren geklungen habe. Man findet in diesen Versen die vier Temperamente durch reiche Attribute charakterisiert und mit den Jahreszeiten in Vergleichung gesetzt. Dies sei nun die richtige Deutung der

[1]) So die Angabe Steinmanns S. 54. Doch möchte ich bemerken, daß Francisco de Hollanda im zweiten seiner Gespräche in Gegenwart Michelangelos Nacht und Aurora ausdrücklich nennt.

vier liegenden Marmorfiguren: die Nacht entspreche dem sanguinischen Temperament, Aurora dem melancholischen, der Tag dem cholerischen, zugleich dem Feuer und dem Sommer, der Abend dem phlegmatischen, dem Wasser und dem Winter. Die vier Temperamente also habe Michelangelo in den Allegorien der Medici-Kapelle bilden wollen und mit ihnen verbunden die vier Elemente und die vier Jahreszeiten.

Es befremdet fürs erste, daß die so schwermütige Erfindung Michelangelos in Ideenassoziation mit einem Karnevalslied stehen und ihre Inspiration daher empfangen haben soll. Aber Steinmann glaubt, für den Sehenden habe er es selber sichtbar gemacht, indem er Masken als das bevorzugte Ornament der Kapelle gewählt habe. Denn nicht nur die Gestalt der Nacht hat eine Maske als Attribut: am Panzer Giulianos kommen auf der Vorder- und Rückseite Masken vor; ein Maskenfries zieht sich die Marmorwand hinter den liegenden Figuren entlang, und die Kapitelle der Pilaster seitlich der Nischen, in denen die Herzogsfiguren thronen, sind mit Masken geschmückt. Das häufige Vorkommen dieses Ornaments sei etwas sonst nie Gesehenes und gebe einen untrüglichen Hinweis auf die Quelle, aus der die Phantasie des Künstlers geschöpft habe. An florentinischen Kapitellen sei die Maske „nicht ein einzigesmal als dekoratives Motiv" verwandt worden.

Muß ich nun wirklich den so kenntnisreichen Herrn Verfasser daran erinnern, daß das berühmte Verkündigungsrelief von Donatello in Santa Croce als seitliche Umrahmung Pilaster mit Maskenkapitellen gibt? Kein Mensch hat je bezweifelt, daß Michelangelo sich genau in Donatellos Kunst umgesehen hat. Neuerdings hat Heinrich von Geymüller in seiner imponierenden Arbeit über Michelangelo als Architekten auf diese Beziehungen auch von seiner Seite hingewiesen (S. 52).

Wir wollen dem Urteil der Leser nicht vorgreifen. Genug, daß der Herr Verfasser selbst keine eindeutige Erklärung vorschlägt, sondern zwischen Jahreszeiten, Elementen, Temperamenten wählen läßt. Warum dann nicht auch Tageszeiten?

Die Vieldeutigkeit ist der Reichtum der großen Werke. Dürers Melancholie würde geheimnisvoll bleiben, auch wenn jemand ihr „Geheimnis" einwandfrei enträtselte. Denn ein Rebus und ein Kunstwerk ist nicht dasselbe.

Die Abbildungen des Buches bringen manches noch nicht Veröffentlichte, und die Autotypien sind mit den neuesten Vervollkommnungen sehr tonschön gedruckt. Überhaupt ist die Ausstattung sorgfältig. Nur eines frage ich mich immer. Woher die Unsitte, Verse allemal in Petitsatz zu geben? Gar wenn sie so wichtig sind, daß sie in einem Buch die Hauptsache bilden und den Schlüssel zur Öffnung eines Verborgenen. Es ist für mich ein steter Zankapfel mit deutschen Druckereien, dieses Petitsetzen von Versen, die in einen Prosatext eingeschaltet sind. Kommen solche Verse in Petit an den unteren Rand des Textes (z. B. S. 52), so sieht es besonders flau aus. Die Bruckmannsche Werkstatt in München, die das große Sixtinawerk Steinmanns gedruckt hat, ist in diesem Punkt geschmackvoller gewesen als die Leipziger.

Carl Neumann.

Kinderkunst und Kunst für Kinder.

Der heutige Höchstkommandierende der Gemäldegalerien, Corrado Ricci, jetzt Generaldirektor der florentinischen Sammlungen, ja, irre ich nicht, der Bildergalerien des italienischen Staates überhaupt, hat vor etwa zwanzig Jahren ein reizendes Büchlein „L'arte dei bambini" erscheinen lassen. Damals war die „Kinderforschung" noch in den Kinderschuhen, die jetzt sogar eine selbständige Wissenschaft sein möchte; und das Schlagwort von der „Kunst im Leben des Kindes" harrte

noch seiner Geburt. Ricci aber faßte seine Aufgabe sofort in großem Sinn. Scharf und klug hob er die Eigenheiten der Kinderkunst heraus und begnügte sich nicht damit, sie psychologisch zu deuten — indem er sie mit der Kunst von primitiven Völkern und niederen Verfallszeiten verglich, wußte er den berühmten Lehrsatz vom Parallelismus individueller und ethnologischer Entwicklung aus einem wichtigen Fall schlagend zu erhärten. Die „Kinderkunstforschung" — ein Wort, das nicht erfunden zu haben ich mich rühme — war ein frühreifes Kind!

Aber wie bei so vielen Wunderkindern stockte ihre weitere Entwicklung. Riccis Büchlein blieb im Ausland lange unbekannt; wiederholt habe ich bei Gelehrten mit ihm eine freudige Überraschung hervorrufen können. Nun haben die mannigfaltigen Studien zur Kinderpsychologie, insbesondere auch für die Kinderkunst die Anregungen von Männern, wie Kerschensteiner in München und Lamprecht in Leipzig, lebhaften Eifer erweckt. Da hat man auch Riccis Büchlein zu den Großen heraufgeholt. Vielleicht hätten wenigstens die Literaturangaben vermehrt werden können. Auch ist die Übersetzung zu unfrei; wer wird einen als Sir John Lubbock weltbekannten Mann Johann Lubbock benennen, und wie verliert die Anekdote vom „Capitano Adolfo", wenn dieser „Hauptmann Adolf" heißt, ganz undeutsch; wir würden sagen: „der Herr Hauptmann Schultze"!

Aber man freut sich doch, das Buch nun für viele Leser in Deutschland bereit zu sehen, und um so mehr, als des Verfassers inzwischen so hoch gestiegenes Ansehen zwischen der Kinderkunst und der hohen Kunst eine symbolische Union herstellt. Freilich fehlt es da auch sonst nicht an Bindegliedern.

1. Kinderkunst. Von C. Ricci. Berechtigte Übersetzung von E. Roncali. Mit einem Vorwort von K. Lamprecht. Leipzig, Voigtländer. 1906.
2. Kind und Kunst. Monatsschrift zur Förderung und Bestrebungen für die Pflege der „Kunst im Leben des Kindes". Herausgegeben von Alexander Koch. Darmstadt. Zweiter Jahrgang. 1906. Dritter Band: Erstes Semester 1906.
3. Urväterhort. Die Heldensagen der Germanen. Von Max Koch und Andreas Heusler. Berlin, M. Oldenbourg.
4. Die Perleninsel. Eine nordische Mär von H. Halland. Buchschmuck von Fr. Stassen. Leipzig, Abel & Müller.

Frühere Kunst für Kinder versuchte zu ihrem primitiven Geschmack herabzusteigen; die moderne sucht sie zu erheben. Es sind dieselben beiden Wege, die die „Volksliteratur" einschlägt, und auf ihnen drohen dieselben Gefahren. Die Scylla einer brutalen Geschmacklosigkeit im Stil der Struwwelpetriaden — ich will nicht sagen des Urstruwwelpeters selbst, dessen drolliger Humor die Auswüchse verzeihen ließ — wird heute leichter vermieden, als die Charybdis überfeiner Geschmacksansprüche.

Theoretisch ist wohl vor allem daran festzuhalten, daß die künstlerische Mitarbeit der genießenden Phantasie bei den Kindern noch mehr Raum — und wohl auch mehr Anleitung — braucht als bei Erwachsenen. Deshalb sind die greulichen Verbrechergeschichten moderner französischer Kinderzeitungen schlechtweg verwerflich; aber auch eine allzu feste und fertige Idealisierung bietet dem kindlichen Spieltrieb zu wenig. Von der Häßlichkeit des Dehmelschen Fitzebutze wenden sich hoffentlich Kinder, die nicht zu Grüblern und Grübeldichtern berufen sind, entsetzt ab; doch mit Gurlitt die Kinder an Sir Joshua Reynolds zur Kunst zu erziehen, würde ich auch nicht wagen. Schon deshalb nicht, damit eine langsame Steigerung des Genusses möglich bleibt. Ein Verwandter von mir hat es nie überwunden, daß er zu jung in die Pracht Italiens kam: der zu frühe Eindruck hat ihn gegen spätere abgestumpft.

Die in ihrer Art ganz bewundernswerte Darmstädter Zeitschrift ist vor allem auch wegen ihrer Duldsamkeit zu loben. Im Grunde fehlt „das Kind" wohl genau

so der Wirklichkeit wie „der Leser“: es gibt mancherlei Kindergeschmack und vielleicht nicht viel weniger Kinderpublika als Arten des Publikums unter den Großen. Unter meinen drei Jungen sind drei Leserichtungen vertreten, und zwar von dem Alter unabhängig: den einen interessiert fast nur die ethnologische Erzählung, den zweiten die historische, den dritten das Märchen. In Malerei übersetzt ergäbe das etwa die Kreise der alten Düsseldorfer, Menzels und Böcklins!

Die Rücksicht auf die vielen Sinne der vielen Köpfe wird aber in „Kind und Kunst“ überall durch eine Scheu vor dem Häßlichen gebändigt, die ich wenigstens durchaus billigen muß. Eher zeigt sich eine zu große Neigung zur Schönmalerei; die Gruppenphotographien hübscher Kinder in Kostümen oder Festbewegungen können das lesende Kind gar zu leicht vor den Spiegel stellen — jenes verderbliche Werkzeug menschlicher Eitelkeit, das durch die Ausreden von Reinlichkeit und Ordnung kaum entschuldigt wird! Immerhin ist die Zeitschrift ja noch mehr für Eltern und Lehrer als für die Kinder selbst bestimmt; die mögen wählen und ihnen den gar zu „schönen“ Weihnachtsbaum von Professor Jos. Hofmann in Wien zuhalten und sie dafür die prächtigen Ansichten aus der beschneiten Natur um so gründlicher bewundern lassen!

Die Phantasie der Mutter und der Erzieherin wird diese reiche Ausstellung sicherlich anregen, zum Erzählen, Vorsingen, Nachzeichnen, zum eignen Erfinden; zum Lesen und Bücherkaufen wird auch durch kritische Berichte Anlaß gegeben.

Während die Zeitschrift bunt sein muß, soll ein einzelnes Werk sich lieber auf festen Boden stellen. Gallands „Perleninsel“ strebt wohl altgermanische Färbung an; aber der Text wie die wirksamen Bilder Stassens wären wohl nur einem Wiking verständlich, der aus Byzanz heimkehrte. Die ganze Anlage ist viel eher orientalisch und gelegentlich auch von sentimentaler Undinenromantik nicht ganz frei. Doch ist die Erfindung selbst einfach und manche Einzelheit wirksam vorgetragen.

Freilich darf man sie nicht an der Pracht des altgermanischen „Urväterhortes“ messen, wie Andreas Heusler ihn glänzend gehoben und Max Koch ihm mit sehr glücklicher Stilisierung das Gewölbe geschmückt hat. Nur einige allzu blutige Bilder, wie das von Starkads Tod, wünschten wir fort. Sonst ist, z. B. beim Untergang der Nibelungen, das Schreckliche durch märchenhafte Färbung sinnig gemildert.

Wir hatten als Kinder keine solchen Prachtwerke. Ob sie unsern Kindern viel weiter helfen werden? Zu hoffen ist es doch; denn es hat sich so viel mehr als damals auf den Straßen und in den Läden die Häßlichkeit breit gemacht, daß ein stärkeres Gegengewicht geradezu notwendig geworden ist.

Richard M. Meyer.

Neue Memoiren-Literatur.

Aus meinem Leben. Aufzeichnungen des Prinzen Kraft zu Hohenlohe-Ingelfingen, weiland Generals der Artillerie und Generaladjutanten Sr. Majestät des Kaisers und Königs Wilhelm I. Vierter (Schluß-) Band: Der Krieg 1870/71. Reise nach Rußland. Mit 2 Bildertafeln, der Nachbildung eines Briefes, 2 Skizzen im Text und 4 Kartenbeilagen in Steindruck. Berlin, Ernst Siegfried Mittler & Sohn, Königl. Hofbuchhandlung. 1907.

Die umfangreichen Aufzeichnungen des Prinzen Kraft zu Hohenlohe-Ingelfingen, die wir in ihrem Fortschreiten an dieser Stelle begleitet haben, sind jetzt zu dem Ende ihrer Veröffentlichung gediehen. Schon der dritte Band führte den einstigen Flügeladjutanten zweier preußischer Könige, der uns so viel Interessantes aus deren näherer Umgebung erzählt hatte, in die Mitte der kriegerischen Ereignisse. Damals waren es die Jahre 1864 und 1866. Jetzt ist es das Jahr des deutsch-französischen Krieges, dem der vierte Band, und zwar ein besonders starker Band, gewidmet ist. Der fachlich-militärische, ja weitaus überwiegend artilleristische Charakter der Memoiren tritt in demselben vollends hervor. War der Verfasser doch derjenige General, der die Beschießung der „Festung Paris" (so liebte Moltke sie zu bezeichnen) zu leiten hatte. Wir erleben aufs neue jenen oft erzählten Feldzug vom Sommer 1870 bis zum Frühjahr 1871, nehmen hier vorzugsweise — mit dem Garde-Korps — an den Schlachten von St. Privat und Sedan, dann an den Entbehrungen und Kämpfen der Pariser Belagerung teil, zuletzt an dem Einzuge der siegreichen Armee in der Hauptstadt des neuen Reiches und an einer russischen Reise, die als eine Art von Schlußakkord hochpolitischer Art an das Ende des Krieges gesetzt ist zur Besiegelung der Freundschaft der beiden Kaiser und der beiden Reiche.

Und ist nun nach so vielen parallelen Memoirenwerken und Briefsammlungen der am Kriege beteiligten Feldherren und Generale die Würdigung des geschichtlich-militärischen Ertrages des vorliegenden Werkes denjenigen Männern billig zu überlassen, die als Historiker oder Militärs dazu berufen sind, so darf doch von dem gegenwärtigen Bande, wie von den früheren, gesagt werden, und zwar nach unsrer eigensten Erfahrung, daß auch Leute andrer Art ihn mit Genugtuung lesen werden; daß vielerlei Spannendes, Unterhaltendes, Lehrreiches darin zu finden ist, das über die eigentlich fachlichen Kreise hinausreicht. Dieses gilt zumal von allerhand hübschen Episoden, die sich zwischen die Gefahren und Schrecknisse des Krieges drängen. Es gilt am meisten von jenem Schlußkapitel, das uns nach Petersburg und Moskau führt, wo, freilich neben den heiteren Erlebnissen, ebenfalls der schreckhafte Hintergrund, wenn auch in andrer Gestalt, als der des Krieges, nicht fehlt — eine Welt der überfirnißten Barbarei, eine Art des Genußlebens, die nicht für Europäer gemacht ist. In der Tat kehrt aus diesen Genüssen unser Verfasser schwer erkrankt zurück.

Über den Charakter der Memoiren nach der Seite ihrer Abfassungsweise möchten wir uns zum Schlusse ein kurzes Wort gestatten. Man hat aus dem deutsch-französischen Kriege so manche Briefsammlung von der Hand hervorragender Militärs veröffentlicht: sie hat die Frische und die Ungeschminktheit des Augenblicks ihrer Niederschrift mit auf die Nachwelt gebracht; sie hat namentlich (mit Vorbehalt von diesem und jenem, was etwa gestrichen sein mag) einen quellenmäßigen Beitrag aus dem Momente der großen Erlebnisse überliefert. Bei den Aufzeichnungen von Hohenlohe-Ingelfingen sind wir, wie angesichts der früheren Bände, so zumal bei dem neuesten, nicht recht im klaren, wie und wann die Niederschriften entstanden sein können. Gerade die inhaltreichsten Abschnitte aus der Erzählung des großen Krieges, die

Tage der Schlachten, an denen der Verfasser teilnahm, die voraufgehenden und nachfolgenden Wochen der entbehrungsreichsten Märsche, lassen am wenigsten auf Gelegenheit, Muße, Geduld, Stimmung zu solcher schriftstellerischen Arbeit schließen. Diese muß vielmehr, wenn nicht alles täuscht, meist in erheblichem zeitlichen Abstande von den Ereignissen geleistet sein. Und wenn das der Fall ist, so entsteht auch mancher Zweifel an der Möglichkeit, all das Gedränge der Dinge in sicherer Genauigkeit der Beobachtung und der Erinnerung wiedergegeben zu haben. Nicht selten, wenn wir die eingehenden und lebhaften Schilderungen des Verfassers im neuesten Bande lasen, fiel uns jene seltsame Geschichte ein, die er in seinem zweiten Bande von dem Könige Wilhelm I. berichtet — ein offenbares Abenteuer aus der kühnen Phantasie des Autors, wo er behauptet, als Flügeladjutant dabei gestanden zu haben, wie der König die Gassenjungen „niederzustechen" drohte, weil sie gerufen hatten: „Nieder mit der Polizei" bei der Enthüllung eines Denkmals am Schinkelplatz! Wer an einem friedlichen Frühlingstage des Jahres 1861 die Berliner Gassenjungen durch ihren König bedroht werden läßt, allerhöchst eigenhändig niedergestochen zu werden, der wird inmitten des Donners der Schlachten und vollends nach einer Spanne Zeit, die seine Erinnerung von ihnen trennt, seiner Einbildungskraft so manchen Flug in die Lüfte nicht haben versagen wollen. Es wird die Aufgabe jener berufenen Fachmänner sein, diese vorsichtige und notwendige Kritik an den Aufzeichnungen unsres Verfassers zu üben.

L.

Berichtigung.

Im Juni-Heft ist **Erich Schmidts** Aufsatz über Ernst Zahn durch ein Versehen ohne Autorkorrektur abgedruckt worden. Die meisten Fehler wird man leicht bemerkt haben (so ist S. 380 zu lesen „wintt . . Rebensaft . . Dursli", S. 383 „Luftkur geneft"): S. 385 heißt die Novelle „Herr Herr" und der Schöpfer des Züricher Zwingli-Denkmals Natter, nicht „Staller".

γ. **Der Hexenhammer.** Von Jak. Sprenger und Heinrich Institoris. Zum ersten Male ins Deutsche übertragen und eingeleitet von J. W. Schmidt. Drei Teile. Berlin, H. Barsdorf. 1906.

Der berüchtigte Malleus Maleficarum ist hier zum ersten Male, vollständig auch in seinen bedenklichen Teilen, ins Deutsche übersetzt und damit für die breitere kulturgeschichtliche Ausnutzung ohne Frage zugänglicher geworden. Der Übersetzer ist kein antiklerikaler Fanatiker: er hebt zur Entschuldigung der Verfasser (von denen Institoris mit Not der Strafe für Unterschlagung von Ablaßgeldern entging) hervor, daß sie eigentlich nichts neues aufbrachten, sondern im wesentlichen nur die vorausgehende Literatur zusammenfaßten. Gleichwohl eignet sich Schmidt das Urteil des ersten Kenners des Hexenwahns, Joseph Hansens in Köln, an, der den Hexenhammer „ein unglaubliches Monstrum voll geistiger Sumpfluft" nennt, „in dem sich zu der mit theologischer Eitelkeit durchsetzten Dummheit noch ein kaltblütiger und geschwätziger Cynismus, ein erbärmlicher und nichtswürdiger Hang zur Menschenquälerei gesellt." Der Übersetzung ist ein sehr nützliches Register beigegeben, mit dessen Hilfe sich der kulturgeschichtliche Schatz leichter heben läßt; man erfährt, daß Hexen Wetter und Gewitter machen können, daß es fünf Arten gibt, die Besessenheit zu heben, daß die Weiber von Helena, Jesabel, Athalja und Kleopatra her die vornehmsten Werkzeuge der Dämonen sind usw. Wie weit war doch diese mönchisch-kanonische Auffassung des Weibes abgeirrt von der unsrer Altvordern, wie wir sie aus Tacitus kennen!

γ. **A travers la Banquise du Spitzberg au cap Philippe. Mai—août 1905.** Par le Duc d'Orléans. Paris, Plon. 1906.

Seit der Entdeckung Grönlands im 9. Jahrhundert haben sich nur wenige Seefahrer an die östliche Küste dieses Landes gewagt, die den Fremden besonders gefährlich ist. Unter die wenigen zählt der Herzog Philipp von Orleans, der im Sommer 1905 an Bord der von Kapitän Adrian de Gerlache de Gomery befehligten „Belgica" zwei Grade weiter (bis 78° 14) an jener Ostküste vordrang als seine Vorgänger. Er lief am 20. Mai aus Bai Treurenberg auf West-Spitzbergen aus und drang westwärts durch die „Banquise navigable", das fahrbare Eisfeld, nach Grönland vor, erreichte am 31. Juli das nach ihm benannte Kap Philipp und am 1. August die Bank Belgica. Die Rückfahrt ging über Ryk-jawik, wohin man am 22. August gelangte. In einem prachtvoll ausgestatteten (leider auf augenverderbendem Glanzpapier gedruckten) Bande gibt der Herzog in Wort und Bild (die Zahl der Illustrationen beträgt mehr als 300) über seine an Erlebnissen und Ergebnissen reiche Fahrt genauen Bericht. Die biologischen und ozeanographischen Tatsachen, welche auf der Fahrt neu erkannt wurden, sollen demnächst in einem besonderen Werke veröffentlicht werden.

γ. **Deutsche Geschichte.** Von Eduard Heyck. Drei Bände. Leipzig, Velhagen & Klasing. 1906.

Wir haben den ersten Band dieses, sehr reich und schön illustrierten, Werkes in der „Deutschen Rundschau" bereits früher angezeigt und können nunmehr die Vollendung des Ganzen an der gleichen Stelle registrieren. Wir tun es mit dem Ausdruck der Befriedigung darüber, daß Heyck dem so unendlich oft beackerten Gebiet doch mannigfach neue Seiten abgewonnen und auch hie und da überlieferte Vorstellungen berichtigt hat. So wenn er darauf hinweist, daß die Angaben über die Verheerungen des Dreißigjährigen Krieges zwar im allgemeinen sicher der Wahrheit entsprechen, im einzelnen aber oft nur auf Schätzung beruhen und also nur bedingt zuverlässig sind. Z. B. ist die so oft gedruckte Angabe, daß die Einwohnerschaft der Pfalz von 500000 Seelen auf 50000 zurückgegangen sei, eben eine solche auf Mutmaßungen beruhende. Die Auffassung Heycks können wir in den meisten Fällen teilen; wenn er es bei der Würdigung des Großen Kurfürsten ablehnt, in ihm einen bewußten Gründer des Zustandes zu sehen, aus dem das heutige Reich erwuchs, so nimmt er doch auch mit Recht Stellung gegen das andre Extrem, das dem Kurfürsten zu viel von seinem Verdienst entzieht und sogar seine selbstlose und bewußte deutsche Gesinnung bestreitet, und Heyck spricht mit Fug von dem Herdentrieb, der sich in solchen, der Mode folgenden Schwankungen der geschichtlichen Auffassung offenbart. Die Erzählung geht bis zur neuesten Zeit; hier ist sie freilich skizzenhaft und auch nicht ohne auffallende Irrtümer. Die Caprivische Heeresvermehrung hat nicht 1892, sondern 1893 stattgefunden, und daß mit ihr der erste Bruch der Liebe zwischen Zentrum und Regierung zusammenhängt, wie er am 13. Dezember 1896 sich charakteristischerweise wiederholt hat, und daß Caprivis Stellung dadurch erschüttert wurde, hätte ebenso, wenn auch kurz, erwähnt werden müssen, wie Bismarcks Besuch in Berlin am 26. Januar 1894. In einer neuen Auflage wären diese Teile des Werkes wohl einer genauen Durchsicht zu unterwerfen.

γ. **Die Kämpfe um Reichsverfassung und Kaisertum 1870 71.** Von Wilhelm Busch. Tübingen, Mohr 1905.

Der Professor der neuern Geschichte in Tübingen, Dr. Wilhelm Busch, hat sich schon wiederholt mit Einzelfragen aus der Vorgeschichte des Krieges von 1870 beschäftigt und dabei wertvolle Ergebnisse erzielt. Diesmal untersucht er das Zustandekommen der Reichsverfassung und des Kaisertums; er zeigt, wie die alte Sehnsucht nach einer strafferen Zusammenfassung der nationalen Kraft alsbald mit Kriegsausbruch sich neu kundgibt; wie Baden und Sachsen, jenes mehr von patriotischem Drang getrieben, dieses im Streben aus seiner Vereinzelung als einziger Mittelstaat neben Preußen herauszukommen, nach Erweiterung des norddeutschen Bundes über den Süden drängen; wie Württemberg und Bayern demselben Zuge sich anschließen müssen; wie Württembergs Schwanken, sein drohender Abfall am 11. November Bismarck bestimmt, Bayern die bekannten Zugeständnisse zu machen:

die Selbständigkeit des Heeres in Friedenszeiten, das Gesandtschaftsrecht, den Ausschuß des Bundesrats für auswärtige Angelegenheiten. Die Schrift ist ebenso gründlich, wie sie gut geschrieben ist: sie dürfte als abschließende Zusammenfassung dessen gelten, was wir zurzeit über das in Rede stehende Problem wissen. Daß Bayern im Juli 1870 als Gegenleistung für die Anteilnahme am Krieg eine Sicherstellung seiner Selbständigkeit von Preußen verlangen wollte, Württemberg aber dies als unzeitgemäß ablehnte, wie wir hinzufügen wollen, hat der frühere württembergische Ministerpräsident Freiherr von Mittnacht in der Beilage zum „Schwäbischen Merkur" vom 18. November 1905 entwickelt.

γ. **Bismarck et son temps.** Par Paul Matter. II. L'action 1862—1870. Paris, Félix Alcan 1906.

Der erste Teil dieses Werkes ist im Band CXXVI dieser Zeitschrift angezeigt worden. Der zweite hat uns denselben günstigen Eindruck gemacht: auch in Einzelheiten von geringer Bedeutung zeigt sich sorgfältiges Studium der Quellen, wie z. B. S. 19 die Angabe des sonst so pünktlichen Horst Kohl, daß Bismarck im September von Paris über Frankfurt nach Berlin gereist sei und am 19. September dort sich aufgehalten habe, an der Hand der Briefe Bismarcks an seine Frau berichtigt wird: Bismarck reiste direkt über Köln. Durchaus nimmt man wahr, daß Matter bemüht ist, alle irgend zugänglichen Quellen auszunutzen: er hat selbst die alten Jahrgänge des „Journal des Débats" durchgesehen, um das Echo der Zeiten zu vernehmen (S. 42, 50 usw.), und es scheint, als ob er ähnlich mit der Berliner Presse verfahren sei (vgl. S. 39, 52). Die Szene des unvergeßlichen 22. September 1862 wird nach den Angaben Bismarcks, deren verschiedene unter sich wesentlich übereinstimmende Fassungen aufgezählt werden, S. 23 geschildert und der Tag als „une date décisive dans l'histoire de la Prusse, de l'Allemagne, de l'Europe" charakterisiert. Als das Wesentliche erscheint Matter, daß der König einen Vasallen von unverbrüchlicher Treue an Bismarck fand, der ihm die Abdankung ersparte und seinen Vorsatz, den Liberalen einige Zugeständnisse zu machen, dadurch abschnitt, daß er erklärte, es gelte jetzt vor allem das parlamentarische System nicht einreißen zu lassen, selbst um den Preis einer Periode der Diktatur. Unter diesen Zugeständnissen scheint Matter die Reform der Kreistage zu verstehen, auf die der König damals näher einging; er wird mit dieser Vermutung wohl recht haben. Man sieht öfters, daß Matter von der französischen Voreingenommenheit gegen den großen Staatsmann, der Frankreichs Vormacht in Europa gebrochen hat, nicht völlig frei ist; die Stellung Bismarcks im Konflikt, so sehr ihm Matter gerecht zu werden sucht, vermag er doch nicht ganz zu begreifen, weil die Rücksicht auf die konstitutionelle Theorie ihm den Blick trübt. Aber daß Bismarck ein Mann von großem Zuschnitt war, das erkennt er doch durchweg und führt beim Konflikt mit dem Kronprinzen, der 1863 durch dessen Rede in Danzig entstand, S. 128 ff. vortrefflich aus, daß „un petit esprit n'aurait cherché que la vengeance et aurait aggravé le conflit entre le père et le fils", daß aber Bismarck nur das Wohl des Staats ins Auge faßte, nicht seine persönlichen Gefühle und den Streit beilegte, der die gesamte Situation des Landes noch erschwerte und so die Erreichung des Ziels, dem Bismarck zustrebte, zu verhindern geeignet war. Dieses Ziel aber war kurz gesagt „de faire l'Allemagne". Wie er dieses Ziel wirklich erreicht hat, durch die Kriege mit Dänemark und Österreich und die Errichtung des norddeutschen Bundes, wird in diesem Bande genau erzählt, mit einer gewissen widerwilligen und doch nicht hintanzuhaltenden Huldigung vor dem Genius. Ein dritter und letzter Band soll den Leser von 1870—1898 führen und das gehaltvolle Werk abschließen.

βλ. **Die Bekenntnisse des hl. Augustinus.** Von G. v. Hertling. Zweite und dritte Auflage. Freiburg, Herders Verlag. 1907.

Der Verfasser dieser vortrefflichen Übersetzung des berühmten Buches, das die Seelengeschichte einleitet, beschränkt mit Recht den Leserkreis desselben. Er reicht durch die Jahrhunderte, die seit seinem Entstehen verflossen sind; in keinem derselben hat es den Bekenntnissen des Bischofs von Hippo an begeisterten Freunden gefehlt, aber ein volles Verständnis derselben setzt ähnliche Seelenstimmungen voraus: „Dieser Heilige hat mir große Freude gemacht", sagt Montaigne, der ihn nur mit dem Verstande las und psychologisch verwertete. Harnack hat an manches erinnert, was Lessing oder Goethe ihm entnommen haben, ohne des Urhebers zu gedenken. Derselbe Autor wagt den Vergleich zwischen den „Konfessionen" und Goethes „Faust". Aber der Schluß des Gedichtes, das auf augustinischer Anschauung beruht, hat etwas Befremdliches, denn auf die Rettung aus dieser Welt des Irrtums und des Scheins durch eine befreiende und beseligende Liebe, die göttliche Liebe, ist nicht Faust, sondern nur Augustinus vorbereitet. Die Einheit und innere Notwendigkeit der Lösung beruht auf dem Schuldbewußtsein, das aller ernsten und innerlich durchlebten religiösen Erfahrung zugrunde liegt. Ohne ein solches bleibt das Geheimnis der Erlösung unaufgeklärt und die wunderbarste Blüte deutscher Dichtung, die Schlußszene des Faust, ohne notwendigen Zusammenhang mit ihrem Gegenstand.

γ. **Calvin.** Par A. Bossert. Paris, Hachette. 1906.

In der vortrefflichen Sammlung „les grands écrivains français" erscheint nun auch eine Schrift über Calvin, und zwar aus der Feder eines unsern Lesern nicht mehr unbekannten hervorragenden französischen Literarhistorikers (vgl. Bd. CXXVIII, S. 158). An Calvins Leben hat sich der Satz bewahrheitet, daß wir selbst nur ein Teil der Macht, die über unser Leben entscheidet, daß der andre Teil die Umstände sind, in denen wir geboren sind, die Einflüsse, die auf uns wirken, und die geheimnisvolle Kraft, die unsre Handlungen untereinander verbindet und sie auf ein gemeinsames Ziel lenkt. Calvin gab mit siebenundzwanzig Jahren 1536 seine „Institutio Christiana" heraus, mit der er nicht, wie Luther, an die Massen sich wandte; er war Humanist und Theologe zu gleicher Zeit,

und wollte nichts als ein Bündnis zwischen Humanismus und Reformation herbeiführen; wäre es auf ihn angekommen, so hätte er sich damit begnügt. Da rief ihn Genf zu sich und legte auf ihn Beschlag, und er ward dahin geführt, daß er aus der neuen Lehre eine moralische Disziplin machte, die so unbeugsam war wie alles, was mit dem Dogma zusammenhängt, und sie in einem theokratischen Staat verkörperte. Damit ward Calvin einer der Faktoren der Weltgeschichte, dessen Einfluß Frankreich, die Niederlande, England und Schottland aufs tiefste verspürten; obwohl der Calvinismus die Herrscher ebenso wider sich hatte, wie das Luthertum sie für sich hatte, war er doch eine Religion von vielen Millionen und der gewaltigste Gegner Roms. Bossert entwirft ein ausgezeichnetes Gemälde von Calvin und seiner Wirksamkeit; er veranschaulicht die Kraft seines Charakters, die Größe seiner theologischen und politischen Arbeit, seine Vorzüge als Schriftsteller und Redner; er übt aber auch strenge Kritik und läßt sich z. B. in Sachen Michael Servets, der in Genf als Ketzer verbrannt ward, nicht darauf ein, Calvins persönliche Verantwortlichkeit für diese schlimme Tat irgendwie abzuschwächen.

$\beta\lambda$. **Die Entwicklung des Naturgefühls in der deutschen Literatur des 19. Jahrhunderts.** Von Dr. Siegmar Schultze. Halle a. S., Treusinger. 1907.

Ludwig Friedländer hat mit Benutzung zahlreicher Vorarbeiten und Quellen über die Entwicklung des Gefühls für das Romantische in der Natur im Gegensatz zum antiken Naturgefühl in den „Darstellungen zur Sittengeschichte Roms“ sich in geistvoller Weise geäußert; A. Biese u. a. schrieb über die Entwicklung des Naturgefühls im Mittelalter und in der Neuzeit. „Das romantische Naturgefühl“, so lautet der Untertitel des ersten Teils der vorliegenden Arbeit Schultzes, die wir allen Freunden literarhistorischer Studien auf diesem Gebiet warm empfehlen. Einzelner Meinungsverschiedenheiten kann hier nicht gedacht werden. Auch für Schultze bleibt J. J. Rousseau der Erwecker und Bahnbrecher, der das Auge sehen lehrte. Mit der Einschränkung, daß er Vorgänger, und zwar vornehmlich in England hatte, und Addison und Gray, um nur diese zu nennen, bereits mit dem, was wir modernes Empfinden der Natur nennen, ihre Schönheit empfanden und schilderten.

γ. **Gedichte von Prinz Emil von Schönaich-Carolath.** Dritte, vermehrte Auflage. Leipzig, G. J. Göschen. 1906.

Kein Dutzenddichter rührt in diesen Liedern die Leier, sondern einer, mit Horaz zu reden, den bei seiner Geburt Melpomene mit holden Augen anblickte: ein Dichter, dem das Blut warm durch die Adern rollt, der Frauenliebe und Wein als hohe Güter dieses Lebens wertet, dessen Herz aber auch erschlossen ist für die kühne Tat des Mannes, für Krieg und Waffenklirren, und der über den Zauber des Südens, der Lagunenstadt und der ligurischen Küste die deutsche Heimat nicht vergißt — „viel lieber in Deutschland Schmach und Not“, ruft sein sterbender schwäbischer Landsknecht, „als in der Fremde weißes Brot!“ Und am Ende des Stürmens und Drängens und der Jagd nach dem Glück „lehnt in späten Jahren mein Weib an mir, im Traum, und Kinder, blond von Haaren, umjubeln den Lichterbaum. Die Feierglocken klingen tief durch die heilige Nacht: o Herr, mein kleines Vollbringen, du hast es groß gemacht!“ So fehlt schließlich keiner der echten Züge deutscher Art dem fürstlichen Sänger, und daß er auch markante Gestalten der deutschen Geschichte, die Hugenottenkrieger am Brückenkopf der Schelde, die Landsknechte Karls V. von Bergen op Zoom und die Ketzertaufe zu Prag in Lebensfülle und Lebenswahrheit vor uns erstehen läßt, das rundet das bedeutende Dichterbild vollends ab.

$\beta\lambda$. **Poètes allemands et Poètes anglais.** Par Paul Baillière. Paris, Lemerre. 1907.

Das Wagnis, deutsche Dichtungen von Walter von der Vogelweide bis zum Ausgang der Romantik und ebenso englische Dichtungen der verschiedensten Zeitalter ins Französische zu übertragen, hat dem Übersetzer den Dank eines Kritikers wie Gaston Dechamps gebracht. Jede Annäherung der Literaturen, sagt er, sei freudig zu begrüßen. Das ist auch unsre Ansicht, und wir gestehen gern, daß unter der kundigen Hand von Paul Baillière immer noch ein gewisser poetischer Reiz über „Schloß Boncourt“, oder der „Wallfahrt nach Kevelaar“, oder Körners „Abschied vom Leben“ gebreitet liegt, vorausgesetzt, daß es uns gelinge, bei dem Klang über der fremden Übertragung die deutschen Originale zu vergessen. Eine gewisse Monotonie ist unvermeidlich, wenn dieselbe Hand von Goethes Lyrik zu der von Uhland übergeht oder den Weg von Byron zu Browning einschlägt, nachdem schon die Vertiefung in das Werk eines einzigen Dichters so ziemlich alles ist, was wir vom Geschick auch des besten Übersetzers erwarten können. Baillières einführende biographische Notizen und Noten verraten den feinen Kenner. Alles in allem genommen, müssen wir uns mit der Anerkennung von dieser Sammlung trennen, daß wohl kaum ein andrer die unternommene schwierige Aufgabe besser lösen könnte, als er es hier versucht hat.

γ. **Also sprach Shakespeare.** Ein Brevier. Gesammelt und eingeleitet von Rudolf Presber. Berlin, „Concordia“ (Hermann Ehbock). 1906.

Unter den Rubriken: Lebensalter, Erziehung, Geschlechter, Liebe, Ehe, Freundschaft, Arbeit, Charakter, Ehre, Moral, Glaube, Kunst, Reichtum, Fürst und Volk u. a. hat Rudolf Presber die bedeutendsten Aussprüche des großen Briten zusammengestellt, von der Überzeugung getragen, daß das Publikum Shakespeare nur aus einem starken Drittel seiner Dramen kennt, der ganze Shakespeare aber stets nur ein Herzensschatz weniger sein wird. Die edelsten Perlen wenigstens aus diesem ganzen Shakespeare möchte Presber allen aufzeigen, und es braucht kaum gesagt zu werden, daß er mit dieser wohlüberlegten und sorgfältig ausgewählten Sammlung vielen einen einzigartigen Dienst getan hat.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. Juni zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Andreae. — Das liebe Ich. Roman von Katy Andreae. Berlin, Karl Curtius. 1907.

Anthologie des Poètes Français contemporains (1876—1906). Paris, Ch. Delagrave. S. a.

D'Aunet. L'aurore australe. Par Biard D'Aunet. Paris, Plon. 1907.

Baedeker. — Österreich-Ungarn nebst Bosnien und der Herzegowina, Cetinje, Belgrad, Bukarest. Handbuch für Reisende von Karl Baedeker. Mit 47 Karten, 51 Plänen und 6 Grundrissen. Siebenundzwanzigste Auflage. Leipzig, Karl Baedeker. 1907.

Barbey D'Aurevilly. — Lettres à une amie. 1880—1887. Par J. Barbey D'Aurevilly. Deuxième édition. Paris, Société du Mercure de France. 1907.

Bartels. Das Weimarische Hoftheater als Nationalbühne für die deutsche Jugend. Eine Denkschrift von Adolf Bartels. Dritte Auflage. Weimar, Hermann Böhlaus Nachf. 1907.

Bauer. — Marie Liebrecht. Ein Poem von G. Bauer. Dresden, E. Pierson. D. J.

Becke. — Das Buch, das du lesen sollst. Von Max Becke. Frankfurt a. M., Neuer Frankfurter Verlag. 1907.

Bellaigue. — Mendelssohn. Par Camille Bellaigue. Paris, Alcan. 1907.

Benoist. — Le Machiavélisme. I. Avant Machiavel. Par Charles Benoist. Paris, Plon. 1907.

Berlin. — Katalog der Berliner Stadtbibliothek. Vierter Band. Abt. III. Literaturgeschichte und Dichtung. Erste Hälfte. — Fünfter Band, Zweite Hälfte. Berlin, Otto von Holten, Kunst- und Buchdruckerei. 1907.

Bock. Aus einer kleinen Universitätsstadt. Kulturgeschichtliche Bilder von Alfred Bock. Zweite, veränderte Auflage. Gießen, Emil Roth. D. J.

Bosc. — Zollallianzen und Zollunionen in ihrer Bedeutung für die Handelspolitik der Vergangenheit und Zukunft. Von L. Bosc. Aus dem Französischen ins Deutsche übertragen von S. Schilder. Mit einem Vorwort von H. Paasche. Berlin, Elwin Staude. 1907.

Brun-Barnow. — Selbsterziehung. Herzensworte an die deutsche Frau. Von J. v. Brun-Barnow. Gotha, Friedrich Andreas Perthes. 1907.

Caumont la Force. — L'Architrésorier Lebrun. 1810—1813. Par Mis. de Caumont la Force. Avec un portrait en héliogravure. Paris, Plon. 1907.

Damé. — Tout ce qu'il faut savoir, en Astronomie et Géologie, Géographie et Histoire, Histoire des Religions, Philosophie et Morale. Nouvelle Encyclopédie, publiée sous la direction de F. Damé. Paris, Ch. Delagrave. S. a.

Deledda. — L'ombra del passato. Romanzo. Di Grazia Deledda. Roma, Nuova Antologia. (S. a.)

Eysell-Kilburger. — Irrtlang. Drei Novellen von E. Eysell-Kilburger. Berlin, Paul Unterborn. D. J.

Forke. — Die Volter Chinas. Von Alfred Forke. Berlin, Karl Curtius. 1907.

Francke. — German Ideals of to-day and other essays on german culture by Kuno Francke. Boston and New-York, Houghton, Miflin & Co. 1907.

Freymann. — Der Tag des Volkes. Ein Schauspiel aus der lettischen Revolution in vier Akten. Von Karl v. Freymann. München u. Leipzig, R. Piper & Co. 1907.

Gans. Spinozismus. Ein Beitrag zur Physiologie und Kulturgeschichte des Philosophierens. Von M. E. Gans. Wien, Josef Venobel. 1907.

Le Glay. — Théodore de Neuhoff, roi de Corse. Par André le Glay. Paris, Picard et fils. 1907.

Goethes Sämtliche Werke. — Jubiläums-Ausgabe in vierzig Bänden. Vierter Band: Gedichte. Vierter Teil. Mit Einleitungen und Anmerkungen von Eduard v. d. Hellen. — Sechsundzwanzigster und neunundzwanzigster Band: Italienische Reise. Zwei Teile. Mit Einleitung und Anmerkungen von Ludwig Geiger. — Vierzigster Band: Schriften zur Naturwissenschaft. Zweiter Teil. Mit Einleitung und Anmerkungen von Max Morris. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf.

Goldscheid. — Der Richtungsbegriff und seine Bedeutung für die Philosophie. Von Rudolf Goldscheid. Leipzig, Veit & Co. O. J.

Hansjakob. — Ausgewählte Erzählungen von Heinrich Hansjakob. Zweiter Band: Erzbauern. Stuttgart, Adolf Bonz & Co. D. J.

Hepner. Der Schutz der Deutschen in Frankreich 1870 und 1871. Briefwechsel des außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Ministers der Vereinigten Staaten für Frankreich, E. B. Washburne in Paris, vom 17. Juli 1870 bis zum 29. Juni 1871. Ausgewählt, übersetzt und mit einer Einleitung versehen von Adolf Hepner. Stuttgart, Kommissionsverlag J. H. W. Dietz Nachf. 1907.

Hettner. — Grundzüge der Länderkunde. Von Alfred Hettner. I. Europa. Mit 8 Tafeln und 347 Kärtchen im Text. Leipzig, Otto Spamer. 1907.

Hoffmann. — Die Umbildung der Kantischen Lehre vom Genie in Schellings System des transzendentalen Idealismus. Von Karl Hoffmann. Bern, Buchdruckerei Scheitlin, Spring & Cie. 1907.

Ilg. — Gedichte. Von Paul Ilg. Berlin, Wiegandt & Grieben. 1907.

Keller. — Die Idee der Humanität und die Comenius-Gesellschaft. Ein Rückblick am Schlusse des 15. Gesellschaftsjahres. Von Ludwig Keller. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 1907.

Keller. — Graf Wilhelm von Schaumburg-Lippe. Ein Zeitgenosse und Freund Friedrichs des Großen. Von Ludwig Keller. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 1907.

Lux. — Schöne Gartenkunst. Von Joseph Aug. Lux. Mit einer Tafel und 30 Abbildungen im Text. Eßlingen, Paul Neff. 1907.

Mann. — Dennoch! Einige Worte gegen das Reichswahlrecht und gleichzeitig gegen das preußische Landtagswahlsystem mit Vorschlägen zur Abänderung beider. Von Bernhard Mann. Berlin, Hermann Walther. 1907.

Martroye. — Genséric. La conquête vandale en Afrique et la destruction de l'empire d'Occident. Par F. Martroye. Paris, Hachette & Cie. 1907.

Matthias. — Geschichte des Deutschen Unterrichts. Von Adolf Matthias. München, C. H. Beck. 1907.

Mehrer. — Gnaden Herr Amtmann. Eine Affäre aus der guten alten Zeit. Von Josef Mehrer. Wittenberg, Herrosé & Ziemsen, G. m. b. H. 1907.

Meier-Gräfe. — Impressionisten. Von Julius Meier-Gräfe. München, R. Piper & Co. 1907.

Michaeli. — Maulbronner Liederbuch. Lieder des Klostermönchs Martillus von Maulbronn, weiland Wolfgang v. Weiler, an die Gräfin Lucinia v. Helfenstein (1529). Von Otto Michaeli. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer. 1907.

Musset. — Oeuvres choisies de Alfred de Musset. Avec études et analyses par Paul Morillot. Paris, Ch. Delagrave. S. a.

Neue Shakespeare-Bühne. — Herausgeber: Erich Paetel. II. Ein Trauerspiel in Yorkshire. Von William Shakespeare. Übersetzt und mit einem einführenden Vorwort von Alfred Neubner. — III. Mißachtete Shakespeare-Dramen. Eine literarhistorisch kritische Untersuchung von Alfred Neubner. Berlin, Otto Elsner. 1907.

Parlow. Dunkelrot-weiß-rosenrot. Roman aus dem Studentenleben von Hans Parlow. Graz, E. J. Dehninger. 1907.

Plehn. — Nach dem englisch-japanischen Bündnis. Von Hans Plehn. Berlin, Karl Curtius. 1907.

Rousseau. — Bekenntnisse. Unverkürzt aus dem Französischen übertragen von Ernst Hardt. Zierleisten von A. Gratz. Berlin, Wiegandt & Grieben. 1907.

Samberger Mappe. — Herausgegeben vom Kunstwart. München, Georg D. W. Callwey.

Schmidt. Die Reinigung des Shakespeare-Denkmals in Weimar. Mit einem kurzen Hinweis, was als erste Hilfeleistung im Falle der Beschmutzung eines Denkmals zu tun ist. Von Franz Schmidt. Weimar, Hermann Böhlaus Nachf. 1907.

Schneider. — Geschütze auf handschriftlichen Bildern. Herausgegeben und erläutert von Rudolf Schneider. Metz, G. Scriba. 1907.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. **Walter Paetow** in Berlin-Friedenau.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

Der Bibelhase.

Eine Begebenheit aus der Friderizianischen Zeit.

Von

Ernst von Wolzogen.

(Schluß.)

X.

In den ersten Tagen des Wonnemonds war Mamsell Lottchen gänzlich unvermutet heimgekehrt. Es war nämlich in Greifswald die Mutter der Frau Tante plötzlich verstorben. Und dieser Trauerfall hatte allerlei Veränderungen im Hausstande im Gefolge, so daß Lotte Südekum, ohne beschwerlich zu fallen, nicht wohl länger sich verweilen durfte. Da sie mit der Nachricht nicht bis zum nächsten Posttage warten und auch sonst keines Boten habhaft werden konnte, so hatte sie die erste beste Fahrgelegenheit wahrgenommen und den Vater ohne vorherige Anzeige überrascht.

Erasmus Südekum forschte dem Ding auch nicht weiter nach, sonst hätte er leicht dahinter kommen können, daß weder der Hintritt der alten Frau Base noch die wenige Veränderung, die solche im Gefolge gehabt, als vielmehr ein Briefchen des Fritzen Jasmund sein Töchterlein zu solch eiligem Aufbruch vermocht habe. Er war selber nach so langer Herzensverlassenheit und vergrämter Einsamkeit so aus der Maßen froh, sein geliebtes einziges Kind wieder bei sich zu haben, daß ihm gar nichts Lieberes hätte passieren können, als jenes plötzliche Abscheiden der Frau Base in Greifswald. Den ganzen Tag ließ er sein Lottchen nicht aus den Händen und war recht wie ein Bräutigam um das liebe Kind bemüht. Seine Augen konnten sich nicht satt sehen an ihrer zierlichen Gestalt und ihrem lieben Antlitz. Ein wenig blaß fand er sie, aber das schob er auf die Stadtluft — und zu ihrer Blässe standen die dunklen Locken noch einmal so gut und gaben ihr ein gar vornehmes, durchaus apartes Ansehen. Und wie die großen, braunen Augen so weich und sehnsüchtig aus dem blassen Gesichtlein hervorleuchteten! Sie schimmerten feucht und tief wie zwei dunkle, spiegelnde Seen, darüber die schmalen schwarzen Brauen wie leichte Brückenbogen gespannt waren. Und

aus den zarten Wangen trat das gerade, glatte Näslein fest und keck hervor, eigenwillig und sicher über das rosig schwellende Lippenpaar aufragend wie ein Turm, zur Wacht und Wehr wider die Kußräuber aufgebaut. Und auch das fein gerundete Kinn sprang fest gefügt hervor und half dazu, daß das zarte Köpfchen sich vor dreisten Leuten in Respekt setzte. In den Wangengrübchen aber saß der Schalk.

Ganz neu und seltsam schön bedünkte den Pfarrer sein Mädchen. Und er nahm es aufs neue hin wie ein Himmelsgeschenk, wie eine trostreiche Verheißung, daß seinen Leiden ein Ende gesetzt sei, und daß die Bosheit der Welt seinem häuslichen Glücke letztlich doch nichts anhaben könne. Das Lottchen mußte erzählen, wie es ihm ergangen war von Tag zu Tag, und von allen seinen kleinen Aventüren und Anfechtungen seitens der verliebten Mannsbilder und des eifersüchtigen Frauenzimmers. Und am Ende war Erasmus Südekum froh, daß sich ohngeachtet aller Visiten, Assembleen, Bälle und sonstigen Feten und Invitationen kein ernsthafter Freier eingestellt hatte; denn just in dieser schwersten Zeit seines Lebens seinen einzigen Herzenstrost hingeben zu müssen, das wäre über seine Kraft gegangen. Und dann erzählte er auch von allen seinen Sorgen, Ärgernissen und Leiden, die ihm während ihrer Abwesenheit das Dasein so arg vergällt hatten. Er berichtete auch alle sonstigen Puhlendorper Vorkommnisse und zuletzt die schlimme Lage, in die sich Förster Jasmunds Fritz verstrickt, indem er des Amtmanns Beate durch Weigerung eines Mäulchens beim Pfänderspiele schwer gekränkt und hinterher ihren Bruder Mathis ohne ersichtliche Ursache durch Faustschläge elendiglich zugerichtet habe. Darüber habe sich der Amtmann dermaßen entrüstet, daß er von dem Junker die Entfernung des gewalttätigen Burschen verlangt und Dero Gnaden sogar angesonnen habe, sein gegebenes Wort in betreff der Nachfolge des jungen Jasmunds in der Försterei zurückzunehmen. Der Junker sei fuchsteufelswild gewesen und habe sich alles dessen, was der Amtmann von ihm begehrte, hoch und teuer verschworen, auch nicht davon abgelassen, als die Jungfer Beate unter Tränen bei ihm supplizieret habe, daß er Gnade vor Recht ergehen lassen möge. Und seither sei der Fritz aus der Gegend verschwunden, niemand wisse wohin.

Wiewohl nun Lotte Südekum ihren Vater von ganzem Herzen liebte und sein jammervoller Anblick, zusamt allen ausgestandenen Leiden und Ärgernissen ihr innigstes Mitleid erweckte, vermochte sie ihm doch nur mit einem Ohre zuzuhören und ohne eigene Teilnahme Bescheid zu geben; denn ihre Gedanken standen ganz allein darauf, baldmöglichst aus dem Hause zu schlüpfen und sich nach ihrem Liebsten umzutun. Den ganzen Freitag und auch den Sonnabend Vormittag hatte sie, wie gesagt, der Pastor nicht eine Minute von seiner Seite gelassen; so sehr war er darauf erpicht, die Seligkeit ihrer Wiederkunft ganz auszukosten. Aber am Sonnabend Nachmittag mußte er sie doch endlich sich selbst überlassen, da es die allerhöchste Zeit wurde, seine Predigt auszuarbeiten. Sobald sich also der Pfarrer nach der Mittagsmahlzeit in seine Studierstube zurückgezogen hatte, setzte das Jüngferlein seinen städtisch alamodischen Strohhut auf, der mit seinen veilchenfarbenen

Bindebändern ihr Gesicht gar lieblich umrahmte, legte den leichten Seidenschal um die Schultern, schlang die Enden in einem lockeren Knoten über der Brust zusammen, hängte ihren Ridikül über den Arm, nahm den Sonnenknicker in die Hand und verfügte sich in diesem Aufzug durch den Garten ins Freie.

Sie wußte einen Weg, auf dem man durch den Küchengarten in Krischan Barnekows Behausung dringen konnte, ohne die Dorfstraße zu berühren. Sie fand den Alten allein, auf seiner Schnitzbank sitzend, in eifriger Arbeit.

Krischan Barnekow hatte nicht sobald den holdseligen Besuch erkannt, als er mit einem drolligen Schnalzer sein steifes Bein über die Bank hob und sich vor der Mamsell in Positur stellte. „Ei füh, füh, mordemmasie! Wenn dat nich die Prinzessin beider Napel und Sizilien is, denn muß es Mamsell Pastorsch sein. Dunnerstag und Freitag, wat is sei vor'n schöines Fruentimmer worden! Zackerdiblö, nu weet ik ook eenen, de sik da woll die Oogen an utkieken schall! Nee, nee, nee, wat is et vor 'ne Welt! En jeden Pot möt sin Deckel fin'nen — und de Prinzeß löpt achter den Räubershauptmann her! Wo is et einmal möglich!"

Lottchen haschte mit ihren beiden zarten Händchen nach der zerarbeiteten welken Tatze des Stellmachers und flüsterte in ängstlicher Hast: „Ach lieber, guter, einziger Meister Barnekow, führ Er mich nur unverweilt zu ihm. Ich meinte, ich müßte vergehen vor Ungeduld, daß ich nicht früher aus dem Hause konnte. Er weiß doch, wo er sich aufhält. Führ Er mich nur gleich zu ihm. Ich habe Ihm auch etwas mitgebracht." Und sie versenkte alsbald die Hand in ihren Beutel und brachte ein kleines Päckchen in Papier zum Vorschein, aus dem sie zwei blanke Siegestaler herauswickelte und dem erstaunten Alten in die Hand drückte.

„Tjä, dor kiek eins an," sagte der Alte verlegen, „wat schöine blanke Thalers! Und uns Majestät ehren Kopp so wohl getroffen! Tjä, Mamsselling, wat schall ik dortau denken? Ik hew et doch nich von wegen dat Dusör dhan. Et was mir doch en Vergnäugen, dat ik dor en bäten helpen kunt. Dat geiht doch all as de Wind weiht. Und wenn twee junge Menschenkinners dor mal ehren Kopp upsett hebben und de Leiw is all to groot — denn helpt dat ja doch nich, denn möten sei tosammen kamen! Ik bün en ollen Philosoph, as uns Pastor seggt — ik hew dor min Pläsier an, wann sich dat so deiht mit de Menschenkinners. Ik kann doch dor keen Geld vor in Anspruch nehmen!"

Er reichte ihr die blanken Silberstücke mit verschämtem Grinsen zurück, aber sie drängte sie ihm mit ungeduldigem Eifer wieder auf und hieß ihn, sich eilends für den bewußten Gang zurecht zu machen.

Da band er sein Schurzfell ab, verfügte sich in seine Kammer, verschloß daselbst die schönen Siegestaler in der Lade und erschien gleich darauf wieder in der Werkstatt in Hemdsärmeln, aber mit festen Schuhen an den Füßen, einer Mütze auf dem Kopf und ein altes Futteral unter den Arm geklemmt. Vorsichtig schaute er sich rings um, dann schloß er die Vordertür zur Werkstatt ab und geleitete die Mamsell auf demselben Wege, auf dem sie gekommen

war, durch den Küchengarten hinaus und über einsame Feldwege nach dem Forste zu. Wohl arbeiteten hie und da ein paar Leute auf den Äckern, aber sie gelangten doch unangesprochen an den Waldrand.

„Nu sag Er mir bloß, liebster Meister," begann Lottchen, „wie ist denn das alles zugegangen und wo haust er denn itzt? O Gott, was habe ich einen Schreck gekriegt über sein Billett! Es stand nichts darin, als er sei vom Junker des Ortes verwiesen und vom Vater aus dem Hause gejagt. Es sei sein Tod, wenn er mich nicht noch einmal sehen könnte. Er wolle in der Nähe bleiben und auf meine Antwort harren. Er würde alsdann schon das weitere besorgen, Meister Barnekow. Da bin ich denn unverweilt abgereist und habe denen Verwandten vorgeflunkert, der Herr Vater sei leidend und meiner dringend bedürfend. Es stimmt ja auch, Gott sei's geklagt! — Aber nun sag Er mir nur schnell: verweilt er sich noch in der Nähe? Werde ich ihn heut noch sehen?"

Der Alte zuckte die Achseln und setzte eine geheimnisvolle Miene auf, während er ganz langsam sein Futteral aufband, seine Klarinette herausnahm und die Teile zusammenfügte.

„O Gott, Krischan," rief das Jüngferlein außer sich, „ich glaube gar, Er will mir was blasen! Sieht Er denn nicht, wie ich um eine Antwort schier vergehe?"

„Sei Sie man ganz ruhig, Mamsell," lachte der Alte. „Klarinettblasen is nich nur schöin, sondern auch sehr nützlich in gewisse Umstände und Verhältnisse, hehe! Nämlich dat verhält sich so: uns Fritz het sich mitten drin tief im Wald en oll Kohlenbrennerhütt, wo all seit hunnert Jahr verfallen is, utsökt. Dor haust hei nu in as so 'en richtigen Räubershauptmann, ganz alleen. Nich mal en Hund het hei bei sich. Un ik komm nu alle Dag, gliek nah Sonnenupgang, wenn noch keen Minsch buten is, und klarinettier em sin Liefstück in den Wald rin; denn weet hei, dat de Luft rein is, un denn kömmt hei ganz fixing un denn kreegt hei von mi die Neuigkeiten to weiten, un wat dat Beste is, en bäten Atzung un Liewesnotdurft. Denn dat dörfen sei em ook nich vor übel nehmen, Mamselling: von de Leiw alleen kann hei nich satt war'n."

Dem erregten Jüngferlein traten alsbald die Augen voll Tränen. „O mein lieber, lieber Krischan," sagte sie, dem Alten über den Arm streichelnd, „so hat Er meinen Fritz gefüttert, wie ehdem die Raben den Elias? Gott wird es Ihm lohnen! Nun blaset nur fix Euer Stücklein."

„Ja, so fixing ward de Vagel woll nu nich antworten," sagte der Alte, „dat is nu Nahmiddag. Da verkraucht hei sich woll deech in'n Wald. Aberst wi können dat ja eins probieren." Und er schritt ein Stück in die Kiefern hinein, blieb dann stehen, steckte den Klarinettenschnabel in den Mund und schmetterte mit kreischenden Tönen die Melodie von dem ‚Glücksjäger' in den Wald hinein, die auch Lotten als Fritzens Leiblied wohl bekannt war.

Es war ein Jäger wohlgemut,
Der trug 'ne Feder auf seinem Hut —
Heisassa hopsassa vi und vivallerallera!
Er trug 'ne Feder auf seinem Hut.

So ging der erste Vers. Sie hatte es von dem Fritzen schon gehört, als er noch ein ganz kleiner Junge gewesen war und sie noch kaum laufen konnte.

Das klang gar lustig in den Wald hinein, erweckte aber keinerlei Echo. Und so schritten sie denn, der Greis mit seinem knappen Odem und das junge Ding mit seinem vor Sehnsucht überlaut klopfenden Herzen, tiefer und tiefer in den dunklen Forst hinein. Von Zeit zu Zeit, besonders wo etwa eine Schneise den Weg kreuzte, entlockte der Alte seinem schlechten Instrumente die kläglich lustigen Töne. Aber es war alles vergebens.

In dem tiefen Sande vorwärts zu kommen, war nicht leicht, zumal wenn man niedere Bänderschuhe an den Füßen hatte wie Lottchen. Da sie der Sand unter den Sohlen gar zu sehr molestierte, band sie die Bänder auf und hängte sich die zierlichen Schühlein über den Arm. Aber auch auf Strümpfen ging es für ihre zärtliche Ungeduld viel zu langsam von der Stelle. Und wenn sie es auf dem festen Waldboden versuchte, so stachen sie die trocknen Nadeln in die Füße. Sie achtete des aber keineswegs und hatte auch kein Mitleid mit Krischan Barnekows fünfundsiebzig Jahren. Wenn er gar zu sehr außer Odem war und keinen Ton hervorbringen konnte, sang sie selber die Melodie mit ihrem schwachen Stimmchen, das sie denn freilich nicht weit in den Wald hinauszutragen vermochte.

So waren sie schon über eine Stunde gewatet, als es Lotten beikam, vom Wege ab und in eine Schneise einzubiegen, die auf eine mäßige Anhöhe hinaufführte. Da trieb sie den keuchenden Alten hinauf, und sobald er dessen nur fähig war, mußte er abermals den Glücksjäger erschallen lassen. Und wie sie nun scharf hinauslauschte, da war es ihr, als vernähme sie endlich ganz aus der Ferne eine Antwort.

„Blas Er, guter Krischan, blas Er, was Er kann," rief sie, in ihrer Erregung sich fest an den Alten anneftelnd. „O Gott, o Gott, wenn ich bloß wüßte, von wannen die Antwort kommt!"

Und Meister Barnekow gab seinen letzten Atem her und blies aus aller Macht:

Heisassa hopsassa vi und vivallerallera!
Er trug 'ne Feder auf seinem Hut.

Wieder und wieder lauschten sie in den Pausen, und bald schien die Antwort von rechts, bald von links herzukommen, bald war sie ganz unvernehmlich. Endlich aber erklang von unten herauf und aus ziemlicher Nähe ein deutliches: „Holla he!" und „Hurrido!" Und nur ein paar Sekunden später trat aus dem Dickicht heraus, erst vorsichtig ausspähend, eine hohe Gestalt in die Lichtung. Es war der Fritz. Und im selben Moment schoß Lottchen den Abhang hinunter wie ein losgelassenes Windspiel. Ridikül, Parasol und die Schühlein an den langen Bändern flogen ihr im raschen Laufe um die Hüften, und die veilchenblauen Hutbänder flatterten ihr über die Schultern. Der Alte auf dem Gipfel des Hügels blies wie ein Verrückter aus allen Leibeskräften: „Heisassa vivivallerallera!" und schloß mit einem gellenden Triller, als er das Jüngferlein an ihres Herzliebsten Halse hängen sah.

Er ließ den Liebesleuten eine reichliche Weile, bis er meinte, der erste Sturm könne nun wohl überstanden sein. Und dann verfügte er sich langsam den Hügel hinunter und zu dem Pärchen hin, das in seiner seligen Trunkenheit seiner nicht eher gewahr ward, als bis er den Glücksjäger mit der Klarinette sanft in die Seite stieß.

„He, junger Mann, hört eins! Kiekt mal den Himmel an. Dat schall woll heut noch ein Dunnerwetter geben. Dat hei mi die Prinzeß nich naß werden läßt, dat bitt ich mir aus, ansonst kreegt hei dat mit mi to daun! Nu schnakt euch man'n bäten fix aus, Kinnings. Ik will mir unterweilen wedder up den Weg verfügen. Dor kann ik ja denn täuwen, bis ihr dat dick hewt mit die Küsserei."

„Ja, min leiwen Krischan," lachte der Fritz übermütig, „dor kann hei lang täuwen! Nee, nee, sput di man, dat du ut den Forst rutkommst und zeig di im Dorf, dat de Lüt dor nix von spannen. Ich will mich schon annehmen um unsre Prinzeß, daß dero kein Leid geschicht. Mit dem Wetter hat's noch gute Weile. Ich bring sie tiedlich an den Waldrand. Dor kannst di up verlaten, oll Krischan. Nu adjüs ook un veelen Dank!"

Der Alte sagte gar nichts, schaute nur bedenklich zum Himmel und drohte dann dem Jäger grinsend mit dem Finger. Die Mamsell hatte ihr Köpfchen an der Schulter des Liebsten versteckt und schaute den Alten gar nicht mehr an. Sie winkte ihm nur mit der Hand ein rasches Lebewohl zu. Da trollte er sich denn, leise vor sich hinlächelnd, davon. Und als er wieder oben auf dem Hügel angekommen war und sich ein wenig verschnauft hatte, setzte er sein Instrument an und intonierte eine andre schöne Melodei, die den Liebenden auch gar wohl bekannt war. Es war ein Liedchen von Gleim, das in des Kapellmeisters Farkies Komposition derzeit überaus beliebt war:

Rosen pflücken! Rosen blühn;
Morgen ist nicht heut;
Keine Stunde laßt entfliehn,
Flüchtig ist die Zeit!

Trinke, küsse! Sieh, es ist
Heut Gelegenheit.
Weißt du, wo du morgen bist?
Flüchtig ist die Zeit.

Aufschub einer guten Tat
Hat schon oft gereut.
Hurtig leben ist mein Rat,
Flüchtig ist die Zeit.

Dann packte er sein Instrument wieder in den Beutel, winkte noch einmal mit der Mütze hinunter und verschwand auf der andern Seite des Hügels.

Und wie ihr alter Freund davon war, da nahm der Jäger seine Liebste um den Leib und führte sie tiefer und immer tiefer ins Holz hinein, bis sie endlich auf eine weite Lichtung hinaustraten. Da hörten die Kiefern auf, und es begann ein schöner, uralter Laubwald sich weithin zu erstrecken. Vom Saum des Waldes senkte sich das Gelände sanft abwärts, viel schöne

Blumen blühten am grünen Rain, und unten im Talkessel spiegelten sich die Wolken in einem blanken, dunklen Weiher. Lotte Südekum war niemals in ihrem Leben so weit gekommen und hatte keine Ahnung, daß es diesen reizenden Grund und diesen alten Laubbestand im Puhlendorper Forste gebe.

Der Fritz belehrte sie, daß das auch nicht mehr Fersensches Gebiet sei, sondern vielmehr gräflicher Forst, zum Nachbargute gehörig. Er habe sich so weit hinweg gehoben, damit ihn sein Vater nicht im eignen Revier abfangen möge. Hier drüben auf fremdem Grund und Boden habe ihm der alte Bärbeiß nichts zu sagen. Und mit den gräflichen Jägern sei er gut Freund. Sie würden ihn so leicht nicht verraten, selbst wenn sie ihn in der alten Köhlerhütte beträfen, was aber bisher noch nicht vorgekommen sei.

Aber weil das Jüngferlein müde war vom langen Marsche durch den Sand und es überdies in dem langen Grase nicht mehr anging, auf Strümpfen zu laufen, so setzten sie sich beide auf die Blumenwiese nieder und saßen Hand in Hand und lachten sich an, gänzlich vergessend, wie kostbar ihre Zeit sei, und wie viele wichtige Dinge sie noch miteinander zu bereden hätten.

Wie der grobe Bursch sein feines Schätzelein nun so in aller Muße und glückseliger Verwunderung betrachtete, da erschien es ihm so außermaßen fürnehm und schön geworden, daß er sich miteins gor nicht mehr getraute, es so rücksichtslos herumzuknudeln und zu hudeln. Wie es aber mit vielem Erröten und stillem Lachen seine Schuhe angezogen, und die Bänder schön kreuzweise gebunden und kunstgerecht geknüpft, und hernach seinen großen Strohhut abgetan hatte, damit die kühle Waldluft weich durch die dunklen Locken streifen sollte, da war es doch gar zu wunderlieblich anzuschauen. Es wäre eine Sünde gewesen, das schöne Bild so sitzen zu lassen. So rückte er ganz dicht heran und nahm das Lottchen in seine Arme und drückte und küßte es so lange, bis es so heiß war wie ein kleiner Liebesbackofen. Da bekam das Lottchen Angst und stieß mit aller Macht den Burschen von sich und beklagte sich unter Wonnetränen, daß seine Eisenarme ihm weh getan hätten. Dann machte es sich über sein Ridikül her, wühlte das feine Schnupftüchlein heraus und noch einen ganz kleinen Gegenstand, nämlich ein Pappschächtelchen, worin in einem Flöckchen rosa Watte ein Ringelein gebettet lag. Das holte es mit allem gebührenden Ernst heraus und steckte es dem Fritzen an den Finger. Es waren zwei ineinander gewundene Schlänglein, und auf ihren Köpfen trugen sie je ein rotes und ein blaues Edelgestein. Aber das Augenmaß hatte Lottchen betrogen, denn der Ring war viel zu eng für den Goldfinger und wollte nur ganz knapp über den kleinen gehen.

Dem Jägerburschen dünkte diese artige Liebesgabe ein fürstliches Geschenk, und er ward nicht müde, das Ringlein an seinem Finger zu drehen und die Steinchen funkeln zu lassen. „O Gott, ich armes Tier," sagte er betrübt, „ich habe nun gar nichts vor dir! Aber warte nur, wenn ich erst in Ebers-walde bin, spare ich zu einer Verehrung. Und bis dein Geburtstag herankommt, bringe ich's auch wohl zu einem Ringelchen, wenn es auch nicht so kostbar ausfällt wie dieses hier. Ist das wohl auch ein Zauberring? Wenn man ihn drehet und wünschet sich was dabei, so muß sich das allsogleich er-

füllen ja? Ich tät nur immer eins wünschen tun: daß mein Feinsliebchen bei mir wäre."

„Ja, mußt denn du nun wirklich fort nach Eberswalde," fragte Lottchen kleinlaut, „gerade jetzt, wo ich wieder hier bin?"

„Ja, dat helpt nu nix," seufzte er. „Ich kann doch nicht ewig wie so'n Strauchdieb und Bandit hier herumhausen und mich von oll Krischan füttern lassen. Ich muß doch nu zusehen, daß was aus mir wird und ich meine Nahrung allein verdiene. Bei dem Forstmeister in Eberswalde hat mir der Junker freie Station erwirkt. Und nach ein, zwei Jahren, wenn ich ausgelernt habe, denn kann ich wohl eine schöne Stellung kriegen. Und wenn es so weit ist, und du bist mir noch gut, mein Lotting, denn friegen wi."

„O Gott, o Gott," rief Lotte, „so lang soll das noch dauern? Glaubst du denn, das könnte ich aushalten?"

„Nee, nee," knirschte der Bursche in leidenschaftlichem Ingrimm, „dat schall de Deuwel uthollen!" Und er wälzte sich bäuchlings herum und raufte zwei große Büschel Gras aus, um seinem Jammer Luft zu machen.

Sie beugte sich über ihn und strich ihm beruhigend über das Haar. „O Fritzing, du Liebling, sei nicht so wild und verzweifelt. Ich will auch nie mehr so was sagen. Einmal muß die Zeit ja doch herumgehen. Du hast mich nu doch schon achtzehn Jahre; denn ich hab dich schon immer lieb gehabt, wie ich noch so ein ganz, ganz lüttes Ding war. Wir werden uns ja doch immer im Traume sehen und immer aneinander denken. Und denn werden wir uns ja auch schreiben. Ach Gott, Fritzing, was war es einmal lieb von dir, daß du die ganzen Wochen über, solange ich weg war, zum Schulmeister gegangen bist und hast dich in der deutschen Schrift und Sprache perfektioniert."

„Ja, und alle meine paar Groschens hab ich dem Schulmeister vor seine Müh gegeben," versetzte der Fritz kläglich, „also daß nichts mehr übrig war zu einem Ringelken vor dir."

„Vor dich mußt du sagen," verbesserte sie ihn lächelnd.

Und Fritz darauf: „Ja, fühst du, das hab ich nu vor mein schönes Geld! Nicht mal richtig sprechen kann ich — und will doch die feine Prinzessin kriegen. Einen ganzen ausverschämten Kierl bin ich."

„O laß man," tröstete sie ihn, „du hast doch ein Merkliches profitieret. Und in Eberswalde beim Forstmeister wirst du mir vollends so gelahrt werden, daß dir die Pastorsch schier nicht mehr gut genug sein wird."

„Mir grauft allbereits vor dem Schreib- und Rechenwerk," seufzte er. „Ach wat, schlagen wir's uns aus dem Sinn! Singen wir uns eins." Und er setzte sich auf und intonierte sein Leiblied:

Es war ein Jäger wohlgemut,
Der trug 'ne Feder auf seinem Hut.
Heisassa hopsassa vi und vivallerallera!
Er trug 'ne Feder auf seinem Hut.

Die Feder war mit Gold beschlagen,
Es konnt' sie nicht ein jeder tragen.

Er ritt wohl durch das Tannenholz,
Begegnet ihm ein' Jungfrau stolz.

Er nahm's bei ihrem roten Rock
Und schwang sie hinter sich auf sein Roß.
Heisassa hopsassa vi und vivallerallera!

Lotte hatte das Lied zwar oft von ihm gehört, wußte aber doch nicht alle Verse auswendig. Und da ließ sie ihn denn mit seinem rauhen Baß allein weiter singen und summte des weiteren nur die Melodie mit, während sie rings um sich her Hahnenfuß und Lichtnelken, Himmelsschlüssel und was sie sonst noch fand, abbrach und sich ein schönes, volles Kränzlein für ihr Haar zu binden begann.

Und der Jäger schaute ihr zu und sang weiter aus voller Brust:

Er ritt vor seiner Mutter Haus.
Frau Mutter schaut zum Fenster heraus.

„Willkommen, willkommen, mein Söhnelein,
Was bringst du denn für ein wildes Schwein?"

„Es ist fürwahr kein wildes Schwein,
Es ist die Herzallerliebste mein."

„Ist es die Herzallerliebste dein,
So soll sie mir willkommen sein."

Sie führte die Jungfrau hinter den Tisch
Und trug ihr Wildbret auf und Fisch.

Sie trug ihr auf eine Kanne mit Wein.
Die Jungfrau wollte nicht fröhlich sein.

„Ei, iß und trink, gehab dich wohl!
Es ist schon einer, der's zahlen soll."

„Der's zahlen soll, und der bin ich!
Ich weiß kein'n schönern Schatz als dich,"

„Weißt du kein'n schönern Schatz als mich.
Weiß ich kein'n liebern Jäger als dich!"

Und dann wiederholte sie mit heller Stimme die letzte Strophe:

„Weißt du kein'n schönern Schatz als mich,
Weiß ich kein'n liebern Jäger als dich!"

Und beide zusammen jubilierten sie aus voller Brust:

„Heisassa hopsassa vi und vivallerallera
Kein liebern Jäger als dich!"

Wie dann das Kränzlein fertig war, da drückte sie sich's in die braunen Locken und sah nun erst gar wie ein Märchen aus. Und er legte das bekränzte Häuptlein an seine Schulter und konnte sich mit Schauen und Küssen nicht genug tun. Sie mußte es wohl leiden, obwohl seit nunmehr bereits zehn Tagen kein Schermesser über ihn gekommen war und seine Stoppeln sie erbärmlich stachen. Seine Arme hielten sie so fest, daß sie sich nicht rühren konnte.

Da tat sie auf einmal einen kleinen Schrei und rief: „Du, jetzt laß mich aber los! Hast du es nicht auch verspürt? Mir ist justament ein großer Tropfen auf die Backe gepitscht. O Gott, kuck bloß den Himmel an! Das gibt ein schlimmes Wetter. Und ich habe die guten Sachen an und die allerleichtesten Schuh! O Gott, Fritz, hör bloß, es donnert schon!"

„Laß es donnern," versetzte er gleichmütig, „das ist ein Gewitterregen, der ist bald vorbei. Du trittst bei mir unter. Ich muß dir doch mein Schloß zeigen. Und danach bring ich dich wieder auf den Weg, bis wo du dich nicht mehr verfehlen kannst. Kommst immer noch vor Nacht nach Hause, und dann hast du eine gute Entschuldigung fürs lange Wegbleiben, weilen du hast so lange untertreten müssen vor dem Regen. In der Kiefernheide ist allens Sand, da werden dir die Schühken nicht viel naß. Durchs Gras will ich dich wohl tragen, du leichte Deern."

Da zuckte ein greller Blitz aus der finstern Wolke zu ihren Häupten hervor. Und Lotte schloß geblendet die Augen und versteckte ihren Kopf an seiner Schulter. Er aber sprang auf, nahm sein Liebchen bei der Hand und führte sie eilenden Laufes ohne Weg und Steg in den Hochwald hinein. Das junge Grün der Wipfel gewährte im Freien zur Zeit noch wenig Schutz; aber die Tropfen fielen vorerst auch nur selten. Es währte jedoch nicht lange, da sprang mit Sausen, Brausen und Ächzen ein Sturmwind auf, der die finstere Wolke jäh zerriß, also daß sie einen gewaltigen Platzregen heruntergoß. Da machten sich die beiden Liebenden ans Laufen. Und es währte auch nur wenige Minuten, da hatten sie die Lichtung im Eichenkamp erreicht, wo die verfallene Köhlerhütte stand.

Es war nur ein einziger, finsterer Raum, aus dem ihnen eine dumpfe Luft entgegen schlug; denn weil die Fenster keine Scheiben mehr hatten und durch die gewaltigen Schäden im Dach des Wetters Unbill freien Eintritt fand, so hatte Fritz alle diese Öffnungen, so gut es ging, mit großen Rindenstücken und altem Bretterwerk verstopft und das Flickwerk auf dem Dach mit Steinen beschwert. Er machte sich alsbald daran, Feuer anzuschlagen. Und sobald es ihm gelungen war, mittelst Schwamm und Schwefelfaden das trockene Reisig auf der gemauerten Herdstelle zum Brennen zu bringen, beleuchtete der Flackerschein alsbald ein so unheimliches Räuberloch, daß es Lotten fast grausen wollte. Aber sie war vor Angst ihrer Sinne kaum mächtig und nur froh, daß sie die Blitze nicht mehr sah.

„Ach Fritzing," flehte sie ängstlich, „mach lieber kein Feuer an. Der Rauch zieht den Blitz an. Ich hab ja solche Angst. Laß uns lieber im Finstern sitzen."

„Bleib man ganz ruhig, min Leiw," tröstete er, „der Blitz der schiert sich nicht um das büschen Rauch. Der findet hier schöne, hohe Bäume genug, wo er reinschlagen kann. Der tut uns nichts zuleide. Ach, du min söte Deern, wo bist du bloß naß!"

Drollig kläglich stand das Mamsellchen in dem verräucherten Gelaß, streckte die Arme von sich und sah bekümmert zu, wie das Wasser von ihren Ärmeln und von ihrem Parasol abtropfte. „Es ist nicht mal so schlimm,"

sagte Lottchen tapfer. „Ich glaube, es ist bloß das Kleid. Bis auf die Haut ist es nicht mal gegangen. Aber das Kleid wird wohl hin sein. Und mich schuddert doch so."

„I das wollen wir schon kriegen!" rief Fritz lustig. „Paß mal auf, was wir hier für ein schönes Feuer anpötten wollen! Da sollst du mir bald warm werden. Und die Kleider trocknen wir am Herd. Mach fix, zieh das nasse Zeug aus."

„Ach Gott, Fritz, wie kann ich denn!"

„Ja, du bist nu mal 'ne richtige Räubersbraut," neckte er, „da paßt sich das recht schön zu."

Und er ließ nicht nach mit Bitten und Zureden, bis sie endlich wirklich so vernünftig sein mußte, ihn gewähren zu lassen. Da schälte er sie aus dem nassen, welken Sonntagsfähnchen heraus und breitete das Gewand über ein paar trocknen Ästen möglichst dicht am Herdfeuer aus, das unterweilen durch aufgelegte Schwarten, Scheiter und Klötze zu einem gewaltigen Brande gediehen war. Seinen nassen Rock breitete er in gleicher Weise auf der andern Seite gegen das Feuer aus. Und als das geschafft war, holte er aus einem Loch in der Lehmwand, ein morsches Brett beiseite schiebend, seinen Mundvorrat heraus: ein Brot und eine schöne Schlackwurst, auch eine Flasche Branntwein.

„Komm, mein Lotting, sett die dal, iß und trink! Das hält Leib und Seele zusammen."

Sie stand immer noch in der Mitte des Raumes, zitternd und fröstelnd, obwohl das lustige Feuer eine behagliche Wärme verbreitete. Der rote Flackerschein tanzte auf dem zarten Weiß ihrer bloßen Schultern und Arme. Der frisch gestärkte Unterrock hatte durch die Feuchtigkeit seine Steifheit verloren und hing in großen Falten um sie herum, während oben das schneeige Hemd aus dem schwarzen Miederlein hervorleuchtete.

Mit seiner Wurst und seiner Branntweinflasche blieb Fritz ein paar Schritte vor ihr stehen und betrachtete mit großen Augen das liebliche, vom Flackerschein umspielte Bild.

Da krachte in nächster Nähe der Hütte ein so gewaltiger Schlag, daß sogar der Boden erzitterte und von dem Luftdruck der Rauch in den Schlot zurück gedrückt wurde, so daß er alsbald den ganzen Raum mit seinem beißenden Geruch erfüllte. Selbst der starke Bursch war erschrocken zusammengefahren vor solch gewaltigem Krachen und einen Schritt zurückgetaumelt, wie wenn er einen Schlag vor den Kopf bekommen hätte. Er stellte seinen Imbiß auf den Rand des Herdes, und dann kniete er neben sein Mädchen hin, das mit einem lauten Schrei zusammengebrochen war und nun, die Hände vor die Ohren gepreßt, kläglich wimmernd am Boden hockte.

„Lottchen, mein Lotting, fürchte dich nicht! Wir sind ja all heil. Wein doch man nicht! Nu hat es sich bald ausgetobt. Ich bin ja bei dir. Es kann dir nichts geschehen."

Er hob sie vom Boden auf. Aber sie war nicht fähig, sich auf den Füßen zu halten. Schlaff hing ihm ihr Körper in den Armen, und ihr

dunkles Köpfchen neigte sich wie eine welke Blume gegen seine Schulter. Da hob er die leichte Last auf und trug sie auf sein Räuberlager, das er sich auf einem großen Haufen welken Laubes und Kiefernstreu mittelst einer warmen Pferdedecke und seines Wintermantels hergerichtet hatte. Er zog ihr die durchnäßten Schuhe und Strümpfe aus, erwärmte ihre Füße mit seinem Hauch, und dann deckte er den schweren Mantel über sie aus und steckte auch ihre nackten Arme darunter.

„So, mein Liebling, nu bist du schön warm. Nu kannst du das ganze dumme Donnerwetter verschlafen."

Er hatte ihre Schuhe und Strümpfe in der Hand und wollte sich damit nach dem Herd begeben, um sie gleichfalls trocknen zu lassen, als sie ihn am Ärmel erwischte und flehentlich bat, er möchte nicht von ihrer Seite weichen. Das fast unaufhörliche Krachen und Rollen des Donners machte sie besinnungslos vor Angst. Sie klammerte sich fest an ihn und zog ihn auf das elende Lager nieder.

Da schmiegte er sich zärtlich an ihre Seite und flüsterte ihr zu: „Halt dir doch man nicht die Ohren zu, mein süßes, lüttes Weib! Hörst du denn nicht, wie das die Orgel ist, die uns zur Hochzeit aufspielt? Gotts Donner, das braust anders als unsʼ Kantor sein Kirchenspiel! Und das pfeift sogar noch lustiger als oll Krischans Klarinett. — Och, min Deern, min söte Deern — nun bist du min lütt Wief!"

Das Gewitter war lange vorüber, als Fritz sich aufmachte, um vor die Tür zu schauen. Der Abendhimmel spannte sich rein und klar über die hohen Wipfel. Von allen Zweigen troff noch der fruchtbare Maientau. Köstlich duftig und frisch ging die Luft, aber kalt, denn die Sonne war schon untergegangen und die Riesenschatten der Dämmerung krochen schaurig durch die hohen Stämme. Der Fritz wendete sich wieder in die Hütte hinein und rief: „O du, jetzt wird es aber höchste Zeit! Sput dich, Lotting, kriech in deine Kluft! Trocken wird sie all sein. Jetzt führ ich dich heim durch den weiten Wald."

Bis auf die Schuhe und Strümpfe waren ihre Sachen wirklich leidlich trocken geworden. Und nach ein paar Minuten bereits stand sie marschfertig bei ihm in der offnen Tür. So zierlich und geschniegelt wie sie ausgezogen war zu diesem Abenteuer, kehrte sie freilich nicht heim. Das schöne Sonntagsgewand hatte gänzlich seine Form verloren, desgleichen der neue Strohhut. Und die Veilchenfarbe der Bänder war nicht echt gewesen, wie sich nun an der gräulichen Verfärbung ersehen ließ. Und wie er fröhlich lachend ihren veränderten Aufzug musterte, da brach sie in Tränen aus und wandte sich schmollend ab. „Du sollst mich doch überhaupt nicht ansehen!" schluchzte sie hinter den vorgehaltenen Händen hervor.

„I mein Lotting," lachte er, sie zärtlich um die Taille nehmend, „du wirst mir doch nicht greinen, lütte Räubersbraut?! Unsinn! Nu ist ja allens gut. Nu fürcht ich kein' Tod und kein' Donnerwetter mehr. Nu muß uns das glücken. Paß man Achtung, wat nu aus mi vor'n Kierl ward! Täuw en Momang! Ich nehm mein Flint mit. Vielleicht, daß ich

einen von des Junkers seinen numerierten Hasen vors Rohr kriege. Den verspeisen wir denn morgen zusammen. Und du bringst eine Buddel Wein zu mit." Er trat noch einmal in die Hütte zurück und erschien gleich darauf wieder, die Flinte über die Achsel gehängt, das Pulverhorn an der Seite. „So, mein Lotting, nu man tau." Er faßte sie um die Schultern und nötigte sie, mit ihm Schritt zu halten.

Und als sie wieder an jenen blumigen Talkessel mit dem Weiher im Grunde kamen, da ließ er sie los, legte seine beiden Hände vor den Mund wie einen Trompetenstutz und schrie in die Waldesstille hinaus auf eine uralte, einfältige Melodie:

„Sag mir an, mein lieber Weidmann:
Wo hast du das schöne, hübsche Jungfräulein lassen stahn?"

Und dann in einem tieferen, raschen Ton:

„Ich habe sie gelassen zu Holz
Unter einem Baum stolz,
Unter einer grünen Buchen,
Da will ich sie suchen.
Wohlauf, eine Jungfrau in einem weißen Kleid,
Die wünschete mir heut alles Glück und alle Seligkeit.
Wohl in demselben Tauschlag,
Da sieh ich alle Zeit eben nach.
Da ward ich verwand't,
Da macht mich die schöne Jungfrau gesund.
Ich wünsch dem Jäger Glück und Heil,
Daß ihm werd' ein guter Hirsch zuteil."

„Ach Fritz," sagte Lottchen, als er sein tolles Gebrüll vollendet hatte, „wie magst du nur so lustig sein! Ich bin doch nun so elend und weiß nicht, was mit mir werden soll, wenn du von mir gehst."

„Und ich bin justament lustig," schrie der Fritz und schwenkte seinen Dreispitz über dem Kopf. „Was kann uns denn jetzo noch geschehen, mein' lütten Dummbart!? Nu ist die schöne Prinzeß zu dem Untier in die schwarze Höhle gekommen, und nu sind sie alle beide erlöst. Hopsassa, heirassa! Je, Kind, spürst du denn das nicht in alle Glieder, daß uns nu nichts mehr trennen kann? Was die Leute mit uns vorhaben, das ist doch nunmehro allens zum Lachen."

Seine jungen Augen blitzten, und seine Wangen glühten! Da legte sie die Hände wie betend ineinander und schaute lächelnd zu ihm empor. „Wenn du denn gar so stark und selig bist, mein Fritzing, denn will ich auch nicht mehr weinen. Denn wird es ja wohl so gut sein." Und sie legte vertrauensvoll ihre Hand in die seine und ließ sich jene steile Schneise und dann noch ein gutes Stück auf dem Waldwege, den sie kannte, heimwärts führen.

Der Mond war bereits am blassen Abendhimmel aufgegangen, als sie aus dem nahen Puhlendorp die achte Stunde schlagen hörten. Da nahmen sie Abschied voneinander. Aber nur für heute, denn das war ausgemacht, daß er jetzt nicht abreisen, und sie ihm nicht auf Jahr und Tag Urlaub geben

konnte. Auf eine Woche wenigstens noch wollten sie den schweren, endlichen Abschied hinausschieben und inzwischen noch, so oft es irgend anging, auf ihre wonnig-wilde Räubersart glücklich sein.

„Adjüs, mein Lotting," sagte Fritz nach dem letzten Kusse. „Und nu helf dir der liebe Gott lügen! Ich erwarte dich morgen wieder an der Schneise, du brauchst ja nu keinen Krischan mehr zu. Wenn du man sachting fleutst, springt dein Glücksjäger fix aus dem Busch. Gut Nacht!" Er verabschiedete sich mit einem raschen Händedruck. Dann kehrte er um und stiefelte mit großen Schritten durch den Sand zurück.

XI.

Das war ein schlimmer Empfang geworden, als das verwaschene und zerdrückte Lottchen an jenem Abend die Pfarrei betreten hatte. Es hatte durch den Garten ins Haus gewollt, aber die Tür von innen verriegelt gefunden. Und da hatte es denn vorn hineingehen müssen, wo die garstige Schelle jeden Eintretenden so durchdringend ankündigte. Es waren auch alsbald aus der Küche die Karsunken und aus der Studierstube der Pfarrer in den Flur getreten, um das ängstlich vermißte Kind in Empfang zu nehmen.

„Herrjeses, Herrjeses, unse Mamsell," kreischte die alte Karsunken, „wie sieht se bloß aus! Bei so'n Wetter in'n Wald! Nee, ik sage, über die jungen Mächens aber ooch! Dreimal hat's injeschlagen in'n Wald. Den Tod hätt sich unser Kindeken holen können! Und natürlich — Schuh und Strümpfe quatschnaß. Nu man fix ins Bett mit das Kind und warm zujedeckt. Ik wer' mir sputen und kochen Tee."

„Ach ja, tun Sie das, Karsunken," hatte Lottchen erwidert, dankbar die Hand der Alten drückend. „Es ist mir so frostig geworden nach dem Regen — Ich will mich bloß aufwärmen, Vadding, dann komm ich wieder herunter."

Sie hatte eiligst an dem Vater vorbei und die Treppe gewinnen wollen, aber er hatte im Vorüberhuschen ihren Arm gepackt und sie, ohne ein Wort zu sagen, in seine Stube hineingezogen. Da hatte er sie mit einer unsäglich verächtlichen Gebärde von sich weggeschleudert, so daß sie in seinen Lehnstuhl hineintaumelte. Und dann war er vor sie hingetreten und hatte mit zornbebender Stimme das Verhör begonnen.

„Wo bist du gewesen?"

„Im Wald."

„Mit wem?"

„Mit niemand, Vater."

„Wo im Wald?"

„Weit, weit drin. Ich habe mich verirrt und bin zu einem Wiesengrunde gekommen, wo ich noch nie vorher gewesen bin. Und da kam das Gewitter. Da . . ."

„Was da?"

„Da trat ich unter einen Baum, und da sind mir vor Angst die Sinne vergangen. Und dann — und dann habe ich mich wieder auf den Weg gefunden."

„Allein?"

„Gewiß, Vadding. Es war doch niemand im Walde."

„Wohl war jemand im Wald," rief der Pfarrer zornbebend, „Rasmussens Mathis war im Wald."

„Nein, Vater, gewiß nicht — gewiß und wahrhaftig nicht!"

„Ich sage dir, Rasmussens Mathis war im Wald und hat Krischan Barnekow seine vermaledeite Fleute blasen hören, und ist euch nachgegangen und hat gesehen, wie du dich da mit dem Lotterbuben getroffen hast, und der alte Krischan allein umgekehrt ist. Fünf Stunden bist du mit deinem Galan beisammen gewesen in solchem Unwetter, daß wir vermeineten, der Blitz müsse dich erschlagen haben, und seind vergangen vor Angst und Herzeleid. Wenn uns der Mathis nicht die saubere Botschaft gebracht hätte — wir hätten wohl das Dorf alarmieret und den Bodden nach dir abfischen lassen. So aber habe ich alsbald diesen elenden Vaganten, den Stellmacher, koramieret. Und weilen er's nicht leugnen konnte, hat er mir wollen einen guten Mut machen und mich des getrösten, daß du in der alten Kohlenbrennerhütte vor Blitz und Regen wohl bewahret seiest. — Und nun findest du endlich nach Hause und wartest deinem Vater mit Lügen auf?"

Da hatte Lotte, vor Schreck kaum minder betäubt, als vorher von dem furchtbaren Donnerschlag, ihren Kopf auf die Brust sinken lassen und, keines Wortes mächtig, erschlafft an allen Gliedern, dagesessen wie ein armer Sünder, der sein Urteil erwartet.

„Warum erwiderst du nichts?" hatte sie der Vater nach einer längeren Weile angeherrscht.

Und sie darauf: „Er weiß ja nun alles."

Da war dem Pfarrer Südekum das Blut mit aller Macht ins Hirn geschossen, also daß er rot sah und die Stube sich vor seinen Augen drehte. Aller Groll, aller Kummer, alles, was er in diesen schweren Monden an seiner Ehre erlitten, alles, was er an Krankheit, Schmach und Herzeleid erfahren hatte, das stieg miteins wie ein gewaltiger heißer Bronnen in ihm empor und hüllte in Gischt und Dampf seine Sinne ein. Furchtbare Worte ohne Zusammenhang, halb erstickt, in kaum mehr menschlichen Schmerzenslauten, hatte er seinem einzigen Kinde entgegengeschleudert und schließlich gar seine schwere Hand darwider erhoben. Da war Lotte mit einem Schrei auf die Füße gesprungen, und die Todesangst hatte ihr die Kräfte wieder gegeben, so daß sie dem Streiche von ihres Vaters Faust ausweichen und die Tür gewinnen konnte. Und im Flur hatte sie die alte Karsunken in ihren Armen aufgefangen, wider den Nachstürmenden beschirmt und in ihre Kammer hinaufgeleitet.

Die Alte hatte sie zu Bett gebracht und ein Nachtessen hingestellt, das sie aber nicht anzurühren vermochte, und hatte ihr lange gutmütterlich zugeredet, mit allem, was ein durch Leid und Freud gegangenes Alter der verzweifelnden Jugend zu sagen weiß. Es hatte aber alles dem zu Tode erschrockenen Gemüte keinen Trost bringen können. Und dann hatte Lotte die gute Alte schlafen gehen geheißen und selber noch stundenlang zwischen

Todesfurcht und heißer Liebessehnsucht wie zwischen Wachen und Schlafen in ihrem schmalen Bettlein sich hin- und hergeworfen.

Es mochte wohl nahe gegen Mitternacht gewesen sein, als sie, von einem Lichtschein beunruhigt, aus ihrem Halbschlummer emporfuhr. Da war der Vater vor ihr gestanden, mit der Lampe in der Hand über ihr Bette hinleuchtend.

Und sie hatte aufgeschrien in ihrer Angst: „Vadding, och Vadding, tu mir nichts zuleide! Ich bin doch nicht schlecht. Ich bin doch bei Gott keine lose Deern. Ich weiß ja nichts von mir und wie es hat geschehen können. Ich weiß doch nur, daß ich einen Menschen selig gemacht habe. Och Vadding, wenn du ihn gesehen hättest, den Fritz, wie er mir so stolz zur Seite geschritten ist und hat in den Wald hinausgeschrien wie ein junger Hirsch! — Laß mich doch leben, Vadding, ich hab doch keine Sünde getan!"

Da hatte er das Lämpchen auf die Kommode gestellt, seines Kindes beide Hände ergriffen und ihr lange in die Augen geschaut. Dann hatte er sie mit sanftem Ernst geheißen niederzuknien, zum Gebet. Sie hatte sich in ihrem Bette aufgerichtet, und er war vor der Lagerstatt in die Knie gesunken und hatte sein Angesicht in seine Hände vergraben. Und endlich waren aus seiner tiefsten Seele gleich Flammen heiße Worte zum Himmel aufgestiegen. Hart hatte er gerungen wider sein Herzeleid, wider seinen Menschenzorn und wider seinen heiligen Eifer, und unter ausbrechenden Tränen den Herrn um Erleuchtung angefleht in dieser Finsternis seines Gemütes und dieser Wirrnis seiner Gedanken.

Und dann hatte er sich mit einem tiefen Seufzer der Erleichterung erhoben, die Hände auf Lottchens Haupt gelegt und sie endlich verlassen mit den Worten: „Schlaf du nun, mein Kind! Wir wollen sehen, was der Morgen bringt. Gottes Kinder dürfen nicht verzweifeln, vielleicht daß auch diese Prüfung zur Läuterung unsrer Seelen dient. Gute Nacht!"

Des andern Tages ließ Lotte sich nicht eher unten sehen, als bis der Vater in die Kirche gegangen war. Sie hatte bis tief in den Morgen hinein geschlafen. Nun aber stand sie wieder fest auf ihren Füßen und schaute mit blanken, sehnsüchtigen Augen in den schönen Maiensonntag hinaus. Sie wollte sich fast schämen, daß sie so gesund und munter aufgewacht war. Und hätte doch am liebsten alle Geschehnisse des gestrigen Abends für einen wüsten Traum angesehen und wäre am liebsten wieder mit Jauchzen in den Wald gesprungen.

Sie ging nicht in den Gottesdienst, denn sie fürchtete, den Vater durch ihren Anblick bei seiner Predigt zu zerstreuen. Und sie mochte auch nicht den neugierigen Blicken der Amtmännischen und ihres Anhanges ausgesetzt sein, denn es war wohl zu vermuten, daß der Mathis seine seltsame Neuigkeit bereits gehörig verbreitet habe.

Bei der Mittagsmahlzeit ging es gar still her. Es wurden nur wenige gleichgültige Worte gewechselt. Als aber das Dankgebet gesprochen war, räusperte sich der Pfarrer und sagte alsdann den beiden Frauen, sie sollten sich etwa in einer kleinen Stunde bereit halten zu einer Lustfahrt in den

Forst. Er habe Fuhrwerk bestellt, und sie wollten gemeinsam den schönen Maientag genießen. Die Karsunken möge auch zwei Bouteillen Wein einpacken, zusamt der Stolle, die sie ehegestern zu Ehren des wiedergekehrten Lottchens gebacken habe.

Pünktlich zur festgesetzten Zeit hielt das Bauernwägelchen mit ein paar festgestopften Strohsäcken als Sitzgelegenheit für die mitzunehmenden Passagiere vor der Tür. Die Karsunken verstaute die Bouteillen und die Stolle im Kutschkasten, und auch Erasmus Südekum erschien mit einem Packen auf der Straße, der in ein weißes Leintuch gehüllt war und hieß denselben gleichfalls im Kutschkasten unterbringen. Der junge Sohn des Pächters Peterke lenkte das Gespann. Neben ihm nahm der Pfarrer Platz, und auf dem Strohsack richteten sich die Karsunken und die Mamsell ein, so gut es ging. Und dann fuhren sie los.

Sie kamen beim Forsthause vorbei. Da saß der Knecht auf der Bank im Sonnenschein vor der Tür und rauchte sein Pfeifchen. Diana, der Hühnerhund, und Waldmann, der Teckel, bellten das Fuhrwerk an. Der Pfarrer ließ halten und rief den Knecht an: „Jochen, hör eins, ist der Förster wol tu Hus?"

„Nee," versetzte jener, ohne aufzustehen, „der Förster is in't Gräfliche. Do möt en Wildschütz in'n Forst sin. Amtmanns Mathis het hem seihn. Heut früh hett dor ook einen mit de Büchs ballert. Und en Puhlendorpschen kann dat nich gewesen sin. Dor hett keinen kein Schießgewehr nich. Der Förster meint, dat Aas müßt von die Nachbarschaft rüber kamen sin. De möten dat hürt hebben, dat jung Jasmund nu keen Deinst mehr deiht, dat sei nu in unsen Forst rüber wechseln, de Wildschützenbande, de verfluchtige. Un nu is hei rüber nah den gräflichen Förster, da wollen sei dat Ding mal fingern, wie sei den Kierl to fassen kreegen."

Lotten schlug das Herz hoch. Sie versteckte sich hinter dem breiten Rücken der Karsunken, damit der Knecht sie nicht sehen sollte, noch auch die Hunde, die um den Wagen sprangen. Sie kannten sie ja so gut, denn wie oft waren sie mitgesprungen, wenn Försters Fritz und Pastors Lottchen miteinander gegangen waren. Sie war herzlich froh, als sie das letzte Haus von Puhlendorp hinter sich hatten und von der Landstraße in den Waldweg einbogen.

Hier hieß der Pfarrer abermals anhalten, so daß Lottchen sich rasch umwendete, um zu sehen, was es gäbe, denn sie saß mit dem Rücken in der Fahrtrichtung. Da gewahrte sie mit nicht geringer Verwunderung, daß da Krischan Barnekow am Wege stand in seinem alten Begräbnisrock, den Dreispitz auf dem Kopfe, und wahrhaftig auch das Klarinettenfutteral unter dem Arm. Noch größer aber ward ihr schreckhaftes Erstaunen, als der Pfarrer den Alten aufsitzen hieß, und dieser alsbald, nachdem er die Frauen zutraulich begrüßt, zu ihnen in den Wagen kletterte und sich's auf dem noch freien Strohsack bequem machte, als ob solches ganz nach Verabredung geschehe.

Und wie nun das reichlich beschwerte Wägelchen fein langsam durch den weißen Sand mahlte, da haschte der alte Krischan nach Lottchens Hand, tätschelte

sie freundlich und sagte behaglich lachend: „Na, Mamselling, wat seggt Sei nu, hehe! Nu hett oll Krischan doch woll en bannig schöines Stück blasen! Ik bin en ollen Philosoph, dat möt woahr sin. Hew ik's nich seggt? Un wenn de Kökisch de Grütz ook noch so brandheiß von't Füer runnerdheit, de Minsch, wo eine Räsong am Leibe hett, braucht ihr nich so heiß to freten, dat bei sich dat Mul an verbrennt. Dat geiht doch all as de Wind weiht. Uns Pastor is ook en Minsch mit Räsong. Un dor kann hei nich gegen an, dat uns Herrgott de Minschen einerseits as Mannsbilder, annernteils as Weibsbilder erschaffen hat."

Da wandte sich der Pfarrer um: „Halt Er seinen Rand, Krischan, und behalt Er Seine Philosophie für sich, bis unser Geschäft erledigt ist."

Lottchen öffnete die Augen weit und drückte ängstlich Krischans Hand. Wo sollte das hinaus? Von welchem Geschäfte sprach der Vater?

Aber der Alte legte nur den Finger auf den Mund und lächelte ihr ermutigend zu.

Der Weg begann ein wenig anzusteigen, und die beiden Ackergäule taten sich hart mit dem schwer geladenen Wägelchen. Da stiegen der Pfarrer und der Kutscher vom Bock herunter, um den Pferden die Arbeit zu erleichtern. Und auch Lotte folgte diesem Beispiel, weil die Untätigkeit bei so langsamer Fortbewegung ihr gar zu unerträglich war. So blieben denn die beiden Alten allein im Wagen sitzen und vertrieben sich auf ihre Art die Zeit mit eifrigem Geschwätz.

Der Pfarrer und sein Lottchen aber waren bald ein gutes Stück voraus gekommen, da es zu Fuß unter den Bäumen erheblich schneller vorwärts ging als zu Wagen.

„Ach, lieber Vater," begann das Mädchen, sobald der Wagen außer Hörweite gekommen war, „will Er mir denn nicht sagen, was Er mit uns vor hat? Und was hat Er denn in seinem Packen? Sollen wir denn etwa fliehen aus Puhlendorp und nimmermehr zurückkehren?"

„Wird wohl schwerlich etwas andres übrig bleiben," versetzte der Pfarrer düster. „Meinst du vielleicht, das Gerücht von dem Wildschützen werde nicht ins Dorf dringen und der Mathis reinen Mund halten? Hättest es schon heute in der Predigt erfahren können, woran wir seind mit denen Leuten. Alle waren sie gekommen, in der Hoffnung, etwas zum Gaffen zu finden. Soll ich sie nun vielleicht zur Hochzeit bitten, wenn ich mein Lottchen dem Wildschützen antraue? Ich, der ich selbst ein Wildschütz bin? Wahrlich, eine konvenable Mariage! Eine Banditenhochzeit ohne Kränzlein und ohne Geläut! Mag schnell geschehen, was doch geschehen muß. Ich habe mich resolviert, zu tun, was meines Amtes ist, und was ich dir als Vater schuldig bin. Die Folgen müssen wir dann gemeinsam tragen. Wir können nur beten, daß Gott uns Kraft dazu verleihe. Dringe nun nicht weiter in mich, Kind."

Da ging sie still neben dem Vater her und wagte ihn fortan nicht mehr in seinem Sinnen zu stören. Ihr aber war seltsam bang und feierlich zumute, wie sie so im kühlen, dunklen Walde neben dem ernsten Manne einherschritt.

Als sie endlich bei jener Schneise angelangt waren, wo sich gestern die Liebenden getroffen hatten, da hieß Erasmus Südekum die beiden Alten aussteigen und schickte den jungen Peterke mit dem Wägelchen ein Stück weiter voran, bis zur nächsten Wegkreuzung. Da sollte er ihrer Rückkunft harren. Seinen Packen nahm der Pfarrer aus dem Kutschkasten und trug ihn selbst, während die Karsunken und Krischan Barnekow die Kuchen und Getränke den Hügel hinaufschleppten. Ein wenig unterhalb der Höhe gebot der Pfarrer Halt, setzte sich ins Gras und hieß die andern seinem Beispiel folgen, mit Ausnahme von Krischan Barnekow, dem er befahl, seinen erhaltenen Auftrag auszuführen.

Der Alte keuchte gehorsam vollends den Hügel hinauf, dann sahen sie ihn auf der andern Seite verschwinden. Und es währte nicht lange, da hörten sie die schrillen Töne seines Instrumentes und die lustige Melodie vom wohlgemuten Jäger in den Wald hineinschmettern.

Lottchen hockte im Grase, die Hände wie zum Gebet gefaltet, und lauschte angstvoll in den Wald hinaus. Es vergingen wohl an die zehn bange Minuten, dann ward oben auf dem Gipfel der alte Krischan wieder sichtbar, und an seiner Hand führte er den jungen Jäger daher. Lotte verbarg das Gesicht in den Händen, und die Karsunken kreischte auf, als sie des verwilderten, bärtigen Gesellen ansichtig ward. Der Pfarrer aber erhob sich, nahm seinen Packen zur Hand und hieß auch die andern sich auf den Weg machen. Dann sprach er, zu Fritz Jasmund gewendet, ohne ihn weiter zu begrüßen: „Ich bin gekommen, zu tun, was meines Amtes ist. Reiche der Braut die Hand und führe uns den Weg, den ihr gestern gegangen seid."

Der große Bursche vermochte in seiner Verwirrung kein Wort hervorzubringen; aber er tat, wie ihm geheißen. Er reichte dem blutrot gewordenen Lottchen stumm die Hand und schritt mit ihr voran, während die übrigen drei Personen langsam nachfolgten. Selbst die alte Karsunken war von der Neuheit und Seltsamkeit der Umstände so benommen, daß sie kein Wort zu sagen fand, sondern wie taumelnd des Weges einherschritt und nur fortwährend vor sich hinseufzte.

Nach etwa zwanzig Minuten gelangten sie auf jene Waldwiese, in deren Grunde der dunkle Weiher blinkte.

„Sind wir hier noch auf Fersenschem Gebiete?" fragte der Pfarrer.

„Jawoll," versetzte Fritz. „Hüben ist Fersensch und drüben ist gräflich."

Und der Pfarrer darauf: „Nun, so ist es recht. So wollen wir hier bleiben. — Kann Er wohl ein geistliches Lied blasen, Krischan?"

Der Alte sann ein Weilchen nach, dann hob er die Klarinette an den Mund und intonierte ein Liedlein, das gar fromm und fröhlich klang.

„Was ist das?" unterbrach ihn der Pfarrer. „Das stehet doch nicht im Gesangbuch?"

„Sollte dat woll nich instehen?" versetzte Krischan. „Dat is doch so'n schönes altes Lied. Dat hew ik as Kind all lernt. Und wo oft hew ik dat up min Wanderschaft gesungen! Dat geiht so:

Wohlauf ihr kleinen Waldvöglein,
All's was in Lüften schwebet,
Stimmt an, lobt Gott, den Herren mein,
Singt an, die Stimm' erhebet!
Denn Gott hat euch erschaffen
Zu seinem Lob und Ehr;
G'sang, Federn, Schnabeln, Waffen,
Kommt alles von ihm her."

„Ich mein, Hochwürden, dat wier en gaud Lied vor in'n Wald to singen. Und ik weit ook noch en Vers von."

„Wer ist eu'r Koch und Keller,
Daß ihr so wohlgemut!
Ihr trinkt kein Muskateller
Und habt so freud'ges Blut.
Nichts haben, nichts begehren
Ist euer Lieberei:
Ihr habt ein' guten Herren,
Der hält euch all kostfrei."

„Nun," sagte der Pfarrer, und zum ersten Male huschte ein flüchtiges Lächeln über sein vergrämtes Antlitz; „so mag das Lied vor diesmal gut sein; sind wir doch in Gottes Waldkirche — so laßt uns ihn in seinen Geschöpfen preisen."

Und während nun der Alte seinen „geistlichen Vogelsang", wie das Lied benannt war, ertönen ließ, ging der Pfarrer abseits, knüpfte seinen Packen auf und entnahm demselben Talar, Bäffchen und Barett. In vollem Ornate trat er alsdann unter den Bäumen hervor, und das Brautpaar ward von solchem Anblick dermaßen bewegt, daß sie alle beide zu gleicher Zeit auf ihre Knie niedersanken und einander bei der Hand faßten.

Erasmus Südekum faltete die Hände und richtete die Augen gen Himmel. Dann begann er also zu sprechen: „Lasset uns unsre Augen aufheben zu dem, der über den Wolken wohnet, dessen lebendigen Odem wir rauschen hören in den Wipfeln des Waldes, dessen liebliche Stimme wir vernehmen in dem Gesang der Vöglein, und dessen Zorn im Donnergrollen die Erde erzittern macht. Er hat die Welt erschaffen in aller ihrer Herrlichkeit und hat seinem Ruhme einen Dom erbauet, in dem wir arme Menschenkinder knien, loben und danken sollen. Er hat uns geschaffen nach seinem Ebenbilde und hat uns von seinem eigenen Wesen ein Samenkorn in unser Gemüte gepflanzet, auf daß darin die Liebe aufgehe und Herze sich zu Herzen neige. Er hat aber auch in seinem unerforschlichen Ratschlusse die Sünde zugelassen, die da Haß säet zwischen den Menschenkindern und uns schuldig werden lässet vor Gott. Er hat die Sünde zugelassen, durch die das Ärgernis in die Welt gekommen ist; über jene aber, durch die das Ärgernis kommt, hat er Wehe gerufen durch den Mund seines eingeborenen Sohnes. Er hat auch zu uns gesprochen durch denselbigen Mund: ‚Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet,' und ferner: ‚Wer unter euch ohne Sünde ist, der hebe den ersten Stein auf.'

Meine andächtigen Lieben, ich habe mit dem Herrn gerungen im Gebet, und er hat mir einen Ausweg gezeigt aus der Finsternis, darinnen ich ver-

stricket war. Uns alle hat der Herr heimgesucht und hat Feindschaft gesetzt zwischen uns und unsern Brüdern und Schwestern, mit denen uns hierorts zu leben bestimmt ist. Mich hat er verstricket in Haß und Feindschaft wider das Gesetz und die Obrigkeit, also daß mein Mannesstolz mich aufgereizet hat, Gewalt gegen Gewalt zu setzen und wider den Stachel zu löcken. Und in euch, ihr jungen Menschenkinder, hat er durch großes Herzeleid die Sehnsucht eures Blutes allmächtig werden lassen und hat euch in Sturm und Wetter zusammengeführt, und in dem Feuer seiner Zornesblitze eure Herzen zusammengeschweißt zum ewigen Bunde. Wie die Tiere des Waldes habt ihr euch zusammengefunden — und die Tiere des Waldes seind auch Gottes Kreaturen und bedürfen keines andern Priesters, um ihres Fleisches Lust zu heiligen, denn allein des wonnigen Maienmonds, der mit seinem milden Taue segnet alles, was da grünt und blüht und kreucht und fleucht. Ihr aber seid Menschenkinder und beschlossen unter das Gesetz der Menschen. Als solche habt ihr denen Menschen ein Ärgernis gegeben, und es ist Wehe über euch gerufen. Soll nun ich, ein verordneter Diener des Wortes, den Stein wider euch aufheben, oder aber das Ärgernis zulassen? Darf ich aus weltlicher Eitelkeit meines Herzens mein eigen Fleisch und Blut in Angst und Reue vergehen lassen oder zusehen, wie mein Kind im Trotze wider die Anfeindung dieser Welt sein Herz verhärtet und sich auflehnet wider die Gebote unsrer heiligen Kirche und die Satzung gesitteter Menschen? Nein, meine Lieben: in dieser schweren Nacht habe ich die Stimme des Herrn vernommen, und sie hat mir befohlen, mich eilend aufzumachen und meines heiligen Amtes als Diener des reinen Evangelii zu warten, indem ich wieder gutmache, was die Kinder dieser Welt böse zu machen gedachten, und den Frieden bringe denen, welche die Bosheit und Tücke ihrer Widersacher ins Unglück gebracht. Nicht zu richten, sondern zu segnen bin ich gekommen. Und wenn ich mich etwa in einigen Stücken wider Menschensatzung verfehle durch die heilige Handlung, welche ich als verordneter Hirte der Gemeinde, welcher ihr beide angehöret, nunmehr an euch vollziehen will, so möge der Herr, der das Herz ansiehet, mir Kraft geben, die Folgen zu ertragen. Gleichwie er auch eure Seelen mit Kraft und Freudigkeit erfüllen möge, dieweil eurer zunächst kein fröhlicher Ehestand mit Scherzen und innigem Behagen, sondern vielmehr ein Wehestand mit Trennung, schwerer Not, Sorgen und Kümmernis harret. So ihr aber willens seid, solches alles auf euch zu nehmen aus lauter Zuversicht eures Herzens, so gelobet mir hier unter Gottes hohem Himmelsdom und vor diesen Zeugen, daß ihr einander in unverbrüchlicher Treue anhängen wollet als christliche Eheleute bis an das Ende eurer Tage."

Und nun tat er an Braut und Bräutigam die Fragen nach der Vorschrift der Kirche, und sie gaben heiß bewegten Herzens ihr Jawort, worauf Erasmus Südekum die beiden goldenen Reifen seines eignen Ehestandes von seinem Finger zog und den Jungvermählten zum sichtbaren Zeichen ihres Bundes ansteckte. Dann erteilte er ihnen den Segen und zog sein Töchterlein an seine Brust und hielt es lange an sich gedrückt, während der neugewonnene Sohn seine Hand ergriff und ehrfürchtig an seine Lippen führte.

Die alte Karsunken war während der ganzen heiligen Handlung aus dem Seufzen und Kopfschütteln nicht herausgekommen, jetzt aber konnte sie nicht mehr an sich halten, sondern mußte sich leise zu Krischan Barnekow äußern: „Jeses, Jeses, Jeses nee, ik sage man bloß — nee so wat! Ik bin ne olle anständige Person, mir kennen se alle, mir kann niemand nischt nachsagen, aber dat ik so wat nu noch erleben soll mit unsen Herrn Pastor — so außerhalbscht de Kirche — und ohne allens wie bei die Heiden — dat soll nu richtig sin? Ik bin man bloß froh, dat unse Frau dat nich mehr erlebt hat."

Der alte Krischan gab ihr einen freundschaftlichen Puff in die Seite und lachte vergnüglich. „Karsunken, ihr seid en' olle dammliche Perschon. Ik hew in min Läwen mannich veel Begräfnis und mannich veel Hochtied gesehn, abers dat hier wier die allerschönste Hochtied, wo ich in min ganzen Läwen gesehen hew. — Das junge Paar soll leben, vivat hoch!" Und er blies auf seinem alten Instrumente einen lustig kreischenden Tusch dazu.

Der Pfarrer packte seinen Ornat wieder ein, und dann setzten sich alle am Waldrand nieder, verzehrten den mitgebrachten Kuchen und ließen den einzigen Becher mit dem guten Weine reihum gehen. So waren sie eine Weile fröhlich und guter Dinge und gedachten nicht der schweren Stunden, die da kommen mußten. Erst als das bescheidene Hochzeitsmahl vollendet war und sie unter Klarinettenbegleitung das „Nun danket alle Gott" gesungen hatten, ging Erasmus Südekum mit den jungen Eheleuten abseits in den Wald und eröffnete ihnen, was er zu tun beschlossen habe. Er wollte heute noch dem Junker berichten, was er getan und bei ihm und seinem Konsistorio gleichzeitig um Enthebung aus seinem Amte nachsuchen. Fritz Jasmund mußte ihm in die Hand versprechen, unverweilt sich auf den Weg nach Eberswalde zu machen, damit er nicht etwa heute noch als Wildschütz ergriffen würde, und daselbst getreulich zu verharren und seinen Studien obzuliegen, bis die etwa verbesserten Umstände ihm gestatten würden, seinem jungen Weibe ein eigenes Heim zu bieten. Das Lottchen aber sollte vorläufig bei dem Vater bleiben und bei der Auflösung seines Hausstandes und Veräußerung seiner Habseligkeiten helfen; auch sein Geschick mit ihm teilen, sei es nun, daß er irgendwo eine Stellung fand, oder aber sich als Präzeptor kümmerlich durchschlagen und sein Kind den Verwandten anvertrauen mußte.

Er gönnte den Liebenden eine schickliche Weile, um ohne Zeugen voneinander Abschied zu nehmen, und dann brach er mit der kleinen Gesellschaft zur Heimkehr auf. Der Fritz brachte sie auf einem Jägerpfad bis nahe an die Stelle, wo der Wagen wartete, und dann empfahl er sich mit innigem Danke und dem Gelöbnis untadelhafter Aufführung und Wahrung seiner Treue, worauf er sich abwandte und eilenden Laufes entfernte, um nicht von jenen über knabenhaften Tränen betreten zu werden.

Lottchen biß ihre Zähne tapfer zusammen, denn der Kutscher brauchte ja nicht zu wissen, daß sie von einem solchen Abschied herkam. Erst daheim in ihrem Kämmerlein ließ sie ihren Zähren freien Lauf und weinte sich mählich aus Trennungsweh und Herzeleid in lauter Zuversicht und Dankbarkeit gegen Gott hinein.

Erasmus Südekum aber saß an diesem Abend noch lange auf und verfaßte zwei ausführliche Schreiben an den Junker von Fersen und das Konsistorium und suchte nicht eher seine Ruhestatt auf, bis er dieselben sorglich emendieret und sauber kopieret hatte. Dann aber schenkte ihm der Himmel einen langen, tiefen Schlaf.

XII.

Das hatte einen wilden Tanz gegeben mit dem Junker und dem alten Förster. Sämtliche Kern- und Kraftflüche, so er während des ganzen glorreichen Siebenjährigen Krieges gesammelt und fleißig geübt, hatte der wütende Junker über seinen Pastor ausgeschüttet und ihn beinahe mit dem Krückstock tätlich attackieret. Und der Förster hatte gedroht, die Ehe für null und nichtig erklären zu lassen, weil seinem Sohne noch etliche Monde zur Volljährigkeit mangelten. Weil aber die vollzogene Tatsache nun einmal, durch Unterschrift zweier Zeugen bestätigt, im Kirchenbuch eingetragen und der ganzen Gemeinde bekannt war, und weil ferner der Junker gern vermeiden wollte daß von seiner Vaterschaft öffentlich die Rede sei, so fügten sie sich schließlich doch in das Geschehene und waren obenein noch froh, daß sie aus solcher Ursache den unbequemen, widersetzlichen Pfarrer los wurden. Sie ermangelten aber nicht, ihm bis zu seinem Wegzuge jeden Tort anzutun, der nur irgend in ihrer Macht stand. Wie sie es denn auch durchsetzten, daß ihm vom Büttel seine Habe gepfändet wurde, bis daß er die Strafe für den rechtswidrig erlegten Hasen, samt den Gerichtskosten bezahlt hatte.

Um solches imstande zu sein und außerdem noch die Kosten für den Auszug und die Reise nach Berlin herauszubekommen, hatte der Pfarrer in der Kreisstadt einen großen Teil seiner Habe versteigern lassen. Gegen Ende des Juni hatte ihn dann noch die Entscheidung des Oberlandesgerichtes erreicht, die seine Berufung in Sachen des Bibelhasen verwarf und ihn abermals in die Kosten des Verfahrens verurteilte. Ein paar Tage später war der Aufbruch von Puhlendorp erfolgt. Und es war nur ein einziger Mensch gewesen, der herzlich und mit einiger Rührung von ihnen Abschied genommen hatte — Krischan Barnekow, der Stellmacher, Philosoph und Klarinettenbläser.

Weil nun nach dem Vorgefallenen nicht anzunehmen war, daß er binnen kurzem eine neue Stelle oder gar eine fettere Pfründe finden möchte, so hatte sich Erasmus Südekum mit der alten Karsunken und seinem Frau Töchterlein nach Berlin gewendet und schlug sich daselbst kümmerlich durch vermittelst Nachhilfestunden an faule Lateinschüler, Korrekturenlesen und Kopialien.

Lotte konnte mit Schreib- und Nadelarbeit, trotz alles aufgewendeten Fleißes, nur ein sehr geringes beisteuern, zumal es sich bald herausgestellt hatte, daß sie gesegneten Leibes war und ihre Kräfte von Woche zu Woche hinfälliger wurden. Es war noch ein Glück zu nennen, daß sie der Sorge um die Magd ledig wurden, indem die Karsunken mit ihrem wenigen Gesparten in einem Stift Unterkunft gefunden hatte.

Wie aber die Behörde trotz seines Unvermögens nicht nachließ, den armen Erpfarrer wegen seiner schuldigen Gerichtskosten zu drangsalieren, da bäumte sich der alte Südekumsche Trotz wiederum in ihm auf, und er versteifte sich darauf, jene elende Hasenaffäre bis aufs Letzte durchzukämpfen. Er machte die Sache beim Kammergericht anhängig. Und ein als geschickt berühmter Advokat sachte seinen Mut durch die Versicherung an, daß dieser Bibelhase ein gefundenes Fressen für den juristischen Scharfsinn sei und er seine ganze Kunst daran setzen wolle, ihm zu einem glorreichen Triumphe vor dem Kammergerichte zu verhelfen. Freilich bedurfte es dazu eines erklecklichen Vorschusses, und da solchen der arme Privatpräzeptor nicht zu leisten imstande war, so mußte er wohl oder übel auf den juristischen Beistand verzichten.

Da beschloß er denn gegen Ende Septembris, das letzte Mittel zu versuchen und sich an des Königs Gnade zu wenden. Er schrieb an seinen Schwiegersohn nach Eberswalde und hieß ihn an einem bestimmten Tage sich in Berlin einzufinden, um mit ihm und Lotten zusammen die Reise nach Potsdam zu tun. Daselbst wollten sie gemeinsam unter der Bittschriftenlinde des Augenblickes harren, wo das Auge des großen Königs ihrer etwa ansichtig werden möchte.

Und so geschah es. Fritz Jasmund traf pünktlich ein und ward von seinem jungen Weibe mit einem stillen Jubel begrüßt, der aber einen deutlichen Ausdruck fand in der plötzlichen Veränderung, die mit ihrem ganzen Wesen vorging. War sie vordem langsam hingewelkt wie ein verdurstendes Pflänzlein auf dürrem Sandboden, so schossen ihr über der Freude des Wiedersehens urplötzlich die starken Säfte freudiger Jugend bis in das letzte Fingerglied, also daß sie miteins wieder jung und stolz und schön neben ihrem Herzenserwählten einherschritt. Und auch der Fritz hatte sich zu seinem Vorteil verändert, wie sein Schwiegervater alsbald mit herzlicher Freude erkannte. Er hatte ein ernstes, männliches Wesen angenommen und doch an Freimut nichts eingebüßt. Er hatte fleißig seinen Dienst getan und gelernt, was irgend es zu lernen gab bei seinem Forstmeister. Dieser hatte ihm auf sein Verlangen auch ein gar günstiges Zeugnis über seine Fähigkeiten und bisherigen Fortschritte ausgestellt. Da Fritz zudem sich besser ausdrücken gelernt hatte und keine Scheu vor dem gestrengen Hochwürdigen ihn mehr fesselte, so ließ sich im Ernst wie im Scherz wohl mit ihm plaudern und diskurieren. Es ward also den drei armen Leuten ihr Bittgang nach Potsdam nicht nur dadurch angenehm verkürzt, daß sie unterwegs einen gefälligen Hauderer fanden, der sie für ein Trinkgeld aufsitzen ließ, sondern auch dadurch, daß sie sich die Zeit durch angenehme Gespräche vertreiben konnten.

Da sie sehr früh morgens von Berlin aufgebrochen waren, gelangten sie noch vor Mittag nach Potsdam und konnten, nachdem sie sich im Wirtshaus ein wenig gestärkt und ihre Kleider vom Straßenstaub gereinigt hatten, alsbald ihren Platz unter der berühmten Bittschriftenlinde einnehmen, die unter einem Fenster des königlichen Stadtschlosses sich befand. Wohl hatten sie durch einen Lakaien vernommen, daß der König wieder einmal von einem Gichtanfall hart gepeinigt und daher schwerlich selbst ans Fenster kommen

werde. Da sie aber doch einmal da waren, so harrten sie dennoch geduldig auf ihrem Posten aus, in der Hoffnung, daß sich vielleicht ein glücklicher Zufall ihrer Not erbarmen werde.

Es war ein rauher Tag und wehte ein feuchtkalter Wind, also daß es kein Leichtes war, ohne warme Überkleider und ohne Sitzgelegenheit stundenlang auszuharren, insonderheit für die junge Frau; aber sie waren noch kaum eine halbe Stunde unter der Linde gestanden, sehnsüchtig, auch wohl in dringendem Gebete hinaufschauend zu dem Fenster des großen Königs, als sie hinter den Scheiben eine Mannsgestalt gewahrten. Erasmus Südekum hob sogleich die bereit gehaltene Bittschrift in die Höhe, das Lottchen reckte bittend die gefalteten Hände empor, und der Fritz grüßte vorschriftsmäßig mit dem Hute.

Gleich darauf erschien ein Lakai mit der Mitteilung, daß der Geheimsekretarius sie vom Fenster aus gesehen und ihre Anwesenheit Seiner Majestät berichtet habe. Er sei beauftragt, die Bittschrift Seiner Majestät zu überbringen.

Mit zitternden Händen legte der Expfarrer sein Elaborat in die Hände des Lakaien und bat ihn auszurichten, daß er wohl noch mancherlei mündlich hinzuzusetzen wüßte und es Seiner Majestät untertänigst Dank wissen werde, so sie ihn und die Seinigen in persona zu empfangen geruhen wollte.

Nun verging abermals eine lange, bange halbe Stunde, und dann kehrte der Lakai zurück, mit dem Bescheide, daß Seine Majestät die Bittschrift gelesen habe und den Verfasser nebst seinen Leuten sofort zu sehen wünsche. Über die prächtige Treppe, durch weite Korridore und glanzvolle Vorräume wurden sie in ein kleines, einfenstriges Zimmer geführt.

Da fanden sie sich nun dem großen Könige gegenüber. Friedrich saß mitten im Zimmer mit dem Rücken gegen den Kamin, worin ein leichtes Feuer brannte. Er hatte einen schlechten Hut auf der unfrisierten Perücke, einen alten Dreispitz von der Form der Predigerhüte, einen Überrock von Mordorewolle, schwarze Beinkleider und Stiefel, die bis über die Kniee hoch gezogen waren. Drei kleine Bänke, mit grünem Tuche beschlagen, standen vor ihm, worauf er die Füße liegen hatte. Die linke Hand, woran er große Schmerzen zu leiden schien, hatte er in einer Art Muffe auf seinem Schoße liegen, in der Rechten hielt er die Südekumsche Bittschrift. So lag er auf seinem vergoldeten Lehnstuhl. Zu seiner Linken stand ein kleiner Tisch, worauf verschiedene Papiere lagen und zwei goldene Dosen, reich mit Brillanten garniert, aus welchen er von Zeit zu Zeit Tabak herausnahm, von dem ein gutes Teil über sein zerknittertes Jabot verstreut war. Unter dem Stuhle lag sein Lieblingswindspiel, Alkmene geheißen, das nach dem Tode der berühmten Biche die erste Stelle in des Königs Herzen einnahm. Außer dem Könige war nur noch ein Kabinettssekretär anwesend, der am Schreibtisch vor einem offenen Buche saß, worein er eben noch nach des Königs Diktate schrieb.

Beim Eintritt der drei Bittsteller fuhr das Windspiel unter dem Stuhle des Königs hervor und kläffend auf die Fremden los. Das Lottchen aber,

anstatt sich aus seiner tiefen Verbeugung aufzurichten, blieb vielmehr in seiner Stellung und streckte ihre Hand nach dem zierlichen Tiere aus, das erst ein wenig zurückwich, dann aber schnuppernd den Kopf vorstreckte und sich alsbald gerne streicheln ließ. Ebenso merkte es nach flüchtiger Beriechung auch dem jungen Jäger seine Hundefreundschaft wohl an, erhob sich auf den Hinterbeinen und legte seine feinen Pfötchen gegen Lottens Knie. So stand es zwischen den beiden Eheleuten und ließ sich von ihnen abwechselnd ums spitze Köpfchen schön tun.

Der König blickte lächelnd auf das junge Paar, dann nickte er freundlich und sprach: „Die kleine Madame scheinet mir eine besondere Confidence zu meritieren. Die Mene läßt sich sonst nicht leicht zu derlei Vertraulichkeit herbei. Nun, das ist mir eine gute Rekommandation für euch. Tret Er nur näher, Herr Pastor. Ich habe Sein Exposé gelesen. Er kommt mir gerade recht damit und liefert mir Wasser auf meine Mühle. Die ganze Justiz ist nicht einen Schuß Pulver wert — darin bin ich völlig Seiner Meinung. Das Federzeug versteht nichts als seine Advokatenstreiche. Eine üble Sache verbessern und durch Hyperbeln vergrößern oder verkleinern, wie man es à propos findet, das ist ihre ganze Kunst. Lasse mir aber nichts weismachen. — Er hat wohl in den Gasetten gelesen von dem Müller-Arnoldschen Prozeß und wie ich den Herren in das Konzept gefahren bin, weilen die Kanaillen von meinen Namen auch cruel Mißbrauch getrieben haben, um unerhörte Ungerechtigkeiten auszuüben. — Nun, ich lese da, daß man Ihn um eines elenden Hasen willen in dreien Instanzen kondemnieret und aus Amt und Brot hinausschikanieret hat. Was hat Er noch zur Sache vorzubringen?"

Die kräftigen Worte des Königs über die Justiz hatten dem zitternden Pfarrer seinen ganzen Mannesmut wiedergegeben, also daß er nach wenigen gestotterten Eingangsworten wieder im Besitze seiner natürlichen Beredsamkeit war und seine Sache just so frei und eindringlich vor des Königs Majestät, wie einstmals vor dem grimmigen Junker von Fersen, der durchaus ein Voltairianer sein wollte, zu führen vermochte. Und nicht nur seinen Rechtshandel wegen des Bibelhasen legte er dem gnädigen Monarchen ausführlich dar, sondern auch die besondern Folgen, die sein Zerwürfnis mit den kleinen Machthabern von Puhlendorp in Ansehung der Liebesaffäre seines geliebten Töchterleins mit dem natürlichen Sohne des Junkers gehabt hatte, nebst der eigenmächtigen und ungewöhnlichen Lösung, die er für diese traurige Verwirrung der Dinge gefunden, und die ihm gleichfalls von seiner geistlichen Behörde für eine schwere Schuld angerechnet und zum Vorwand für die Vorenthaltung eines neuen Amtes und gebührender Versorgung genommen worden war.

Der König hörte ihm aufmerksam zu, und seine großen, durchdringenden Augen, die durch die seitlich überhangenden Lider eine fast dreieckige Gestalt angenommen hatten, so wie man das Auge Gottes in den Kirchen malt, schweiften nur selten auf wenige Sekunden von dem eifrigen Sprecher ab, um mit deutlichem Wohlgefallen auf dem kleinen gesegneten Weibe und ihrem überaus stattlichen Ehegatten zu verweilen.

Als nun Erasmus Südekum seine lange Relation beendet hatte, nahm Seine Majestät eine Prise, lehnte sich eine kurze Weile nachdenklich in seinen Sessel zurück und schüttelte dann mit einem leisen Lachen den Kopf. „Er ist ein Sakramenter, mein Lieber. Er will mit dem Kopfe durch die Wand und verlangt, daß seiner gekränkten Person halber die Justiz gebeugt werde, vor der doch alle Leute gleich sein sollen. Ich bin allerdings die höchste Instanz vor alle die Fälle, in denen die Justizkollegia den Mantel der Justiz gebrauchen, um ihre üblen Passiones auszuführen und die natürliche Billigkeit beiseite setzen, um ihrer Gevatterschaft gefällig zu sein. In seinem Falle aber haben die Kollegia nach dem Buchstaben des Gesetzes richtig erkannt: das Wild gehört dem Junker. Er hat den Hasen des Junkers mit seiner Bibel zu Tode geworfen und darum auch die Strafe verwirkt. Dabei muß es ein vor allemal sein Bewenden haben. Ich kann Ihm nicht helfen. — Weil ich aber wohl einsehe, daß der Junker von Fersen ein meschanter alter Narr ist und die ganze Kompagnie der kleinen Puissancen in seinem Dorfe diesen miserablen Hasen nur vorgeschützt habe, um ihr Mütchen an Ihm zu kühlen, so will ich Gnade vor Recht ergehen lassen. Zieh Er Seine Klage beim Kammergericht zurück, so will ich befehlen, daß Ihm die Kosten erlassen werden. Daraus, daß Er sich lieber aus seinem Hause und Amte vertreiben lassen, als denn erdulden wollte, ein Wilddieb genannt zu werden, daraus ersehe ich, daß Er ein Mann ist, der Ehre im Leibe hat. Und wie Er in Ansehung Seiner Tochter und ihres Liebeshandels verfahren ist, das zeigt mir auch, daß Er ein Mann seie, der die gesunde Räson und die Humanität über seinen frommen Eifer zu stellen weiß. Ich habe ein Penchant für solche Leute. Ich würde ihn zum Feldprediger machen, wenn ich noch Kampagnen vor hätte. So aber will ich dafür sorgen, daß Er bald tunlichst auf einer der königlichen Domänen eine nahrhafte Stelle erhalten soll. Was Er da predigt, ist mir einerlei. Ich lasse mich ebenso wenig durch das theologische Gezänk schikanieren, wie ich meine Subjekten in ihrem Glauben schikanieren will. Ich sehe, daß Er selber bei seinem Glauben ein ehrlicher Mann geblieben ist, also muß Sein Glaube auch wohl für andre etwas nutz sein. Und wenn Er künftig wiederum gegen den Voltaire und gegen Seines Königs Freigeisterei zu predigen gedenkt, so mag Er das ungescheut tun; ich meine aber, Er hat sich bei Seiner Waldpredigt selber als einen Freigeist deklariert. Außerdem ist es meine Meinung, daß der Name eines Freigeistes ein Ehrentitul seie, welchen die Noblesse der Gesinnung und die Kraft des Räsonnements der wenigen Auserwählten im Unterschied vom großen Haufen meritieren. Na, das mag Er halten, wie Er will. — Aber dem Junker von Fersen will ich für seine cruellen Schikanen noch expré etwas ins Stammbuch schreiben." Er wendete sich an den Geheimsekretär: „Mein lieber Stellter. Er kann mir sofort ein Reskript anfertigen und zur Unterschrift vorlegen, des Inhaltes, daß von nun an, solange Pommern zur preußischen Krone gehört, der jeweilige Pfarrer von Puhlendorp das Recht haben solle, jeden Hasen für sich zu behalten, zu braten und zu verspeisen, den er auf dem Gottesacker mit seinem Bibelbuche zu Tode zu schmeißen imstande sei. Haha! Ihm, mein lieber

Pfarrer, kann das freilich nicht mehr helfen. Aber die Kerle wird es doch ärgern, und wir haben beide unser Plaisir davon. —“ [1])

In seines Herzens überströmender Freude konnte sich Erasmus Südekum nicht enthalten, vor seinem gnädigen Könige in die Knie zu sinken und die feine Greisenhand, die so oft den Degen zum Siege und die Feder in Reim und Prosa als ein Meister geführt hatte, ehrfürchtig an seine Lippen zu drücken.

„Schon gut, schon gut, mein Lieber,“ rief der König ein wenig ungeduldig. „Er ist mir als ein aufrechter Mann wert — ich mag ihn nicht knien sehen. — Sein Eidam gefällt mir übrigens gar wohl. Ich habe ein Penchant für die Bastarde der Noblesse. Seind viel helle Köpfe und teuflische Temperamenter darunter. Er soll seinen Kursum durchmachen, alsdann will ich ihn in meine persönlichen Dienste ziehen. Und seiner hübschen Frau Eheliebsten will ich aufgeben, daß sie mir oder meinem königlichen Nachfolger eine ganze Sektion solch strammer Kerls in die Armee liefere, wie ihr Mann einer ist. Merke Sie sich das wohl, kleine Madame, das ist ein königlicher Befehl — wonach sich zu achten — haha! Und Sie soll mir's sagen lassen, wenn Ihr Stündlein gekommen ist, damit ich mich bei der Freundin meiner Mene mit einem hübschen Taufgeschenk revanchieren kann.“

Der König winkte gnädig mit der Hand, Lottchen stotterte ihren Dank, während der Pfarrer einen tiefen Bückling und der Fritz das militärische Honneur ausführte. — — — —

Nun standen sie draußen vor der Tür in dem hohen glänzenden Audienzsaale. Und da breitete Erasmus Südekum seine Arme aus und zog seine Kinder an seine Brust. „Daß ich diesen Tag noch erleben durfte!“ flüsterte er tief bewegt. „Habt ihr ihn wohl bemerkt, diesen hellen Glanz seiner königlichen Augen? Ich meine, vor diesen Strahlen müßte sich alle menschliche Bosheit und Feigheit in Angst verkriechen gleich dem Getier der Nacht. Es ist der befreite Menschengeist, der aus solchem gewaltigen Herrscherauge strahlt. — Ehmals durfte mich Krischan Barnekow auslachen, als ich von der Freiheit des Christenmenschen predigte; jetzt aber weiß ich, was es mit dem Geiste der Freiheit und denen freien Geistern auf sich habe: Gerechtigkeit wohnt nur bei der Freiheit, und nur ein großer Freigeist kann ein großer König sein.“

[1]) Eine Kabinettsordre dieses Inhalts existiert tatsächlich in den Kirchenakten des v. Puttkamerschen Gutes Glowitz, Kreis Stolp in Hinterpommern. Für die Mitteilung dieser Tatsache, die mir die Anregung zur Gestaltung der im übrigen frei erfundenen Geschichte gab, bin ich dem gegenwärtigen Herrn Oberpräsidenten von Pommern, Freiherrn Helmut v. Maltzahn-Gültz, zu besonderem Dank verpflichtet.

Theodor Fontane.

Rede

von

Erich Schmidt

gehalten bei der Enthüllung des Wieseschen Denkmals in Neuruppin am 8. Juni 1907.

Gruß dir, wo die Wiege stand,
Geliebte Heimat, Havelland!

Im Frühjahr 1819 zog ein blutjunges, ungleiches Paar aus Berlins französischer Kolonie hier in der Löwenapotheke ein, und im Dezember ward ihr erster Sohn geboren: Theodor Fontane. Hier hat das blondlockige Kind gespielt und die Unterschule besucht, von hier nahm der Mann den Ausgang seiner „Wanderungen durch die Mark", und daß alles sich runde, hier in der Grafschaft Ruppin legte der greise Schöpfer des „Stechlin" endlich Stab und Griffel nieder.

„Erst die Fremde lehrt uns, was wir an der Heimat besitzen." Auf britischem Boden, dessen Landschaft und Geschichte, Sage und Poesie der Gast bewundernd anschaute, sprach er stolz: das hat Mark Brandenburg auch. Er tat keine lyrischen und empfindsamen Reisen, sondern erschloß, ohne mit dem Urkundenforscher des Archivs zu wetteifern, als liebevoller und kundigster „Tourist" von Zietens Wustrau, von der Stadt Kronprinz Friedrichs und Meister Schinkels her die verborgenen, spröden Reize seiner Mark auf historischem Hintergrunde, so daß ihm der Ruhm ihres besten Schilderers und Geschichtschreibers unbestritten bleibt. Das bedarf heute nicht vieler Worte. Wir verstehen es zugleich wohl, daß der spät gereifte Dichter sich dann keineswegs auf diesen märkischen Stationen ein für allemal festnageln, noch seine prächtigen aus englischem und preußischem Nährland erwachsenen Balladen, die auch in unsern Schulen klingen und klirren, immerfort als Kronjuwelen seiner Poesie anpreisen lassen wollte.

Diese Balladen schlagen mehr als eine Brücke zu den in früheren Jahrhunderten angesiedelten, durch Geheimnisvolles und Unausgesprochenes wirken-

den Erzählungen „Grete Minde“ und „Ellernklipp“, deren streng gestimmten Vortrag wir bewundern.

Die Wanderbücher, samt ihrer Gefolgschaft aus Preußens Königsschlössern, halfen dem großen Roman „Vor dem Sturm“ die Bahn brechen, der auf Grund jahrelanger Rüstung ein erschöpfendes Zeitbild der Mark von 1812 gab und ja nicht unbillig zugunsten jüngerer, moderner Geschwister herabgedrückt werden soll, denn hier ist noch mehr als Wilibald Alexis. Aber den Dichter zog es bald von dieser epischen Breite zum knappen Maß eines „Schach von Wuthenow“, worin urkundliche Wahrheit des Offizierwesens um 1806 sich mit der beherrschenden seelischen Ergründung des einen Helden oder Unhelden verband.

Der das schuf und dann die historischen Vorwürfe immer mehr hinter reinmenschliche zurücktreten ließ, war ein angehender Sechziger. Wir staunen vor diesem Wunder abendlicher Triebkraft, die doch nicht nach Goethes Wort der wiederholten geistigen Pubertät genialer Naturen entspricht, geschweige denn einen zweiten Nachguß liefert. Erst der Lebensherbst ward ihm zur vollen Erntezeit: zwanzig Jahre hindurch Werk auf Werk, bei kleinen Talsenkungen in Verbrechen- und Ehegeschichten aufsteigende Wellenberge.

Dazwischen erzählte Fontane, als Kriegsgefangener autobiographisch vorgeübt, mit köstlicher Frische seine Kindheit; sie gipfelt in der vom feinsten, der Grenze genau bewußten Takt getragenen Darstellung des armen gascognischen Vaters, dessen Leichtsinn unsern Humoristen doch viel wärmer anmutete als der herbe mütterliche Ernst. Und er schickte die bunten Bilder vielgeprüfter Mannesjahre nach, die von Roses Apotheke in den Dichterverein „Tunnel“ führen mit anekdotischer Vergegenwärtigung all der tüchtigen und drolligen Genossen, mit unverhohlenen Sympathien und Antipathien, mit Nachklängen der Abende, da des Grafen Strachwitz „Herz von Douglas“ Trumpf war oder der eigne „Archibald Douglas“. Fontane beschloß den großen Lebensabschnitt bei der ohne jede empfindsame Wallung geschilderten Hochzeit, die ihm ein Kind derselben französischen Kolonie zur Gefährtin gab, Frau Emilie.

Was er in den achtziger und neunziger Jahren seit der heiklen „Adultera“ bescherte, das ist, abgesehen von einem nur halbgelungenen Seitensprung nach Ungarn und der Einkehr im vertrauteren dänischen Schloß- und Hofwesen, lauter norddeutsches, märkisches Gewächs und verrät durch den ganzen Stil, auch durch Ausdrücke der Gasse, nie der Gosse, seine Wurzeln. Eine eigentümliche und unnachahmliche, eben „Fontansche“ Causerie herrscht vor. Ich brauche das französische Wort, denn ein mitgeborener Einschlag aus der Urheimat ist in dieser halb lässigen, halb kunstvollen Plauderei nicht zu verkennen, die den Ton und das Tempo nach Stand und Art der erstaunlich leibhaften Menschen abstuft, manchmal schrankenlos lustwandelt und uns doch ohne jede straffere Führung andächtig in der kargen kleinen Welt der Poggenpuhls festhält. Sie ist wiederum im Bereich der Liebe so schweigsam: „Ich glaube fast, ich bin verlobt,“ sagt Armgard v. Barby, weiter nichts; ja die erotischen Katastrophen werden einsilbig beinah übergangen.

Der stilvolle Realist, wie wir Fontane nach seinem eigenen Ausdruck nennen dürfen, entsagte allgemach den heftigeren Lösungen durch gewaltsame Begebenheiten und Taten. Er durchmaß mit milder Ethik die Bahn von den „Irrungen, Wirrungen" des Alltags zur „Effi Briest" und führte uns das meisterhafte Lustspiel eines „Bourgeoisentypus" vor, Frau Jenny Treibel, sich selbst darin als lächelnden Zuschauer. Er trug ernst und scherzhaft, am liebsten die Töne mischend, den älteren Berliner Roman auf ungeahnte Höhen der Lebensdarstellung und Lebensäußerung.

Knapp vor Fontanes Hingang sah man auf dem Schreibtisch im niedern, so gemütlichen Zimmer der Potsdamer Straße zwei stattliche neue Werke („beinah ein Skandal!" meinte ihr achtundsiebzigjähriger Schöpfer): neben der Vita die Bogen des „Stechlin", das gesättigte, abgeklärte Vermächtnis seiner Weltanschauung. Andre Eisen lagen im Feuer — doch „Allerorten umklingt's mich wie Rauschen im Wald: Was du tun willst, tue bald." Dem sei noch ein später Spruch beigefügt:

Ich bin ein Wein, der ausgegoren:
Er schäumt nicht länger hin und her,
Doch was nach außen er verloren,
Hat er an innerm Feuer mehr.

In diesem Alter, wahrlich frisch wie greisender Wein, war ein langes an Enttäuschungen, auch an Demütigungen reiches Vorleben heiter überwunden. Uneingerostet in seinen geistigen Gelenken, vielmehr neubeschwingt, nahm Fontane keinen Schmollwinkel oder Isolierschemel ein, sondern empfand es mit stillem Herzensdank, daß ihn ein junges, ein „zwangloses" Geschlecht, um dessen Gunst er doch niemals buhlte, auf den Hochsitz des Ruhmes hob und manchen lauen Erfolgen endlich, nicht zu spät trotz alledem, die weithin wirkenden Siege unanfechtbar nachkamen.

Der ehemalige Provisor, der offiziöse Londoner Korrespondent, der ständige Mitarbeiter erst der Kreuzzeitung, dann nach einem kurzen amtlichen Versuch durch zwanzig Jahre seiner lieben Vossischen sah sich am siebzigsten, am fünfundsiebzigsten Geburtstag nicht als Emeritus zum Abschied und aus verstaubter Pietät, sondern als jugendlicher Neuschöpfer im vordersten Glied gefeiert. Die Berliner Universität schmückte die streng gewählte Ehrenliste ihrer Doktoren der Philosophie und Meister der freien Künste mit Fontanes Namen neben dem des Freundes Adolf Menzel.

Er war gesund und frank geblieben in stetem Schaffen, „denn in der Mühe wohnt die Ruh", und in steter Teilnahme, mocht er sich mit französischen Romanen herumschlagen oder seine recht persönlichen Theaterberichte schreiben während einer erst stockenden, dann aufrührerischen Übergangszeit. Er tat es mit aller Ehrfurcht vor dem unverbrüchlichen großen Erbe der Vergangenheit, mit eingeborenem Grimm gegen dichterische und schauspielerische Unnatur der Gegenwart, mit selten irrender Witterung für das, was Zukunft verhieß. Der Alte half eine „freie Bühne" auftun und entdeckte, so wenig er Strudelköpfen und Tempelstürmern durch dick und dünn nachging, „vor Sonnenaufgang" den blutjungen Ankömmling Gerhart Hauptmann. Er setzte sich

nicht ohne Widersprüche mit dem großen Norweger Henrik Ibsen auseinander, dessen neue tiefschürfende Kunst ihm höchlich imponierte. Doch die grüblerische und tiftelige Problematik, wie der ausgesparte, mit geheimen Fußangeln besäte Stil, stieß nicht nur den behaglichen Fontanismus ab, sondern forderte auch durch ihre Sonderethik seine tiefe Überzeugung von „festem Gesetz und festem Befehl" in die Schranken. Denn gleich dem größten und eigensten märkischen Dichter, Heinrich v. Kleist, war unser Fontane darauf aus, das Machtrecht der persönlichen Empfindung und darüber das Gesetz, die Mutter der preußischen Krone, aufrecht zu halten.

Nirgend erwies er sich lau und starr. Er wollte noch gar manches wissen, nicht bloß von dem Großen im Sachsenwald, und ihm gefiel noch gar manches auf dieser Welt. Er war durch sein gesegnetes Alter, dem die stählende Arbeit leicht von der Hand ging, auch äußerlich ein freier Mann geworden. Innerlich hat er sich allzeit frei gefühlt, frei von jedem Strebertum und jeder Mammonsjagd, frei nach oben und nach unten.

Wenn man's auch nicht weit bringe „bei fehlendem Sinn für Feierlichkeit", wollt er in seiner reinen Seele keine Patentgefühle noch geschraubte Festtagsempfindungen großziehen, eher zu mißtrauisch gegen alles Pathos, nicht zuletzt das vaterländische; wollte sich keine Sentimentswege vorschreiben lassen und im Helden das menschlich Anfechtbare ja nicht übersehen.

Er verwarf sein Leben lang mit größtem Nachdruck alles, was ihm „redensartlich" klang oder „überheblich" erschien von seiten geistiger und sittlicher Bildungsmonopole und von seiten des Standes, einer protzenhaften Bourgeoisie (nicht Bürgerlichkeit) so gut wie eines verstockten Geburtsadels. Dabei ist gegen Edelleute und Prediger, die dem radikalen Dünkel wohl kurzweg Junker und Pfaffen heißen, niemand durch so manche Spielarten gerechter gewesen als der Wanderer, der Dichter Fontane.

Keiner Partei in Reih und Glied verpflichtet, war er sehr konservativ und sehr liberal, bei natürlichen Abschattungen während verschiedener Zeitläufte; politisch und kirchlich unbefangen, mit dem Anspruch, seine persönliche Meinung zu hegen. Er rühmte Heer und Protestantismus als unser Bestes, fand aber keineswegs alles Heil darin geborgen, und es wäre durchaus schief, in diesem Mann, dem das Königswort gebührt: „Der ist in tiefster Seele treu, der die Heimat liebt wie du," in diesem Mann, der selbst sprach: „Treulos sind alle Knechte, der Freie nur ist treu," einen vergötternden Herold aller preußischen Zustände und Mißstände, jeder märkischen Art und Unart zu erblicken.

Wenn wir seine lange, von ihm selbst nur für die Kindheit und den Spätabend hold befundene Bahn überschauen, dürfen wir Theodor Fontane glücklich preisen, denn er hat seine ganze Persönlichkeit kundtun, sich ausleben und seinen Schatz doch nicht völlig ausgeben dürfen, bis zum letzten Augenblick, da ohne vorgeschickte Gebresten an Geist und Körper ein sanfter Tod über ihn kam „wie Zieten aus dem Busch".

Nach vielen Entbehrungen, nach Verlusten in der Familie sah er die Kinder zu Freunden herangediehen, die Gattin der sie mehr als den Mann

bekümmernden Sorgen enthoben. Ein freundlicher, friedlicher Wohlstand umfing den Genügsamen:

Das Haus, die Heimat, die Beschränkung,
Die sind das Glück und sind die Welt.

In dieser Welt schaute er sich um als ein lächelnder, nicht lachender Philosoph; ein Humorist, der im Großen das Kleine, im Kleinen das Große wahrnahm; ein Lebensweiser, der nicht richten, sondern begreifen wollte und mit Goethe zusammentraf: „Viel lieber, was ihr euch unsittlich nennt, Als was ich mir unedel nennen müßte."

Wer ihm näher kam, dem tat er's an mit der liebenswerten Wahrhaftigkeit, die auch im trautesten Kreise scharf beobachtete, doch einen ironischen Hauch nicht zur verletzenden Zugluft ausarten ließ; dem tat er's an mit der Grazie seines gleich den Briefen so ungezwungenen, nie lehrhaft abschmeckigen Gesprächs; schon mit der bloßen Erscheinung, denn Fontane war von hohem, aufrechtem Wuchs und behielt bis zuletzt den herrlichen Glanz des blauen Auges, den Wohllaut der Stimme, den reizenden Verein von überlegenem Lächeln und jugendlichem Erröten.

Er war so ganz nur Mensch.

Diese Menschlichkeit hat Fontane endlich mild und tief zusammengefaßt im Nachruf auf eine nächstverwandte Gestalt, seinen alten Herrn v. Stechlin. Hören Sie die testamentarischen Worte[1]):

„Ich gebe kein Bild seines Lebens, denn wie dies Leben war, wissen alle, die hier erschienen sind. Sein Leben lag aufgeschlagen da, nichts verbarg sich, weil sich nichts zu verbergen brauchte. Sah man ihn, so schien er ein Alter, auch in dem, wie er Zeit und Leben ansah; aber für die, die sein wahres Wesen kannten, war er kein Alter, freilich auch kein Neuer. Er hatte vielmehr das, was über alles Zeitliche hinaus liegt, was immer gilt und immer gelten wird: ein Herz. Er war kein Programmedelmann, kein Edelmann nach der Schablone, wohl aber ein Edelmann nach jenem alles Beste umschließenden Etwas, das Gesinnung heißt. Er war recht eigentlich frei. Wußt es auch, wenn er's auch oft bestritt. Das goldene Kalb anbeten war nicht seine Sache . . . Er hielt es mit den guten Werken und war recht eigentlich das, was wir überhaupt einen Christen nennen sollten. Denn er hatte die Liebe. Nichts Menschliches war ihm fremd, weil er sich selbst als Mensch empfand und sich eigner menschlicher Schwäche jederzeit bewußt war . . . Er war das Beste, was wir sein können, ein Mann und ein Kind."

Das gilt von ihm selbst. So bleibt Theodor Fontane uns gegenwärtig, und auch von diesem Denkmal, das kein Grabmal, sondern ein Lebensmal ist, reiche er fort und fort wie sein Herr v. Ribbeck auf Ribbeck im Havelland erquickende Frucht!

[1]) Schon die Gedächtnisrede 1898 hab ich mit diesem Nekrolog — aus den Aushängebogen des noch nicht erschienenen Romans — beschlossen.

Eine Winterfahrt nach Tripolis, Tunesien und Sizilien 1907.

Skizzen und Stimmungen

von

(Generalleutnant z. D. **von Hoffmeister**[1]).

I. Tripolis. „Versunken und vergessen."

Aus Eis und Schnee und Nebel des harten heimatlichen Winters zog ich um die Mitte des Januar hinaus, die Sonne zu suchen. Die Wanderung war lang, und schon lag Malta hinter mir. Da, als ich nach bewegter Fahrt morgens auf das Deck heraustrete, schimmert weit im Süden, gleichsam auf dem Wasser schwimmend, ein schmaler, weißer Streif, der sich allmählich verbreitert und erhöht und zu Mauern und eng aneinander gedrängten Häusern formt. Sie sind würfelartig und dachlos und werden überragt von weit gewölbten Kuppeln, schlanken, kerzengleichen Minaretts und von der mächtigen Masse einer unmittelbar aus dem Meere aufsteigenden malerischen Burg – alles blendend weiß wie Marmor, und zwischen dem tiefen Blau von Himmel und Wasser erzitternd im Widerspiel und überflutet von dem flimmernden Glanz der — Sonne!

Nach rechts hin wird das wunderbare Bild durch eine auf weit vorspringender Landzunge gelegene altertümliche Befestigung abgeschlossen, nach links ziehen sich am Gestade entlang, soweit das Auge reicht, üppig grüne Gärten mit zahllosen Palmen, deren zierliche Federkronen ein leiser Lufthauch bewegt. Zwischen ihnen leuchten einzelne Häuschen und in Kuppelform gehaltene Grabdenkmäler hervor. Rückwärts dehnt sich eine gelbe, allmählich ansteigende Fläche, in weitester Ferne begrenzt durch scharf gezeichnete, in violetten Duft gehüllte Höhen.

Die Stadt ist Tripolis, das Land Afrika, der Höhenzug der Hochrand der Sahara.

[1]) Vgl. von demselben Verfasser „Drei Frühlingsfahrten in den Orient" im Oktober- und November-Heft 1906 der „Deutschen Rundschau".

Der Anblick ist eigenartig und fesselnd zugleich; man könnte glauben, einem Zauberlande zu nahen. Sind aber erst die gefährlichen Klippen glücklich überwunden, welche die Einfahrt in den wenig geschützten Hafen verwehren und über die mit ewigem Sturmlied weißköpfige, brandende Wogen warnend hinüberpoltern, und betritt man nach schwankender Bootfahrt eine schmale Treppe, den Aufgang zu dem elenden türkischen Zollgebäude, so sucht das Auge vergeblich die vermeintlichen Marmor- und Alabasterbauten; sie sind verschwunden und in schmucklose, schmutzig-weiße Mauern und Häuser verwandelt. Auch hier die alte Erfahrung, daß im Süden und im Orient gar häufig die Ferne entzückt, die Nähe enttäuscht. Das Licht, das von weitem Erde und Steine verschwenderisch in leuchtende Farbentöne hüllte, umgibt uns auch weiter mit gleichem durchsichtigen Schimmer, doch die Farben sind verblaßt — Erde wird zu Erde, Stein zu Stein.

Bei der Wahl von Tripolis als Wanderziel hatte mich der Gedanke geleitet, daß es noch wenig besucht und bekannt ist. Dies war keine Täuschung. Hier ist im wesentlichen alles unberührt geblieben und, abgesehen von ein paar Neubauten und teilweiser Pflasterung, hat die Zeit nichts geändert; spurlos fast scheinen die Jahrhunderte vorübergegangen zu sein. Während wir Algier, Tunesien und besonders Ägypten unter europäischem Einflusse in erstaunlicher Entwicklung begriffen sehen, liegt Tripolis abseits, wie ausgeschaltet aus der Bewegung der Völker, und fristet zwischen den Ausbuchtungen der Großen und Kleinen Syrte, plattgetreten vom Fuße des Türken, ein nur kümmerliches Dasein: es ist versunken und vergessen.

Wer heute durch die engen, vielfach mit Bogen überspannten Gassen, und die armseligen, steingewölbten oder gegen den Sonnenbrand sonst überdachten Bazare — Sſuks — wandert, wird sich nur schwer eine Vorstellung davon machen können, daß zur Römerzeit hier eine reiche Kolonie, Oea, geblüht hat, die mit zwei nahe gelegenen Schwesterstädten, Leptis Magna im Osten und Sabratha im Westen, in einem Dreistädtebund vereinigt war und unter dem Schutze römischer Kohorten ihren Handelsverkehr bis tief in das Innere Afrikas auszudehnen wußte.

Von all der Herrlichkeit ist nichts mehr übrig geblieben als ein mit Inschriften und Reliefs verzierter Triumphbogen aus weißem Marmor. Er war von dem Prokonsul Cajus Orfitus dem Kaiser Markus Aurelius Antoninus und dessen Adoptivbruder und Mitregenten Lucius Aurelius Verus gewidmet und steckt jetzt zur Hälfte in der Erde, während der frei gebliebene obere Teil in ein Haus eingebaut ist und einem Malteser als Kramladen dient! Die Ruinen von Leptis Magna und Sabratha liegen unter tiefem Sande begraben und haben dem durch seine natürliche Lage am meisten begünstigten Oea als einziges Erbe nur den Gesamtnamen des alten Dreistädtebundes — Tripolis — hinterlassen.

Mitte des sechzehnten Jahrhunderts kam die nach den Römern von Arabern, Spaniern und Malteserrittern beherrschte Stadt in die Gewalt der Türken und wurde neben Algier und Tunis bald ein berüchtigtes und gefürchtetes Korsarennest. Sie blieb es auch unter der mehr als hundertjährigen Regierung

des eingeborenen Fürstengeschlechtes der Karamanli, bis Frankreich in den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts dem Seeräuberunwesen ein Ende machte. 1835 besetzten die Türken aufs neue die Stadt, und Tripolis wurde eine türkische Provinz. Sein Schicksal war besiegelt.

Die Geschichte von Tripolis ist düster und blutgetränkt. Als ich die zahllosen Treppen, Gänge, Gewölbe und Höfe der alten Burg, des Seraj, durchwanderte, die unschön und ohne Wahl nach Bedürfnis oder Laune der jeweiligen Herrscher neben- und übereinander gereiht wurden, und vor den ungeheuern, in ihren unteren Teilen anscheinend aus dem natürlichen Fels herauswachsenden Mauern stand, konnte ich mich des Gedankens nicht erwehren, daß zu dieser trotzigen Zwingburg vielleicht auch geraubte Christensklaven jahrelang Steine herbeischleppen und fügen mußten. Mit welcher Sehnsucht mögen die mit Ketten Beladenen von der Arbeit hinausgeschaut haben über das unendliche Meer nach einem Segel, das ihnen Rettung und Freiheit brächte! Aber keines kam! Oben auf der Plattform zeigte man mir die Öffnung der Luftschächte, welche in die noch tief unter dem Meeresspiegel liegenden Gefängnisse hinabführen. Diese sind jetzt unzugänglich und wohl auch unbenützt, sollen jedoch so fürchterlich sein, daß die dort Eingeschlossenen häufig schon nach vierundzwanzig Stunden vor Verzweiflung dem Wahnsinn verfielen. Nachdem ich mehrfach anderwärts, namentlich auch in Zentralasien, orientalische Gefängnisse gesehen habe, will mir die Erzählung nicht unglaubwürdig erscheinen. Noch heute mögen im Orient verschwiegene Kerkermauern oder Gefangenengruben manch schauerliches Geheimnis umschließen und auf ewig bewahren.

Der finstere Bau könnte überhaupt mancherlei erzählen. Als im Jahre 1714 der erste der Karamanli, Achmed, den Entschluß gefaßt hatte, die Herrschaft an sich zu reißen, lud er alle Würdenträger — es sollen an dreihundert gewesen sein — in das Seraj zu Gast. Sie kamen auch und wurden nun beim Vorschreiten durch die engen, dunklen Gewölbegänge alle bis auf den letzten Mann von verborgen auflauernden Henkern erdrosselt oder niedergestochen. Vielleicht hat hundert Jahre später Mehemed Ali von Ägypten für seinen blutigen Handstreich gegen die Mameluken auf der Zitadelle von Kairo von diesem Verfahren gelernt und es sich zum Vorbild genommen.

Die in Form eines Fünfecks enge gebaute Stadt ist von einer großenteils baufälligen Mauer umgeben und hat eine solche Menge von Gassen und Gäßchen, daß es selbst bei längerem Aufenthalt schwer fällt, sich zurechtzufinden, besonders in dem Judenviertel, dem Harra. Die Bevölkerung bildet ein buntes Gemisch von Arabern, den eingewanderten Eroberern, und Berbern, den Ureinwohnern, ferner von Maltesern, Negern und Juden. Die Malteser sind rührige Geschäftsleute und Krämer, eine im allgemeinen wenig anziehende Gesellschaft. Zahlreich sind die Neger, stramme, kräftige Burschen, die sich überall leicht zusammenfinden und nach der Sitte ihrer sudanesischen Heimat familienweise in umzäunten Stroh- und Schilfhütten hausen, und am zahlreichsten sind die Juden. Diese, alle Zeit von den Moslims gehaßt und verachtet, bilden den verkommensten und ärmlichsten Teil der Bewohner.

Wohl um sie los zu sein und sich nicht viel mit ihnen beschäftigen zu müssen, hat man ihnen unter ihren Rabbinern in allen inneren Angelegenheiten eine Art weitgehender Selbstverwaltung gelassen, wodurch sich die jüdische Gemeinde bei engem Zusammenschluß allmählich völlig absondern konnte. Den einzigen Trost im Elend haben ihre Mitglieder in starrem Festhalten an dem Glauben ihrer Väter und seinen Satzungen gefunden, und ihre Strenggläubigkeit soll denn auch, wie mir von glaubwürdiger Seite versichert wurde, so groß sein, daß, um nur ein Beispiel anzuführen, von ihnen niemals mehr ein Gefäß in Gebrauch genommen würde, aus dem ein Nichtjude Speise oder Trank genossen hat. Europäer gibt es, außer den wenigen Berufskonsuln, fast keine, und die vorhandenen sind es wohl meist nur noch in der Kleidung.

So empfängt man in Tripolis ein solch gestaltungsreiches Bild unverfälschten orientalischen Lebens, wie ich es nur selten früher und später nur noch in Kairuan gefunden habe. Namentlich die Markttage, an denen die mannigfachen Erzeugnisse des Landes, wie herrliche Früchte, hübsch geflochtene Matten, das in der Steppe gewonnene Halfagras, in weitmaschige Netze zusammengepreßt und späterhin zur Papieranfertigung benützt, und vieles andre auf Kamelen, Pferden und Eseln herbeigeschleppt und feilgeboten werden, müssen für den Fremden, auch wenn er mit dem Orient schon wohl bekannt und vertraut ist, eine Fülle von Anregung und wechselnden Eindrücken bieten.

Die Besatzung ist stark; wo man geht und steht, sieht man Soldaten, darunter viele Neger, selbst in Offizierstellen. Die Leute sind zum überwiegenden Teil in großen, ziemlich rein gehaltenen Kasernen untergebracht, von kräftigem Körperbau, mit ihrem Lose zufrieden und von bescheidenem, ruhigem Verhalten auf der Straße; anders wie in sonstigen Teilen des türkischen Reiches sollen sie auch ihren Sold regelmäßig erhalten. Die Bekleidung freilich ist mehr als mangelhaft und derart verschieden, daß es sogar für den Eingeweihten schwierig sein dürfte, sich zurechtzufinden. Auf den Wachtdienst wird augenscheinlich großer Wert gelegt, und allerwärts trifft man Posten, übrigens meist harmlose Gesellen, auch an Orten, an denen sie vielleicht früher einmal nützlich gewesen sein mögen, wo aber jetzt ihr Zweck schlechterdings nicht mehr verständlich ist. Wenn man häufig auf einem halb verfallenen Wall oder bei einer hochbejahrten Kanone eine einsame Schildwache sieht, unbeweglich und wie aus Stein gehauen, so gewinnt man leicht den Eindruck, als sei sie aus einem vergangenen Jahrhundert stehen geblieben und vergessen worden.

Das einzige Vergnügen der Leute und ein beliebtes Schauspiel auch für die Eingeborenen bilden Ringkämpfe, die allwöchentlich auf einem freien Platze stattfinden und denen ich in der Loge des Gouverneurs beiwohnen konnte. Die Kämpfenden, kraftvolle, sehnige Gestalten, haben den Oberkörper entblößt und nehmen ihre Sache außerordentlich ernst. Manchmal sind die Paare so erbittert, daß die Gegner, selbst wenn die Entscheidung gefallen und vom Kampfrichter das Zeichen gegeben ist, nicht voneinander ablassen und mit Gewalt getrennt werden müssen. Die Zuschauer sitzen mit untergeschlagenen

Beinen in weitem Umkreise und in vielen Reihen hintereinander auf der Erde und folgen dem Verlaufe mit größter Spannung.

Das Volk ist arm. Man sollte meinen, es bestehe nur aus Bettlern, wenn nicht bekannt wäre, welch unglaubliche Summen, zumal auf dem Lande, die Beamten noch immer verstehen aus ihm herauszupressen. Ich glaube, diese traurige Erscheinung, die wir mehr oder weniger in allen Ländern des Islam finden, sofern sie nicht unter europäischer Verwaltung stehen, läßt sich mit dem sonst ehrlichen und würdigen Wesen des Moslim nur unter den Gesichtspunkten in Einklang bringen, daß seit undenklichen Zeiten die Rechtszustände und Besitzverhältnisse im Orient unsichere sind, und daß die Inhaber der Beamtenstellen diese vielfach erkaufen und daher zunächst bestrebt sein müssen, mindestens die aufgewendete Kaufsumme wieder hereinzubekommen. So würden, erzählte man mir, auf dem Lande die an und für sich schon drückenden Steuern häufig mehrmals im Jahre, wenn erforderlich gewaltsam, eingetrieben und im Falle des Unvermögens Quälereien und Mißhandlungen nicht gespart. Die erpreßten Summen fließen natürlich zum größten Teile in die Taschen der Beamten, es wird das Geld, wie ein arabisches Sprichwort bezeichnend sagt, „von den Kamelen gefressen".

Der Araber ist an sich kein großer Freund von Gelderwerb und Ackerbau, denn „neben der Pflugschar geht die Schande"; unter den obwaltenden Verhältnissen hat es aber für ihn schon gar keinen Zweck und Reiz, mehr zu erarbeiten, als er für seine geringen Bedürfnisse gebraucht. Nahezu rechtlos steht er dem Raubsystem seiner Bedrücker gegenüber, und was sie ihm etwa noch lassen, weil sie es nicht finden, fällt den Wucherern anheim. Es raubt der Mensch dem Menschen den Erwerb, und man muß wirklich nach dem Orient gehen, um zu lernen, wie viel ein Geschöpf Gottes, allerdings unter südlichem Himmel, dem Freunde der Armen, und mit der Ergebenheit des Moslim, geduldig zu entbehren und in welcher Dürftigkeit es zu leiden und zu leben vermag.

In neuerer Zeit sollen zwar viele Mißbräuche abgestellt, deren jedoch immer noch reichlich genug übrig sein. Und mehr darf man in einer türkischen Provinz schließlich nicht erwarten. Immerhin hatte ich den Eindruck, daß die Verhältnisse dort noch erheblich bessere sind als in dem „Heiligen Lande", über welches ich bereits in einem früheren Aufsatze gesprochen habe[1]); denn solch elende Bevölkerung, wie in Palästina, habe ich nirgends gefunden. Es ist gewiß eine der seltsamsten, unerforschlichsten Fügungen der Weltgeschichte, daß der Reinste und Selbstloseste aller großen Religionsstifter des Orients Seinem Lande und Volke zum Fluch werden mußte, und daß die Stätten, die Sein geweihter Fuß betreten hat und die durch den Erlöser für alle Zeiten berühmt nnd geheiligt wurden, seit Jahrtausenden verödet und gleicherweise durch Haß und Liebe in Steinwüsten und Trümmerhaufen verwandelt sind.

Wenige Tage vor meiner Abreise wurde ich von dem Gouverneur, Marschall Redjeb Pascha, im Seraj feierlich empfangen. Ein Adjutant geleitete mich vom Wagen aus über eine Rampe und Steintreppe durch einen Vorraum nach

[1]) November-Heft 1906 der „Deutschen Rundschau".

einem großen Saal. Auf meinem Gange mußte ich unwillkürlich an die oben geschilderten Vorgänge denken, die sich, wenn nicht da, wo ich ging, so doch ganz in der Nähe abgespielt haben müssen. In dem Vorraum hatte das militärische Gefolge des Marschalls Aufstellung genommen; er selbst, eine würdige, ansprechende, straff militärische Erscheinung, trat mir am Eingang des Saales entgegen und bewillkommnete mich, indem er nach türkischer Sitte Stirne und Mund berührte zum Zeichen, daß Denken und Rede dem Gaste gehören. Hierauf nahmen wir einander gegenüber Platz, und es entspann sich bei Kaffee und Zigaretten, den unerläßlichen Zutaten jeder Geselligkeit, bald eine Unterhaltung, wie sie lebhafter nicht sein konnte in Anbetracht dessen, daß er Türkisch, ich Französisch sprach und der ziemlich entfernt seitwärts an der Wand sitzende Dolmetscher vermittelte. Ich erzählte von meinen Erlebnissen und Reisen und er mit hervortretender, wohltuender Bescheidenheit von mancherlei Verbesserungen, die er in der unter seiner Verwaltung stehenden großen Provinz eingeführt habe, und dann von den Kämpfen um Plewna, bei denen er unter Osman Pascha mitgefochten hatte. Der Marschall ist ein Vollbluttürke mit der dem vornehmen Orientalen eigentümlichen Feinheit des Taktes und soll der beste Gouverneur sein, den Tripolis je gehabt hat. Sein Gegenbesuch fand auf dem Konsulate statt. —

Nach Osten und Süden schließt sich an Tripolis die ausgedehnte fruchtbare und dichtbevölkerte Mnschia-Oase an, deren Palmenwald schon vom Meere aus zu sehen war. Die Palmen sind die herrlichsten und nützlichsten Pflanzengebilde des Orients; für ihre Kronen und Früchte verlangen sie Sonnenbrand, für Wurzeln und Wachstum Feuchtigkeit. An der Sonne fehlt es nicht. Darum ist die Bewässerungsfrage von jeher die wichtigste für die Oasen gewesen, und überall finden wir in ihnen noch aus der Römerzeit stammende Zisternen. Sie sind zwar längst zerfallen und verschüttet, an ihrer Stelle hat man jedoch Bewässerungsbrunnen gegraben, aus deren Tiefe nach altertümlichem Verfahren durch ächzende Schöpfräder das befruchtende Wasser emporgehoben und in schmale Rinnen geleitet wird, um überall die üppigste Pflanzenwelt — Palmen, Oliven, Orangen und Zitronen — neben- und übereinander hervorzuzaubern.

Die Mnschia-Oase ist von einem Sanddünengürtel umgeben, der von zahlreichen, jäh eingeschnittenen Trockentälern — Uadis — durchsetzt wird und allmählich in die Dschefara-Steppe übergeht. Diese, im Frühling mit einem bunten Gewand überkleidet, steigt stufenweise zu dem abflußlosen Hochland der Sahara-Wüste an.

Im wesentlichen ist somit Tripolis eine Wüstenstadt, und obwohl das Hinterland, die zugehörige Provinz Tripolitanien, viermal größer ist als Italien, durch die Ungunst der Natur und den unablässigen Ansturm wandernden Sandes eingeengt und in der Entwicklung gehemmt. Neben Yemen in Arabien bildet es den hauptsächlichsten Verbannungsort der Türkei; die meisten der hier stehenden nicht eingeborenen Offiziere und Beamten haben sich irgendwie das Mißfallen einer maßgebenden Persönlichkeit in Konstantinopel zugezogen. Und doch ist ein Aufenthalt in Tripolis und selbst in dem östlich an der

Großen Syrte gelegenen Benghasi immerhin noch erträglich; fürchterlich dagegen soll er in dem fieberreichen, wasserarmen Mursuk sein, dem Hauptort der weitentfernten, gänzlich verarmten und verfallenen Provinz Fessan. Wer dorthin verschickt wird, scheidet aus dem Leben aus. Man hat mir erzählt, ein Major, dem man wenige Tage vor meiner Ankunft seine Versetzung nach Fessan mitgeteilt habe, sei — ein Orientale! — in Tränen ausgebrochen.

Sehr gerne hätte ich einen größern Ausflug ins Innere gemacht und ihn mit einer Falkenjagd verbunden, wie sie dort üblich und beliebt sind. Einmal waren aber die Nächte noch sehr kalt und feucht, und dann zeigen sich in der Genehmigung von Inlandreisen die türkischen Behörden außerordentlich schwierig und zwar wohl weniger aus Mißtrauen, daß etwas ausgekundschaftet würde — denn es dürfte schwer sein, zu sagen, was dort zu holen wäre —, als aus Besorgnis davor, man könne mit einem der zahlreichen politischen Verbannten in Verbindung treten. Allein von dieser Erwägung aus vermag ich es mir zu erklären, daß, wenn man auch nur ein paar Tagereisen in das Innere vordringen will, hierfür eine besondere Erlaubnis aus Konstantinopel eingeholt werden muß, die nicht immer und in jedem Falle nur sehr ungern gegeben werden soll.

So blieb ich auf die Stadt und ihren Oasenkranz beschränkt. Und dabei habe ich nichts verloren, denn zu immer neuem Genuß wanderte ich alle Nachmittage hinaus, und köstliche Stunden waren es, die ich unter den Palmen verlebte. Die Oasen sind die Gärten der Wüste. Der Araber nennt sie „grüne Inseln", und ich wüßte wirklich keinen Vergleich, der zutreffender wäre. Mehr als einmal habe ich es selbst erfahren, mit welcher Sehnsucht man in ermüdender Wanderung durch das Meer der Wüste nach einer Oase Ausschau hält und mit welch tiefer Dankbarkeit man ihren überschatteten Grund betritt.

Bei der in ziemlicher Entfernung westwärts auf dem Wege nach Sansur gelegenen Oase Gergarisch befinden sich, dem türkischen Militärposten gegenüber, alte Steinbrüche und Reste einer Befestigung aus der Spanier- oder auch Römerzeit. In Kalkgestein ist ein weiter Raum eingehöhlt, in dem ich vor einem Gewitterregen Zuflucht fand, und daneben steht ein zertrümmerter Wachtturm, von den Arabern „Turm der Ungläubigen" genannt.

Hinter der Minschia, weit draußen in den Dünen, erhebt sich ein Hügel. Die freien Winde der Wüste haben ihn zusammengeweht, und allmählich ist er von Gestrüpp gefestigt und hart geworden. Von dort hat man einen weiten Rundblick: die weiße Stadt, dunkelgrüne Palmen- und Olivenhaine mit eingestreuten armseligen Araberhütten, hell schimmernden Häuschen und Grabkuppeln, darüber hinweg das tiefblaue Meer und sonst nur die Steppe, eintönig, graugelb. Ganz im Süden steigt dunkel der Hochrand der Sahara empor gleich einer Schranke, von der Schöpfung selbst errichtet, als wolle sie den unruhevollen Menschengeist warnen, der Wüste Totenschlaf zu stören und ihre Geheimnisse zu ergründen. Aber die Helden der Forschung haben sich dadurch nicht abschrecken lassen; viele von ihnen sind dort hinübergezogen und haben es in kühnem Wagen unternommen, zu dem Herzen des dunkeln Weltteiles vorzudringen und den Schleier der Wüstenkönigin Afrika zu lüften.

Ernst und feierlich ist das Schweigen. Ein Schöpfrad stöhnt, eine einförmige, in halben Tönen auf und nieder wogende uralte arabische Sangesweise zieht leise klagend herüber, — sonst kein Laut. Auch das Auge findet in der leeren, farbenarmen Steppe nichts, was den Blick anziehen und zum Verweilen laden möchte; es verliert sich in den unendlichen Übergängen von Himmel und Erde. Mehr und mehr umfängt uns ein wohliges Gefühl der Einsamkeit und löst wunderbare Stimmungen in unsrer Seele aus. Das Unbegrenzte läßt die Gedanken und Empfindungen, die es herausgelockt hat, auf uns zurückströmen, und wir vermögen sie zusammenzufassen und auszugestalten, wie nirgends sonst auf Erden. Deshalb haben wohl die großen Propheten und Gottesverkündiger aller Zeiten, auch Jesus, die Wüste aufgesucht und dort im Verkehr mit Gott, das heißt dem Göttlichen in sich selbst, ihre Offenbarungen erhalten.

Eine vorübergehende Bewegung, das einzige Zeugnis tätigen Lebens, geben der totenähnlichen Starrheit nur bisweilen Karawanen, die näher oder ferner langsam in endloser Reihe hinwandeln, oder auch ein Nomadentrupp, der seinen Standort wechselt. Ein solcher zieht auch jetzt vorbei: ein seltsames Bild.

Voraus treiben braune Burschen in zerlumpten Gewändern einige Schafe. Es folgen Kamele mit Frauen und Kindern und auf feingliedrigem, langschweifigem Roß der „Herr", die altertümliche, dünnschaftige Flinte mit Feuersteinschloß quer über den Rücken gehängt, ernst, schweigsam, unzugänglich. Daneben und dahinter kommen Männer, halbwüchsige Jungen und Mädchen und eine Frau, die ihr Kind trägt. Sie trägt es tage- und wochenlang durch tiefen Sand, durch stacheliges Gestrüpp und über hartes Gestein auf dem Rücken, und dort, durch den Faltenwurf des Gewandes und die untergeschlagenen Arme der Mutter gehalten, sitzt es, lacht und weint, zappelt und schläft bei Staub und Wind, in Regen und Sonnenbrand. Den Schluß bildet allerlei Hausrat und das Zelt.

Ist das Tagesziel erreicht, so werden die Zeltstangen — je drei vorn und hinten und die in der Mitte etwas höher, als die seitlichen — eingeschlagen, durch Quer- und Längshölzer verbunden und mit zusammengeflickten, schwarzbraunen Kamel- oder Ziegenhäuten und bunten Lappen überdeckt: die Behausung ist fertig. Sie ist freilich nur ein niedriges, armseliges Zelt, aber für den Beduinen bedeutet es weit mehr als einen Schutz gegen die zornige Glut der Sonne, die oft empfindlich kühle und taufeuchte Nacht oder den sengend heißen Gibliwind, — mit der Wüste ist es für ihn Heimat und Welt zugleich, es umschließt sein Leben von der Geburt bis zum Tode. Alle Erregungen und Geschehnisse, die in sein eintönig-ernstes Dasein eingreifen, Liebe und Haß, Freude und Leid, Rasten und Wandern sind mit dem Zelt verbunden, das, wie ein treuer Freund, ihn begleitet, wohin er sich wendet, und ihm, dem wahren Kind der Einsamkeit, überall eine Heimat gibt, wo er es aufschlägt.

Der Orient ist in seinen Erscheinungen, in Natur und Menschen, der Veränderlichkeit und dem Wandel nur wenig unterworfen. Es dürften daher die uns vertrauten Gestalten des Alten Testaments Ansehen, Art und selbst Bekleidung der heutigen Beduinen gehabt haben und wie diese inmitten ihrer

Frauen, Sippen und Herden von Wasserstelle zu Wasserstelle und von Weide zu Weide gezogen sein. Auch Rebekka ist wohl ein solch schwarzbraunes Weib gewesen, „schön von Angesicht", als sie mit dem geschweiften Henkelkrug auf der Schulter in den Brunnen hinabstieg, um Wasser zu schöpfen, und, von dem Boten Isaaks mit güldener Spange um die Stirne, mit Ohrgehängen und an Armen und Beinen mit Reifen geschmückt, hoch zu Kamel durch die Wüste ihrem neuen Herrn entgegenzog. „Da sie ihn aber sah, ließ sie sich auf die Erde nieder und verhüllete sich."

Besonders reizvoll waren die Heimritte durch die Minschia, wenn die Sonne untergegangen und an dem verdunkelten, nach Westen zu in den feinsten Farben abgetönten Himmel der Mond aufgestiegen war. Mit kühlem Silberlicht umfloß er die schlanken Palmen, deren unbewegliche Büschelkronen sich unter dem blauschwarzen, sternbesäeten Firmament wie zu einem Dome von unvergleichlicher Pracht zusammenschlossen. Ringsum Totenstille. Auch den Schall der mit flachen Eisen belegten Hufe nahm der weiche, geschmeidige Boden auf und machte die Tritte unhörbar. Mein scharf gezeichneter Schatten huschte seltsam verzerrt über die Erdwälle und hohen Kaktushecken, die den schmalen Pfad besäumten, und glitt über die am Wege stehenden zerfallenen und sogar ihrer Tore beraubten weißen Grabmoscheen der letzten Karamanli hin.

Mit vorgestrecktem Hals und wiegendem Gang schritten schwerbeladene Kamele lautlos und gespensterhaft vorüber, hinaus in die Wüste.

(Schluß des Artikels im nächsten Hefte.)

Briefe Friedrich Theodor Vischers aus der Paulskirche.

Herausgegeben, eingeleitet und erläutert

von

Gottlob Egelhaaf.

Die zwölf Briefe, die man unten lesen wird, stammen aus der Feder des berühmten Ästhetikers Friedrich Theodor Vischer, der, eine Zierde der Hochschulen in Tübingen (1837), Zürich (1855) und Stuttgart (1867 bis 1887), am 30. Juni 1807 zu Ludwigsburg in Württemberg als Sohn des Oberhelfers (Archidiakonus) Vischer geboren und am 14. September 1887 zu Gmunden in Oberösterreich gestorben ist. Als Sproß eines schwäbischen Pfarrhauses studierte er im „Stift" zu Tübingen Theologie und Philosophie, kam 1833 als Repetent an das Stift und ward 1837 außerordentlicher, 1844 ordentlicher Professor in der philosophischen Fakultät der Universität Tübingen, als der er vornehmlich über Ästhetik und Shakespeare las. Sein philosophischer Standpunkt war, fast möchte man im Hinblick auf jene Zeit sagen, selbstverständlich, der Hegels. In seiner Antrittsrede vom 21. November 1844 über das Verhältnis der Ästhetik zu den andern Wissenschaften wandte er sich mit solcher Schärfe wider die Gegner der freien Wissenschaft (denen er „Kampf ohne Rückhalt, offenen und herzlichen Haß" versprach), daß eine große Erregung im ganzen Lande entstand[1]). Es kam zu einer amtlichen Untersuchung, wobei zunächst eine Minderheit des akademischen Senats, unter ihr der Kanzler der Universität, v. Wächter, für Entlassung, die Mehrheit, unter ihr der katholische Kirchenhistoriker Hefele, für völlige Strafosigkeit war. Durch eine Art von Vereinbarung kam der Beschluß auf Erteilung einer dienstlichen Rüge zustande, den der Minister Schlayer aber durch Erlaß vom 14. Februar 1845 dahin abänderte, daß er Vischer zwar nur eine Warnung

[1]) Vgl. Vischers Selbstbiographie „Mein Lebensgang" in „Altes und Neues", Bd. III, S. 250 ff. Stuttgart, Bonz, 1882, und Richard Weltrich, Allg. Deutsche Biographie, Bd. 40. 1896.

aussprach, ihm aber für zwei Jahre das Recht, Vorlesungen zu halten, entzog; der Gehalt ward ihm indes fortbezahlt, was in der Abgeordnetenkammer auf Anstand stieß. Vischer hielt die Maßregelung für eine Ungerechtigkeit, da er nur den Prinzipien der Gegner scharf habe gegenübertreten wollen, nicht aber den Personen; ihm solche Gehässigkeit zuzuschreiben, sei Bosheit gewesen. So mußte er vom Sommer 1845 an vier Semester aussetzen; erst im Sommer 1847 durfte er seine akademische Tätigkeit wieder aufnehmen. Nun kam die Märzrevolution des Jahres 1848; in den einzelnen Staaten traten die Führer der bisherigen liberalen Opposition an die Spitze der Ministerien, und der Bundestag schrieb am 19. April „ungesäumt vorzunehmende" Wahlen für eine Deutsche Nationalversammlung aus, für die nach Verfügung vom 14. April die „allein geeignet erscheinende" der reformierten Konfession gehörige Paulskirche in Frankfurt a. M. sofort hergerichtet werden sollte. Auf je 50000 Einwohner sollte ein Abgeordneter gewählt werden, und jeder Staat mindestens einen Vertreter haben, so daß bei einer Gesamtzahl von 30164392 Bundesangehörigen und zwölf Staaten unter 50000 Seelen 605 Abgeordnete zu wählen waren. Da in den nichtdeutschen Teilen Österreichs Wahlen nicht zustande kamen, so belief sich die Zahl der Abgeordneten tatsächlich auf nicht viel über 500. Die Wahlart, ob direkt oder indirekt, ward den einzelnen Regierungen anheimgestellt; doch sollte weder Konfession noch Vermögen auf das Wahlrecht Einfluß haben; Preußen und Bayern wendeten die indirekte, Württemberg die direkte Wahl an. Bei den Wahlen in Württemberg, dem 28 Mandate zugeteilt waren, trat nun auch Vischer als Kandidat der liberalen Richtung auf. Zuerst war seine Bewerbung in Weinsberg in Aussicht genommen; dann ward sie für die Ämter Reutlingen und Urach aufgestellt. Die konservative Partei hob den Direktor der Finanzkammer v. Werner auf den Schild, der nach allgemeinem Urteil ein hochverdienter Mann, aber „wegen Alters und Kränklichkeit" kürzlich aus dem Württemberger Landtag ausgetreten war; dies ward natürlich gegen ihn ins Feld geführt: was sollte der in Frankfurt, dem in Stuttgart die Kraft versagt hatte? Vischer fand in den industriellen Teilen des Wahlkreises und namentlich in Reutlingen selbst großen Anklang; dagegen war das Landvolk, namentlich auf der rauhen Alb, wegen seiner feindlichen Stellung zum positiven Christentum, die man aus seiner oben erwähnten Antrittsrede folgerte, gegen ihn aufgeregt (Schwäbischer Merkur, Chronik, 28. April); ganz wie gegen seinen Freund und Altersgenossen Strauß, der in Ludwigsburg gegen den pietistisch-konservativen Vorstand des Erziehungsinstituts „Salon" Christian Hoffmann durchfiel (Hoffmann erhielt 5851 Stimmen, Strauß 3365). Nach einem Bericht der „Allgemeinen Zeitung" vom 28. April, der Vischer kurzerhand historische Bildung absprach, ward dieser auf der Alb mit Drohungen empfangen; nach dem Brief Nr. 4 vom 4. Oktober kam es im Dorf Undingen (Oberamt Reutlingen) zu einer Art Volksaufruhr gegen ihn, und er war selbst der Überzeugung, daß ihm von den Wütenden dort das Schicksal Lichnowskys (Brief Nr. 2) bereitet worden wäre, wenn nicht seine Begleiter aus dem Dorf Gönningen (Oberamt Tübingen) ihm das Leben gerettet hätten. An manchen

Orten herrschte aber auch große Begeisterung für Vischer, der u. a. am 19. und 20. April in den Städten Metzingen und Pfullingen unter großem Beifall sprach; die Chronik des „Schwäbischen Merkur" vom 25. April bezeugt, daß er die ihm gemachten Vorwürfe der Geringschätzung der Religion und der Hinneigung zum Republikanismus „auf das Zwingendste widerlegte", und der liberale Präsident des neuen württembergischen Märzministeriums, Staatsrat Römer, empfahl ihn auf eine Anfrage aus dem Wahlkreis „mit bestem Gewissen". Die Wahlen wurden in Württemberg am 26., 27. und 28. April vollzogen, da die Wahlvorstände des Geschäfts noch unkundig waren und viel Zeit zu dessen Abwicklung gebrauchten. In der Nacht des 28. April, um 11 Uhr, konnte Vischer als mit 454 Stimmen Mehrheit gewählt verkündigt werden, also, da mindestens 5—6000 Stimmen abgegeben wurden, nach einem sehr harten Kampf. In Reutlingen bekam Vischer 761, in Eningen 508, in Pfullingen 340 Stimmen; das Uracher Tal und die Alb aber gaben Werner 1857, Vischer nur 702 Stimmen; Reutlingen hieb ihn heraus. Ein Bericht des „Merkur" vom 27. April sagt: „In Reutlingen zog eine Partie Wähler mit einer Standarte auf, deren eine Seite den Namen Vischer, die andre einen gemalten Fisch zeigte; das Volksmotto ist: ‚wir wollen fischen, nicht krebsen!'" Die Gesamtzahl der Stimmen, die auf Vischer und auf Werner entfielen, gibt keine mir zugängliche Quelle an. Als Ersatzmann Vischers wurde der Reutlinger Fabrikant Bantlin gewählt.

Die Nationalversammlung wurde am 18. Mai 1848 in der Paulskirche zu Frankfurt eröffnet. Die Reutlinger Wähler zündeten (nach dem Bericht der Chronik des „Schwäbischen Merkur" vom 20. Mai) am Abend des 17. auf dem 869 Meter hohen Roßberg ein von 9—11 Uhr loderndes Feuer an, das weithin sichtbar war, und brachten mit schwäbischer Gemütlichkeit „sämtlichen Abgeordneten des deutschen Parlaments, dann auch dem unsern, Professor Vischer", ein dreimaliges Hoch aus. Antwortende Feuer lohten auf der Achalm, dem Hohenstaufen, der „alten Burg" und dem Georgenberg; die Gönninger Bürgerwehr war unter Musik und Trommelschlag den Alb-Berg empor marschiert.

Vischer siedelte mit seiner Frau Thekla und seinem Söhnchen Robert[1]) nach Frankfurt über und wohnte von Mitte September an in einer ziemlich mittelmäßigen Wohnung, Tönngesgasse 20. Er schloß sich in Frankfurt zuerst dem linken Zentrum an, das im „Württemberger Hof" sein Klubzimmer hatte. Weiter rechts standen die Fraktionen des rechten Zentrums (Waitz, Georg und seit 25. November auch Wilhelm Beseler, Dahlmann, Droysen), das im „Kasino" tagte, und der äußersten Rechten (im Café Milani und im Steinernen Haus, v. Vincke und v. Radowitz). Im Juli schied Vischer mit einer Anzahl mehr nach links gehender Abgeordneter aus dem „Württemberger Hof", der für sich weiter bestand, und half die „gemäßigte Linke" gründen, die sich in „Westendhall" versammelte; diesem Klub ist er bis zum Schluß treu

[1]) Vgl. „Schwäbischer Merkur" vom 25. September 1887. Weiteres ebenda vom 20. und 21. Oktober 1887.

geblieben; denn er war noch Mitglied, als der württembergische Minister Römer am 18. Juni 1849 das „Rumpfparlament" in Stuttgart sprengen ließ[1]).

Die Leser werden aus den Briefen ersehen, daß Vischer in der Nationalversammlung der Rechten scharf gegenüberstand; sie war ihm durch ihren konservativen, bestimmt monarchischen Standpunkt, von dem aus sie die Volkssouveränität unbedingt verwarf, und ihr preußisches, bzw. österreichisches Staatsgefühl unsympathisch; er möchte gelegentlich wohl am liebsten wie sein König Wilhelm I. die „Trias" verwirklichen, das „reine Deutschland", ohne und neben Österreich und Preußen, wenn er nicht zu klug wäre, die Unmöglichkeit dieser Phantasie einzusehen (Brief Nr. 8 vom 1. Dezember und Nr. 10 vom 8. Dezember). Aber auch die Fehler der eigentlichen Linken, die im „Deutschen Hof" unter Robert Blum und Karl Vogt und dem noch radikaleren „Donnersberg" unter Arnold Ruge, Julius Fröbel und Ludwig Simon-Trier tagte, entgingen seinem Scharfblick und seinem redlichen Gemüt nicht; im Brief Nr. 2 vom 19. September, Nr. 4 vom 4. Oktober, Nr. 6 vom 25. November und Nr. 8 vom 1. Dezember hat er sie scharf getadelt. Gesprochen hat er im ganzen (nach dem „stenographischen Bericht der Verhandlungen der deutschen konstituierenden Versammlung", Frankfurt, Sauerländer 1848—50, Inhaltsübersicht) fünfzehnmal, darunter öfters in der Erörterung und dann kurz; ausführlicher und selbständig dreimal, am 15. Juli über die Umgestaltung des Heeres in eine Volkswehr, am 18. September über die Schulen und am 9. Januar über die Spielbanken. Einmal, am 1. März 1849 hat er auch eine Interpellation über den Einmarsch der Russen in Siebenbürgen und die daraus für Deutschland sich ergebenden Folgen eingereicht. Wie schwer es hielt, bei der großen Zahl der Abgeordneten und dem großen Redebedürfnis, das bei der ersten Eröffnung einer nationalen Rednerbühne stürmisch hervorbrach, überhaupt zum Worte zu gelangen, spricht Vischer selbst im Brief Nr. 10 vom 8. Dezember aus (vgl. „Altes und Neues" a. a. O.).

Der politische Standpunkt auch ziemlich gemäßigter Männer war in jenem Jahr der Erregung im letzten Grunde der republikanische. Daß die

[1]) Bei der Sprengung selbst war er allerdings nicht zugegen, weil die Sitzung am 18. Juni früher stattfand als bestimmt war, und er dies nicht rechtzeitig erfuhr. (S. „Kritische Gänge", Neue Folge, 1863, Heft 4, S. 134.) Es sei mir gestattet, an dieser Stelle zu bemerken, daß Vischer in „Altes und Neues" (S. 324 ff.) sagt, er habe die Übersiedlung des Parlaments von Frankfurt nach Stuttgart, an der sich noch etwa ein Fünftel der ursprünglichen Zahl, ungefähr 180 Abgeordnete, beteiligten, „mit klarer Einsicht in den Unsinn" mitgemacht, habe es aber für Pflicht gehalten, das Schwere auf sich zu nehmen und der nunmehrigen Mehrheit zu opponieren. Das hat er auch getan; er stimmte mit Uhland gegen die Wahl von Reichsregenten und gegen die Bewilligung der für Volksbewaffnung geforderten fünf Millionen, weil dadurch doch nichts erreicht werden könne als lokale Zusammenstöße und die Überlieferung Württembergs an die Reaktion, nicht aber ein großer Umschwung. Die Übersiedlung nach Stuttgart aber hat er damals (30. Mai) nach seiner Rede vom 16. Juni (Stenographischer Bericht IX, 6864) als ein Mittel angesehen, die badische und pfälzische Bewegung sowohl zu stützen als zu zügeln, was beides notwendig gewesen sei, und sie deshalb „laut befürwortet". Das klingt nicht wie „Unsinn", sondern wie das Gegenteil. Er wollte wohl sagen, daß er von der Übersiedlung nichts mehr hoffte: so dachte er 1882; aber 1848 stand es wohl anders, und er hat sich später dessen nicht mehr genau erinnert.

Souveränität beim Volke ruhe, haben sie in aller Naivetät als selbstverständlich angenommen; daß die Nationalversammlung sich als die konstituierende betrachtete, floß aus dieser Auffassung und hatte den Sinn, daß ihre Beschlüsse für alle Deutschen, auch die Fürsten kurzerhand bindend seien. Gleichwohl war man nicht gemeint, in den Kreisen wenigstens, zu denen Vischer hielt, der Monarchie nun Knall und Fall abzusagen; im Brief Nr. 4 vom 4. Oktober sagt Vischer, daß das deutsche Volk erst die Übung und Schule der Freiheit durchmachen müsse, ehe die beste und schwerste Staatsform, natürlich die Republik, möglich sei. Das Ziel also ist sie; aber das Volk ist noch nicht reif dazu, und die Monarchie mag solange bestehen, bis sie als entbehrliche und wertlos gewordene Hülle abgestreift werden kann. In diesem Sinne sagt er „Altes und Neues" III, 3, 23, daß das Prinzip der gemäßigten Linken „sanfte Vorbereitung der Republik" gewesen, die 1848 noch nicht durch die Erfahrungen Frankreichs und Spaniens um den Kredit gebracht worden sei. Daß der Weg zur Republik lang sei, ward Vischer von Monat zu Monat klarer, und die Art, wie er trotz aller Enttäuschungen nicht verzweifelt, wie er auch offenbar mit Abschlagszahlungen zufrieden ist, „ohne von dem Prinzip der Linken ein Jota nachzugeben" (Brief Nr. 4 vom 4. Oktober), stempelt den stürmischen Volksredner und demokratischen Idealisten mehr und mehr zum Realpolitiker, der dann im Jahr 1870 die vollendeten Tatsachen sogar willig annimmt und, den großdeutschen Gedanken nicht eigentlich preisgebend, aber ihn in Bismarcks Art neu formend, vorerst den Eintritt ins engere Deutschland resolut vollzieht. Den Kaiser aus Hohenzollernstamm hat er am 28. März 1849 noch nicht wählen mögen, ihm aber auch den Weg nicht versperren wollen, sodaß er damals gar nicht abstimmte; nunmehr hat er ihn freudig begrüßt und hat im November 1870 sogar als „deutschparteilicher", d. h. als nationalliberaler, Kandidat zum württembergischen Landtag sich aufstellen lassen. Dabei ist er freilich im Bezirk Vaihingen der unentwegten Anhänglichkeit der Bauern an den ultrademokratischen Pfarrer a. D. Hopf unterlegen, der die Toga des schwäbischen Cato mit Würde zu tragen verstand und dem seine hartköpfigen Wähler in schwäbischer Treue durch Dick und Dünn folgten.

Die Briefe, die wir mitteilen, sind an Vischers politischen Freund Wilhelm Kapff gerichtet. Dieser war 1814 als Sohn eines evangelischen Geistlichen in Wildbad geboren, hatte Theologie und Philologie im Stift studiert und erhielt 1840 eine Stelle am Lyzeum (Progymnasium) zu Reutlingen. Er unterstützte mit seinem Rektor Schnitzer, der auch in Brief Nr. 2 vom 19. September, Nr. 3 vom 20. September erwähnt wird, Vischers Kandidatur und spielte im politischen Leben der alten Reichsstadt eine bedeutende Rolle, so daß er als Vermittler zwischen den Abgeordneten und den Wählern erscheint. An der Pfingstmontag-Versammlung von 1849 in Reutlingen, die Württemberg in den Strudel des badischen Aufstandes hineinzuziehen versuchte, nahm Kapff so hervorragenden Anteil, daß er des Amtes im Disziplinarweg vorläufig enthoben, gerichtlich verfolgt und schließlich zu neun Monaten Festungshaft auf dem Asperg verurteilt wurde; er ward erst nachher unter Verkürzung im

Titel wieder angestellt. 1861 kam er, da er der Regierung weiter keinen Anstoß mehr gab, ans Gymnasium in Ulm, an dessen oberer Abteilung er, seit den Zollparlamentswahlen von 1868 gleich so vielen alten Achtundvierzigern der nationalen Partei gewonnen, bis zu seinem Tode 1877 wirkte. In seinem Nachlaß fanden sich zwölf Briefe; daß Vischer mehr als diese an ihn gerichtet hat, scheint zweifellos (vgl. zu Brief 6); aber mehr sind leider nicht erhalten. Kapffs Sohn Rudolf, Professor am Stuttgarter Eberhard-Ludwigs-Gymnasium, hat mir die Briefe zur Veröffentlichung übergeben, wofür ich auch an dieser Stelle ihm großen Dank sage; denn daß sie des Druckes wert sind, wird der Leser wohl mit mir gern bezeugen. Ein Mann, der in der deutschen Wissenschaft einen ersten Platz einnimmt, tritt uns in ihnen auch als redlicher, prinzipienfester, aber auch um des großen Ganzen willen entsagungsfähiger Patriot nahe, und die ehrwürdigen Versuche eines früheren Geschlechts, durch Volksaufschwung und Volkskraft zu national befriedigenden Zuständen in Deutschland zu gelangen, empfangen aus diesen Briefen neues Licht und neue Farbe.

Schließlich bemerke ich, daß ich die Rechtschreibung der Briefe mit Ausnahme einiger Vischerschen Eigentümlichkeiten, die 1848 dubii iuris waren, in die Rechtschreibung unsrer Tage übertragen habe. Groß ist der Unterschied nicht.

Briefe Friedrich Theodor Vischers.

I.

Samstag, den 16. September 1848.
Sitzung von 9—8 Uhr.

Der Antrag des Majoritätsausschusses auf Verwerfung des Waffenstillstandes[1]) mit 21 Stimmen Mehrheit (258 gegen 237) verworfen. Ein matter Antrag von Francke, Droysen[2]) u. a.: „Die Vollziehung des Waffenstillstands, soweit solcher nach der gegenwärtigen Sachlage noch ausführbar ist, nicht länger zu hindern; doch über Modifikationen desselben sich mit Dänemark zu verständigen und Friedensverhandlungen schleunig einzuleiten" — ist mit derselben Mehrheit durchgegangen. Zuletzt noch eine namentliche Abstimmung über einen Antrag, der nachträglich noch forsch tun will: „durch besonderen Ausschuß das Verfahren Preußens der Zentralgewalt gegenüber untersuchen zu lassen". Die Linke hat mit Nein gestimmt, weil sie keine Halbheiten will; viele liefen fort, ich stimmte noch, wartete aber das Ende der Abstimmung über diesen lumpigen Nachsatz nicht ab. Er ist ohne Zweifel durchgefallen. Jetzt was weiter? Dein[3]) V.

[1]) Des bekannten Waffenstillstandes von Malmö vom 26. August 1848, der die provisorische Regierung Schleswig-Holsteins durch eine gemischt dänisch-preußische ersetzte und die Besetzung Alsens durch 3000 Dänen zugab.

[2]) Francke (1805—1870), Mitglied der provisorischen Regierung Schleswig-Holsteins, Abgeordneter für den dritten schleswig-holsteinischen Wahlkreis. Joh. Gustav Droysen (1808 bis 1884), damals Professor in Kiel, Abgeordneter für den fünften schleswig-holsteinischen Wahlkreis, der bekannte Historiker Alexanders des Großen, Yorks und der preußischen Politik.

[3]) Dieser Brief ist an Rektor Schnitzer adressiert, ohne Anrede.

II.

Lieber Freund! Gestern vormittag debattierten wir noch, während man Barrikaden baute[1]), und Ihr dürft es nicht für Fühllosigkeit halten, daß ich in diesem Augenblick für die Schule sprach, der Moment kam nicht wieder, und ich muß dem seufzenden Lehrerstand mein Wort lösen. Doch wenn ihr die Rede im stenographischen Bericht[2]) leset, werdet Ihr finden, daß der Schluß in rascher Eile nur von der Volksschule einiges flüchtig sagte, von dem höheren Lehramt aber nichts. Dies kommt daher, daß ich viel Mühe hatte, während schon an die Türen der Paulskirche gestoßen wurde, die Aufmerksamkeit noch zu fesseln. Zwischen dem Schlusse dieser Sitzung und dem heutigen Abend liegt eine Welt. Ich komme von dem Anblick der Leiche Lichnowskys mit der furchtbaren Wunde über den Kopf und dem zerschossenen, zerhackten, zerschmetterten Arm. Auerswald, ein gutmütiger Militärphilister, hatte noch gestern in der Sitzung mit mir gesprochen; jetzt abends lag er tot. An meinem Haus war eine Barrikade, ich sah den Angriff der Österreicher, die sieben Mann verloren, ohne einen Gegner zu töten. Die Kugeln schwirrten uns über den Köpfen. Tote und Verwundete sah man tragen und führen. Heute ist die ganze Stadt ein Waffenlager der verschiedensten Truppen.

Kann ich in wenigen Worten das Tragische dieser Krisis auseinandersetzen? Die Rechte der Versammlung längst in tiefer Schuld, weil sie den Revolutionsboden nicht begriff, das Volksgefühl in ihren Berechnungen ausließ, jetzt durch die Genehmigung des Waffenstillstandes in neuer schwerer Schuld. Die Linke im Recht, aber durch falsche Art auf das Volk zu wirken, namentlich durch Hetzen einzelner Mitglieder in der Volksversammlung Sonntags[3]) auch in schwerer Schuld. Das Volk mit Recht empört, aber in unverantwortlicher Hast, statt zu warten, eben in dem Momente, da die Notwendigkeit eine Umgestaltung zugunsten der Linken im Parlament herbeigeführt hätte, zum Los-

---

[1]) Die Annahme des Antrages auf Genehmigung des Waffenstillstandes rief eine leidenschaftliche Agitation der Linken des Parlaments und einen Volksaufstand in Frankfurt hervor, als dessen Opfer die Abgeordneten der Rechten, Fürst Lichnowsky, Abgeordneter für Ratibor, und General Auerswald, Abgeordneter für Rosenberg-Marienwerder, am 18. September vom Pöbel ermordet wurden. Hierüber ist erste Quelle Reinhold Köstlin, Auerswald und Lichnowsky. Ein Zeitbild. Nach den Akten des Appellationsgerichts zu Frankfurt a. M. Tübingen 1853. Vgl. auch Fr. Th. Vischers Bericht über diese Dinge in seinen „Kritischen Gängen", Neue Folge, Heft 4, S. 23—30. 1863.

[2]) Stenographischer Bericht der konstituierenden Versammlung, Bd. III, S. 2175—77. Die Rede führt aus: Die Kirche sei immerhin die Mutter der Schule: aber nunmehr ist die Tochter reif zur Mündigkeit! Die Schüler sollen nicht die Ortsnamen von Palästina alle kennen und eine Menge von Bibelsprüchen, sondern die Geschichte unsres Volkes, die Rechte und Pflichten eines Staatsbürgers, die Herrlichkeit der organischen Natur. Der Lehrer soll nicht bei 200 Gulden Gehalt mit seinen bleichen Kindern an eine Hungerschüssel sich setzen, während so manchem Kirchenfürsten des Landes Milch und Honig aus hundert Röhren in die Lippen träufeln!

[3]) Auf der Pfingstweide, einem freien Platz nordöstlich von Frankfurt, ward Sonntag, den 17. September, eine Versammlung abgehalten, zu der 11—12000 Menschen strömten. Die Abgeordneten Zitz und Schlöffel hielten aufreizende Reden gegen die Mehrheit der Nationalversammlung; Zitz rief: „Jetzt muß Fraktur geschrieben werden!"

schlagen bereit, dann sogar mit schändlichem Morde besudelt. Die Behörden in ihrem Rechte, die Nationalversammlung als Ganzes zu schützen, so weit fehlgreifend, daß sie das verhaßteste preußische Regiment herbeirufen — die Folge Bruder-Blutvergießen und ein ungeheurer, unberechenbarer Sieg der Rechten, ein unendlich günstiger Schein für die Reaktion.

Soviel heut in Eile. Mein letzter Brief war durch Versehen an Schnitzer[1]) adressiert, Sie werden ihn bekommen haben.

Ihr Freund Fr. Vischer.

Jetzt Tönngesgasse Nr. 20, 3 Stiegen hoch.

Frankfurt, den 19. September 1848.

Auf dem Umschlag: angefangen heute im Parlament auf den nächsten Fetzen Papier.

III.

Lieber Freund!

Soeben erhalte ich von Mainz aus in einem Briefe von stud. Bossert, der nicht in Frankfurt eingelassen wurde, ein Billet von Schnitzer, der mir anzeigt, daß eine Anzahl Reutlinger mich am nächsten Sonntag den 22. in Heilbronn erwartet. Eigentlich hatten wir ja ausgemacht, im Oktober zusammenzukommen. Dies wäre jedoch gleichgültig, allein es ist ein andres Hindernis da. Der Aufruhr hat die Debatte über die Schulfrage verzögert, es ist daher ohne Zweifel am Samstag (wo sonst keine Sitzung ist) außerordentliche Sitzung und Anfang der Abstimmung, und diese Abstimmung, die durch die große Zahl der Anträge von langer Hand ist, wird am Montag fortgehen. Es tut mir äußerst leid, daß ich einzelner abermals die Erwartung einer Mehrzahl meiner Wähler täusche; allein Ihr gebt mir gewiß nicht Unrecht, wenn ich hier der Pflicht folge, die Eure Wahl mir auferlegt hat. Eine Stimme ist in dieser wichtigen Sache nicht gleichgültig. War Schnitzer nicht in Reutlingen, bitte ich, ihm nach Stuttgart[2]) Nachricht zu geben. Vielleicht nachfolgenden Sonntag? Wir schreiben uns noch. Die Stadt ist ruhig, ein Waffenlager. Morgen das Leichenbegängnis der zwei Ermordeten und der gefallenen Soldaten. Die heutige Sitzung war unausstehlich, voll äußerster Gehässigkeit beider Parteien. Ich bin niedergeschlagen, die Hoffnung für das Vaterland soll mir aber nichts nehmen und gings auch für den Augenblick noch so schlecht. Grüße an alles. Ihr Vischer.

Frankfurt, den 20. September 1848.

IV.

Lieber Freund! Sie erhalten hier eine Anzahl Exemplare einer Ansprache an die Wähler, welche mein Klub verfaßt hat. Ich konnte zur Zeit der Redaktion

[1]) S. Einleitung, S. 207.

[2]) Wo er beim Landtag als Abgeordneter für Reutlingen war.

nicht in den Klub kommen, weil ich eine böse Grippe gefangen; sonst hätte ich auf eine etwas weitere Ausführung und populärere Darstellung hingewirkt. Ich gebe es Ihrem Ermessen anheim, ob Sie die Verteilung noch für notwendig halten.

Wir fahren hier in den Grundrechten fort, während die aufgewühlte Parteileidenschaft, die sich gleich nach den blutigen Ereignissen in so häßlicher Gestalt in unsern Sitzungen zeigte, von Zeit zu Zeit immer wieder aufflackert. Wie sehr die Rechte und ihr Ministerium den Sieg auszubeuten gedenkt, zeigt unter andern der, obwohl durch seine Lächerlichkeit gerichtete, doch schon als ein offenbar verabredeter höchst sprechende Antrag Jahns[1]) und Schmerlings Antwort in der Sitzung vom 20. Oktober. Aber die Linke häuft auch Gebirge von Sünden. Jetzt hätte sie Würde in der Festigkeit, ernste ruhige Haltung doppelt nötig; statt dessen lärmt und tobt sie, macht Demonstrationen und Manöver, welche nur der Rechten immer neue Triumphe bereiten, ermüden, durch Zeitverlust ärgern. Dahin gehört die ewig wiederholte Forderung namentlicher Abstimmung für die Dringlichkeit der Anträge auf Beendigung des Belagerungszustandes. Ich habe einmal mit Ja, das zweitemal gar nicht gestimmt, und wenn sie's wieder bringen, stimme ich: Nein! Denn es fällt doch immer durch und ist Wasser auf die Mühle der Rechten, insbesondere darum, weil diese jetzt alle ähnlichen Schritte als Beweise bösen Gewissens ansieht. Es ist was Schlimmes um alle Art von Fanatismus, er erstickt das allgemeine Menschengefühl. Ein Beispiel davon insbesondere, daß die leidenschaftlichen Sekten[2]) der Linken in bekannten Journalen (Reichstagszeitung, Reform) selbst den schauerlichen Mord beschönigen und zu einfacher Kriegshandlung zu stempeln suchen. Unser Klub begreift seine Aufgabe in ihrem ganzen Ernst: kein Jota vom Prinzip der Linken nachzugeben, vielmehr *jetzt erst recht links* sein; aber auch zu zeigen, daß er von Anfang an das Prinzip reifer und gründlicher zu durchdenken, reine Mittel zu wählen und in der parlamentarischen Form mit Ernst und Anstand aufzutreten als seinen Beruf erkannte. Wir haben ein sauberes Gewissen, es ist keiner unter uns, der mit einem Fuß im Parlament, mit dem andern als Hetzer gegen das Parlament im Volke gestanden wäre, womit ich natürlich nicht sage, daß nicht in den andern Fraktionen der Linken Männer sitzen, die ebenso wie wir jedes Hetzen mißbilligen.

---

[1] Jahn, der bekannte „Turnvater" (1778—1852), Abgeordneter für Freiburg an der Unstrut, beantragte: „Die sämtlichen Mitglieder der Linken zur Untersuchung ziehen zu lassen, sie bis zu ausgemachter Sache aus der Versammlung zu entfernen und ihre Stellvertreter einzuberufen." Der Ausschuß beantragte, über den Antrag in Anbetracht dessen Unschlüssigkeit und Unstatthaftigkeit, sowie dessen Ungehörigkeit nach Form und Inhalt zur Tagesordnung überzugehen. Eine Verhandlung über den Antrag hat, soviel ich habe ermitteln können, nicht stattgefunden: er war auch offenbar nur zur Brandmarkung des Vorgehens der Linken anläßlich der Frankfurter Unruhen von Jahn eingebracht und hat seine Wirkung nicht verfehlt (s. Stenographischer Bericht, Bd. IV, S. 2976, Sitzung vom 31. Oktober, und Inhaltsverzeichnis in Bd. IX, S. 36). Jahn war nach der „Allgemeinen Zeitung", September 1848, S. 4314, selbst in Gefahr gewesen, als Mitglied der äußersten Rechten durch die Aufrührer von einem Balkon herabgestürzt zu werden.

[2]) So ist der Handschrift nach wohl zu lesen; man könnte freilich auch „Seiten" lesen.

Wahrhaft wohltuend war mir die Adresse Eurer Ständeversammlung[1]). Wie ganz anders sanft und weht es doch daher, wo die Majorität einer Versammlung mit dem Volkswillen geht, als wo sie hinter ihm bleibt wie bei uns! Solange es Versammlungen wie diese Eure Ständeversammlung gibt, kann das Volk ruhig dieser organisierten Form seines Willens vertrauen und hätte auch ich sehr beklagt, wenn die Aufregung der letzten Wochen den unorganisierten Volkswillen zu einer gewaltsamen Handlung fortgerissen hätte. Alles Gewaltsame arbeitet jetzt nur der Reaktion in die Hände; ein unleugbares Gesetz besteht, daß auf eine Revolution notwendig ein Organisationsdrang, nicht sogleich wieder eine Revolution folgt. Allerdings wird dieser Organisationstrieb von der Reaktion immer benützt und mißbraucht, um so mehr, da sie gewöhnlich in der Technik des Organisierens mehr Übung hat als die jungen Kräfte. Dagegen helfen aber nicht Gewaltschritte, sie arbeiten vielmehr nur der Reaktion in die Hände und verschieben und verzögern ihre durch geistige Mittel zu bewerkstelligende Überwindung und machen eine neue Revolution notwendig, die erst nach langer neuer Knechtschaft erfolgt. Verliert aber auch das Vertrauen zur Paulskirche nicht ganz! In allen bürgerlichen Dingen ist die Majorität freisinnig, das beweisen die Beschlüsse in den Grundrechten, und mindestens werden uns diese eine Grundlage geben, auf welcher das deutsche Volk die Übung und Schule der Freiheit durchmachen kann, welche doch gewiß vorausgehen muß, ehe die beste und schwerste Staatsform möglich ist. Unsre Zentralgewalt erstarkt jetzt freilich auf andern Wegen, als wir es hofften, sie erstarkt als Polizei nach innen. Laßt sie aber nur erstarkt sein, so werden wir ihr die rechten Wege schon zeigen. Der Verfassungsausschuß ist schon ziemlich weit vorgerückt und soll in seinem Entwurf sehr entschieden für alle Gewalt der Einheit sein. Die Linke wird in der Nationalversammlung sich doch hoffentlich wieder erholen und verstärken. Kurz, so trüb es im Augenblick aussieht, ich gebe die Hoffnung nicht auf. Unsre Beschlüsse über die Schule sind etwas kunterbunt ausgefallen, wie das Rümelin[1]) im „Merkur" gut gezeigt hat. Die Wahl der Lehrer durch die Gemeinden ist Unsinn. Der Satz, daß die Schule der Aufsicht der „Geistlichkeit als solcher"[3]) entnommen sei, hat zweierlei sehr ungleiche Seiten.

[1]) Sie wurde am 30. September dem König übergeben. Nach der „Allgemeinen Zeitung" vom 4. Oktober „dürfte sie schwerlich der Anfang eines herzlichen Verhältnisses zwischen Fürst und Ständen werden. Die Grundsätze der Linken, um nicht zu sagen der äußersten Linken, sind in unsrer Kammer bis zum großen Übergewicht vertreten. Die Rechte ist sowohl durch die Zahl ihrer Mitglieder als durch die Macht der herrschenden Verhältnisse ohne alles Gewicht."

[2]) Gustav Rümelin (1815—1889), damals Rektor der Lateinschule in Nürtingen, Abgeordneter für Nürtingen und Kirchheim, 1856—1861 Chef des württembergischen Kultusministeriums, 1870—1889 Kanzler der Universität Tübingen: einer der selbständigsten Köpfe, die Württemberg im 19. Jahrhundert hervorgebracht hat. Zeugnis dafür sind unter anderm seine „Shakespeare-Studien eines Realisten" und die unter dem Zeichen △ im „Schwäbischen Merkur" erschienenen „Briefe aus der Paulskirche" (unter diesem Titel 1892 bei Göschen in Stuttgart gesammelt). Siehe dort den Brief vom 29. September (S. 99—101). Rümelin war einer der wenigen „Erbkaiserlichen" aus Württemberg.

[3]) Am 26. September wurde mit 316 gegen 74 Stimmen beschlossen: „Das gesamte Erziehungs- und Unterrichtswesen ist der Beaufsichtigung der Geistlichkeit als solcher enthoben." Mit Ja stimmten unter andern Droysen und Waitz, mit Nein Dahlmann und Georg Beseler.

Für protestantische Länder, insbesondre für die Verhältnisse auf den Dörfern, bietet er eine recht wohltätige Auskunft. Der Theolog macht ein pädagogisches Examen und bleibt in einem Verhältnis zur Schule, das der Landmann gewohnt ist und sich nicht nehmen läßt[1]). Freilich ist das aber nur da wohltätig, wo in dem Geistlichen wirklich ein Beruf und Recht zur Pädagogie steckt, d. h. wo er wirklich freisinnig ist. Zur verderblichen Hintertür aber wird seine Bestimmung überall, wo Pfaffenwirtschaft ist: der protestantische Pfaffe und der katholische Zauberer läßt sich im Examen ein paar pädagogische Fragen vorlegen und tyrannisiert die Schule wie bisher, nur nicht „als Geistlicher". Wirklich gibt es nicht leicht einen schwereren Knäul zu lösen. Eigentlich möchte ich dem Geistlichen, sofern ich in ihm nichts als einen Volkserzieher sehe, gerade noch mehr als bisher in der Schule zu tun geben, um den Zustand einzuleiten und vorzubereiten, den unsre Zukunft fordert: Auflösung der Kirche in die Schule (die dann freilich etwas Andres und Höheres sein wird als bisher). Nun ist dies aber, so lange die Kirche Kirche ist, höchst gefährlich; denn in ihr ist ja der Geistliche nicht einfach Volkserzieher, sondern wesentlich Träger transzendenter Eigenschaften, die mehr oder minder einen Trieb zur Herrschsucht mit sich bringen. Also muß man den entgegengesetzten Weg gehen: den Schullehrer mehr und mehr heben, bis er auf der gleichen Stufe mit dem Geistlichen steht, bis endlich der Augenblick kommen wird, wo beide ineinander übergehen.

Für den Augenblick aber bringt man dadurch eine Spannung hervor, die in altgewohnte, dem Volke noch ehrwürdige Verhältnisse schneidend eingreift. Diese Verwicklung, diese unendliche Schwierigkeit, die rechte Übergangsform zu finden, habe ich in einer Rede, die kürzlich auch der „Merkur" gab[2]), keineswegs, wie ich wollte und sollte, auseinandergesetzt. Sie besteht aus zerhackten Sätzen, dunkel angedeuteten Ideen; der Grund davon war die Hast und Eile, die der Augenblick herbeiführte; ich mußte über Hals und Kopf jagen, weil niemand mehr Geduld hatte; denn draußen lärmte das Volk und baute schon Barrikaden.

Morgen ist Abstimmung über die Entlastung des Bodens, Jagdrecht usw. Ich hoffe, sie soll freisinnig ausfallen. Der Militärausschuß hat jetzt auch den Entwurf eines Wehrgesetzes für ganz Deutschland gegeben. Er enthält viel Gutes und hält im allgemeinen den Gedanken des preußischen Landwehrsystems fest mit der wesentlichen Verbesserung kürzerer Anwesenheit des ersten Wehrbanns[3]) bei der Fahne. Auf einzelnen Punkten ist freilich noch nachzuhelfen, und ich habe schon Sitzungen mit zwei Kollegen verabredet, um das Ganze durchzusprechen und die nötigen Anträge gemeinschaftlich zu schmieden. In der Debatte über eure Kammeradresse herrscht über diesen Punkt wieder die leidige Konfusion, die mich ganz unglücklich macht. Rüpplin[4]) behauptet,

---

[1]) Dies ist für Württemberg heute noch wahr.

[2]) S. oben zu Brief II. Die Rede wurde von der Linken mit starkem Beifall begleitet.

[3]) Man unterschied vier Heerbanne: Linie, Reserve, Landwehr, Landsturm.

[4]) Generalmajor, Chef des württembergischen Kriegsministeriums.

unser Wehrsystem sei schon jetzt ein volkstümliches — als ob ein System, das aufs Los gebaut ist und nicht alle Bürger einreiht, je volkstümlich heißen könnte. Wöllwarth[1]) setzt dem stehenden Heere die Bürgerwehr entgegen und beruft sich für ihre Unzulänglichkeit unter andrem auf die Frankfurter Verhältnisse. Das leugnet ja aber niemand, daß die Bürgerwehr, neben der ein stehendes Heer besteht, nichts ist. Man sollte den ganzen Namen Bürgerwehr verbrennen[2]), denn er führt durch den allgemeinen Gebrauch schon einmal diesen unglücklichen Gegensatz mit sich. Um eine Volkswehr handelt es sich, die sich in einen auf kurze Zeit bei der Fahne präsenten und zum Kriege bereitstehenden Teil und in andre Teile, welche der bürgerlichen Tätigkeit zurückgegeben, aber jederzeit ebenfalls zum Einrücken bereit sind, unterscheidet; Teile, die aber wesentlich in keinem Gegensatz, sondern in dem Verhältnis eines flüssigen Übergangs stehen, und von denen der erstere einen besonderen Kastengeist schon deswegen gar nicht ausbilden kann, weil ohne Unterschied alle Stände in ihn eintreten. Kurz, die Kriegsübung soll keinen besonderen Stand mehr bilden, sondern ein alle wirklichen Stände umfassender allgemeiner Beruf sein, und es gibt übrigens jedermann zu, daß wir die ganze Übung des stehenden Heeres, aber ohne seine Übel wollen.

Wenn doch endlich auch die großen mehr reellen Fragen[3]) kämen! Als neulich Duckwitz[4]) den ersten Vortrag über Handel und Zollgesetzgebung hielt, ging mir die Seele auf im Gedanken: nun endlich, endlich! Aber nun drängt zugleich die Beendigung der Grundrechte, und vor allem die Verfassung! Wir sind wirklich von Aufgaben bis an den Hals überflutet!

Eine Empfindung muß ich noch aussprechen, die sich kürzlich lebhaft in mir erneute, als ich Lichnowskys Leichnam sah. So wie dieser zerhackt worden ist, hätte es mir in Undingen[5]), wenn ich keine Begleiter gehabt hätte, leicht gehen können; denn der Fanatismus ist überall gleich, und man sah jenen Wütenden deutlich genug an, daß sie des Äußersten fähig wären. Ich bin überzeugt, daß mir meine Begleiter von Gönningen das Leben gerettet haben. — An Auerswalds und Lichnowskys Grab hielt ein fanatischer Priester, Ketteler[6]) aus Westfalen, Mitglied der Nationalversammlung, eine Grabrede, worin er diesen Mord aus Mangel an positiver Religion ableitete und nicht versäumte, die Gemüter so aufzustacheln, daß sie in der Wut eines Mordes am nächsten Besten genau ebenso fähig gewesen wären, als jene politisch Fanatisierten an Auerswald und Lichnowsky.

---

[1]) Ritterschaftlicher Abgeordneter zur württembergischen zweiten Kammer.

[2]) Verbannen! Die Handschrift scheint mehr für verbrennen; verbannen ist aber wohl richtiger.

[3]) Daß Vischer die langen Verhandlungen über die Grundrechte als „einen Zeitverlust" ansah, daß „von den zwei Prinzipien, um die es sich handelte, das der nationalen Macht und Einheit viel stärker in mir war als das der Freiheit," sagt er Altes und Neues a. a. O.

[4]) Senator von Bremen, seit August 1848 Reichshandelsminister (1802—1881).

[5]) S. die Einleitung, S. 204.

[6]) Der bekannte spätere (seit 1850) Bischof von Mainz (1811—1877), 1846—1849 Pfarrer in Hopsten in Westfalen, gewählt für Tetlenburg.

Wann wird nun unsre Zusammenkunft in Heilbronn sein? Redlich gestanden, es wäre mir lieber, wenn wir nicht zur Zeit der Versammlung aller politischen Vereine, sondern erst einmal ruhig unter uns zusammenkämen, meinetwegen auch in Bietigheim oder Stuttgart. Dieser Brief wurde stückweise unter ewigen Unterbrechungen geschrieben. Ich grüße alles herzlich.

Frankfurt, den 4. Oktober 1848. Ihr Vischer.

V.

(Aus dem November, ohne genaues Datum)[1].

Da habt Ihr den Schandpfuhl, da lest, wie unser Reichskommissar[2] verächtlicher als verächtliche Hunde gehandelt[3], wie man unsre Zentralgewalt in den Kot tritt. In Wien wird gesengt, gewütet[4], wir hätten alles verhindern können mit einem rechtzeitigen energischen Beschluß. Ich komme heute aus einer 7stündigen Sitzung vor Grimm und Wut erschöpft zurück. Ich wollte reden, aber es war mir lieb, daß ich nicht mehr daran kam, denn jedes Wort der Begeisterung, ja nur des gemeinsten Mitleids wurde von der Rechten mit einer Frivolität, mit einem Gelächter des Hohns aufgenommen, die einen Engel rasend machen mußte. Pfui! Pfui! Pfui! Am Ende ging das laue, matte Zuckerwasser des Antrags durch, der eben in diesem Berichte gestellt ist. Es wundert mich, daß ich dafür gestimmt, um nur noch irgend etwas durchsetzen zu helfen, denn lieber gar nichts als Halbheiten.

Freitag. Ihr Vischer.

VI.

Lieber Kapff! Heute ist wieder ein Tag kurzer Ruhe, und ich will Euch einiges über diese letzten Dinge mitteilen. Ich habe Ihnen eine Anzahl von Exemplaren unsrer Adresse an das preußische Volk in Kreuzband zugeschickt, einige Zeilen mit Bleistift auf der Rückseite eines Exemplars könnten Ihnen ein Zeichen von der Aufregung und Hast jener Stunden sein. Es war am Abend vor der Beratung des Ausschußantrages, dessen Inhalt wir aber bereits kannten[5]. Man besprach sich nun, was zu tun sei. Allerlei Anträge traten

[1] Die Freitage im November 1848 fallen auf den 3., 10., 17., 24. Gemeint ist wohl der 3.

[2] Die Reichsregierung hatte einen Kommissar, Welcker (s. unten S. 221), und als seinen militärischen Berater Oberst Mosle nach Wien entsendet, um den Frieden herzustellen. Vgl. Anton Springer, Geschichte Österreichs seit 1809, Bd. II, S. 571.

[3] Lies: behandelt wird. Welcker ward höflich empfangen, seine Einmischung aber abgelehnt.

[4] Das aufrührerische Wien wurde vom 26. Oktober 1848 an vom Fürsten Windischgrätz beschossen und brannte an verschiedenen Stellen. Am 30. ergab sich die Stadt, worauf viele Verhaftungen und eine Anzahl Hinrichtungen erfolgten.

[5] Der Ausschuß beantragte, die Nationalversammlung solle 1. die Einsetzung eines das Vertrauen des preußischen Volkes genießenden Ministeriums verlangen: 2. den Beschluß der preußischen Nationalversammlung, die Steuern zu verweigern, aber für nichtig erklären. Der erste Absatz ward mit 393 gegen 6, der zweite mit 276 gegen 159 Stimmen am 21. November angenommen.

hervor. Die einen meinten, jetzt sei der Moment, wo die Linke austreten müßte: die andern, sie solle austreten und sich als Nebenparlament hier oder anderswo konstituieren; die dritten, sie solle hier bleiben, die Sitzungen fortdauernd besuchen, zugleich aber in aller Eile einen Verfassungsentwurf beraten, der Nationalversammlung vorlegen und dann austreten. Alle diese Anträge erwiesen sich als untunlich; man sieht ein, daß man nur unsrer Majorität und der Reaktion Wasser auf die Mühle trüge, daß alle diese Schritte nur sofern dem Vaterland nützen können, als sie von einer neuen, nach sicherer Voraussicht siegreichen Revolution begleitet wären, daß es aber unverantwortlich sei, an eine solche zu appellieren, ohne die volle Überzeugung des Sieges. Man schob daher einen weiteren Beschluß auf und beschloß zunächst nur, für den folgenden Tag, in dem Moment, wo die Annahme des Ausschußantrags nicht mehr zweifelhaft sei, die Nationalversammlung mit éclat zu verlassen. Vergebens machte ich an jenem Abend geltend, daß das ein parturiunt montes sei, die Beratung der preußischen Angelegenheit werde die ganze Sitzung füllen; wenn wir nun aus einer Sitzung weglaufen, die ohnedies sogleich zu Ende sein werde, so schlage der beabsichtigte große Effekt in einen lächerlichen um, er wäre denn von weiteren Schritten begleitet, zu solchen seien wir aber nicht entschlossen; wir befinden uns also in einem offenbaren logischen Zirkel. Nachdem ich dies am Abend vergeblich gepredigt, fand ich am andern Morgen vor Anfang der Sitzung ganz Westendhall über Nacht nüchtern geworden; selbst der Deutsche Hof[1]) war nicht mehr einig, und nur der Donnersberg[2]) lief nach der Annahme des Antrags weg, kam auch an den folgenden Tagen vorerst nicht wieder in die Sitzungen.

Inzwischen hatte Rappard[3]) aus unserm Klub, Gutsbesitzer bei Berlin, einen Antrag gestellt, daß alle Fraktionen der Linken sich an die Spitze eines über ganz Deutschland zu organisierenden demokratischen Vereins stellen, neben dieser Wirksamkeit aber im Parlament bleiben und fortwirken sollten. Eine Kommission zur Begutachtung dieses Antrags und zur Abfassung einer neuen Proklamation an das preußische und deutsche Volk wurde von allen Fraktionen der Linken gewählt. Was zunächst die Proklamation betrifft, so wurde diese Frage über Nacht eine sehr kitzliche. Der Reichsverweser hatte den Aufruf an das deutsche Volk[4]) ausgegeben, den Ihr kennt, und der geradezu eine Polemik gegen unsre Adresse an die Preußen ist. Es war sehr bedenklich, in einen offenbaren Proklamationenkampf mit der Reichsgewalt zu treten. Die Frage, ob es verantwortlich sei, jetzt durch eine Revolution über Deutschland zu würfeln, hing haarscharf daran. Wirklich sah dies inzwischen auch die Kommission ein und legte bloß den Entwurf eines Protests gegen den Beschluß der Nationalversammlung

[1]) S. oben Einleitung, S. 206.

[2]) S. ebenda.

[3]) Konrad v. Rappard, Gutsbesitzer, Vertreter von Angermünde.

[4]) S. „Allgemeine Zeitung" vom 24. November 1848. Der Aufruf besagte, daß der Steuerverweigerungsbeschluß der preußischen Nationalversammlung von der Reichsversammlung für nichtig erklärt sei, sicherte den Preußen aber alle ihre Rechte und Freiheiten zu und mahnte zu gesetzlichem Verhalten.

am Mittwoch Abend in der vereinigten Versammlung der ganzen Linken, samt dem Württemberger Hofe, vor. Er wurde von allen unterschrieben. Schott[1]) brachte ihn am Donnerstag in die Sitzung, und Ihr kennt sein Schicksal aus der Zeitung[2]). Seitdem ist ein ungeheures Laufen, Rennen und beständige Plenarberatung der Linken — alles über den Rappardschen Antrag auf Gründung eines demokratischen Vereins. Ich muß Euch nun meine Ansicht darüber aussprechen. Ich fürchte mich nicht, einem solchen Verein beizutreten, wie manche ängstliche Gemüter. Es ist zwar richtig, daß die äußerste Linke denselben weiter wird fortreißen wollen als beabsichtigt ist; allein dem könnte man immerhin steuern. Das Programm verkündet einen nur legalen Kampf gegen die Reaktion, gegen den gemeinschaftlichen Feind sowohl der Konstitutionellen als der republikanisch Gesinnten, als auch derjenigen, welche die konstitutionelle Monarchie als Zwischenstufe zur Heranbildung des Volks für die Republik ansehen und für die nächste Zeit ehrlich wollen. Gegen das Materielle also habe ich nicht das mindeste Bedenken; aber ich habe aus andern Gründen keinen Magen für die Sache.

1. Kommt sie mir gemacht, reflektiert, berlinisch, pappendeckelig vor. So etwas muß sich wie eine Naturmacht von selbst machen. Da werden Milliarden Briefe geschmiert, und ehe man sichs versieht, fällt doch die ganze Pastete auseinander. Ihr werdet sehen, es geht wie mit den zwei Vereinen in Stuttgart[3]), die sich gegenüber traten, weil die Erfahrung zeigte, daß die Republikaner — sowohl die, denen es pressiert, als die, denen es nicht pressiert — und die strengen Konstitutionalisten nicht beieinander gut tun.

2. Es ist eine fürchterliche Zeitverschwendung. Bereits in der letzten Woche fielen mehrere die Reichsgewalt stützende Anträge des volkswirtschaftlichen Ausschusses zu den Paragraphen des Verfassungsentwurfs durch Ausfall weniger Stimmen, weil der Donnersberg nicht da war. Eine ganze Woche haben wir jetzt abends mit lauter Plenarversammlungen über die Organisation dieses Vereins zugebracht und darüber jede Besprechung der folgenden Tagesordnung versäumt. Ein Abgeordneter braucht alle seine Kräfte für seinen Beruf. Ich bin entweder verpflichtet auszutreten, oder alle Zeit außer den Sitzungen mich nur mit dem eigentlichen Werke der Nationalversammlung zu beschäftigen. Ich habe bisher vom Morgen bis in die späte Nacht nichts andres getan; ich weiß nicht, wie ich noch daneben Zeit finden soll, einen solchen Verein zu bilden, zu leiten; tue ich es, so stehle ich die Zeit meinem Amte, zu dem ich berufen bin.

Ich bleibe dabei; ich harre aus. Wir sind wie in einem Hexenring gefangen; diese Versammlung, die alles Vertrauen des Volks verloren, die noch keinen männlichen Beschluß gefaßt, noch keinen Paragraphen aus dem Kern[4])

[1]) Abgeordneter für Böblingen, Rechtsanwalt, Mitglied von Westendhall.

[2]) Schott wollte ihn als Erklärung zum Protokoll der Sitzung vom 20. abgeben, ward aber abgewiesen, weil das Protokoll vom 21. schon genehmigt war.

[3]) Ein liberal-konstitutioneller („vaterländischer Verein") und ein republikanischer („Volksverein"). Der zweite löste sich am 8. Juli 1848 vom ersten ab. S. Hartmann, Chronik von Stuttgart (Stuttgart 1886), S. 252.

[4]) Vgl. Kernfleisch, Kerntruppen, kernig. Grimm, Deutsches Wörterbuch, V, 600.

geschnitten hat: wir müssen drin bleiben, wie wenig Hoffnung wir von ihr haben mögen. Zähheit ist jetzt für uns erste Pflicht, wie für die alte Opposition. Wir meinten Deutschland einen großen starken Baum hinzustellen, und wir geben ihm ein schwaches Reis, an Stricken gebunden, verflickt, verpflastert. Und doch gebe ich die Hoffnung nicht auf. Es wird wachsen. Wir haben die stille Resignation zu üben, wie der Mann, der einen Baum setzt, der nicht ihm Schatten und Früchte bringt.

Diesen Ansichten gemäß habe ich weiterhin vorerst keinen Teil an diesen Dingen genommen. Ist's im Gang, bekommt's Leben, sehe ich, daß ich mich geirrt, kann ich teilnehmen ohne zu große Zeitverschwendung, so tret' ich ein. Die Sache hat aber Entzweiungskeime in unsern Klub getragen. Sie wird uns einige Leute kosten, wenn die Teilnahme nicht, wie sie wollen, den Klubmitgliedern zur Pflicht gemacht wird. Tut nichts, wir bekommen andre. Westendhall kann nicht untergehen, denn sein Dasein hat innere Notwendigkeit.

Als ich meinen letzten langen Brief[1]) schrieb, war es noch immer nicht offiziell gewiß, daß Blum[2]) erschossen sei. Mittags, nachdem der Brief abgegangen, dem ich wegen jener Ungewißheit noch kein bestimmtes Gefühl über diese Sache anvertraute, brachte die Postamtszeitung erst die offizielle Nachricht. Blum hat seine Fehler durch einen standhaft ertragenen Tod reichlich gesühnt, und was er von höheren Kräften besaß, leuchtend hingestellt. Mit der Sache selbst war es ihm, obgleich er ehrgeiziger Parteimann war, nach meiner Überzeugung völlig ernst; sein Prinzip hatte er abstrakt aufgefaßt, und das führte ihn mitunter zu Intriguen, denn darauf ist eigentlich jeder gewiesen, der sein Prinzip in einer solchen leeren Allgemeinheit festhält, welche keine Brücke zur Wirklichkeit offen läßt; die schlimmsten Mittel gebrauchte Blum in der Reichstagszeitung, das ist leider nicht zu leugnen; aber das hat er alles jetzt mit seinem Blute abgewaschen, ihm gehört die reine Trauer, die jedem Märtyrer gebührt, denn er ist es.

Die preußische Angelegenheit[3]) wird, wie ich von Anfang an glaubte, auf eine Lahme ausgehen. Beide Parteien, Volk und Krone, werden einige Stücke nachgeben, jede wird sich den Sieg zuschreiben, und das Resultat wird ein halber Zustand sein, wie überhaupt unsre Zeit auf Halbheiten und Übergangsstufen angewiesen scheint, leider! leider! Wir träumten und hofften freilich im Frühling anders. In Österreich regt sich's doch für Deutschland!

---

[1]) Dieser Brief kann nicht der Nr. 4 vom 4. Oktober sein, der Zeit wegen, noch weniger der undatierte Nr. 5, der Kürze wegen. Er ist also verloren gegangen.

[2]) Robert Blum (1807—1848), Buchhändler, Abgeordneter für Leipzig, Führer der Linken und der Deutschkatholiken, war vom „Deutschen Hof" nach Wien gesandt worden, um dem Gemeinderat und Reichstag dort eine Anerkennung der Linken zu überbringen. Er wurde von den Truppen des Fürsten Windischgrätz am 4. November gefangen und 9. November erschossen.

[3]) Der Zusammenstoß zwischen der Krone und der preußischen Nationalversammlung in Berlin. Diese ward durch königl. Befehl am 9. November angewiesen, ihre Sitzungen vorerst auszusetzen und am 27., dann aber in Brandenburg, wieder aufzunehmen. Am 15. November beschloß sie, die Steuern zu verweigern: am 5. Dezember wurde sie aufgelöst. S. oben S. 215 f.

Graz, Salzburg[1])! Ich bin eben mit dem Entwurf einer Ansprache an die Österreicher beschäftigt, den ich der vereinigten Linken vorlegen möchte. Ich überschätze solche Proklamationen nicht, hier aber, auf dem noch frischeren Boden, könnten sie gut sein.

Das Aufsätzchen über die Paulskirche bitte ich Sie, da ich Ihnen doch wohl nur vergebliche Mühe mit dem Versuch, es unterzubringen, machte, mir zurückzuschicken. Ich will es ohne weiteres in das Frankfurter Journal tun.

Am Montag kommt die österreichische Angelegenheit auf die Tagesordnung. Sie ist aber perfider Weise als vierter Gegenstand aufgereiht. Kommt man noch dran, so ist schon alles stumpf und müde. Ich wollte so gern einmal wieder mein Herz ausleeren, komme aber unter diesen Umständen wohl wieder nicht zum Schuß, um einen Antrag, den ich einreichen werde, zu begründen.

Mir ist bang um die Stunde, wo ich Euch wiedersehe. Ich kann Euch nichts Erfreuliches bringen, und von meiner Tätigkeit liegen fast keine öffentlichen Proben, sondern nur meine armen Versicherungen vor. Es kommt mir oft vor, ich sei unter diesen fortgesetzten trüben Erfahrungen schnell alt geworden[2]). Und dennoch gebe ich Glauben und Wirken nicht auf.

Ich grüße Euch alle herzlich. Ihr Vischer.

Frankfurt, den 25. Nov. 1848.

Der Transit in Baden macht wohl viel Porto? Ihr werdet dafür wohl eine Kasse haben.

---

[1]) Ich finde in der „Allgemeinen Zeitung" vom 19. November 1848 (S. 5107) folgendes aus Salzburg (in Graz geschah offenbar ähnliches). „In unsern Gauen und in allen österreichisch-deutschen Provinzen sind seit einigen Tagen Adressen an die Nationalversammlung in Frankfurt im Wert, in welchen die Zustimmung zu den §§ 2 und 3 der Reichsverfassung und die Bitte ausgesprochen wird, diese Paragraphen energisch aufrecht erhalten zu wollen. Ebenso werden Mißtrauensvoten an österreichische Deputierte, welche am 27. Oktober gegen diese beiden Paragraphen stimmten, nach Frankfurt abgesandt." § 2 lautete: „Kein Teil des Deutschen Reiches darf mit nichtdeutschen Ländern zu einem Staat vereinigt sein." § 3 lautete: „Hat ein deutsches Land mit einem nichtdeutschen Lande dasselbe Staatsoberhaupt, so ist das Verhältnis zwischen beiden Ländern nach den Grundsätzen der reinen Personalunion zu ordnen." Ein Teil der Österreicher, unterstützt vor allem auch von dem Präsidenten der Nationalversammlung, Heinrich v. Gagern, beanspruchte für ihren Staat eine Ausnahmestellung. § 2 wurde aber am 27. Oktober mit 340 gegen 76 (die Rechte und eine Anzahl Österreicher), § 3 mit 316 gegen 90 Stimmen angenommen, und die „Allgemeine Zeitung" schrieb: „Deutsch-Österreich ist ein unzertrennlicher Bestandteil des deutschen Staatskörpers schon kraft der alten Bundesakte und hat sein Gesetz aus der Paulskirche zu empfangen so gut als irgendeiner der Duodezstaaten." 35 österreichische Abgeordnete aber gaben am 1. November einen Protest gegen die Beschlüsse zu den Akten („Allgemeine Zeitung", 5. November 1848, S. 4881 und 4907), weil durch sie der Gesamtstaat Österreich geteilt und sein Zusammenhang nur auf die Person des Staatsoberhauptes eingeschränkt würde.

[2]) An der angeführten Stelle in „Altes und Neues" versichert Vischer, in Frankfurt wie viele seiner Kollegen einen Stoß auf seine Gesundheit fürs ganze Leben empfangen zu haben.

VII.

Lieber Freund! Aus der Paulskirche, während der Verhandlung über das Reichsgericht, habe ich Ihnen ein paar Zeilen zu schreiben. Es hat mich ein Mitglied der Versammlung angegangen um meine Ansicht über Roser[1]). Es ist nämlich von ihm bei Besetzung einer Direktorstelle eines klinischen Instituts (wo, hat man mir nicht gesagt) die Rede, man hat aber ebenda vernommen, daß Rosers persönliches Benehmen durch etwas Schroffes und Anmaßendes seiner Berufung zu diesem Posten im Wege stehen dürfte. Ich habe gesagt, soviel ich wisse, habe sich in seiner neuen praktischen Laufbahn jener Anflug abgestoßen, zugleich aber versprochen, hierüber mir noch Nachricht zu verschaffen. Haben Sie also die Güte mir umgehend (denn es eilt) ganz offen zu schreiben, wie sich Rosers Persönlichkeit in Beziehung auf die Freundlichkeit und Milde der Formen, die man so gern besonders vom Direktor eines Klinikums erwartet, dem Reutlinger Publikum darstellt. Um Diskretion brauche ich Sie nicht erst zu bitten. Wie geht's? Haben Sie meinen Brief vom letzten Samstag erhalten? Verzeihen Sie, daß Ihnen Mühe macht Ihr Fr. Vischer.

Frankf., den 27. November 1848.

VIII.

Lieber Freund! Sie werden sich wundern, daß ich jetzt, da die Dinge so schlecht gehen, öfter schreibe als sonst. Es ist aber natürlich: je weniger ich als Mitglied des Parlaments zur Erreichung von etwas Ganzem mehr mitzuwirken hoffen kann, desto mehr fühle ich mich als Einzelner gedrungen, mein Gewissen aus diesem Schiffbruch herauszuretten und mich an das Herz meiner Wähler zu flüchten.

Traurig und zerschlagen schleppte ich mich gestern von der dreitägigen Debatte über Österreich nach Hause. Sie hat, wie auch die Zeitungen erzählen, gar kein Resultat geliefert, die Sache muß zur Vorlage eines neuen Antrags[2]) an den Ausschuß zurück. Doppelt müde und traurig war ich, weil mir nicht einmal die Erleichterung geworden, mein Herz auszuschütten. Ich habe fleißig die nötigen Notizen gesammelt, wollte nachweisen, daß, was man immer über die Natur der Bewegung in Wien denken mochte, die Sache unter allen Umständen eine Humanitätsfrage und Frage der deutschen Einheit, der Ehre der Zentralgewalt war. Ich wollte einmal alle Töne, alle Mittel, die Gemüter zu bestürmen, in Bewegung setzen. Ich war am Montag zeitig vor der gesetzlichen Meldungsfrist in der Kirche, aber bei der Rauferei um den Sekretär gelang es mir nur, als der zehnte (unter etwa 36) eingeschrieben zu

[1]) Aus Stuttgart (1817—1888), 1841 Privatdozent der Chirurgie in Tübingen, von daher mit Vischer wohl bekannt, dann Oberamtsarzt in Reutlingen, weil er zunächst eine Berufung nicht erlangen konnte; 1850—1888 Professor in Marburg. Wer Roser gekannt hat wie ich, der weiß, daß er die „Freundlichkeit und Milde", die man an ihm vermissen wollte, in hohem Maße besaß und vielen Tausenden zum Segen geworden ist. Davon für den ausgezeichneten Mann Zeugnis abzulegen, ist mir Bedürfnis und Pflicht.

[2]) Den Inhalt des am 30. Nov. abgelehnten gibt Vischer unten selbst an. Die Ablehnung erfolgte mit 220 gegen 210 Stimmen (abwesend 125; 10 enthielten sich).

werden; zwei Mann vor mir schloß die Debatte. Euch und dem deutschen Volke kann es freilich sehr gleichgültig sein, ob einer mehr oder weniger sprach, denn es war ja doch alles zu spät und handelte sich nur um die Genüge, das Herz durch Klagen zu entlasten. Der Moment des Handelns war für uns dahin, hinter den Reichskommissären müßte ein Reichsheer stehen, sie müßten, auf dieses gestützt, befehlen, daß von beiden Seiten die Waffen ruhen, und die Verbrecher in Wien, die Mörder Latours[1], könnte man ja dann in aller Ordnung strafen. Österreich ist uns verloren, und sehe ich nach Preußen, so bleibt mir nur der Verzweiflungswunsch, daß es auch abfalle, daß dann das übrige Deutschland sich als Einheit befestige und diesen anmaßenden Großstaaten überlasse, nachher schön zu bitten, daß sie herein dürfen. Es geht natürlich auch nicht und so — weiß ich eben nichts. O, Ihr solltet unsre Majorität sehen! Es darf nur ein Redner unsre Schwäche aussprechen, es darf nur ein Welcker[2] sagen: „Setzen Sie Windischgrätz ab, wenn Sie können" — da ist es ihnen so recht lustig, da lachen sie sich zu tot darüber, daß wir der Kinderspott sind. Eine Versammlung, die Armeen in ihrer Faust hat, sieht sich als Bettler an und will sich darüber zu tot lachen! — Die Zeiten, wo ich es verwarf, über das Parlament übles zu sagen, diese Zeiten sind aus, meine Freunde! Es ist ja nichts mehr zu verbergen. Daß die Linke viel gefehlt hat, verkenne ich auch jetzt noch nicht. Aber das ist das Übel, daß die Fehler der Linken die ganze unentschiedene Masse immer weiter nach rechts treiben, während ich sage: wenn in meinem Heer viele allzuhitzige Rekruten, selbst Plündrer usw. sind, darf ich darum zum Feinde übergehen und auf meine eigenen Leute schießen?

Aus den Zeitungen seht Ihr, welchen Antrag[3] ich zum Majoritätsantrag des österreichischen Ausschusses stellte. Ich tat es eventuell in der Voraussicht, daß das Minoritätserachten, das eine Mißbilligung der Kommission und des Ministeriums enthielt, nicht durchgehen werde. Aber nicht einmal meinen Antrag (daß die Ausnahmsmaßregeln in Wien sogleich aufgehoben werden sollen) nahmen sie an, ja nicht einmal den andern von Wagner[4], daß die

[1]) Der Kriegsminister Latour war am 6. Oktober 1848 von dem Pöbel, der in ihm die Verkörperung der verhaßten Militärmacht sah, auf den Stufen des Ministerialgebäudes mit Säbeln, Hämmern, Kolben und Knütteln auf greuliche Weise umgebracht worden — ein wehrloser Greis! S. Anton Springer a. a. O., Bd. II, S. 554.

[2]) Professor des Staatsrechtes in Heidelberg, Abgeordneter für den 14. badischen Wahlkreis (1790—1869). Ursprünglich „Großdeutscher" und ein Freund Österreichs, trat er, als er die Unausführbarkeit seiner Ideale erkannte, im März 1849 für den preußischen Erbkaiser ein. Er sagte am 29. November: „Das muß ich zugestehen, daß ich und Oberst Mosle (s. oben S. 215) den Fürsten Windischgrätz nicht abgesetzt haben. Wir waren nur zu zweien: die Reichsversammlung aber zählt 500 Mitglieder, und wenn Sie wollen, können Sie ja den Fürsten immer noch absetzen!"

[3]) Sein Inhalt folgt gleich unten.

[4]) Camillo Wagner, Bergassessor aus Steyr, Abgeordneter für Steyr. Verzeichnis im Stenographischen Bericht, Bd. IX, S. 118. Er trat am 20. April 1849 mit den andern österreichischen Abgeordneten „wegen der Unfruchtbarkeit weiterer Tätigkeit" aus, „nachdem ein Verfassungswerk zustande gekommen sei, das in der nächsten Zukunft auf Österreich Anwendung nicht finden könne: auch sei seine physische und moralische Gesundheit erschüttert". Der stenographische Bericht verzeichnet hier Heiterkeit.

Reichsgesetze in Österreich verkündigt werden! Nun kam der Antrag der Majorität zur Abstimmung. Er bestand aus zwei Punkten. Der erste verlangte, daß „nach wiederhergestellter Ordnung und Ruhe" die Ausnahmsmaßregeln in Wien aufgehoben werden sollten. Der zweite verlangte, „daß die offene Anerkennung der Zentralgewalt in Österreich erwirkt werde". Wir konnten für den zweiten Punkt stimmen, aber nicht für den ersten, denn der erste enthielt mittelbar eine Anerkennung der teuflischen Maßregeln in Wien und überließ die Auslegung, wann Ruhe und Ordnung wiederhergestellt sei, dem Tamerlan Windischgrätz. Nun konnten wir aber nicht durchsetzen, daß beide Punkte getrennt zur Abstimmung kommen. Die meisten auf der Linken stimmten daher mit Nein! Ich aber glaubte mich mit wenigen andern in dem seltenen Fall zu befinden, wo es erlaubt ist nicht zu stimmen. Denn wenn ich über ein Ganzes mit Ja oder Nein stimmen soll, das aus zwei Teilen besteht, deren einen ich verneine, den andern bejahe, so kann ich in der Abstimmung meine Ansicht nicht ausdrücken. Ich gab hierüber mit Hehner[1]) (einem gar trefflichen Mann aus unsrem Klub) und Kolb[2]) (vom Teutschen Hof) eine Erklärung ab.

Jetzt geht's an den Reichstag[3]), bald an die zweite Beratung der Grundrechte, die der Verfassungsausschuß schrecklich beschnitten haben soll!

Haben Sie wohl alle meine Briefe richtig erhalten? Im vorletzten bat ich Sie um Rücksendung des Artikels über die Paulskirche, und der letzte (in der Kirche geschriebene, mit Reichssiegel gesiegelte) bat um die Güte umgehender Beantwortung.

Grüßen Sie alles! Ihr Fr. Vischer.

Frankf., den 1. Dezember 1848.

IX.

Der Adel als Stand ist abgeschafft. Die bloßen Titel sind aufgehoben. Aus der Sitzung vom 6. November (bis Dezember) 1848. Vischer.

X.

Lieber Freund!

Die zwei Zeilen aus dem Parlament [Brief 9] werden Sie erhalten haben. Unser Beschluß über den Adel ist freilich halb, wie alles, was wir machen. So lange man nicht buchstäblich die Adelsbezeichnungen aufhebt, schlüpft der Adel durch alle Poren wieder herein.

Was nun den Märzverein[4]) betrifft, so wißt Ihr, daß ich ein Mann bin, mit dem sich reden läßt und den man mit einem Vorrat überzeugender Gründe zu allem bringen kann, was gut ist. Daß Ihr mir aber, während ich zudem den Beitritt nicht abgewiesen, sondern mir nur Bedenkzeit genommen

[1]) Karl Hehner, Regierungsrat aus Wiesbaden, Vertreter des fünften nassauischen Wahlkreises.

[2]) Friedrich Kolb, Buchdruckereibesitzer und Redakteur aus Speier, Abgeordneter für Speier.

[3]) An den Verfassungsabschnitt über den Reichstag.

[4]) Der „Verein" der gesamten Linken, den Rappard vorgeschlagen hatte (S. 216) und der errichtet worden war, führte diesen Namen, weil im März 1848 die Revolution ausgebrochen war.

hatte, einen Befehl[1]) schickt beizutreten, dies hat mich in einer Vermutung bestärkt, die mir seit längerer Zeit schon nahe getreten ist. Es kann Euch nämlich nicht entgehen, daß Ihr an einem Abgeordneten, den Ihr zwingen zu müssen und zwingen zu können glaubt, keine rechte Freude mehr haben könnt. Folgt er nicht, so ist das Verhältnis zwischen ihm und Euch getrübt; folgt er aber, so ist es auch getrübt, denn Ihr selbst, obwohl Ihr Euren Zweck damit zunächst erreicht, könnt ihn nicht mehr ernstlich achten, denn ein gezwungener Mann ist mir kein Mann, auch wenn ich selbst ihn gezwungen habe. Auf den Standpunkt des formalen Rechts stelle ich mich dabei gar nicht; ich untersuche nicht, ob die Wähler gegen den Gewählten kategorische Ansinnen aussprechen können zu irgendeinem Schritt im Parlament oder gar außer dem Parlament. Stehe ich mit den Wählern, mit denen ich in begeisterten Stunden einen Bund der Freundschaft und des Vertrauens errichtet habe, auf dem Boden der Erörterung über unsre gegenseitigen Befugnisse, so steht es schon übel. Andre Abgeordnete nun mögen ihren Posten behaupten, auch nachdem das Verhältnis zu ihren Wählern gestört ist, ich will sie nicht tadeln, sie mögen ihre Gründe haben; ich aber glaube mich in einem besonderen Falle zu befinden. Ich ging hierher mit dem Gefühl, in einem besonders schönen Verhältnis zu meinen Wählern zu stehen; es war kein Augenblick, wo ihr mir nicht im Geist freundlich über die Schulter[2]) blicktet. Für alle Arbeit, Pein und Qual dieser Reihe von Monaten erwartete ich, da meine Mühe dem Vaterland so wenig Früchte trägt, nur einen Lohn: die freudige Anerkennung meiner Wähler. Muß ich darauf verzichten, ist die Liebe hin, so will ich auch meinen Posten keinen Augenblick länger behaupten, sondern lege mein Mandat in Eure Hände zurück. Schreibt mir also ein ganz einfaches Ja oder Nein auf die Frage, ob Ihr ungeschwächtes Vertrauen zu mir und Freude an meinem Wirken habt. Was soll ein seelenloses Fortschleppen zu einem sauersüßen Schluß? Ist Eure Antwort: nein! so bitte ich Euch nur, mit möglichster Beschleunigung die Anstalten zu treffen, daß mein Stellvertreter hierher komme, damit ich nicht lange mehr hier sein muß.

Es ist möglich, daß ich Euer „Aussprechen einer bestimmten Erwartung" mir in einem freundlicheren und weniger befehlenden Ton gesagt vorstellen muß, als der erste Eindruck es gibt. In diesem Falle stehen wir noch auf dem einfachen Boden des Austausches von Gründen. Der Ausschuß widerlegt meine Besorgnis einer Zeit- und Kraftzersplitterung durch den Märzverein damit, daß ich meine Zeit an ein solches Parlament gar nicht wegwerfen sollte. Allein so lange ich einmal im Parlament bleibe, muß ich auch mit meiner ganzen Kraft darin wirken. Gebe ich alle Hoffnung des Wirkens auf, so muß ich austreten. Etwas aber können wir allerdings noch wirken; wäre die Linke nicht da, so würde die Rechte, jeder Fessel ledig, sich in ihrer ganzen Breite widerstandslos ausdehnen. Nun muß man sich doch offenbar auf die Parlamentssitzungen, die jetzt wieder an fünf Wochentagen stattfinden,

[1]) Nach einer weiter unten folgenden Stelle sprach der Ausschuß des Wahlkreises die bestimmte Erwartung aus, daß Vischer beitreten werde.

[2]) Diesen Ausdruck braucht Vischer auch „Altes und Neues", Bd. III, S. 332, von seinen Wählern, die hören möchten, was er sagen werde.

gehörig vorbereiten. Dies geschieht vorzüglich in den Klubsitzungen; diese aber sind durch den Märzverein in eine solche Unordnung gekommen, daß Zusammenhalten und Disziplin mehr und mehr verloren gehen. „Morgen kommt's an den Reichstag, an den und den wichtigen Artikel der Grundrechte": — ich komme nicht in den Klub, es ist heute abend Märzverein. Man kommt ins Parlament hat sich nicht verabredet, viele bleiben ganz aus, die Verhandlungen werden verhudelt und verschleudert, durch Abwesenheit mancher Mitglieder unterliegen wir in wichtigen Beschlüssen — kurz die Konfusion ist vollendet. Davon habe ich die klare Anschauung, und könnte auch an einzelnen Beschlüssen die schlagenden Belege geben. Ich füge noch hinzu: gerade unmittelbar vor der Stiftung dieses Vereins war wieder ein sehr bemerklicher Zug vom Zentrum hin nach der Linken. Nicht nur die bedenklichen Mitglieder von Westendhall wurden entschiedener; der Württemberger Hof schloß sich der Linken an, es war Hoffnung, daß auch der Augsburger Hof[1]) in Fluß komme: da kommt der Märzverein, zieht wieder einen Strich durch und die Zentren sind wieder abgefallen. Ich habe gestern mit Uhland[2]) über die Sache gesprochen, der namentlich aus diesem letzteren Grunde gegen den Märzverein ist.

Nun sollen aber diese Gründe nichts gelten, es sei zugegeben, daß der Märzverein Unordnung in die parlamentarische Tätigkeit bringt — wenn er nur dafür auf seinem Felde um so mehr nützt. Da sitzt natürlich der Hauptpunkt. Ich sage aber: wir gleichen mit dem Märzverein dem Hunde in der Fabel, der sein Stück Fleisch, das er im Maule hält, fallen läßt, um nach dem Spiegelbilde im Wasser zu schnappen. Das Stück Fleisch ist freilich zäh, hart, klein, sehr klein, aber immer noch besser als das Spiegelbild. Dieses glänzt, aber Ihr müßt mir doch zugeben, daß mir in der Nähe manches anders aussieht, als [Euch] in der Ferne. Ich kann mir von dem Wirken des Märzvereins kein klares Verstandesbild machen. Ich kann irren, ich wiederhole es; vielleicht ich überzeuge mich noch von seiner Zweckmäßigkeit; aber ehe ich überzeugt bin, trete ich nicht bei. Ich achte den Volkswillen, aber befehlen lasse ich mir nur im Amte nach vorschriftsmäßigen Formen.

Den ganz schlimmen Fall werde ich wohl nicht annehmen müssen, daß Ihr glaubt, ich habe andre, verborgene Gründe, es fehle mir der Mut oder die Liebe zum Volke. In diesem Augenblick [Fall?] hättet Ihr ja täglich alle irgend möglichen Mittel ergreifen müssen, mich von meinem Posten abzurufen.

Eine Stelle in dem beigeschloßnen Briefe von Ammermüller[3]) veranlaßt

[1]) Eine Gruppe rechts vom Württemberger Hof und links vom rechten Zentrum.

[2]) Ludwig Uhland vertrat den Wahlkreis Tübingen-Rottenburg in der Nationalversammlung; ohne einer Partei sich anzuschließen, stimmte er mit der Linken.

[3]) Ammermüller (1809—1898) war damals und später einer der Führer der württembergischen Demokratie. Seit 1838 war er Oberreallehrer am Reutlinger Lyceum und mit Fr. List befreundet, auch ein Anhänger seiner Ideen. 1852 wurde er zur Strafe für seine politische Tätigkeit nach dem kleinen allgäuischen Städtchen Isny versetzt, trat aber sofort aus dem Schuldienst aus und ward als tüchtiger Chemiker von Siegle senior als Teilhaber in seine Anilinfabrik gezogen. Er war bis 1870 Landtagsabgeordneter für Ehingen, auch (1868) Mitglied des Zollparlaments: s. „Schwäbischer Merkur" vom 3. August 1898.

mich, bei dieser Gelegenheit einen Faden, der von Anfang an durch alle meine Briefe gegangen ist, und der, wie ich fast fürchten muß, einen komischen Eindruck hervorgebracht hat, mit einem deutlichen Knopf für immer abzuschließen: es sind dies meine häufigen Klagen über ungeborene Reden. Mit dieser Geschichte verhält es sich so: ich meinte von Anfang an bis jetzt, es gehöre zu meinen Pflichten, namentlich als Redner zu wirken. Ich glaubte, Ihr fordert es von mir, und Ihr dürft es auch fordern, denn die Reden sind nicht nutzlos, sie sind von großer und weiter Wirkung ins Volk und in die Zukunft, wenn sie auch für den Augenblick keine einzige Stimme gewinnen. Ihr dürft es ferner fordern, weil es nicht leicht ist, weil es Anstrengungen kostet, also ein Beweis von Anspannung der Kräfte ist. Viele Kollegen haben mir gesagt, sie bedanken sich gehorsamst dafür, wochenlang hochschwanger mit einer Rede im ungewissen, ob sie zum Worte gelangen, dazusitzen; seit sie das Reden ganz aufgegeben, können sie erst erträglich leben. Ich glaubte das aber nicht zu dürfen, und da ich nun bald zwanzigmal durch Zufälle verhindert war, wirklich die Reden zu halten, worin ich der Majorität die Wahrheit zu sagen dachte, so meinte ich, Euch mitteilen zu müssen, daß es an mir, wenigstens an meinem guten Willen nicht fehle; von der vergeblichen Anstrengung wollte ich wenigstens das haben, daß Ihr davon wißt. Freilich hat die Sache etwas Komisches, das habe ich in meinen Briefen mit ausgedrückt, wie man einem Freunde, ausgelacht und mitlachend, sein Pech klagt.

Ihre Idee, ein Deutschland ohne Preußen und Österreich zu gründen, geht mir schon lange durch den Kopf. Aber es geht eben auch nicht, es würde uns mit diesen Großmächten gehen wie jenem Soldaten, der einen Gefangenen machte und auf die Frage, warum er ihn nicht herbringe, antwortete: er läßt mich nicht los.

Ammermüllers Auftrag[1]) habe ich besorgt, das Konto habe ich noch nicht, ich werde ihm den Betrag seiner Bestellung das nächste Mal schreiben. Bestens grüßend Ihr

Frankf., den 8. Dez. 1848. Fr. Vischer.

XI.

Lieber Kapff!

In meinem letzten Briefe habe ich wieder vergessen, Ihnen auf Ihren Vorschlag eines Besuchs um Weihnachten zu antworten. In einem Augenblick, wo es mit unserm Werk trauriger aussieht als je, wo mit der Veränderung des Ministeriums[2]) die preußische Intrigue siegt, Österreich verloren ist[3]) und die

[1]) S. hierüber Brief Nr. 11.

[2]) Am 18. Dezember übernahm statt des Österreichers Schmerling, der der Organisation eines engeren deutschen Bundes unter Preußens Führung und ohne Österreich widerstrebte, der Präsident der Nationalversammlung, Heinrich v. Gagern, den Vorsitz im Reichsministerium. Die Präsidentschaft der Versammlung ging an Eduard Simson über.

[3]) Jetzt durch die Ernennung eines sogenannten „kleindeutschen", auf die preußische Führerschaft abzielenden Ministeriums. Daß es aber schon vorher „verloren" war, weil es selbst an

Ochsen ganz am Berge stehen — was tue ich da bei Euch? Sind wir einmal fertig, liegt das Ganze abgeschlossen vor Euch, so ist es anders, dann können wir miteinander zurückblicken und Ihr Eurem Abgeordneten sein Teil Schuld oder Unschuld zumessen, wo er dann seine Verteidigung führen mag, so gut er kann. Ich kann Ihnen diesmal nichts weiter schreiben, denn es ist eben ein Zustand ohne Licht und Aussicht. — Gegen die Tagesordnung über den Rühlschen[1]) Antrag habe ich neulich gestimmt, weil ich auch nicht im entferntesten der Rechten ein Vertrauensvotum geben will. Den Antrag selbst aber hätte ich, weil er eine Unmöglichkeit enthielt, nicht unterstützt, wenn er je zur Abstimmung gelangt wäre.

Frankfurt, den 17. Dez. 1848. Ihr Fr. Vischer.

XII.

Lieber Kapff!

Sie erhalten hier eine Flugschrift in zwei Exemplaren, welche ich nicht in jeder ihrer Äußerungen, am allerwenigsten in der ungeschickten Anrufung des konfessionellen Gegensatzes, unterzeichnen möchte, welche auch in ihrem Vorschlag einer Trias[2]) nicht eben glücklich ist, aber doch von der rechten, großen Anschauung in der österreichischen Frage ausgeht, und welche ich behufs der Aufklärung der öffentlichen Meinung verbreitet sehen möchte. Lassen Sie ein Exemplar in Reutlingen zirkulieren, das andre in Urach[3]). Zugleich wiederhole ich meine Bitte, womöglich eine Adresse für die Hereinziehung Österreichs in den Bundesstaat zustande zu bringen; wobei man natürlich die heillose Forderung der österreichischen Regierung, nur durch Vereinbarung[4]) das Werk zustande zu bringen, nicht zu schonen hat, nur aber im Auge behalten muß, daß Österreich im Augenblick geärgert und beleidigt ist. Aber schnell, wenn es möglich ist! Ihr Vischer.

Frankfurt, den 7. Jan. 1849.

---

seiner Sonderstellung als eigene Großmacht festhielt und nichts weniger als „in Deutschland aufgehen" wollte, hat Vischer in Brief Nr. 6 vom 25. November und Nr. 8 vom 1. Dezember selbst anerkannt. Meisterhaft hat dies Rümelin (s. oben S. 212) in seinem Briefe vom 1. November auseinandergesetzt, einer Glanzleistung politischen Scharfblicks.

[1]) Rühl, Oberbürgermeister von Hanau, Abgeordneter für den zehnten kurhessischen Wahlkreis. Er beantragte am 18. September, die Versammlung solle sich, da Zweifel bestehen, ob sie noch das Vertrauen des Volkes habe, auflösen, und Neuwahlen sollten bis 18. Oktober stattfinden. Der Antrag war liegen geblieben und jetzt überholt; er ward am 9. Dezember mit 311 gegen 105 Stimmen abgelehnt.

[2]) S. Einleitung, S. 206.

[3]) Den beiden Oberämtern, die Vischers Wahlkreis ausmachten. S. Einleitung, S. 204.

[4]) Statt durch einfachen Beschluß der Nationalversammlung, dem sich Österreich ohne weiteres zu fügen hat. S. Einleitung, S. 207, und die Anmerkungen zu Brief 6, 8 und 11.

Blätter aus meinem amerikanischen Tagebuche.

Von

Msgr. Grafen Vay von Vaya und zu Tuskod.

VIII. Religiöses und kirchliches Leben.

Nachdem ich auf den früheren Blättern dieses Tagebuchs von der physischen und intellektuellen Arbeit Amerikas gesprochen habe, müssen einige Bemerkungen auch über sein religiöses Leben gemacht werden. Dieser Gegenstand war natürlich derjenige, der mir zumeist am Herzen lag; und wenn ich gleich an andrer Stelle mich ausführlicher darüber ausgesprochen habe, kann ich doch nicht unterlassen, hier wenigstens die Punkte hervorzuheben, die mir die springenden zu sein scheinen.

„Ist der Amerikaner religiös?" lautet eine der allgemeinen Fragen, die am meisten aufgeworfen werden; und „ist es wahr, daß die Neue Welt keine Religion hat?" lautet eine andre. Die erste Frage ist zu unklar und unbestimmt, um einer Antwort zu bedürfen. Es ist schwer, und man würde in Verlegenheit kommen, genau zu sagen, was in diesem Lande Religion zu nennen sei, wo die Zahl und Verschiedenheit der Sekten Legion ist. Jedoch die Behauptung, daß die Vereinigten Staaten des religiösen Gefühls gänzlich entbehren, ist grundlos und durchaus falsch.

Es ist unvermeidlich, daß die materielle Tätigkeit des Lebens um uns her, die angestrengte Arbeit, die scheinbar die ganze Existenz in Anspruch nimmt, dem Fremden zuerst in die Augen fällt. Die Umgebung, in der er sich am Anfang seines Aufenthalts befindet, wird der Beobachtung abstrakten Lebens und Denkens nicht günstig sein.

An erster Stelle dürfen wir niemals die ungeheure, stets wachsende Zahl der Einwohner, ihren unterschiedlichen Ursprung, ihre natürlichen Neigungen und die Gewohnheiten ihrer Heimat aus dem Auge verlieren. Es leuchtet ein, daß diese enormen Volksmassen, die unaufhörlich vom ganzen Erdball in das Land strömen, eine oder die andre Art von Religion mitbringen müssen. Irgendeinen Glauben, wenn vielleicht auch nicht sehr klar bestimmt, haben sie anfänglich alle.

Daß ein beträchtlicher Teil dieser Einwanderer seine Religion verliert, ist eine — leider! — nur zu wohl begründete Beschuldigung. Die Zahl derer, die die Gewohnheit, in ihrem Adoptivvaterlande die Kirche zu besuchen, aufgegeben haben, ist unberechenbar. Christliche Familien, höchst eifrig für ihre Religion in der alten Heimat, üben sie nicht mehr aus, sobald sie sich unter den neuen Lebensbedingungen niedergelassen haben. Dies geschieht zuerst nicht so sehr aus Unglauben oder Feindseligkeit gegen die Religion, als aus Gleichgültigkeit und, ganz besonders, aus Mangel an Zeit und Muße. Sie werden mit hinein gerissen in den Strudel aller Arten von Unternehmungen, und indem sie sich dem grausamen Kampf ums Dasein — und folglich um Gold — anschließen, leidet ihr religiöses Leben und läuft sogar Gefahr, gänzlich ausgelöscht zu werden.

Alles dies zugestanden, müssen wir doch einräumen, daß keine andre Nation in der Welt einen so ausgesprochenen Hang zu übersinnlichen und mystischen Dingen gezeigt hat als die von Nordamerika.

Dieses Land, wo der roheste Materialismus herrscht, nimmt das übertriebenste Interesse am Okkultismus. Keine Hypothese kann aufgestellt werden, ohne sogleich Anhänger zu finden; keine spiritualistische Lehre verfehlt, zahlreiche Schüler anzuziehen. Es ist seltsam, daß diese Menschen, im Alltagsleben gewöhnlich so nüchtern, sich mit der naivsten Leichtgläubigkeit den wildesten Ausschreitungen der Geheimlehre hingeben. Die Zahl der transzendentalen Gesellschaften ist unglaublich, und fast jede derselben bildet beständig neue Zweigvereine und Unterabteilungen, wo immer sie gewünscht werden. Es gibt Spiritisten, Okkultisten, Mystiker, Transzendentisten, Theosophisten, und tausend andre, die von ihnen abhängen.

Man kann kaum die Anzeigespalten irgendeiner großen Zeitung überfliegen, ohne durch die Menge der Einladungen zu seltsamen Versammlungen überrascht zu werden. Sie geben eine annähernde Vorstellung von dem, was man zu erwarten hat, und eine Liste der Erscheinungen oder wunderbaren Vorgänge, von denen man hofft, daß sie stattfinden werden. Besondere Zeitschriften und Blätter sind den Fragen des Okkultismus gewidmet, und ihre kolossale Verbreitung ist ein Zeichen des Interesses, welches das Publikum an diesen Dingen nimmt, und des bitteren Ernstes, mit dem sie behandelt werden.

Zahllos sind auch die Sekten und Gemeinden. Einige sind dogmatisch, andre unbestimmt; einige bekennen sich nur zu den Grundsätzen der primitivsten Naturgesetze, andre tasten in den dunkelsten Doktrinen umher. Einige Sekten versprechen, nach kurzer spiritistischer Unterweisung mirakulöse Heilungen zu bewirken. Eine von diesen sind die christlichen Scientisten, die während der letzten Jahre sehr in Mode waren. Ihr hauptsächlicher Glaubenssatz besteht darin, daß sie versichern, dieselbe Macht über Seele und Körper zu besitzen wie die Apostel und Heiligen. Ihre Versammlungen, in denen sie Kuren zu machen vorgeben, haben geradezu Sensation erregt. Nach ihrer Meinung hat das Zeitalter der Wunder niemals aufgehört; sie gehen sogar weiter und behaupten, daß — da es so etwas wie Materie nicht gibt — der Gedanke

physischen Leidens unzulässig ist. Die Aufmerksamkeit, die diese Bewegung auf sich gezogen, zeigt, welche Höhe sie in kurzer Zeit erreicht hat.

Die Zionisten haben weniger Aufsehen gemacht; sie sind von den gebildeten Klassen nicht ernst genommen worden, obwohl sie aus andern Schichten eine bescheidene Gefolgschaft gewonnen haben. Ich traf den Begründer dieser Sekte in Australien, wo letztere vor einigen Jahren geblüht und nicht wenig Teilnahme gefunden hat. Er war der kongregationalistische Prediger einer der Kirchen in Sidney, und da war es, daß er zuerst seine eigentümliche Glaubensform verkündigte. Leute, die ihn vor dreißig Jahren kannten, haben mir erzählt, daß seine Predigt voll Leidenschaft war und dadurch ungemeinen Einfluß auf seine Gemeinde gewann — einen Einfluß, nicht so wohl durch Frömmigkeit und Gelehrsamkeit, als durch die Glut seiner Äußerungen gewonnen. Er bemerkte, daß seine Ermahnungen die größte Wirkung auf die Klassen ausübten, die niemals den Vorzug einer christlichen Erziehung gekannt hatten. Die elementarsten Vorstellungen waren ihnen neu und fundamentale Grundsätze der christlichen Lehre oft wie eine Offenbarung. Während christlicher Scientismus Mode ward in den Salons, ging der Zionist auf die Straße, um den Auswurf aus dem Rinnstein aufzulesen. Da er sah, daß seine Anhänger fast ausschließlich der Klasse schlichter Arbeiter angehörten, versicherte Mr. Dowie öffentlich, daß er die dritte Inkarnation des Propheten Elias sei, dessen zweite St. Johannes der Täufer.

Er wählte die Stadt Chicago zur Zeit der Ausstellung als den besten Ort, an dem er seine Sekte stiften könne. Zeit und Ort waren in der Tat gut gewählt. Von all den Merkwürdigkeiten jener Ausstellung war der Prophet Elias III., der die Toten erweckte, sicher die originellste. Gekleidet in Weiß, umgeben von Adepten, die der Gelegenheit gemäß kostümiert waren, müssen die Vorstellungen und Prophezeiungen Mr. Dowies sehr verlockend gewesen sein. Unter den Tausenden, die ihm zu lauschen kamen, sind ohne Zweifel viele gewesen, die von den eindringlichen Ermahnungen des selbsternannten Propheten, ein tugendhaftes Leben zu führen, gefesselt wurden. Der Gedanke war schön und rein, und Besucher der Ausstellung mit gefüllten Börsen kamen in den Pausen zwischen seinen Empfängen und nötigten ihm das Geld auf, um einen Platz zur Errichtung seiner Ideal-Stadt Zion zu kaufen, in der es keine Versuchung und kein Laster geben sollte.

Dies war der Ursprung der Sekte und ihrer Stadt, die seitdem so berühmt geworden ist. Die Geschichte des Propheten Elias III. und seiner spiritualistischen Genossen mit ihrem Wechsel von Hohn und Beifall, furchtbaren Verlusten und erstaunlichen Wundern ist ein schlagendes Beispiel, das uns zeigt, wie tief die niedern Klassen in Amerika, die zu keiner Kirche gehören und oft keinen wie immer gearteten religiösen Unterricht empfangen haben, das Bedürfnis des Glaubens fühlen[1]).

[1]) Ein Telegramm aus Chicago meldete im März d. J., daß „der Gründer von Zion City Doktor Dowie, der sich als Prophet Elias bezeichnete", dort gestorben sei.

Die Schüler des Generals Booth sind zahlreicher als die jeder andern Sekte, die in dem gegenwärtigen Zeitraum entstanden ist. Die Heilsarmee hat sich jetzt über die ganze Welt verbreitet, es ist daher nicht nötig, sie hier zu beschreiben. Sie ist eine außerordentlich praktische Einrichtung, und ich habe mit großer Befriedigung erfahren, daß ihre Arbeit in Amerika mehr sozial als sektiererisch ist. Sie kämpft besonders gegen den Unglauben und ist oft das Mittel, Abtrünnige zu ihrem ursprünglichen Glauben zurückzuführen. Seit mehreren Jahren hat die Armee sich der Aufgabe gewidmet, die Lasterhöhlen der großen Städte zu säubern; sie hat große Ländereien in entfernten Gegenden gekauft, schafft die Arbeitslosen dorthin und zwingt sie zur Arbeit auf ihren Farmen.

Der Protestantismus in Amerika, wiewohl er in einigen Punkten dem von Europa zu gleichen scheint, ist in Wirklichkeit doch etwas ganz andres. Die Anglikaner, die hier nicht so günstig gestellt sind wie in England, spielen eine viel bescheidnere Rolle, und ihre Mitgliederzahl ist eine nur beschränkte. Die Baptisten und Methodisten dagegen blühen hier weit mehr als in der Alten Welt. Die Neger, die sich auffallend rasch vermehren, gehören zu der einen oder andern dieser beiden protestantischen Körperschaften. Die reichen Klassen scheinen der presbyterianischen und Episkopalkirche den Vorzug zu geben. Vor einigen Jahren waren sehr en vogue verschiedene Formen des Hochkirchentums, in denen das Ritual und die Zeremonien mit einer bis ins kleinste gehenden künstlerischen Sorgfalt ausgeführt wurden. All diese nur durch Schattierungen der Ansichten voneinander getrennten Religionsgemeinschaften verändern sich oft, je nach dem Gutdünken ihrer Seelsorger, die die Maßregeln für Gottesdienst und Ritual treffen, die ihnen notwendig erscheinen. Die höchste Autorität hat in dieser Angelegenheit wenig zu sagen.

Die katholische Kirche nimmt unstreitig in den Vereinigten Staaten den ersten Platz ein; sie ist, nach allgemeiner Annahme, die bestorganisierte, die einheitlichste, sie zählt mehr Anhänger als eine der andern christlichen Kirchen. In diesem Lande, das eine Staatsreligion nicht kennt, ist es bemerkenswert, mit welcher Achtung man jedem Geistlichen der katholischen Kirche begegnet, wie sehr man die Strenge ihrer Disziplin bewundert — und mehr noch, welch öffentliche Ehren ihrem Episkopat erwiesen werden. Ihre Meinungsäußerungen finden in jeder wichtigen Frage, sei sie nun öffentlicher oder religiöser, sozialer oder nationaler Art, nicht nur Beachtung, sondern sind oft von entscheidender Wichtigkeit.

Die Vereinigten Staaten erkennen mehr und mehr, daß die Kirche eine Notwendigkeit für die Wohlfahrt des einzelnen, daß sie ein Faktor in der moralischen Entwicklung der Gesamtheit und noch mehr das mächtigste Mittel sei, die künftige Größe der Nation zu sichern. So wirken alle die verschiedenen Glaubensbekenntnisse zusammen, um den beständig zunehmenden Gefahren der Irreligion entgegen zu arbeiten und jede Kraft, die nach moralischer Bedeutung strebt, schließt diesem Kampfe sich an.

Darum geschieht es, daß wir den Kardinal der Kirche so oft Seite an Seite mit dem Präsidenten der Republik sehen; daß Mr. Roosevelt und Seine

Eminenz Monsignor Gibbons so lebhaft von enthusiastischen Haufen begrüßt werden, die den Repräsentanten nationaler Prinzipien ihre Hochachtung zu bezeugen wünschen und diese beiden als die Verkörperungen ihrer eignen Größe betrachten. Beide, der Präsident und der Kirchenfürst, sind Söhne dieses Landes, die — wenn auch auf verschiedenen Linien — für das allgemeine Wohl arbeiten.

Diese erfreulichen Äußerungen der öffentlichen Meinung müssen als eine sehr wohltuende Ermutigung wirken. Dies war auch bei mir der Fall. Auch ich war dankbar für die Sympathie und Anerkennung, die man — wenngleich unverdient — meinen Bemühungen zum Besten der armen Einwanderer aus meinem Vaterlande zollte. Je weniger ich mich so großer Freundlichkeit würdig fühlte, desto mehr wünschte ich, sie zu verdienen. Deswegen hielt ich Missionen im ganzen Lande und in verschiedenen Sprachen ab.

Die Menge der alljährlich an den Küsten der Vereinigten Staaten Landenden beträgt in runder Summe eine Million. Ein Viertel davon kommt aus der österreichisch-ungarischen Monarchie. Aus Ungarn allein kamen im Jahre 1905 über hunderttausend. Einige Statistiken geben als genaue Zahl 109000 an, während andre sie auf 130000 schätzten. Das sind kolossale Ziffern, aber sie werden noch übertroffen, wenn wir die Einwanderer aus Italien zählen. In ihrer Heimat gehörten die meisten von ihnen der katholischen Kirche an, und ihr Glauben ist das Einzige, was einen zügelnden Einfluß auf ihre niedrigeren Instinkte ausübt. Wenn die Kirche ihnen nicht die bewillkommende Hand entgegenstreckt und dadurch verhütet, daß sie in Entartung versinken, so würden sie, da die Fallgruben ringsum erschreckend sind, in Gefahr geraten, in das Elend und Verbrechen hinein zu treiben. Die Kirche ist durch ihre Gebote und Sakramente allein imstande, gegen die Übel der Unmäßigkeit und des Lasters zu kämpfen; sie allein vermag die Hunderte und Tausende, die, der Sprache des Landes unkundig, wie verloren ankommen, zu beschützen und zu behüten, indem sie Missionen veranstaltet für die Erwachsenen und Schulen für den Unterricht der Kinder. Dies sind die beiden wirksamsten Mittel, um sowohl in materiellem als moralischem Sinne Gutes zu tun, und jeder Versuch in dieser Richtung ist vom befriedigendsten Erfolge gekrönt worden.

Im Verlaufe so vieler Missionen, Predigten und einfachen Ermahnungen habe ich manch rührenden Beweis der Dankbarkeit empfangen, der mich für all meine Mühe und Anstrengung reichlich belohnte.

Zuerst begegneten Schwierigkeiten, sie wurden aber überwunden durch die rein geistige Natur der Arbeit und ihrer Resultate. Missionen sollten in der Muttersprache, der einzigen, die der Einwanderer versteht, gehalten werden, und dies nicht nur vom kirchlichen, sondern auch vom sozialen Gesichtspunkt. Nachmals erfuhr ich, daß beim Beginn meines seelsorgerischen Dienstes einzelne Stimmen hier und dort sich über die Tätigkeit fremder Missionare beschwerten; aber diese Äußerungen der Besorgnis wurden schwächer, als man sah, daß ich nur geistliche Zwecke verfolgte und keinerlei nationale Hintergedanken hatte.

Es ist absolut vergeblich, der Auswanderung künstliche Hindernisse in den Weg zu legen, oder diejenigen, die ihr Land zu wechseln wünschen, in die Heimat zurückführen zu wollen. Wir mögen den Verlust so vieler Landsleute beklagen, aber wir würden uns selbst nur täuschen, wenn wir uns einbilden, Schritte tun zu können, um die Flut der Auswanderung zurückzuhalten. Es nützt nichts, Leute aus den günstigeren Lebensbedingungen der Neuen Welt in den früheren Zustand zurückzuschicken; nur Verbesserung ihrer Lage daheim könnte hier helfen.

Die Aufgabe der Priester ist eine andre als die der Diplomaten in Washington: sie haben nichts zu tun mit staatlichen Autoritäten; die Geistlichen oder Missionare, die ihre Herden zu fernen Ländern begleiten oder sie dort besuchen, müssen ganz in ihrer Arbeit aufgehen. Sie sind nur da, um ihrer Kongregation Dienste zu leisten.

Dies ist der Grund, weshalb die Irländer so fest am Glauben hängen und so viel für ihn getan haben. Sie sind es, die nicht nur in Amerika, sondern auch in Australien der Kirche ihren Eifer und streitbaren Charakter mitgeteilt haben. Ihnen auch ist es zu danken, daß die Vereinigten Staaten, die am Anfang des vorigen Jahrhunderts nur 100000 Katholiken zählten, gegenwärtig — hundert Jahre später — einhundertundfünfzigmal so viel besitzen. Diese Zahl würde noch beträchtlich größer sein, wenn die aus andern Ländern einwandernden Katholiken Priester ihrer eignen Nationalität gehabt hätten. Die Irländer waren in dieser Hinsicht dadurch bevorzugt, daß die Katholikenverfolgung in der „Insel der Heiligen" die Priester und ihre Herden in engere Verbindung brachte. Daß sie sich einer auf den andern verlassen mußten, hat ihre Gemeinschaft verstärkt, ihren Eifer und ihre Freigebigkeit angefacht.

Der Priester, der Diener Gottes und des Volkes, ist in den Vereinigten Staaten auf freiwillige Beiträge angewiesen. Jeder gibt gern ein paar Dollars, und der Vikar, der von seinen eignen Pfarrkindern unterhalten wird, steht in innigem Verband mit seiner Gemeinde. Fälle ungenügender Versorgung sind unbekannt. Im Gegenteil, nicht nur für das augenblickliche Bedürfnis hat der Priester genug, er kann auch in die Zukunft blicken und für sein Alter sparen. Tausend Dollars, wobei noch alle andern Ausgaben bezahlt werden, kann vielleicht als das niedrigste Gehalt gelten; zuweilen steigt es bis zu mehr als 20000 Dollars.

Der Amerikaner hat eine offene Hand; er macht sein Vermögen mit Leichtigkeit und gibt es mit Vergnügen aus. Er ist, wie schon früher bemerkt, besonders freigebig für seine Schulen und Kirchen. Er betrachtet mit Recht diese Institutionen als sein Eigentum. Die Gemeinden wetteifern miteinander darin, ihre Erziehungsanstalten mit tüchtig gebildeten Lehrern zu besetzen, ebenso wie sie die schönsten Kirchen haben wollen und für ihre Pfarrer auskömmlich sorgen.

Dies ist zum Teil das Ergebnis der praktischen Art, in der der Amerikaner denkt. Er liebt es nicht, *etwas halb zu tun*; er ist gründlich. Er mag ein Gläubiger oder prinzipiell Ungläubiger sein: aber, was er auch

sei, er hat die Kraft seiner Überzeugung. Wenn eine Gemeinde Parochialkirchen und Schulen besitzt, wird sie nicht nur tun, was vernünftigerweise erwartet werden kann, sondern bereit sein, beträchtliche Opfer zu bringen. In der ganzen Geschichte der Kirche ist die Freigebigkeit der Katholiken der Vereinigten Staaten niemals übertroffen worden. Man sehe z. B. auf die riesigen Kathedralen, die wie durch Zauber aus fast Nichts in einem Augenblick entstanden, und denke andrerseits an die Jahrhunderte, die gebraucht worden sind, um die Dome der Alten Welt zu bauen, deren einige noch nicht einmal vollendet sind. Um so mehr wird man über eine so majestätische Kathedrale wie die von New York staunen, die fertig dasteht als der architektonische Ruhm dieser Hauptstadt. In ihrer schönsten Lage, dem Mittelpunkt ihres fashionabelsten Teils, blickt die Fassade auf Fifth Avenue. Auf allen Seiten von Straßen umgeben, könnten von dem Wert des Platzes allein mehrere Kirchen gebaut werden, während Baukosten und Ausstattung dieses monumentalen Gebäudes nahezu fünf Millionen Dollars betragen haben müssen. Woher, kann man fragen, kam diese enorme Summe in so kurzer Zeit? Die Antwort lautet: von den Groschen der Arbeiter. Die katholischen Kirchen, wie tatsächlich alle für die Kultur erforderlichen Anstalten in den Vereinigten Staaten, werden fast ausschließlich durch die Beiträge der Armen erhalten.

Reiche Katholiken gibt es nicht sehr viele, und mit dem besten Willen von der Welt könnten sie selbst durch die hochherzigsten Schenkungen die wachsenden Bedürfnisse nicht decken. Es würde nur ein Tropfen Wasser im Ozean sein und wenig bewirken. Die bewunderungswürdigen, kirchlichen Unterrichts- und Wohltätigkeitsanstalten der katholischen Kirche in den Vereinigten Staaten sind errichtet worden dank den unaufhörlichen Sammlungen und der ungeheuren Ausdehnung des Landes.

Die Organisation der Kirche bleibt hinter ihrer sprichwörtlichen Opferwilligkeit nicht zurück. Eigentum und Verwaltung stehen dem Kirchspiel zu, aus dem ein Rat gewählt wird, dessen Mitglieder Kuratoren heißen und dem der Ortspfarrer unter der höchsten Autorität des Bischofs präsidiert. Die Arbeit dieses Rats ist verschiedenen Zweigen zugeteilt, die schwierigste Aufgabe ist ohne Zweifel die Rechnungsführung und die Kontrolle des Kircheneigentums. Wenn auf der einen Seite mit offener Hand gegeben wird, so entspricht dem auf der andern die strengste Genauigkeit. Die Gemeinden kargen nicht, aber sie wollen wissen, wie ihr Geld angewendet und was damit erreicht worden ist; und das Interesse, das jedes Mitglied an Kirchenangelegenheiten nimmt, bringen Laienwelt und Geistlichkeit in enge Beziehungen zueinander.

Dieses intime Verhältnis zwischen Pfarrer und Pfarrkind ist ein andrer Faktor, der den Pulsschlag des religiösen Lebens erhält. Der Geistliche kennt jedes Mitglied seiner Gemeinde persönlich, ist mit den Sorgen und Schmerzen eines jeden vertraut. An allen Ereignissen der Familie nimmt er teil und freut sich, bei ihren Vergnügungen zugegen zu sein. Bei Hochzeiten, Taufen und geselligen Zusammenkünften ist der „padre" der geehrte Gast seiner

Herde. Er wird aufgefordert, Wohltätigkeitsfeste sowie Bazare und dramatische Unterhaltungen zu veranstalten. Er richtet die Klubs der jungen Männer und die Kirchengilden ein. Eine der großen Schattenseiten in den katholischen Ländern Europas ist, daß die eifrigsten Geistlichen durch den Zwang der Umstände und der Tradition genötigt sind, in ihren Sakristeien zu bleiben, und abgeschnitten von den jungen Leuten ein fast klösterliches Leben führen. Andrerseits ist es eine Frage, ob in neuen Ländern, wie Amerika und besonders Australien, die Weltgeistlichkeit nicht zu sehr den Wechselfällen des alltäglichen Lebens ausgesetzt sei, und ob diese profanen Beschäftigungen nicht zu unerwünschten Möglichkeiten führen. Dies kann jedoch erst nach einigen Generationen entschieden werden, bis jetzt sind die Resultate durchaus befriedigend gewesen.

Die religiösen Orden, die sich überall finden, wirken erfolgreich als Missionare, Kirchspielpfarrer und besonders als Lehrer. Die Schulen und die Universität, die sie begründet haben, sind in beständigem Wachstum begriffen. Die Anstalten der Christlichen Brüder allein zählen 1500 Mitglieder, während ihrer Schüler nicht weniger als 50000 sind. Die Väter der Gesellschaft Jesu haben Kollegien in allen großen Zentren, besonders für die Kinder der oberen Klassen. Ihre beiden Schulen in New York sind vielleicht die populärsten der Metropole. Die katholische Universität in einem ausgedehnten Park am Außenrand von Washington ist erst wenige Jahre alt, aber imponiert schon durch die Pracht ihrer Gebäude und die Vortrefflichkeit ihrer Einrichtungen.

Amerika freut sich all seiner Erwerbungen, der materiellen wie der geistigen, und ist unabhängig von jedem Glaubensunterschied, stolz auf die Wichtigkeit und Größe dessen, was die katholische Kirche hier getan hat. Mit Recht wird Kardinal Gibbons von all seinen Mitbürgern als ein großer, historischer Charakter angesehen. Nicht nur zollt man ihm die Ehre, die seinem Range gebührt, er besitzt auch die allgemeine, respektvolle Zuneigung, die er so wohl verdient. Hervorragender Priester und idealer Bürger, vereint er in sich die Pflichten beider und erscheint fast im Lichte eines nationalen Beispiels. Im Verfolg seiner langen und schwierigen Laufbahn hat er in vollem Maße die Mühseligkeiten und Prüfungen durchgemacht, die auf das Los eines Kirchendieners in einem neuen Lande fallen, wo alles noch zu tun ist. Das Auf und Ab, das alle Pioniere erfahren müssen, haben dazu beigetragen, seiner Persönlichkeit die patriarchalische Milde zu geben, die ihn bei alt und jung beliebt macht. Ich begegnete ihm zuerst in Washington und hatte die Ehre, sein Gast in Baltimore zu sein. Ich will nicht in den Fehler der Wiederholung fallen; denn was könnte über den ersten Kardinal der Vereinigten Staaten gesagt werden, das nicht schon oft gesagt worden wäre? Wenn ich gefragt würde, welche seine charakteristischen Züge seien, so würde ich sicherlich antworten: seine apostolische Natur, sein Eifer, seine Liebe zu Arbeit und Tätigkeit, sein väterliches Wohlwollen gegen alle um ihn her. Besonders rührend war es, ihn daheim in der Mitte seiner Geistlichkeit zu sehen, bei Tisch, umgeben von jungen Kaplanen und Sekretären, mehr wie

ein liebender Freund denn als ein strenger Oberer. Da war es, daß ich das Geheimnis der großen Popularität dieses Kirchenfürsten begriff. Seine Einfachheit ist die der ersten Apostel.

Aber Einfachheit ist eine der großen Tugenden der gesamten amerikanischen Hierarchie; und nicht nur eine Tugend ist dieser demokratische Geist, sondern auch ein beträchtlicher praktischer Vorteil. In einem freigesinnten Lande, von Institutionen umgeben, die jedem menschlichen Wesen dieselben Rechte und die gleichen Ansprüche gewähren, ist es für den Jünger notwendig, so gestärkt zu werden. Servilität würde unerträglich sein. Die Höheren und die Geringeren stehen, außerhalb ihrer amtlichen Eigenschaft, auf gleichem Fuße und verkehren miteinander wie Freunde.

Die Arbeiterklassen hier rekrutieren sich fast ganz aus den Einwanderern. Die Zahl meiner Landsleute ist kaum zu berechnen: sie haben bereits mehrere Kirchspiele in New York selbst und den Fabrikvorstädten gebildet.

Die Einrichtung dieser Kirchspiele und ihrer Primärschulen ist nicht nur ein nüchternes Geschäft, sondern erfordert auch großen Eifer, viel Klugheit und Takt. Die Elemente, mit denen zu rechnen ist, sind sehr verschieden. Oft sind die Leute ohne festen Wohnsitz, und um ihnen klar zu machen, daß die Kosten der Organisation durch freiwillige Beiträge bestritten werden müssen, bedarf es einer eigenen Begabung.

Bei seiner Ankunft findet der Priester weder Kirche noch Gemeinde vor. Er muß daher zuerst ausfindig machen, wer sich zu seinem Glauben bekennt und eine Liste derer anfertigen, die in seinem Kirchspiel leben. Dann mietet er ein Zimmer, in dem er Messe lesen kann, und das zugleich als Schule dient, bis hinreichende Beträge aufgebracht worden sind, um die notwendigen Gebäude herzustellen. Da alles, was zum Gottesdienst gehört, von den Gläubigen selbst geleistet werden muß, so folgen Sammlungen, Verkäufe, Bazare und Wohltätigkeitsfeste jeder Art einander das ganze Jahr. Der Priester muß, um das Erforderliche zu beschaffen, zu tausend sinnreichen Mitteln seine Zuflucht nehmen und obendrein dem Publikum beständig eine klare Rechnung über das, was er ausgegeben hat, ablegen.

Ich hatte die besondere Ehre, daß man mich einlud, die erste ungarische Kirche in Chicago zu weihen und zu eröffnen, bei welcher Gelegenheit ich das Wesen dieser Pionierarbeit kennen lernte. Es war eine lange Reise bis dahin, aber glücklicherweise zählt Entfernung in diesem Lande nicht. Zudem mißt Chicago selbst, dieses Wunder wirtschaftlichen Erfolges, mehr als 40 Kilometer in der Länge. Um den Ort meiner Bestimmung zu erreichen, mußte ich auf Eisenbahn und Straßenbahn fahren und durch Vorstadt und bebautes Ackerfeld mich mühsam durchwinden. Überall im offenen Lande, durch das ich kam, sah ich Straßenlinien markiert und war sicher, daß binnen sehr kurzer Zeit dort Häuser stehen und bewohnt sein würden.

Unsre Kirche, ein bescheidener, einstöckiger Holzbau, zugleich auch Schule und Priesterwohnung, erhebt sich wie eine Warte mitten in der Wüstenei von Fabriken und Kornfeldern. Weiter südlich sind die Eisenwerke des Illinois Steel Trust und die berühmten Werkstätten der Pulman Car

Kompagnie. In diesen beiden Riesenunternehmungen übersteigt die Zahl der Arbeiter bei weitem zehntausend, die meisten aus Österreich-Ungarn. Deshalb ward hier ein Kirchspiel eingerichtet. Die Bevölkerung, die durch diese Faktoreien ins Dasein gerufen ward, bedurfte der Tröstungen der Religion und ihre zahlreiche Nachkommenschaft einer sorgfältigen Erziehung in einer Atmosphäre, die von Rauch und Alkohol verpestet ist.

Als ich endlich nach einer langen Fahrt ankam, fand ich die Kirche gedrängt voll von Arbeitern und ihren Familien — alles Leute, die ihr Brot im Schweiße ihres Angesichts verdienen. Diese von gleichen Empfindungen beseelte Menge und der warme Empfang, den sie mir bereiteten, ließ mich fast vergessen, daß die Gemeinde sich in einem Bau versammelte, der aus Brettern gemacht war und eher einer Scheune glich als einer Andachtsstätte.

Wie sehr war ich überrascht, als nach dem Ende meiner Predigt der Priester sich an die Anwesenden wandte und mit einem Blatt Papier in der Hand die Namen der Donatoren und sozusagen Gründer der Kirche aufschrieb. Die Altarbekleidung, die Paramente, alles war mit wahrhaft christlicher Freigebigkeit geschenkt worden, und ich bin gewiß, daß ich hier, wenn jemals die Vorsehung mich wieder herführen sollte, ein blühendes Kirchspiel finden werde.

Wenn ich in Chicago Zeuge der Einweihung einer amerikanischen Seelsorge mit ihrer vorbereitenden Arbeit war, so hatte ich in Cleveland Gelegenheit, die volle Entwicklung eines dieser Einwandererkirchspiele zu bewundern. Es war das erste und unstreitig wichtigste der ungarischen Gemeinden. Sie zählt jetzt 30000 Mitglieder, hat zahlreiche Kirchen, einige Zeitungen in ihrer Sprache und verschiedene Klubs und Gesellschaften.

Ich hatte versprochen, das Pfingstfest dort zu verbringen, und da ich mehrere Tage blieb, konnte ich mich von dem außerordentlichen Wachstum und dem in so kurzer Zeit erreichten Einfluß überzeugen. Die erste Kirche in Cleveland war, gleich der in Chicago, vor wenigen Jahren erst in einem Vorort weit von der Stadt errichtet worden. Der Priester kam ohne Mittel und ohne Hilfe allein dort an, fand nichts vor, kannte niemanden. Es würde schwer gewesen sein, diesen Stand der Dinge zu begreifen, wenn ich nicht schon vorher gesehen hätte, welche Wunder die Kirche in diesen neuen Staaten vollbracht. Mein Empfang, an dem die verschiedenen Gesellschaften mit entfalteten Bannern teilnahmen, war eine rührende Kundgebung von Gastfreundschaft und Liebe. Die Kirche und alle Galerien waren mit Andächtigen gefüllt, Tausende von Stimmen sangen die Choräle, der Boden war mit Blumen bestreut, deren Duft sich mit dem in silbernen Wolken zum blauen Himmel emporsteigenden Weihrauch mischte — die Priester ausgestreckt vor den Altären — es war ein schönes Bild und die erbaulichste Szene während meiner ganzen Mission, so reich diese auch an herzerwärmenden Erinnerungen ist.

Wiewohl die Vereinigten Staaten zuerst und wir haben gesehen, mit welcher Energie — für das materielle Wohlsein ihrer Bürger und weltliche Gedeihen der Nation arbeiteten, ist ihr tatkräftiges Bestreben jetzt auf deren

moralische Entwicklung gerichtet. Über diesen Gegenstand hatte ich mit Mr. Roosevelt eine sehr lange Unterredung, in der er durchaus der Meinung zustimmte, daß es notwendig sei, den Kindern eine religiöse Erziehung zu geben.

Während dieser Unterhaltung machte Mr. Roosevelt nicht nur durch seine bezaubernde Schlichtheit, die für alle großen Männer so charakteristisch ist, und seinen allgemein anerkannt scharfen Verstand tiefen Eindruck auf mich, sondern mehr noch durch das eindringende Interesse, das er für alle höheren Fragen, besonders diejenigen bezeugte, die mit der Erziehung zusammenhängen. Er sieht klar, daß die vom Gesichtspunkt des Unterrichts vollkommensten Schulen, deren es in den Vereinigten Staaten sehr viele gibt, ungenügend sein würden, wenn die Kinder nicht eine solide moralische Grundlage empfingen; und Mr. Roosevelts Äußerungen waren um so wertvoller, da es schien, als ob der Präsident die Gedanken der gesamten Vereinigten Staaten über religiöses und geistiges Leben ausdrücken wollte.

Der Präsident der Republik empfing mich in seinem Arbeitskabinett im historischen Weißen Haus. Es ist ein geräumiges, aber sehr einfaches Zimmer, zu dem ich durch einen Diener ohne Uniform und Livree geführt ward. Trotz des vollkommenen Mangels an jeglichem Prunk und Luxus kann doch diese etwas ernste und schmucklose Umgebung ihres Eindrucks auf den Fremden nicht verfehlen. Man wird nicht überwältigt von dem kalten, zeremoniösen Glanz des konventionellen Audienzzimmers; nichts ist hier zu sehen von dem offiziellen Gepräge wichtiger Personen, die das Staatsoberhaupt umgeben, nichts von jener gemeinplätzlichen und theatralischen Inszenierung, die, anstatt die Wirkung zu erhöhen, sie zerstört.

Die Einfachheit des Weißen Hauses entspricht genau der Neigung seines gegenwärtigen Inhabers, und sein Kabinett mit den überall umherliegenden Büchern, Zeitungen und Karten ist mir eine Illustration des Geistes der Arbeit. Die Zeitungen sind so zahlreich, wie ihr Inhalt mannigfaltig; ihr Besitzer interessiert sich für alles und jede Frage, die sich auf die Gegenwart bezieht, hat seine Sympathie. Er, selbst ein Schriftsteller von nicht geringem Verdienst, dessen geschichtliche sowohl wie soziale Gegenstände behandelnden Werke allgemeines Aufsehen hervorgerufen haben, nimmt regen Anteil an den geistigen Erzeugnissen aller Nationen.

Neben seiner amtlichen Tätigkeit ist er Soldat und enthusiastischer Landwirt. Er besitzt eine Farm im Westen, auf der er jahrelang gelebt hat und zuerst von dieser Beschäftigung angezogen worden ist. Auch jetzt noch macht es ihm Freude, die Fortschritte der Agrikultur seines Landes in der Presse zu verfolgen. Nicht weniger tüchtig ist er mit dem Schwert in der Hand, wie er an der Spitze seiner „Rough-riders" Proben militärischer Tapferkeit gegeben hat. Selbst in diesem Lande des „Drauflosgehens" ist der Enthusiasmus, mit dem er sich in alles stürzt, was er unternimmt, überraschend. Als Staatsmann tut er sein Äußerstes, um Tag für Tag das Arbeitsgebiet und die Verantwortlichkeiten der Präsidentschaft zu vergrößern; und als Imperialist hat er diese Sphäre in einer bisher unbekannten Weise erweitert. Der Präsident der nordamerikanischen Republik übt gegenwärtig eine größere Macht aus

als irgendein europäischer Souverän. „Wollen ist Tun", wie man hier zu sagen pflegt, und während seiner Amtsdauer hat Mr. Roosevelt die Wahrheit dieses Wortes erwiesen. Auch sein Erfolg in der internationalen Diplomatie muß zum großen Teil seiner Willenskraft zugeschrieben werden.

Während meines Aufenthaltes in Washington sprach man von nichts als den Präliminarien des Friedensschlusses zwischen Rußland und Japan. Da ich erst kurz vorher aus dem fernen Osten zurückgekehrt war, nahm ich an dem Ausgang der Verhandlungen um so lebhafteren Anteil. Die Art der Kriegführung war immer grausamer geworden, die Zahl der Opfer nahm mit jedem Tage zu. Die Versöhnung der Kämpfenden und die glückliche Wiederherstellung des Friedens waren in vollem Maße das Verdienst Mr. Roosevelts, und die Welt hat es dankbar anerkannt.

Für all diese mühevollen und wichtigen Geschäfte legt das Arbeitskabinett im Weißen Hause Zeugnis ab. Wenn eine kalte und unnahbare Hoheit ihr Siegel auf die prachtvollen Paläste der Alten Welt setzt, gewährt die Wohnstätte des Präsidenten — genau so wie das unbedeutendste Kontor im Lande — den Anblick nimmer rastender Tätigkeit. Wenn richtig ist, was ich gehört habe, daß nämlich das Weiße Haus geändert, erweitert und neu ausgestattet werden solle, um ein angemessenerer Wohnsitz für den Präsidenten einer großen Macht zu sein, so glaube ich, daß es zu bedauern wäre. Die Einfachheit des Weißen Hauses macht es unendlich viel großartiger, als alle Schätze der Welt vermöchten. Jeder Prunk würde ein Zeichen der Dekadenz sein. Die Bescheidenheit von Washingtons Heimstatt ist ihr größter Luxus; denn nur das wahrhaft Große kann sich erlauben, in niederer Gestalt zu erscheinen. Die glänzendsten Fassaden und himmelanstrebendsten Dome zählen für nichts: es ist der in einem Bauwerk ausgedrückte Gedanke, der es wichtig macht. Die Idee, die das Weiße Haus verkörpert, macht es zu einem Wahrzeichen des nationalen Ruhms.

Mr. Roosevelt hielt mich längere Zeit zurück und entzückte mich mehr und mehr durch sein ungezwungenes Benehmen und den Ton der Aufrichtigkeit in allem, was er äußerte. Ich glaube, daß die Reden, in denen er seine Mitbürger bittet, im Streben nach Reichtum die höheren Ziele nicht aus dem Auge zu verlieren, ihre Popularität zumeist der nicht mißzuverstehenden Ehrlichkeit seiner Natur verdanken. Er erhebt jene häuslichen und bürgerlichen Tugenden, welche die sichersten Stützen der gesellschaftlichen Ordnung sind. Es sind nicht so sehr Mr. Roosevelts glänzende Eigenschaften und Willensstärke, die ihm seinen persönlichen Einfluß, nicht nur in Amerika, sondern in der Welt verschafft haben: er schuldet ihn mehr noch seiner moralischen Gesinnung und dem edlen Beispiele, das er als Gatte und Vater wie als Oberhaupt des Staates gibt.

Während seiner langen öffentlichen Laufbahn hat er alle Phasen des politischen Lebens durchgemacht. Er war lange Zeit Viehzüchter in den Prärien des Westens, wo er das harte Dasein eines Pioniers führte. Als Organisator der berühmten „Rough-riders" lernte er das Soldatenleben kennen, und als Polizeichef in New York ward er in Berührung mit den vielfachen

Elementen der Hauptstadt gebracht. Dies Leben, so voll von Bewegung wie reich an Mannigfaltigkeit, verhalf ihm zu einer eingehenden Kenntnis seines Landes und einem tiefen Verständnis seiner Mitbürger. Er spricht von den verschiedenen Gegenden des amerikanischen Territoriums, wie wenn er immer darin gelebt hätte, und es gibt wohl auch keine von irgendwelcher Bedeutung, die er nicht persönlich kennt. Unleugbar haben diese Erfahrungen seine Ideen in jeder Hinsicht erweitert. Wir berührten in unserm Gespräch viele Gegenstände, und er ging auf jeden mit dem gleichen Interesse ein, behandelte jeden mit derselben Gründlichkeit. Sobald eine Frage angeregt worden war, die das Wohl der Menschheit betraf, ward seine Sprache beredt.

Höchst lobend äußerte der Präsident sich über die katholische Kirche und ihre beständige Mitwirkung für das allgemeine Beste. Er hat viele Freunde unter der katholischen Geistlichkeit Amerikas und versäumt keine Gelegenheit, um seiner Hochachtung für ihr Apostolat öffentlich Ausdruck zu geben. Besondern Anteil nimmt er am Missionswerk unter den Arbeiterklassen. Mit Wärme sprach er von den unheilvollen Folgen der Strikes und Unruhen, die glücklicherweise durch die wohlwollende Vermittlung der Kirche beigelegt worden waren. Er kennt und besucht gern die katholischen Schulen, in denen er nie verfehlt, durch seine Ansprachen den Eifer der Kinder zu wecken. Er spricht gemeiniglich nur auf die Eingebung des Augenblicks; seine Gegenstände wechseln, aber die moralische und religiöse Note, die alle seine Reden beherrscht, ist unveränderlich. In der Entfernung gelesen, können sie nicht halb den Eindruck machen, den sie an Ort und Stelle hervorgebracht haben. Ihren großen Erfolg verdanken sie zum Teil der Spontaneität, mit der Mr. Roosevelt seine Gedanken ausdrückt, und vielleicht noch mehr der Kraft seiner Persönlichkeit, die darin fühlbar wird. Es ist dies ein Beweis jenes persönlichen Magnetismus, der einen direkten Strom zwischen Redner und Zuhörerschaft herzustellen scheint und nicht nur überzeugend, sondern hinreißend wirkt. Wie Mr. Gladstone gesagt hat: „Was wir an Sympathie von unsern Zuhörern gewinnen, geben wir ihnen an Beredsamkeit zurück." In Mr. Roosevelts improvisierten Reden, obwohl achtlos auf die Form, begegnen glückliche Sätze, die einen Platz in der Erinnerung finden und sich hilfreich im Kampfe des Lebens erweisen. Aus dem Munde des Hauptes einer Republik kann man sich ihre Wirkung leicht vorstellen. Der praktische Wert seiner Reden ist ebenso unberechenbar wie der Eindruck auf die Massen, die, wenngleich von geringer Bildung, doch einen offenen Sinn und viel Phantasie haben. Es ist daher nicht zu verwundern, daß sie in Mr. Roosevelt nicht nur den Präsidenten ihrer Regierung sehen, sondern auch den lebendigen Ausdruck der nationalen Kraft und des nationalen Trachtens.

Er ist Amerikaner im genauesten und besten Sinne des Wortes. Obwohl von einer der „Knickerbocker"-Familien abstammend, die New York gegründet haben, ist doch von mütterlicher Seite das Blut, das in seinen Adern rinnt, das der lateinischen und keltischen Rassen, die die Neue Welt bevölkert haben. Durch seinen Lebensgang, die Sphäre der Arbeit und angestrengte Tätigkeit stellt er den Musterbürger seines Landes dar. Seine Vielseitigkeit ist so groß,

daß keiner seiner Mitbürger wagen würde zu sagen, Mr. Roosevelt habe eine besonders ausgesprochene Fähigkeit. Man verzeiht ihm die härtesten Lektionen und den strengsten Tadel, denn jedermann weiß, daß sie guten Absichten entspringen. Niemandem fällt es ein, das, was er sagt, übelzunehmen; auch diejenigen, die sich getroffen fühlen, haben nichts zu ihrer Entschuldigung vorzubringen. Im Gegenteil, auch die Entartetsten sind stolz auf des Präsidenten erhabene Gedanken. Seine Äußerungen werden nicht als die eines Individuums, sondern als die der Nation betrachtet; mit seinen Lippen drückt das Volk Mißbilligung oder Verurteilung aus.

Ich lauschte mit wachsendem Interesse, während der Präsident seine Lieblingsgedanken entwickelte. Er unterhält sich gern mit Besuchern aus fernen Gegenden und ermüdet nie, die Ansichten zu wiederholen, die sich in seinen Büchern und Reden finden. Er kommt beständig darauf zurück, und sie werden von denen, die Gelegenheit hatten, ihm zu begegnen, oft zitiert. Aber wie bekannt sie auch sein mögen, die Gegenstände seiner Unterhaltungen und Interviews sind darum nicht weniger anziehend, denn er ist in der Art seines Ausdrucks immer originell. Ja, er erscheint in einem Interview noch vorteilhafter als auf der Plattform — wenigstens ist das meine persönliche Meinung. Ich bewunderte seinen Geist und die Macht seiner Beredsamkeit, als er die große Inauguralrede vor der Säulenhalle des Kapitols vor einer ungeheuren Menge — in der Tat vor der ganzen Nation hielt. Sein Pathos war im höchsten Grade dramatisch — manche nannten es theatralisch. Um die Wahrheit zu sagen, so bin ich kein Freund des Pathos, so künstlerisch es auch sein mag, und in den alten Ländern kommt es mehr und mehr außer Gebrauch. Vielleicht war es deshalb, daß Mr. Roosevelts Gespräch einen unendlich stärkeren Eindruck auf mich machte als seine Reden.

Am Ende unsres Interviews berührte er das Problem der Arbeit und das Verhältnis von Arbeit und Kapital. Natürlich kam er dann auf die sozialen Bedingungen der unteren Klassen zu sprechen. Niemand kennt sie besser als er. Da er Präsident des Polizeiamts gewesen ist, hatte er Gelegenheit, sich von den kleinsten Details des Elends und der Leiden der New Yorker Armenquartiere zu überzeugen, und da war es, daß er nicht nur die materielle, sondern auch die moralische Not der Einwanderer kennen lernte.

Da war es auch, daß er im Scherz einmal versprach, er würde wenn er jemals Präsident der Republik werden sollte, nach „Little Hungary", dem Stelldichein einer Gruppe von Ungarn kommen, und daselbst einen Abend zubringen. Das inzwischen so berühmt gewordene Bankett fand wenige Tage nach meiner Ankunft statt. Nicht nur das Haus, in dem das Festmahl gegeben ward, sondern die ganze Stadtgegend war beflaggt und mit den amerikanischen und ungarischen Fahnen geschmückt. Der Präsident schritt an der Spitze eines feierlichen Zuges, und die Straßen New Yorks widerhallten niemals von solchen „Hurras!" und „Eljen!", als an jenem Abend erschallten.

Der Toast des Präsidenten hatte eine kaum zu beschreibende Wirkung. Am nächsten Tage veröffentlichten ihn alle Zeitungen des Landes, ja, man

möchte fast sagen der ganzen Welt. Mr. Roosevelt wählte diese Gelegenheit, um seine Ansicht über Einwanderung kund zu tun:

„Was immer die Religion oder der Geburtsort des Neuankommenden sein mag, wir heißen ihn herzlich willkommen. Dagegen haben wir ein Recht, zu verlangen, daß er die Zänkereien und Vorurteile der Alten Welt nicht mit sich bringe. Es muß ihm zu verstehen gegeben werden, daß Amerika Anarchie oder geheime Gesellschaften, deren eingestandener Zweck der Mord ist, nicht duldet. Diese Lehre gilt für alle Völker, die hierher kommen, von welcher Rasse sie auch sein mögen."

Diese Worte waren fast identisch mit denen, die er einige Wochen später in Washington an mich richtete. Sie waren nicht neu; ich hatte sie vorher gehört und in seinen Büchern gelesen. Ihre Wirkung verdankten sie dem Tone der Aufrichtigkeit und der Wärme, mit denen sie gesprochen wurden.

Er ist eine warme Natur; einer von denen, die nichts halb tun können. Er stürzt sich, Herz und Seele, in die Frage oder den Gegenstand, mit dem er beschäftigt ist. Mr. Roosevelt mag in der Politik und dem öffentlichen Leben Gegner haben; aber dies hindert nicht, daß er der bewunderte Führer ist, auf den die ganzen Vereinigten Staaten stolz sind.

Er ist sozusagen die Personifikation Amerikas, nicht nur der Neigungen, sondern auch der Tendenzen der Nation. Vor allem ist er ein Mann der Tat, der aber zugleich für Ideale wirkt. In den zahlreichen Werken, die der Präsident mitten in all dieser Tätigkeit zu schreiben Zeit gefunden hat, war der Zweck, der ihm am Herzen lag, diese Ideale dem Volke zu empfehlen. In „The ideal American", „The strenuous Life", „The Conquest of the West" sind die Pflichten und Prinzipien des Bürgertums in die vorderste Reihe gestellt. Seine Bücher sind Lehrbücher, geschrieben für die Mitglieder einer jungen Nation. Sie enthalten indirekte Vorschriften zur Ermutigung jedes edleren Strebens in den Massen, die noch in einem Zustande der Gärung und Entwicklung sind. Jede Seite bietet Aussprüche dar zum Lobe öffentlicher und privater Tugenden, jedes Kapitel beleuchtet ein sittliches Thema. Es ist unwesentlich, daß solche Lehren wohlbekannt sind; sie werden immer die fundamentalen Grundsätze des Familien- und bürgerlichen Lebens sein. Jedesmal, wenn sie von neuem verkündet werden, können sie nicht verfehlen, die empfindlichsten und feinsten Saiten der menschlichen Natur erklingen zu machen.

Wenn das Oberhaupt eines Staates diese Dinge seinem Volke nachdrücklich vorträgt, und der erste Bürger der Republik sie nicht nur als etwas Auswendiggelerntes wiederholt, sondern selbst übt, ist das Ergebnis um so wirksamer und wird es um so mehr, wenn ein eminent praktischer Mann diesen Theorien Ausdruck leiht. Die Reden des Präsidenten sind nicht die eines Theoretikers, seine Bücher nicht die abstrakten Eingebungen eines Philosophen, der niemals seine Studierstube verläßt. Im Gegenteil, seine Überzeugungen entspringen dem praktischen Leben und wurzeln in einer genauen, an Ort und Stelle erworbenen Bekanntschaft mit Amerika. Begraben in den Einsamkeiten des fernen Westens — gestoßen und gedrängt in den Wirbeln der großen Citystraßen — in ständiger Berührung mit den verschiedensten Klassen

der Gesellschaft — in Krieg und Frieden hat Mr. Roosevelt im Vordertreffen von Mühsal und Kampf gestanden. Das Leben mit seinen Wechselfällen hat ihn gelehrt, was er heute vertritt. Er repräsentiert die Empfindungen der Massen. Imperialismus und Kampf gegen die Korruption wurden von der öffentlichen Meinung ernstlich gewünscht. Einst strebte die Nation in heroischer Weise, ihre Freiheit zu gewinnen; heute erkennt sie, daß, um groß zu sein, sie ihre Moralität verbessern und das heranwachsende Geschlecht sorgfältig erziehen muß.

Deswegen erschien meine Unterhaltung mit Mr. Roosevelt mir so bedeutsam, weil in ihr das Denken der ganzen Nation zum Ausdruck kam. Wie deren Echo klangen die Worte des Präsidenten über soziale und politische Fragen, über Erziehungs- und religiöse Angelegenheiten; und dies nicht nur, weil er der offizielle Repräsentant seines Landes ist, sondern mehr noch, weil er durch seine natürliche Anlage und hervorstechendsten Charakterzüge ein Amerikaner par excellence ist. Das große Geheimnis seiner Popularität besteht darin, daß er denkt und handelt wie die Mehrzahl seiner Landsleute. Die unaufhörliche Tätigkeit und die Intensität seiner Arbeit, sei es auf den Viehweiden des Westens, am Schreibtisch oder an der Spitze seines Bataillons sind es, was jeder amerikanische Knabe als das beste und glücklichste Dasein ansieht. Sobald der Präsident die Notwendigkeit erkannte, physische Energie durch geistige Mittel zu lenken, zögerte er nicht, seine Schlußfolgerungen zu ziehen und in scharfem Tadel auszusprechen: „Ein Volk, das der Erwerbung von Reichtum alles aufopfert, kann nicht zu streng beurteilt werden."

Ich lauschte dem Präsidenten, als wenn in ihm das amerikanische Volk spräche; als wenn die ganze Nation in seinen beredten Worten sich äußere — die Nation, stolz auf ihre Leistungen; die Nation, die den Idealen einer höheren Ordnung zustrebt. Jung und kühn, entschlossen in ihrem Handeln und vertrauensvoll in ihrem Hoffen, arbeitet Amerika unermüdlich, seines Erfolges sicher.

Jugend und Kraft sind die beiden vornehmsten Eigenschaften dieses jungen Landes; sie sind es, die die Alte Welt an ihrem jugendlichen Rivalen, der sie so bald überholen wird, zumeist bewundert. Aber das Leben der Nationen ist sehr gleich dem der Individuen: auch sie haben ihre Jugend, ihre Reife und ihren Verfall.

Die Vereinigten Staaten von Amerika haben den Vorteil — vielleicht auch den Nachteil — einer goldenen Jugend.

Von der Schulbank in den Heldentod.

Eine Skizze aus den Kriegstagen 1870.

Von

Prof. Dr. **Burbonſen** (Münſter i. W.).

I.

Ein junger, in der erſten Blüte des Lebens für das Vaterland gefallener Soldat, noch dazu, wenn er freiwillig dem Loſe des Krieges ſich dargeboten, iſt eine erhebende Erſcheinung, und in Sang und Sage iſt zu allen Zeiten ein ſolches Bild gebührenderweiſe verherrlicht worden. Wenn alſo der jugendliche Held, von dem in folgendem die Rede ſein ſoll, auch keineswegs eine ſogenannte hiſtoriſche Perſönlichkeit war, ſo verdient ſein frühes Schickſal doch wenigſtens ein rein menſchliches und vaterländiſches Intereſſe; der Umſtand aber, daß der Träger eines hochadeligen Namens, der eine glänzende Zukunft zu verheißen ſchien, von der Schulbank weg faſt unmittelbar in den Schlachtentod gezogen, umgibt ſein Geſchick mit einem tragiſchen Glanze. Der Reſt unſrer Teilnahme iſt Pietät.

Der Name, um den es ſich handelt, iſt Florentin Prinz zu Salm-Salm. — Damit nun das kleine Bild, das von ihm und ſeinem Ende vorgeführt werden ſoll, um ſo deutlicher hervortrete, möge es geſtattet ſein, dasſelbe in einen etwas größeren Rahmen zu ſtellen.

Das fürſtliche Haus Salm, das ſeinen Urſprung bis in das zehnte Jahrhundert zurückführt und nach der Burg Salmis in den Ardennen (jetzt Ruine bei Vieil-Salm an der Salm in der belgiſchen Provinz Luxemburg) ſeinen Namen hat, teilte ſich zu Anfang des 13. Jahrhunderts in das Haus Oberſalm im Wasgau (1475 im älteren Mannesſtamme erloſchen und von den Wild- und Rheingrafen beerbt) ſowie das Haus Niederſalm (1416 in gleicher Weiſe beerbt von den Dynaſtien von Reifferſcheidt). Das letztere blüht noch in den Linien Salm-Reifferſcheidt-Krautheim-Dyck (Schloß Dyck bei Neuß) und Salm-Reifferſcheidt-Raitz (Schloß Raitz und Blansko in Mähren). Das Wild- und Rheingrafenhaus Oberſalm umfaßt die Linien Salm und Grumbach. Letzterer Aſt, für ſeine gräflichen Beſitzungen in der Eifel (Reg.-

Bez. Trier) 1802 mit dem früher münsterischen Amte Horstmar samt der Stadt Koesfeld entschädigt, kam 1810 unter französische, 1815 unter preußische Hoheit und residiert, 1816 unter dem Titel Salm-Horstmar gefürstet, auf Schloß Varlar bei Koesfeld. Von der Linie Salm (Stammvater Wild- und Rheingraf Friedrich von Salm, gest. 1608) wurde der seit 1743 reichsfürstliche Ast Salm-Kyrburg (Schloß Renneberg, Kreis Neuwied) 1803 für die linksrheinische Herrschaft Kyrburg an der Nahe mit einem Drittel der münsterischen Ämter Anholt und Bocholt entschädigt, trat aber 1825 diesen Anteil gegen eine perpetuierliche Rente an die Linie Salm-Salm ab. — Stammvater der letzteren ist der Wild- und Rheingraf Wilhelm Florentin von Neuweiler und Hoogstraeten (gest. 1707). 1738 erbte dieser Ast die gefürstete Grafschaft Salm in den Vogesen und die Herrschaft Anholt in Westfalen, die als Erbgut der Tochter des letzten Grafen von Bronkhorst um 1647 an das salmische Haus gefallen war; zu dem Reichsfürstentitel Salm-Salm vom 14. Januar 1739 trat 1740 der erbländisch-niederländische Titel Herzog von Hoogstraeten. 1803 erhielt das Haus als Entschädigung für die linksrheinischen Besitzungen zwei Drittel der Ämter Ahaus und Bocholt (samt der Herrschaft Werth), insgesamt 21 qkm, als souveränes Fürstentum (neben Salm-Kyrburg), dessen Residenz Anholt wurde[1]). 1810 (13. Dezember) dem Empire einverleibt, kam das Territorium 1815 als Standesherrschaft unter preußische Hoheit.

In der Zeit, da unsre Schilderung anhebt, war der Chef des Hauses Fürst Alfred (gest. 5. Oktober 1886); der Mittelpunkt der salmischen Familie aber für das öffentliche Interesse und die Zeitungswelt war des Fürsten jüngster Bruder Felix, der jüngere Oheim unsres Helden. Da dieser seinerzeit vielgenannte Mann in das Schicksal des letzteren so entscheidend eingreifen sollte, so wird eine kurze Skizze über ihn am Platze sein. — Prinz Felix zu Salm-Salm, geb. 25. Dezember 1828 auf Schloß Anholt, stand als Offizier zuerst in preußischen Diensten und zwar bei den 11. Husaren in Münster. Bei Ausbruch der schleswig-holsteinischen Wirren trat er 1850 in die Armee des bekannten Generals Willisen über, war bei der unglücklichen Affäre von Idstädt, wurde bei Aarhus verwundet und geriet in dänische Gefangenschaft. In Kopenhagen ausgewechselt, tauchte er bald wieder in Münster auf, nahm später österreichische Dienste und ging im Bürgerkriege nach Nordamerika, wo er für die Union focht. Bei Beendigung des Krieges General, trat er in die Dienste des Kaisers Maximilian von Mexiko über und wurde Generaladjutant sowie Chef des kaiserlichen Hauses. Nun begann des Prinzen Ruf, nicht minder aber auch der seiner kühnen Gattin Agnes, der damals sechsundzwanzigjährigen Tochter des amerikanischen Obersten Le Clerq (geb. 25. Dezember 1840), die ihren Gemahl auf allen Reisen und Feldzügen begleitete. Sie nahm es im Sattel mit jedem Reitersmann auf und handhabte die Flinte ebenso gern und ruhig wie ihren Toilettenspiegel. Ihre Memoiren „Zehn Jahre aus meinem

[1]) Salm-Salm und Salm-Kyrburg gehörten dann zu den sechzehn deutschen Reichsständen, die am 12. Juli 1806 in Paris die Rheinbundakte unterzeichneten und am 1. August ihren Austritt aus dem Reiche erklärten, dessen Ende dadurch herbeigeführt ward.

Leben, 1862—1872" (3 Bände, Stuttgart 1875), denen wir mehrfach folgen, erwecken ein großes Interesse für die ungewöhnliche, allerdings auch exzentrische Frau, eine echte Amerikanerin. Der Prinz selber, der bald die Gefangenschaft seines unglücklichen kaiserlichen Herrn teilte, schrieb über seine mexikanischen Erlebnisse ebenfalls ein Werk: „Queretaro, Blätter aus meinem Tagebuche in Mexiko" (2 Bände, Stuttgart 1868), ein Buch voll wichtiger Aufschlüsse über die Tragödie der letzten Tage des armen, verratenen Habsburgers. Die Prinzessin hatte zwei vergebliche Versuche gemacht, das Leben des Kaisers durch Vorbereitungen einer Flucht zu retten, und schließlich selbst einen Kniefall vor dem Präsidenten Juarez getan. Umsonst: am 19. Juni 1867 verblutete Kaiser Max auf der Richtstatt von Queretaro[1]). Prinz Felix, für den auch schon dieser Tag der Erschießung bestimmt gewesen, entrann, während seine Kameraden, die Generäle Miramon und Mejija, das letzte Schicksal des Kaisers teilten, durch den Einfluß seiner Frau bei Juarez dem Tode. Im November trug sodann den des Landes Verwiesenen der Dampfer „Panama" von Vera Cruz nach Europa; seine Frau folgte ihm über New York, und beide fanden sich in Paris wieder. Am 11. Januar 1868 traf das prinzliche Ehepaar mittellos auf dem Schlosse in Anholt ein. Das feudale Schloß imponierte, nebenbei bemerkt, der Amerikanerin gewaltig; moderne elegante Wohnungen, schreibt sie, könne sich „jeder reiche Käsekrämer" verschaffen, solche großartigen, imponierenden Hallen und Treppen aber gebe es nur in alten Edelsitzen[2]). Recht hat sie! — Von Anholt aus besuchten die beiden ihre Schwägerin, die verwitwete Prinzessin Wilhelmine von Salm, die damals in Kleve noch die Studien ihres jüngsten Sohnes überwachte, und der der Prinz Felix sehr zugetan war; er ahnte nicht, daß er zwei Jahre später das Schicksal ihres ältesten Sohnes Florentin so verhängnisvoll mit dem seinigen verketten würde. Von einer Reise nach Wien, wo er den Boden für eine neue Existenz sondieren wollte, kehrte das Paar unbefriedigt zurück; der Empfang beim Kaiser Franz Joseph, der nicht wußte, wie nahe der Prinz seinem unglücklichen Bruder gestanden, war steif und förmlich. Dagegen nahm König Wilhelm, dem der Prinz im November sich vorstellte, ihn herzlich auf, und auch die Prinzessin wurde mit Auszeichnung am Berliner Hofe behandelt. Eben war das Buch „Queretaro" erschienen, und der König empfand Interesse für den treuen und tapferen Mann, der in Mexiko seine Cazadores so wacker geführt hatte. Er verfügte seine Einstellung zunächst als überzähliger Stabsoffizier in das vornehme Garde-Regiment „Königin" in Koblenz, das jetzige Garde-Grenadierregiment Nr. 4. „Königin Augusta" in Berlin. Am 26. Dezember 1868 trat Prinz Felix, der die preußischen Majorsraupen höher schätzte als die amerikanische und mexikanische Generalsschärpe[3]), voll neuen Mutes in das Regiment

[1]) Reitzeug und Hut des Kaisers werden aus der Nachlassenschaft des Prinzen Salm auf dem Schlosse zu Anholt bewahrt.

[2]) Bd. II, S. 8. — Über das Anholter „Schloß der drei Erbtöchter" vgl. Schücking und Freiligrath, Das malerische und romantische Deutschland. Vierte Auflage. 1898. S. 259.

[3]) Zehn Jahre ꝛc. Bd. II, S. 4[illegible].

der Königin ein. Das prinzliche Paar wurde bald im Koblenzer Schlosse gern zu Gaste gesehen und verkehrte auch in dem nahegelegenen internationalen Bade Ems in den höchsten fürstlichen Zirkeln. Die Aufzeichnungen der Prinzessin, die mit Vorliebe dorthin zu reiten pflegte, geben darüber sehr interessante Aufschlüsse. Im April 1870 erfolgte außer der Reihe die Ernennung ihres Gatten zum Kommandeur des Füsilierbataillons, und eine glänzende Zukunft schien sich ihm zu eröffnen, — vielleicht, wenn man die Memoiren der Frau mit Aufmerksamkeit liest — auch nicht. Da kamen die Vorgänge auf der Emser Kurpromenade vom 13. Juli morgens, deren Zeugin gewesen zu sein die Prinzessin berichtet, und dem Kriegsrufe von jenseits der Vogesen antwortete diesseits jene mächtige nationale Begeisterung, deren Zeugen die meisten von uns noch gewesen sind. — Hier setzt das Schicksal unsres jungen Helden ein.

II.

An dem damals städtischen, jetzt königlichen Gymnasium von Warendorf i. W. (Direktor Dr. Lucas, gest. 1872) studierte nun, unter der Obhut des würdigen Vikars Eickholt, Rektors am St. Josephs-Hospital der Stadt, das jugendliche Prinzenpaar Florentin und Emil zu Salm-Salm, die Neffen des Prinzen Felix. Beide, geboren auf Schloß Rhede, Kreis Borken i. W., waren die Söhne des schon am 27. Juni 1858, im Alter von 38 Jahren, gestorbenen Prinzen Emil, jüngeren Bruders des Fürsten Alfred zu Anholt, und seiner Gattin Wilhelmine geb. von Ising (geb. 1822), deren Vater seinerzeit als Major in Oldenburg stand[1]). Der ältere, Florentin Andreas Rudolf, von dem hier näher die Rede sein soll, war geboren am 15. Januar 1852, stand also damals im 19. Lebensjahre. Er war Herbst 1867 — das Schuljahr begann damals noch im Herbste — in die Tertia des Gymnasiums eingetreten und bei Ausbruch des Krieges Schüler der Untersekunda, während der jüngere Bruder Emil, geb. 7. März 1853, Ostern 1868 in die Quarta aufgenommen und nun Tertianer war. Beider Typus erinnerte noch wohl an die südländische Heimat ihrer Großmutter väterlicherseits (Flaminia, gest. 1840), aus dem bekannten Geschlechte de Rossi, die in ihrer jungen Ehe noch zwei Monate die souveräne Herrlichkeit des Fürstentums Salm-Salm erlebt hatte. Sie waren schlichte, sympathische Naturen, taten mit, was sich bei Schülern gehört und nicht gehört, und hingen mit großer Verehrung an ihrer trefflichen und frommen Mutter, die ihre ersten Studien an der Rektoratschule zu Kleve selber überwacht hatte, sowie an ihrer einzigen Schwester Klara Olga. Ohne Stolz auf Geburt und Rang, der ja übrigens adeligen Gymnasiasten im Verkehre mit ihren Mitschülern meist auch schlecht zu bekommen pflegt, liebten die jungen Prinzen, die auf den historischen Titel Wild- und Rheingraf Anspruch hatten, doch ihr Fischwappen und die Traditionen ihrer einstmals reichsunmittelbaren Familie; der von den Zeitungen verbreitete Ruhm ihres

[1]) Die in der Gegend von Wesel ansässige Familie v. Ising soll gleichen Ursprunges mit dem Geschlechte v. Eising in Ostfriesland sein. Mitteilungen des westfälischen Genealogen v. Spießen Münster.

Onkels Felix, des Mexikaners, warf zumal bei den Mitschülern einen gewissen romantischen Glanz auf ihren Namen. Florentin war durch Natur und Familientradition für den militärischen Dienst bestimmt; seine Vorliebe für Geschichte, die der wackere Mentor, Vikar Eickholt, verständnisvoll pflegte, sowie für Planzeichnen hatten darin ihre letzten Wurzeln. Grammatik und Lexikon dagegen waren, wie das bei sonst praktisch hellen Köpfen wohl mehr vorkommt, seine geringere Stärke. Nun kamen die Julitage 1870, und in der ersten Morgenfrühe des 16., eines Samstages, übermittelte der Telegraph die Mobilmachungsorder nach Warendorf. Da erwachte in Florentin mächtig der Geist seines alten Geschlechtes, unter dessen kriegerischen Ahnen der Graf Niklas einst so ruhmreich gegen die Franzosen bei Pavia (1525) gestritten, und der kriegsfreudige telegraphische Ruf des Onkels aus Koblenz an die Mutter, den Sohn an seiner Seite mit in den großen Krieg ziehen zu lassen, vereinigte sich mit einer begeisterten Bitte des jungen Prinzen. Bis die Entscheidung kam, waren es für diesen erregte Tage. Auch die kleine Stadt Warendorf war jäh aus dem Traum ihres friedlichen Behagens erwacht, und was damals die Welt im großen bewegte, zitterte im kleinen auf jeder Gasse, in jeder Hütte wider; wie die Ahnung großer kommender Ereignisse zog es durch alle Gemüter: auch bei der Jugend. Unter dem Fenster des Prinzen Florentin auf der „Brünebrede" entwickelte sich ein schier ungewohntes kriegerisches Bild; ihm gegenüber war das Quartier des Führers der damals in Warendorf garnisonierenden Ulanenschwadron, Rittmeisters Freiherrn v. Troschke, der nachmals ein gefeierter Reitergeneral und Inspekteur des Remonteweesens geworden ist, und nebenan, in dem Elternhaus des Verfassers, befanden sich die Büreaus des Landwehr-Bezirkskommandos (unter dem Obersten z. D. Bassenge), und ein ununterbrochenes Ab- und Zueilen von Ordonnanzen, Aufziehen von Roß und Reiter, Meldung und Aufruf einrückender Landwehrleute, die Einkleidung der Mannschaften am Landwehr-Zeughause wie so manches andre erfüllten des Zuschauers Sinn und Seele mit lebendigen Eindrücken. Leuchtenden Auges verfolgte der junge Prinz das fremdartig ungewohnte militärische Treiben, und Homer und Cicero mußten — nicht bloß bei ihm — gründlich die Kosten tragen. Am 19. Juli brachte der Telegraph die Kunde von der Kriegserklärung Frankreichs, und am selben Tage, wenn ich nicht irre, erhielt auch Florentin den Ruf seiner Mutter und die Nachricht von der nahe zu erwartenden Ernennung zum Sekonde-Leutnant im Regiment seines Onkels. Als Mitglied einer ehemals souveränen Familie hatte nämlich der Gymnasiast nach Vollendung des 18. Lebensjahres unmittelbaren Anspruch auf die Offizierepauletten; das Privilegium setzte nur, wie noch heute, die Bedingung voraus, dem formellen Offizierexamen nach Ablauf einer bestimmten Frist sich zu unterziehen. Nebenbei bemerkt, berichtet die Prinzessin Felix, daß vor der Einstellung eines Offiziers in das Regiment „Augusta" vom Militär-Kabinett stets erst die spezielle Zustimmung der Königin, wie es auch bei ihrem Manne seinerzeit der Fall gewesen, eingeholt ward[1]; ob es in dem mobilen Zustande

[1] Bd. II, S. 68.

des Regimentes und im Drange der Zeit auch bei Florentin geschehen, bleibt dahingestellt. Kurz, Prinz Florentin verließ alsbald bewegten, aber hochgestimmten Herzens — schon war auch ein andrer Schüler der Untersekunda, Friedrich Schwartz[1]) aus Warburg, als Kriegsfreiwilliger zum Heere gegangen — Schule und Stadt, während der Bruder bei seinen Studien in Warendorf verblieb. Noch heute, nach 36 Jahren, klingt das treuherzige Abschiedswort des unbemerkt Scheidenden mir, seinem Klassengenossen und Hausnachbarn, in das Ohr. Als vom Posthofe aus die Posthornklänge zur Abfahrt schmetternd über die Straße zogen, zog auch der Prinz gen Münster — seinem nahen Schicksale entgegen.

Es mag an dieser Stelle eingeschoben werden, daß — nach einer Statistik von Dr. Lentz-Rastenburg — von den höheren Lehranstalten Preußens, Gymnasien und Realschulen, 1870 im ganzen 1554 Schüler als wehrpflichtig einberufen wurden; dazu kamen 629 Freiwillige (von denen der erste ein siebzehnjähriger Gymnasiast aus Trier war), so daß zusammen 2183 Schüler in den großen Krieg zogen. Von ihnen blieben auf den Schlachtfeldern von 1870/71 2%, von 406 höheren Lehrern dagegen 6%.

III.

„Am 22. Juli," berichtet die Prinzessin Felix aus Koblenz[2]), „kam unsre Cousine, Prinzessin Minna von Salm-Salm, mit ihrem ältesten Sohne Florentin an, einem Knaben von siebenzehn (!) Jahren, der noch das Gymnasium besuchte, aber in das Bataillon meines Mannes trat, und den der König zum Offizier ernannt hatte." Mit ihm gleichzeitig traf, von London kommend, auch der mit den Salms von Amerika her befreundete amerikanische Kolonel Corvin samt Frau ein, um als Kriegskorrespondent mit ins Feld zu ziehen, und in dem kleinen Kreise, über dem das Schicksal flatterte, verlebte Florentin die ersten Stunden seines neugestalteten Lebens. Am 24. erfolgte seine Einstellung als Sekondeleutnant ohne Patent à la suite des Regiments der Königin, und zwar mit Zuteilung als Ordonnanzoffizier zu dem Stabe des von seinem Onkel geführten Füsilierbataillons[3]). Er wurde demgemäß beritten. An der Spitze des Regiments stand der wackere Oberst Graf Waldersee, älterer Bruder des späteren Generalfeldmarschalls, der späterhin, vor St. Privat schwer verwundet, bei Le Bourget, 30. Oktober, den Heldentod finden sollte. Am Sonntag den 25. Juli versammelte derselbe das mobile Regiment in Kriegsstärke von ca. 3000 Mann auf der Karthause bei Koblenz, und hier tat Florentin, dessen knabenhafte Erscheinung einen auffälligen Gegensatz gebildet haben muß zu den breitschultrigen Gestalten der Grenadiere, den ersten Frontdienst. Gleichsam als letzte friedliche Vorübung zu dem bevorstehenden blutigen Tanze ließ der Oberst noch ein Scheingefecht durchführen, dessen exakter Verlauf den Prinzen Felix höchlich befriedigte.

[1]) Jetzt (1906) Major z. D.

[2]) Bd. II, S. 145.

[3]) Mitteilung des Regimentskommandos vom 8. November 1904.

Dieser, auf einem Gange durch ein Festungstor um ein Haar von einem herabstürzenden Torbalken erschlagen, hatte übrigens bestimmte Todesahnungen, aus denen er kein Hehl machte. „Es tut mir nur," äußerte er, „um den armen Jungen, meinen Neffen leid, und ich bedaure beinahe, daß ich seine Mutter veranlaßt habe, ihn mir mitzugeben. Der Junge ist brav und ehrgeizig, und ich bin versichert, daß er stets bei mir sein will, und so kann er auch leicht totgeschlagen werden." Der kampfgewohnte Mann war nämlich, wie seine Gattin bezeugt, entschlossen, sich rücksichtslos der Gefahr um so mehr auszusetzen, als er glaubte, es seinem durch die Presse verbreiteten Rufe schuldig zu sein. Die ganze Treulosigkeit der napoleonischen Politik und die Schandwirtschaft Bazaines in Mexiko hatten ihn zudem, wie aus seinem Buche hervorgeht, mit tiefem Hasse gegen die Franzosen erfüllt; als aus den Reihen der abziehenden Soldateska in den Straßen von Mexiko der drohende Ruf „à Berlin" erklungen war, hatte er nicht geahnt, daß dieser Ruf so bald die Gelegenheit bieten sollte, für den Verrat seines Kaisers die Vergeltung zu suchen, die er so heiß ersehnte. Von einer Seite, die es wissen kann, ist mir sogar versichert, daß der Prinz sich darauf eingerichtet hatte, eine persönliche Abrechnung mit dem Marschall Bazaine, „dem großen Schinder von Mexiko," im Laufe des Krieges zu halten.

Nun war alles bereit, und am 26. Juli frühmorgens setzte das schöne Regiment, von dem die Königin bereits am 16., bei ihrer Abfahrt nach Berlin, sich verabschiedet hatte, nach der Grenze zu sich in Bewegung. Ganz Koblenz war auf den Beinen. — Den von Todesahnungen durchwehten Abschied der beiden Prinzen, Onkel und Neffe, von Gattin, bzw. Mutter — auch diese „hatte das Gefühl, daß sie ihren Sohn nicht wiedersehen würde" — hat die Prinzessin Felix ergreifend geschildert: „Es war wie ein Abschied auf dem Todbette, und als er fort war und selbst der Schall der Hufe der Pferde hinwegstarb, schien es uns beiden, Minna und mir, als hätten wir das Rasseln des Leichenwagens gehört. Schweigend fielen wir nun einander in die Arme, unsre Tränen in enger Umarmung vermischend, und unsre heißen Gebete für das Leben von Gatte und Sohn stiegen zusammen hinauf zum Throne des Allmächtigen." — Der trauernden Mutter, die auf Schloß Rhede zurückkehrte, gab die Prinzessin bis Bonn das Geleite, um dann selbst einen Plan auszuführen, der inzwischen im Kopfe der energischen Amerikanerin gereift war. Sie hatte ursprünglich ihren Mann, wie einst in Amerika, auch jetzt in den Krieg begleiten wollen und sich nur schwer davon überzeugen können, daß es in Preußen keine Sitte sei, Frauen ihren Männern in das Feld folgen zu lassen. Nun wollte sie wenigstens als Samariterin hinaus, aber nicht im Gefolge einer gewöhnlichen Ambulanz, sondern als Attachierte und beritten beim ärztlichen Stabe der I. Armee. Der Generalarzt Geh. Rat Dr. Busch aus Bonn willigte wohl oder übel ein, und der alte General Steinmetz, bei dem sie persönliche Schritte tat, ließ sich durch das ungewöhnliche Begehren so imponieren, daß er der tapferen Frau willfahrte und ihr ein Pferd zur Verfügung stellte. So zog sie beritten wie eine moderne Amazone an der Seite des Prof. Busch mit dessen Stabe hinaus, um in

Saarbrücken ihre erste Arbeit zu tun: bei ihr als getreuer Begleiter schon von Amerika her – Jimmy, ihr fetter Köter.

Bemerkt sei hier übrigens, daß von der Gesamtfamilie Salm noch fünf weitere Mitglieder mit in den Krieg gingen: der Fürst Alfred aus Anholt als Malteserritter, seine drei Söhne, Leopold, der jetzige Fürst (als Reserveoffizier), Florentin und Max, sowie die Grafen Alfred und Otto von Salm-Hoogstraten[1]), deren Vater Florentin, Herr zu Ringelberg, der Pate unsers Prinzen war.

IV.

Am 7. August, zwölf Tage nach dem Ausmarsche aus Koblenz, überschritt das Augusta-Regiment im Verbande der 4. Gardebrigade (2. Gardedivision, v. Budritzki) bei Ottweiler die französische Grenze. — Die Schlachten von Weißenburg, Spichern und Wörth waren eben geschlagen worden, und die unter den Oberbefehl Bazaines gestellte Hauptarmee der Franzosen hatte sich auf Metz zurückgezogen. Der feindliche Plan ging nun bekanntlich dahin, sämtliche Streitkräfte rückwärts von Metz, bei Chalons, zu vereinigen und auf Paris zurückzugehen, um unter den Mauern der Hauptstadt die Entscheidung herbeizuführen. Zu diesem Zwecke mußte der Marschall bei Metz so schnell als möglich über die Mosel zu gehen und über Verdun die Straße nach Chalons zu gewinnen suchen. Dieser Plan sollte unter allen Umständen vereitelt werden; auf Metz zurückgeworfen, mußte — so war der Plan der deutschen Heeresleitung — Bazaine mit Mann und Roß und Wagen hier umklammert und zerdrückt werden. Das war der große Preis der nächsten Tage. Am 14. August hielt die I. Armee den Abziehenden in blutigem Ringen bei Colombey fest, und als der Marschall am 16. den Abmarsch nach Verdun wieder aufnahm, bannte der heldenmütige Angriff von Teilen — 3. und 10. Korps — der II. Armee bei Mars la Tour und Vionville siegreich den übermächtigen Feind. Der Abzug der Franzosen nach Verdun war ins Stocken geraten, und auch am folgenden 17. August wagte es Bazaine nicht, die noch offenen nördlichen Straßen über Etain und Briey zu gewinnen. Nun stand die Entscheidung bevor. Inzwischen hatte die Garde, bei der wir den Prinzen Florentin wiederfinden, am 15. bei Dieulouard die Mosel erreicht und zog rastlos näher heran. Am 17. standen alle Korps der I. und II. Armee auf dem linken Ufer. Seit 5 Uhr früh auf dem Marsche, legte die Garde an diesem Tage einen Weg von 4½ Meilen zurück und erreichte gegen 4 Uhr nachmittags ihre Biwakplätze auf dem äußersten linken Flügel der großen, gegen Metz gerichteten Front, westlich von Mars la Tour, an der Landstraße von Metz nach Verdun. Die Nacht vor der Entscheidung verlief ruhig. Noch vor dem Morgengrauen brach das Korps nach Doncourt auf, um bei dem bevorstehenden großen Ringen seinen Platz im Zentrum des ersten Treffens zu nehmen. Gegen 6 Uhr entstand durch vorüberziehende Sachsen ein längerer Halt bei dem rauchenden Mars la Tour, und um für das blutige Tagewerk

[1]) Zehn Jahre ꝛc. S. 154, 183.

die Herzen bereit zu machen, wurde hier ein letzter Feldgottesdienst vor der Schlacht gehalten; für die katholischen Mannschaften der 2. Division, der der Prinz angehörte, durch den Divisionspfarrer Parmet (jetzt Dompropst in Münster)[1]). Um 9 Uhr erfolgte der Weitermarsch; und dann machte das Korps von Doncourt aus die von der Armeeleitung beschlossene große Rechtsschwenkung des linken Flügels mit, um den Marschall Bazaine für alle Fälle von der rettenden Straße abzudrängen und in der Flanke zu erfassen. Währenddessen donnerten bereits vom rechten Flügel her die Kanonen vor Amanvillers und Gravelotte, und das Toben der fürchterlich entbrannten Schlacht drang dumpf erdröhnend zu den rastlos dahinziehenden Truppen hinüber. Gegen Mittag ging, nach der Wegnahme von St. Marie aux Chênes, die Gardeartillerie in Stellung vor St. Privat, auf das Bazaine seinen rechten Flügel stützte und dessen Erstürmung die Entscheidung des gewaltigen Ringens herbeiführen sollte. Um ¾1 Uhr pfiff die erste Kanonenkugel gegen die furchtbare, bastionsartig aufragende Kuppe des Dorfes, und nun hoben, unterstützt von der Infanterie der Avantgarde, die die ersten in ihre Reihen einschlagenden feindlichen Granaten mit einem Hurra auf den König Wilhelm beantwortete, die Geschütze eine Sprache an, daß die Erde erbebte. Rückwärtig konzentrierte sich währenddessen bei St. Marie das Gros des Korps. Gegen 3 Uhr erschien die 2. Division auf dem Platze, und das Augusta-Regiment nahm im Verbande der 4. Brigade (General Berger) abschwenkend eine für die Konzentration geeignete Stellung bei dem Dorfe St. Ail.

Es war ein heller, heißer Sommertag; glühend stand die Sonne am wolkenlosen Himmel und brannte auf die seit 48 Stunden fast ruhelosen, erschöpften Garden hernieder. Ein feierlicher Ernst, die Vorahnung des Furchtbaren, lag dumpf und schwer über den harrenden Kolonnen. „Es war," schildert Rudolf Lindau[2]), „ein erhabener Anblick, die herrlichen Regimenter zu sehen, die, den Tod vor Augen, ruhig und ernst des Befehles harrten, der ihr Schicksal besiegeln mußte .... Schweigsam und unbeweglich standen die großen Gestalten, finstere Entschlossenheit auf den wettergebräunten Zügen." Um 4 Uhr schwieg auch, gleichsam atemholend, das Feuer der Geschütze — die Stille vor dem Orkan. In dieser letzten großen Pause vor der Schlacht, als das Schicksal seine Lose bereitete und der Tod seine unsichtbare Revue hielt, muß es gewesen sein, daß Prinz Florentin seiner geliebten Mutter den letzten Gruß in die Heimat entboten hat. Auch der Oheim, Prinz Felix, warf auf eine Feldpostkarte noch eilige Worte des Gedenkens an seine Gattin; „in einer Stunde," meldete er, „beginnt die große Schlacht!" Den ergreifenden, von Todesahnung erfüllten Gruß ihres Gatten hat die Prinzessin in ihren Erinnerungen vollständig mitgeteilt[3]). Sehr bezeichnend für die Gemütsruhe, mit der der kampferprobte Mann dem Schicksale der Schlacht entgegensah, nicht minder auch für seinen etwas eigenartigen Geschmack ist übrigens die

[1]) Ihrem 4. Garderegimente hatte die Königin Augusta besondere (Zivil-) Geistliche sowie drei oder vier barmherzige Brüder beigegeben.

[2]) R. Lindau, Die preußische Garde im Feldzuge 1870/71. Berlin 1872. S. 18.

[3]) Bd. II, S. 188.

Nachschrift: „Küsse auch den kleinen Jimmy von mir!“ — Jimmy aber war, wie oben schon gesagt, der dicke Köter. Sicherlich hat der wackere Prinz auch mit dem jungen, vom Tode umflatterten Neffen, an dem er mit herzlicher Liebe hing, einen letzten Abschied fürs Leben gewechselt.

Mittlerweile war es gegen 5 Uhr geworden, und die Bahn der Sonne begann sich zu neigen. Besorgt hatte der kommandierende General des Gardekorps, Prinz August von Württemberg, von Minute zu Minute gezögert, denn die Hilfe der von Norden her, über Roncourt, heranziehenden Sachsen unter dem Kronprinzen Albert mußte nahe sein. Aber die Augenblicke waren kostbar, um den Sieg zu retten. So sollte denn mit Zustimmung des Prinzen Friedrich Karl der Sturm von der Garde zunächst allein begonnen werden. — Verderbendräuend ragten die Steinmauern von St. Privat einer Zitadelle gleich empor; die glacisartig absteigenden Höhen starrten von Chassepots und Mitrailleusen, vor ihnen aber dehnte sich, zitternd im Sonnenbrand, das weite, freie Feld, das die Regimenter, um an den Feind zu kommen, wehrlos in Waffen, zum Todesgange beschreiten sollten. Hören wir über die Situation den Fahnenträger des Füsilierbataillons vom Kaiser-Franz-Regiment [1]), einen wetterharten Mann, der schon die Metzeleien der englisch-französischen Expedition gegen Peking mitgemacht, ein solches Paradefeld des Todes aber noch nicht gesehen hatte: „Vor uns lag die sanft ansteigende Erhöhung, von deren Krête uns schon jetzt die französische Artillerie mit Geschossen überschüttete. Der breite Hang vor uns war bedeckt mit Schützenschwärmen und Schützengräben und hinter Hecken eingerichtet. Nur die Dampfwölkchen, in langen Reihen aufsteigend, ließen die Lage der Tirailleurketten erraten . . . Oben, hoch über dem ansteigenden Gelände, am Ende der von Waffen starrenden Hochfläche, lag „Jerusalem“, ein von Mauern umgebenes Gehöft, unmittelbar an das Kirchdorf St. Privat grenzend. Das war unser Angriffsziel . . . War's denn möglich? Da hinauf? Vom hellen Sonnenschein überströmt, lag das Feld vor uns, nur von einer einzigen Baumreihe durchquert — an der Straße von St. Marie nach St. Privat. Der Tag war heiß gewesen, und auch jetzt nach 5 Uhr war die Wärme erdrückend. Kein Lufthauch. Dicht lagen die Wolken des Pulverdampfes über dem Schlachtfelde, so weit das Auge reichte, und unaufhörlich rollte der Donner von tausend Geschützen.“

Lautlos hielt der Generalstabschef des Gardekorps, General Dannenberg, die Uhr in der Hand und starrte auf das Zifferblatt, wo der Zeiger langsam, aber mitleidlos vorüberschlich . . . Jetzt wies er auf 10 Minuten nach 5 . . . Da fiel von den Lippen des Kommandierenden der verhängnisvolle Befehl: „Antreten!“ und der Würgengel des Todes rüstete seine Sichel zur grausen Ernte. Alle direkt verfügbaren Kolonnen — gegen 18000 Mann — sollten zum Sturm losgelassen werden, und atemlos dahinjagende Reiter trugen das schicksalschwere Wort von Truppe zu Truppe.

Die 4. Infanteriebrigade, die oft bewährten, schönen Regimenter „Augusta“ und „Kaiser Franz“, waren die ersten, die der Befehl erreichte [2]). Hören wir

[1]) v. Dintlage-Campe, Wie wir unser Eisern Kreuz erwarben. 1895. S. 174.
[2]) Lindau, S. 19.

nun, was der Major Helmuth[1]) erzählt: „Inmitten des sich entladenden Geschoßregens läßt jetzt der General Berger hart östlich St. Ail die Regimenter „Kaiser Franz" und „Königin Augusta" mit der Ordnung und Ruhe des Exerzierplatzes reglementsmäßig sich entwickeln. Dann erst bricht die stolze Front gegen die als Ziel geltende, vom Feinde besetzte Höhe südlich St. Privat zu gleichzeitigem Angriffe vorwärts. Die Regimentsmusiken intonieren die Nationalhymne, aber von dem jetzt zu herzerschütterndem Gebrüll sich steigernden Schlachtenlärm werden die Töne ungehört verschlungen ... Die feindlichen Geschütze schmettern in Schnellfeuer die hierfür aufgesparten Geschosse hernieder, all den deckenden Stellungen der Infanterie entströmt der Feuerregen, überall zuckt, flammt und knattert es, und der Erdboden selber scheint Feuer zu sprühen."

„Über uns," erzählt ein Augenzeuge, „wo das Firmament mit unzähligen weißen Pulverwölkchen bedeckt war, ein orkanartiges Brüllen und Brausen, wie wenn ein Heer von Dämonen durch die Lüfte raste, unter uns ein Zittern und Beben, als wolle die ganze Erde den Geistern der Hölle sich öffnen: alle Schrecken der Welt vereinigten sich in diesen furchtbaren, langen Minuten."

„Als wir ins Gefecht kamen," berichtete später der Salmsche Bursche (Joseph Köster) in seiner Weise an die Prinzessin Felix, „da feiften uns die Kugeln um den Kopf, daß man glaubte, es kähme niehmand mehr heraus."

In dem verheerenden Feuer fallen zu Dutzenden die Offiziere, zu Hunderten die Soldaten: reihenweise, wie die Ähren unter der Sichel, sinken die Stürmenden zu Boden, und immer neue, immer größere Lücken reißt der schreckliche Bleihagel in die vorwärtsdrängenden Massen. „Bis auf 1500 Schritt war," schildert Lindau[2]), „der ganze Umkreis der feindlichen Stellung mit Bleigeschossen förmlich übersät, und das furchtbare Getöse des Feuers übertönte jedes Kommandowort." Vor all dem Entsetzen waren den Musikern, bezeugt Helmuth, die Töne in den Instrumenten stecken geblieben, und die Kapellen zerstreuten sich zum Werke der Barmherzigkeit an den haufenweise Stürzenden über das blutige, vom Leichentuche des Pulverdampfes überdeckte Feld. Nach allen Berichten der Teilnehmer ist die sechste Nachmittagsstunde des 18. August vor St. Privat vielleicht mit das Grauenhafteste, was die Kriegsgeschichte aller Zeiten erlebt hat; als gegen 7½ Uhr die dünnen Linien nicht mehr weiter konnten, und der Augenblick kritisch wurde, ehe die Sachsen kamen, bedeckten allein von dem Regiment Königin, das so stattlich von Koblenz ausgezogen, gegen 30 Offiziere und 1000 Mann die entsetzliche Walstatt[3]). Doch wie sagt der Dichter ...:

Das Lied, es folgt nicht weiter, des Jammers ist genug —

---

[1]) Die preußischen Garden am 18. August 1870. Berlin 1873. S. 56.

[2]) S. 20.

[3]) S. 59. Im ganzen büßte die Garde am Tage von Gravelotte-St. Privat 307 Offiziere und 7923 Mann ein, fast den dritten Teil ihres Bestandes. Bei keinem der übrigen beteiligten Korps (2., 8., 9., 12.) betrug die bisherige Gesamteinbuße soviel wie die der Garde in dieser einzigen Schlacht.

Wir aber, die wir in der Schilderung schon zu weit gegangen, beugen uns trauernd nieder zu einem der teuersten Opfer, die der Tod sich erkoren: zu Prinz Florentin zu Salm-Salm. Gleich bei der ersten Salve, die die Franzosen von der Höhe gegen die stürmenden Kolonnen sandten, hatte eine Kugel ihn in den Kopf getroffen und augenblicklich getötet. „Wir waren kaum im Feuer," berichtete weiter der treue Bursche, „da viel Prinz Flohrentin, der 2.—3. Mann (d. h. als zweit- oder drittersterl), von einer Kugel durch den Mund getroffen, gleich Todt, ohne schmerzen." Nach der Mitteilung des Dompropstes Parmet, der mit dem Toten noch am 5., vor dem Überschreiten der Grenze, eine freundliche Begegnung gehabt, hatte die Kugel dagegen die Stirne durchbohrt. Gebrochenen Auges lag er da, und die heiße Sonne küßte dem Toten den letzten Schweiß des Lebens von der Stirne. Über ihn waren die Massen der Stürmenden hinweggegangen. „Kannst du schon sterben," klagt ein Soldatenlied, „und bist noch so jung ..." Wir aber gedenken des schönen Wortes, das der Major v. Helmuth geschrieben hat[1]), „daß selbst im sprühenden Regen des heutigen Waffenfeuers jedem Geschoß die Bahn vorgeschrieben wird von Dem, bei dem jeder Anfang ist und jedes Ende!"

Aber menschlich gerechnet hat der Tod des Prinzen etwas Ergreifendes. Gleich das erste Mal, da das Regiment überhaupt vor den Feind kam, am blutigsten Tage seiner Geschichte, war es gleich eine der ersten in seine Reihen schlagenden Kugeln, die augenblicklich ihn, der Jüngsten einen, dahinraffte, und unter den ersten Klängen der Nationalhymne ist er gestorben: „Heil dir im Siegerkranz!" . . . Nur 25 Tage hatte er des Königs Rock getragen.

V.

Noch für einen andern war seine Stunde gekommen: der Neffe war tot, nun war die Reihe am Onkel. Etwa 30 Minuten nach des ersteren Fall traf eine Chassepotkugel den Prinzen Felix und durchbohrte ihm den Arm, eine andre, vom Boden aufschlagend, verletzte ihn am Schenkel. Der Getroffene aber verließ sein Bataillon nicht. Eben stürmte er, die Mannschaften begeisternd, schlaff herabhängenden Armes zu Fuß jenen von Schützen vollgepfropften Heckenweg entlang, der in den Schlachtenschilderungen von St. Privat eine Rolle spielt, da schlug die tödliche Kugel in seine rechte Brust. Um 6 Uhr muß es gewesen sein. Laut aufschluchzend vor Schmerz hob der herbeigestürmte treue Bursche, wie er später der Prinzessin berichtete[2]), den Stöhnenden vom Boden, schlug seinen Mantel um ihn und schleppte seinen schwerverwundeten Herrn, während rings die schrecklichen Bleistücke einschlugen, durch das Tosen der Schlacht abseits in das zerstampfte Gras. Auf den Ruf eines Artillerieoffiziers eilte der Divisionspfarrer Parmet, der selbst in den Kugelregen vorgegangen, heran; „eine Kugel," schrieb er am 21. von Doncourt aus an die Witwe[3]), „hatte die Brust durchbohrt und war am

[1]) S. 53.
[2]) Bd. II, S. 179.
[3]) Bd. II, S. 175.

Rücken wieder herausgetreten; eine zweite hatte den Arm durchbohrt und eine Prellkugel das Bein kontusioniert. Er (der Prinz) wimmerte vor unerträglichstem Schmerz und mich bei der Hand ergreifend, bat er um die letzten Tröstungen unsrer heiligsten Religion. Vorher reichte ihm der Arzt eine Dosis Opiumtropfen ..." Der ergreifende Brief mag in den „Erinnerungen" der Prinzessin weiter nachgelesen werden. Der tödlich Verwundete bat den Geistlichen in all seinen Schmerzen um Auskunft, wie sein armer Neffe gestorben sei, und auch der mehrerwähnte Bursche berichtet, noch kurz vor seinem Ende habe er ihn „mehrere mahl nach dem kleinen Prinz Flohrentin gefragt, viel sprechen konnte er nicht . . .": ein rührender Beweis für die Liebe des Sterbenden zu dem Toten. Nach einigen Stunden hatte der Ärmste, den man in einer ärmlichen Hütte in der Nähe des Schlachtfeldes niedergelegt, ausgelitten, und der treue Joseph Köster drückte seinem Herrn die Augen zu. Ein gemeinsamer Sarg nahm die beiden Prinzen auf; dem letzten Wunsche des Majors gemäß heftete der wackere Soldat ein selbstverfertigtes hölzernes Kreuz mit dem Namen Salm auf den schmucklosen Schrein [1]). Onkel und Neffe wurden dann in Anwesenheit des herbeigeeilten Leutnants Erbprinzen Leopold (des jetzigen Fürsten) andern Tags in einem Offiziersgrabe auf dem Schlachtfelde bestattet; der katholische Regimentsgeistliche Lücker sprach den Segen über den gemeinsamen Sarg, und die rauchenden Trümmer von St. Privat, das abends zuvor bei untergehender Sonne von den Garden und Sachsen erstürmt worden, grüßten gespenstig trauernd von der Höhe die stille Stätte der Toten. Der Säbel Florentins ward, wie der Divisionspfarrer Parmet berichtete, von der Division dem Augustaregiment zur Aufbewahrung übergeben und gelangte durch dieses später an die Familie [2]).

Die Nachricht von des Prinzen jähem Heldentode, die durch die Verlustliste wenige Tage nachher in Warendorf bekannt wurde, erregte — es waren Ferien — unter den zurückgebliebenen Lehrern und Schülern, zumal seinen Klassengenossen, die ihn eben erst in der Jugend Prangen hatten scheiden sehen, eine tiefe Bewegung.

Prinzessin Felix erhielt die Trauerkunde ihrer Witwenschaft am 21. August in Saarbrücken durch Billett des Divisionspfarrers Parmet an den Generalarzt Busch. Voll schmerzlich ungestümen Verlangens, das teure Grab zu sehen und die Leichen in die Heimat zu führen, machte sie sich alsbald auf nach der blutigen Walstatt, und in Begleitung des Fürsten Alfred, der als Malteserritter in Forbach mit ihr zusammentraf, erreichte sie, zwei Zinksärge mit sich führend, am 28. das zerstampfte Gelände von St. Privat. „Wir fanden," lautet ihr Bericht, „bald das Grab auf, in dem die Offiziere des Augustaregiments begraben waren. Ganz oben stand der rohe Bretterfarg, in den man Felix zusammen mit Florentin gelegt hatte; er war nur leicht

[1]) Bd. II, S. 179. — Der Tod des Prinzen Felix wird unter andern auch vom Generalstabswerke erwähnt (Bd. II, S. 864), derjenige Florentins auch von Helmuth, Hiltl ꝛc.

[2]) Erinnerungsstücke von Prinz Florentin sind beim Augusta-Regiment nicht vorhanden: Mitteilung des Kommandos.

mit Erde bedeckt, und eine Ecke ragte sogar hervor." Die Prinzessin bestand trotz aller Vorstellungen darauf, daß der Sarg geöffnet werde, aber als der Deckel abgenommen war, und ein schwarzes Gesicht zum Vorschein kam, fiel die starkmütige Frau vor dem schreckenvollen Anblicke in Ohnmacht. Die Leichen wurden in die Zinksärge gebettet und auf einem Bauernkarren nach dem in Trümmern liegenden St. Marie aux Chênes geleitet, von wo der Wagen eines Johanniterritters sie zur Bahn nach Ars sur Moselle überführte. „Unterdessen," erzählt die Prinzessin weiter, „war durch königliche Order ein Extrazug zu meiner Disposition gestellt worden, und in diesem reisten wir mit unsern teuren Toten ab. — Die Nacht des 30. brachten wir in einem kleinen Hotel in Luneville, die nächste im Eisenbahnwagen zu und kamen am 1. September in Mainz und am 2. in Anholt an, wo die beiden Särge vorläufig in die kleine Kapelle gestellt wurden." Das war am Tage von Sedan! Draußen weit im Felde feierte das ruhmreiche Regiment „Augusta" den ruhmreichen Tag, drinnen im engen Schrein lagen still und stumm zwei seiner besten Söhne, des einstigen Rheinbundfürsten patriotische Enkel. Über den Jammer der Mutter am Sarge Florentins wußte des Toten Bruder Emil, der nach den Ferien wieder, allerdings um bald für immer von der Schule zu scheiden, in Warendorf erschien, Ergreifendes zu berichten – aber Mutterleid und unendliches Weh hat es in deutschen Landen damals viel gegeben. Das ist der Krieg. Am 3. September fanden in der schwarz ausgeschlagenen Kirche zu Anholt, wohin die beiden Särge verbracht wurden, die feierlichen Exequien statt, unter Teilnahme der ganzen Bevölkerung. Dann erfolgte die Beisetzung in der Gruft der fürstlichen Grabkapelle, die etwa einen Kilometer vom Osttore des Städtchens, unfern der holländischen Grenze, im Schatten breitästiger Eichen sich erhebt. Hier schlummert inmitten seiner Ahnen, die seit dem Jahre 1679 in der Gruft ihre letzte Stätte gefunden, und an der Seite des wackeren Oheims der junge, für das Vaterland gefallene Wild- und Rheingraf dem Tage der Auferstehung entgegen. Ein Epitaphium an der Wand der Grabkapelle überliefert sein Andenken[1]). — Sein Bild aus den Koblenzer Tagen steht neben dem des Prinzen Felix in der „Geschichte des Krieges von 1870/71" von Georg Hiltl (3. Aufl. 1876, S. 334).

Auch die Personen, die dem Lebenden am nächsten gestanden, sind dem Toten seitdem ebenfalls im Tode gefolgt. Zuerst die Prinzessin Felix. Nach der Beisetzung war sie wieder zum Kriegsschauplatze gegangen, wo sie, wie aus ihren Memoiren hervorgeht, bis zum Schlusse des Krieges außerordentlich rühmlich wirkte. Sie verlegte dann ihren Wohnsitz nach Bonn, lebte aber viel auf Reisen (in Rom, Madrid u. a.). 1876 vermählte sie sich in zweiter Ehe in Stuttgart mit dem Engländer Charles Hencage, aber schon zwei Jahre später nahm die erst 38jährige der Tod von der Erde hinweg.

[1]) Das Epitaph des Prinzen Felix, „ehemals General-Flügeladjutant und Chef des Hauses Sr. Majestät des Kaisers Maximilian von Mexiko", hat zu der Angabe von seinem Tode in der Schlacht bei Gravelotte am 8. August 1870 den merkwürdig irrigen Zusatz: „Tötlich verwundet um die Mitte der vorhergehenden Nacht in der Nähe des Schlachtfeldes".

Am 26. Februar 1887, bald nach dem Fürsten Alfred, schied auch Florentins wackere Mutter, die bis zum Ende um den Sohn trauerte, aus dem Leben, fünf Jahre später, am 17. Juni 1892, in Bonn sodann sein Bruder Emil, Warendorfer Angedenkens, der mit einer Engländerin Luisa Romanes aus Craigeren, vermählt war, und am 11. Oktober 1903 starb in Ems, als Gemahlin des noch in Hildesheim lebenden Oberregierungsrates a. D. Alexander von Padberg, der beiden Schwester, die Prinzessin Klara Olga. — In verhältnismäßig sehr frühen Lebensjahren ist der ganze Kreis von Personen erloschen; ihrer die anziehendste Gestalt aber bleibt, als der jüngsten einer, die in dem großen Kampfe von 1870 sich geopfert, der wackere Prinz Florentin, und zu seinem Gedächtnisse mag diese Skizze der Pietät mit den Worten schließen, mit denen sie auch begonnen: „Ein junger, in der ersten Blüte seines Lebens für das Vaterland gefallener Soldat, noch dazu, wenn er freiwillig dem Lose des Krieges sich dargeboten, ist eine erhebende Erscheinung, und in Sang und Sage ist zu allen Zeiten ein solches Bild gebührenderweise verherrlicht worden." — Ehre seinem Andenken!

Die lateinische Sprache im deutschen Mittelalter.

Von
Johann von Kelle.

Der große Plan des Gründers des ostgotischen Reiches, alle christlich-germanischen Völker in einen Bund des Friedens zu vereinen, scheiterte an der Eroberungssucht Chlodwigs (481—511), des Königs der salischen Franken. Um auch die ripuarischen Franken am Mittelrhein unter seine Botmäßigkeit zu bringen, hatte dieser wilde Sugamber die mit ihm verwandten Fürsten derselben durch List und Gewalt aus dem Wege geräumt. Kaum, daß er dann den letzten Rest der römischen Herrschaft in Gallien für immer vernichtet hatte, unterwarf er die nördlichen Gaue der Alemannen, die im Laufe des fünften Jahrhunderts das Land zwischen den Vogesen und dem Rhein bleibend besetzt und das Alpengebiet südlich vom Bodensee erobert hatten. Die Westgoten hätte er sicher hinter die Pyrenäen zurückgedrängt, wenn ihnen der Ostgotenkönig nicht zu Hilfe gekommen wäre. Aus diesen verschiedenartigen Bestandteilen schuf Chlodwig das fränkische Reich, das ungefähr ein Drittel des gesamten germanischen Volkes umfaßte. Nur etwa die Hälfte seiner Bewohner gehörte aber dem germanischen Stamme an, die andre Hälfte bildeten Abkömmlinge der mit Kelten und Germanen vermischten römischen Bevölkerung, die insgesamt aus der lateinischen Volkssprache entstandene Mundarten redeten.

Die Söhne Chlodwigs setzten die Eroberungspolitik ihres Vaters erfolgreich fort. Die Völker, die aus dem Kampfe um ihre Existenz siegreich hervorgegangen waren, hatten sich noch nicht völlig in den neuen Wohnsitzen eingelebt und an die veränderten Verhältnisse gewöhnt, als ihnen von neuem der Verlust der Freiheit drohte. An Germanen und Romanen erhielt das Reich fortwährend Zuwachs. Völlig römische Länder und solche, in denen die Römer nie festen Fuß gefaßt hatten, wurden einverleibt. Die Burgunden, im ersten Jahrhundert an der unteren Weichsel seßhaft, die im Süden der Alemannen ein neues Reich gegründet hatten und zwischen römischen Provinzialen verteilt

bereits selbst stark romanisiert waren, wurden dem fränkischen Könige untertan. Nur durch der Ostgoten Schutz hatten sie bisher ihre Selbständigkeit bewahrt. Die Thüringer, ein suebischer Stamm, einst im Stromgebiet der Elbe, jetzt Ostnachbaren der Alemannen, wurden besiegt, wodurch sich der thüringische Völkerverband auflöste. Die Markomannen erscheinen von da an unter dem Namen Bayern. Im zweiten Jahrhundert hatten sie den Kampf mit der römischen Welt gewagt, im sechsten unterwarfen sie sich gleich den südlichen Alemannen freiwillig der fränkischen Oberhoheit. Seit mit Ausnahme der Sachsen und Friesen alle westgermanischen Stämme des Kontinents unter dem Szepter der Merovinger vereint waren, konnten sie ihre staatliche Selbständigkeit um so weniger aufrecht erhalten, als ihnen die Franken auch in geistiger und materieller Beziehung weit überlegen waren. Im Gegensatze zu den Goten und Burgunden, die ihre Stammeseigentümlichkeit und Sitte vor der Nationalität und Kultur der Römer nirgends zu bewahren vermochten, haben die Franken wohl ihre volkstümliche Eigenart aufrecht zu erhalten gewußt. Jugendlich empfänglich hat sich aber dieses reich begabte, unternehmende Volk, das durch die Völkerflut nicht aus seinen ersten Wohnsitzen fortgespült worden war, während seines vieljährigen Kampfes mit den Römern, im Vorzug vor den Bayern, doch manches von dem zu eigen gemacht, was in den eroberten römischen Provinzen vorhanden war. Die römischen Staatseinrichtungen wurden, soweit dies die einheimischen Verfassungen zuließen, auf das fränkische Reich übertragen. Die Städte in demselben bewahrten die römischen Einrichtungen. Die geistige und materielle Kultur der Römer, zerstreute Reste ihrer sinkenden Literatur drangen in das barbarische Zeitalter der Franken. Der fränkische Adel fand bald Gefallen an den Gewohnheiten, die im Leben der vornehmen Römer herrschten, mit denen er seit langem in vielfachem Verkehr stand. Am Hofe Chlodwigs galt römisches Zeremoniell, die fränkischen Könige ließen sich nach Art der römischen Imperatoren in lateinischen Lobreden feiern. So sehr Venantius Fortunatus, der aus der Gegend von Treviso stammte, das fränkische Volk ob seiner Roheit verachtete, ebensosehr schmeichelte er aus entwürdigendem Eigennutz dessen Fürsten. Er pries in schwülstigen lateinischen Versen nach antiken Mustern Childebert I., Chlotar I., Chilperich I., Sigebert I., dessen Gemahlin, die westgotische Königstochter Brunhilde, sowie ihre unglückliche Schwester, Chilperichs Gemahlin. Für Lob empfänglich und daher auch stets bereit, andre mit Lob zu überhäufen, wußte dieser formgewandte merovingische Hofdichter selbst der schrecklichen Fredegunde, der Mörderin auf dem Throne, Tugenden nachzurühmen. Schon im vierten Jahrhundert war Italien nicht mehr das tonangebende Land in der Literatur. Es war von Gallien überflügelt worden. Im fünften Jahrhundert gelangte dort die christlich-lateinische Dichtung, die im dritten begonnen hatte, zur Blüte. Langsam wanderte sie, während sie bei den Romanen rasch wieder verfiel, neben Resten der heidnischen Poesie zu den Franken, bei denen selbst die Könige sich manchmal mit der Dichtkunst beschäftigten. Chilperich dichtete lateinische Hymnen und Meßgesänge, obwohl er, wie Gregor von Tours spottend sagt, eine kurze und eine lange Silbe nicht zu unterscheiden

vermochte. Er meinte eben, daß überhaupt niemand geschickter sei als er. Vielleicht hatte aber der König gar nicht die Absicht, metrische Gedichte zu verfertigen. Neben der Kunstform, welche im Boden der alten römischen Dichtung wurzelte, entstand nämlich frühzeitig eine neue, rhythmische, welche die Quantität der Silben vernachlässigte und nur die Zahl derselben berücksichtigte.

Eine Literatur in der Volkssprache hat es im fränkischen Reiche im sechsten Jahrhundert noch nicht gegeben. Die Sprache der Literatur war im germanischen Osten wie in dem politisch und sozial damit verbundenen Westen das Lateinische. Nur war „die prachtvolle Sprache Roms," wie der aus der Auvergne gebürtige Bischof von Clermont, Apollinaris Sidonius um die Mitte des fünften Jahrhunderts das Latein nennt, selbst in Gallien schon außerordentlich entstellt. Je mehr aber die germanischen Stämme in den römischen Provinzen festen Fuß faßten, um so mehr verwilderte die römische Schriftsprache. Und dieses durch Barbarismen aller Art entstellte Latein, das mit der Schriftsprache, die einst in Rom geherrscht hatte, nur lose zusammenhing, war Sprache des Staates. Lateinisch wurden seit dem fünften Jahrhundert die Gewohnheitsrechte germanischer Stämme aufgezeichnet (Leges barbarorum, germanische Volksrechte). Das Latein war Sprache der Kirche. Es herrschte nicht bloß beim Gottesdienste. Die canones der Provinzialsynoden waren lateinisch abgefaßt. Die Diener des Staates und der Kirche mußten sich daher die Kenntnis der lateinischen Sprache aneignen. Wie wenig sie aber derselben damals mächtig waren, kann man daraus schließen, daß selbst in den Zeiten des Bonifatius noch nicht alle Geistlichen auch nur die Taufformel richtig hersagen konnten. Es tauften einige In nomine patria et filia.

Wie in merovingischer Zeit war die Literatur auch am Hofe Karls des Großen in seiner Gesamtheit lateinisch, wenn auch einige an demselben sich die Gründung einer Literatur in der Volkssprache angelegen sein ließen. Lateinisch war die Lyrik, die nach langer Stagnation im Anschluß an den merovingischen Hofdichter Fortunatus allmählich wieder entstand. Lateinisch war die Epik, zu der Karls Taten seine Umgebung begeisterten. Seine Züge nach Italien lenkten den Blick neuerdings auf die römischen Schriftsteller, deren Werke schon durch die angelsächsischen Missionäre in fränkische Klöster gekommen waren. Die Irländer, im Mittelalter Schotten genannt, hatten es bei ihrer Missionstätigkeit im sechsten Jahrhundert vornehmlich darauf abgesehen, die verfallene Kirchenzucht herzustellen und die Heiden zum Christentum zu bekehren. Nur nebenbei befaßten sie sich in der Fremde auch mit jenen Dingen, die sie in ihrer Heimat betrieben: sie stellten Berechnungen an, befaßten sich mit Musik und kopierten Bücher. Die Angelsachsen dagegen verfolgten vom Anfange an neben dem Bekehrungswerke wissenschaftliche Ziele. Sie brachten nicht nur die heilige Schrift und die Werke der Kirchenväter, sondern auch römischer Dichter und Prosaiker in das Frankenreich in einer Zeit, in der ihr Vordringen von Westen und Süden längst aufgehört hatte. Auch christlich-lateinische Dichtungen kamen aus Britannien. Aus dem Studium der römischen Dichter entwickelte sich, zum Teil von Karl selbst angeregt, eine

antikisierende Hofdichtung, die zum Schmucke des Lebens und zur Unterhaltung diente. Geistliche und Laien behandelten nach dem Muster des Vergilius und Ovidius kirchliche und weltliche Stoffe. Durch die Eroberung des langobardischen Reiches kam der fränkische Hof mit den Gelehrten, italienischen und fremden, die in der Umgebung der feingebildeten langobardischen Großen lebten, in anregende Berührung. Immer mehr erkannte er dadurch, wie tief der Standpunkt war, auf dem er selbst stand. Und weil er sich ausgeschlossen fühlte aus der Gemeinschaft mit dem literarisch gebildeten Italien, betrachtete er sich selbst als barbarisch. Voll edler Selbstverleugnung sagt der Franke Einhard, der doch den klassischen Vorbildern so nahe gekommen war, wie gleichzeitig kein andrer Schriftsteller, am Schlusse des Vorwortes, mit dem er sein „Leben Karls" einleitete: „Man wird sich verwundern, daß ich, ein Barbar, der mit der lateinischen Sprache sehr wenig vertraut ist, etwas gut und geschmackvoll lateinisch schreiben zu können vermeinte." Ein reges Bildungsbedürfnis begann sich am Hofe zu entwickeln. Alle Elemente der antiken Kultur sollten dem ganzen Reiche zugeführt werden. Der Kaiser, dessen Geist von der Herrlichkeit derselben erfüllt war, ließ alte Denkmäler nach Aachen bringen und Werke der alten Schriftsteller abschreiben. Es begann die erste Renaissance. Durch den Angelsachsen Alkuin, mit dem Karl nach Unterwerfung der Langobarden in Pavia zusammentraf und den er im Bewußtsein, daß alle seine Pläne unausgeführt bleiben müßten, wenn es ihm an den geeigneten Mitarbeitern fehlte, bat, in das Frankenreich zu kommen und für dasselbe zu wirken, wurde die Schule, die seit dem sechsten Jahrhundert am Hofe bestand, nach dem Muster der angelsächsischen Schulen umgestaltet. Es war Alkuin, der Seele des ganzen Unternehmens, nicht darum zu tun, daß seine Schüler in eine bestimmte Disziplin eingeführt würden, er wollte in ihnen nur im allgemeinen die Liebe zur Wissenschaft und zur Kunst erwecken, er wollte sie bilden. Es ist uns ein für Karls zweiten Sohn Pipin verfaßtes Lehrbüchlein Alkuins erhalten, aus dem wir uns eine Vorstellung machen können, wie es in dieser Hofschule zuging. Es wurden Rätsel aufgegeben, literarische Wettkämpfe veranstaltet, Gedichte vorgelesen. Neben praktisch wichtigen Fragen wurden spekulative Probleme besprochen. Rühmend hebt Paulus Diakonus hervor, daß sich der Kaiser mit regstem Eifer an allen diesen auf Bildung abzielenden Unterhaltungen beteiligte; daneben ließ er sich durch Petrus von Pisa in die lateinische Literatur einführen und durch Alkuin in den sieben freien Künsten, dem Trivium und Quadrivium, unterrichten. Er suchte in die Geheimnisse der Philosophie einzudringen und war in der Theologie so bewandert, daß er an dem Kampfe gegen die Adoptianer Anteil nehmen konnte. Auch Karls Vettern, Adalhard und Wala, seine Tochter Rotrude, die Griechisch gelernt hatte, seine Base Gundrad, die sich gerne mit philosophischen Fragen beschäftigte, seine Schwester, die Äbtissin Gisela, die Alkuin wegen ihrer Hochschätzung der Bücher rühmt, besuchten die Hofschule. Und das Beispiel, das von diesen gegeben wurde, ermutigte manchen ergrauten Kriegshelden, sich gleich den adeligen Jünglingen mit den Wissenschaften zu beschäftigen.

Gleich dem Adel stand aber auch die Geistlichkeit noch auf einer äußerst niederen Stufe wissenschaftlicher Ausbildung. Die römischen Bildungsstätten haben den Untergang des römischen Reiches nicht lange überdauert. In Italien blieben die Rhetorenschulen wohl während der Herrschaft der Ostgoten noch bestehen; in Gallien, wo die christliche Dichtung ihren Höhepunkt erreichte, erfreuten sich einzelne im fünften Jahrhundert sogar einer gewissen Blüte. Die antike Wissenschaft verfiel indes seit dem Einbruche der germanischen Scharen hier ebenso schnell wie in Italien nach dem Untergange des ostgotischen Reiches. In Germanien war schon lange keine Spur der antiken Schulen mehr vorhanden. Hier erwachte, wie die Wissenschaft, so der Unterricht erst wieder durch die angelsächsischen Mönche, die als Apostel des Glaubens und der Bildung aus ihrer Heimat in das Frankenreich gekommen waren. Aber wie unwissend dort der Klerus teilweise selbst noch am Ende des 8. Jahrhunderts und wie wenig er mit der lateinischen Sprache vertraut war, läßt sich daraus entnehmen, daß selbst die Geistlichen am Hofe nicht immer den Inhalt der Evangelien verstanden, die sie vorlasen.

Veranlaßt durch Alkuin ging daher Karl daran, das Unterrichtswesen derselben umzugestalten. In dem Rundschreiben vom Jahre 789 wurden alle Bischöfe und Äbte aufgefordert, Schulen zu gründen. Die Knaben sollten im Lesen, Schreiben und Rechnen, in der Musik und namentlich in der Grammatik der lateinischen Sprache unterrichtet werden. Die von Donatus für die römische Jugend geschriebene Grammatik wurde infolgedessen für die Zöglinge der Kloster- und Bischofsschulen bearbeitet; die Grammatik des Priscianus, an die sich zunächst die Lehrer beim Studium der lateinischen Sprache hielten, wurde exzerpiert. Fertigkeit im lateinischen Ausdruck sollten die Schüler gleichzeitig aus einem der christlichen Dichter, namentlich aus Prudentius, dem beredtesten und christlichsten der Dichter, erlernen. Anfänglich deutsche Übersetzung, dann lateinische Umschreibung sollte das Verständnis vermitteln. Daß aber die Klöster in der Zeit Karls auch schon klassische Autoren besaßen, beweisen alte Bibliothekskataloge. Und daß von diesen wenigstens Vergilius damals gelesen wurde, sieht man aus glossierten Handschriften, die auf unsre Tage gekommen sind. Im allgemeinen aber waren die heidnischen Schriftsteller, so sehr man sie auch als unerreichte Muster der Form bewunderte und nachahmte, aus der Schule verbannt. Selbst Alkuin erklärte sich gegen allzu eifriges Lesen der römischen Dichter. Abt Smaragdus ersetzte bei Bearbeitung der Grammatik des Donatus die Beispiele aus Vergilius, Cicero usw. durch solche aus der Bibel und den Kirchenvätern. Er wollte dadurch den Trägen, die das Studium der Grammatik unter dem Vorwande vernachlässigten, daß in ihr nur heidnische Namen vorkämen und von Gott nirgends die Rede sei, die Entschuldigung benehmen. Ob sein Beginnen das Studium der Grammatik befördert hat, wissen wir nicht, daß aber die Lektüre der römischen Schriftsteller, die sich durch Alkuins Schüler im ganzen Reiche verbreitete, vorteilhaft auf den Ausdruck im Lateinischen einwirkte, läßt sich nicht verkennen. Als aber nach dem Tode Karls des Großen das Studium der sieben freien Künste an vielen Orten wieder abgeschafft wurde und die heidnischen Autoren wieder

seltener gelesen wurden, ging die Kenntnis der lateinischen Sprache rascher zurück, als sie sich gehoben hatte. Es begannen auch die von nun an nicht mehr verstummenden Klagen über den Verfall der Studien. Ludwig, der vom Volke schon bei seinen Lebzeiten „der Fromme" genannt wurde, hatte in seiner Jugend noch heidnische Schriftsteller gelesen, im Alter aber wollte er von ihnen nichts mehr wissen. Von asketischen Mönchen umgeben und beraten, hatte er nur noch Sinn für theologische Fragen. Die Hofschule bestand wohl noch, aber dem Adel war das Verlangen nach literarischer Bildung bereits wieder völlig abhanden gekommen. Unter Ludwig, den wir mit Bezugnahme auf die Entwicklung seines Reiches, nicht im Sinne seiner Zeit den Deutschen nennen, fristete die Hofschule nicht einmal mehr ihr Scheinleben. Sie erstarb. Es fehlte somit jetzt ein Mittelpunkt des geistigen Lebens, wie ihn der kaiserliche Hof und seine Schule einst gebildet hatten. Und nicht allein bei der weltlichen, auch bei der geistlichen Gewalt war jene verständnisvolle und zielbewußte Liebe, die sie ehemals der Schule entgegengebracht hatte, erloschen. Sie beschränkte sich auf Wiederholung der teilweise nicht mehr befolgten Verordnungen, die früher erlassen worden waren. Trotz der Ungunst der Verhältnisse scheint aber doch zunächst keine von den Kloster- und Domschulen völlig eingegangen zu sein; es hat aber freilich auch keine, Reichenau etwa ausgenommen, den früheren Ruhm bewahrt. Man las überall christlich-lateinische Dichter und lehrte nach überkommener Methode die lateinische Sprache, die wie früher nicht nur in der Kirche und in der Wissenschaft, sondern auch im Staats- und Rechtsleben fast ausnahmslos herrschte. Das Reichs- und Landrecht war, wie ehemals das Gewohnheitsrecht, in lateinischer Sprache kodifiziert. Nur zum Zwecke der öffentlichen Verkündigung wurde einzelnes daraus in die Volkssprache übersetzt. So der Kanon, der von dem Rechte des freien Mannes handelt, sein Vermögen für das Heil seiner Seele beliebig zu übertragen. Auch die Privat-Urkunden wurden lateinisch ausgefertigt.

Der Unterricht in der lateinischen Sprache erlitt auch während der Regierung der letzten Karolinger im allgemeinen keine Unterbrechung. Einzelne Schulen, die von tüchtigen Lehrern geleitet wurden, erlangten sogar mehr als lokale Bedeutung. Fortwährend wurden lateinische Gedichte abgeschrieben. Es entstanden aber daneben auch immer wieder neue. Ein Geistlicher aus Sachsen behandelte auf Grundlage der Einhardschen Jahrbücher das Leben und die Taten des großen Sachsenbekehrers Karl vom Jahre 771 bis zu seinem Tode. Je mehr sich das Bewußtsein von dem Niedergange der karolingischen Macht ausbreitete, um so heller erglänzte der Name ihres Begründers. Aus der kläglichen Gegenwart richtete man den Blick auf die ruhmvolle Vergangenheit. Eifrig wurde in geistlichen Kreisen noch immer die Lyrik gepflegt. Hier ist sogar eine neue Richtung ins Leben gerufen worden. Je mehr Glanz und Pracht die Kirche in ihrem Kultus entfaltete, um so ausgebildeter und reichhaltiger wurde auch ihr Gesang. Namentlich benutzte man die letzten Silben des Alleluja, das sich dem aus dem Psalmengesange entstandenen Graduale bei der Festmesse anschloß, um den begeisterten Aufschwung des Herzens, den

man nicht in Worten auszudrücken vermochte, in Tönen ausklingen zu lassen. Es entstanden jene langgezogenen Melodien, Jubilationen, die, weil sie auf das Graduale folgten, Sequenzen, Folgegesänge, genannt wurden. Schwer war es, diese Melodien im Gedächtnisse zu behalten, und um dies zu erleichtern, dichtete Notker der Stammler zu den vorhandenen oder von ihm komponierten Melodien Texte, die gleichfalls Sequenzen oder, weil ihnen die metrische Form fehlte, Prosen genannt wurden. Tutilo, Notkers Zeitgenosse, der das Schwert ebenso behende führte wie die Feder, Musiker und Maler, schuf die mit den Prosen verwandten Tropen, Zusätze zum Texte des Gloria, Kyrie eleyson und Sanctus. Ebensosehr wie einer dieser St. Galler Mönche wurde der Konstanzer Bischof Salomo wegen seiner dichterischen Begabung gepriesen. Am Hofe galt er geradezu als der erste Dichter. Nicht minder berühmt war dieser einflußreiche Mann durch seine umfassende Gelehrsamkeit, zu der der Grund in der St. Galler Schule gelegt worden war. Er kannte die römischen Autoren, die jetzt wie früher als unerreichte Muster des Stiles bewundert und nachgeahmt, wenn auch wegen ihres Inhaltes noch immer gering geschätzt wurden. Notker der Stammler in St. Gallen meinte sogar, man brauche die Fabeln der Heiden überhaupt nicht neben den christlichen Dichtern.

Aber der Aufschwung der lateinischen Poesie blieb auf St. Gallen beschränkt und war von kurzer Dauer. Gerade die Lyrik ist bald darauf völlig vernachlässigt worden. Dagegen begann man schon am Beginne des 10. Jahrhunderts volkstümliche Stoffe, Spielmannsstoffe, in lateinische Verse zu bringen. Bei Schulfesten, bei denen es damals bereits, namentlich in den Domschulen, mitunter schon recht ausgelassen zugegangen zu sein scheint, wurden solche heitere Gedichte, Lügenmärchen nannten sie sich selbst, vorgetragen. Aber auch in den Klöstern erholten sich die Zöglinge mit Spielen und Scherzen von den Anstrengungen des Lesens. Im Bewußtsein, sich bei solchen Festen ungestraft jeder Zügellosigkeit hingeben zu dürfen, wurden ganz allgemein auch Spottlieder, lateinische und deutsche, gesungen, in denen nicht selten die Lehrer von der ungezogenen Jugend verhöhnt wurden. Auch die Mönche und Nonnen ließen es nicht an gegenseitigem Spotte fehlen. Der Adel war noch immer mit wenigen Ausnahmen ungebildet. Nur selten wurde er unter Heinrich I. in den Klöstern erzogen. Aber auch die Geistlichkeit hatte das Interesse für die Wissenschaft noch nicht wiedergewonnen. Erst durch die Berührung mit Italien begann am Hofe, wo sich schon vor Ottos I. erstem Zuge über die Alpen wissenschaftliches und künstlerisches Streben bemerkbar gemacht hatte, die Wissenschaft wieder zu erstehen. Bildung wurde an demselben bald abermals geschätzt. Für den Hof erzählte die Nonne Hroswitha in dem Kloster Gandersheim bei Goslar, aufgefordert von Otto II., in metrischer Form ohne poetische Einkleidung die Taten Ottos I. bis zu seiner Krönung als Kaiser. Auch die Geschichte ihres Klosters, eine ludolfingische Familienstiftung, hat die Dichterin chronikenartig für den Hof besungen. Aber viel spärlicher als in der Zeit Karls floß die Quelle der lateinischen Hofdichtung unter den Ottonen. Die Verhältnisse waren ungünstiger geworden. Otto I. war der lateinischen Sprache, die alle Karolinger geläufig sprachen,

nicht mehr mächtig. In kriegerischer Zeit aufgewachsen, hatte er keinen wissenschaftlichen Unterricht erhalten. Aber auch in der Beziehung Karl dem Großen, dem er sich gerne verglich, vergleichbar, zog ihn ein innerer Drang zur Geistesbildung. Stets war er bemüht, hervorragende Gelehrte in sein Reich zu ziehen. Die Frauen des Hofes rangen mit den Männern um die Palme der Gelehrsamkeit. Die Kaiserin Adelheid, die Gönnerin Gerberts, des größten Gelehrten seiner Zeit, die Kaiserin Theophano, die Nichten Ottos I., die fromme Äbtissin von Gandersheim und die schöne Herzogin von Schwaben, Hedwig, die Ekkehard II. auf ihrer Feste Hohentwiel im Lateinischen unterrichtete, waren wegen ihrer gelehrten Bildung berühmt. Die Seele aller geistigen Bestrebungen am Hofe aber war Ottos I. jüngster Bruder, Brun, der die antike Literatur nicht bloß kannte und schätzte, sondern auch lehrte. Als Erzbischof von Köln und Herzog von Lothringen, das durch Heinrich I. wieder mit dem Reiche verbunden worden war, hat er weit über den Hof hinaus eine bedeutsame Tätigkeit entfaltet.

Von Lothringen aus verbreitete sich die Liebe zur Wissenschaft allmählich wieder über das ganze Reich. Zu den alten Bildungsstätten in Alemannien gesellten sich neue in Sachsen, in dessen frischer Erde die von Karl ausgestreute Saat bereits kräftige Wurzeln geschlagen hatte: Hildesheim, Magdeburg, Köln. Mit den Männerklöstern wetteiferten Frauenstifte: Herford, Nordhausen, Quedlinburg, Gandersheim. St. Gallische Bildung, deren man sich rühmte, wurde in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts nach Speyer und Straßburg verpflanzt. Gegen Ende des Jahrhunderts begann der Unterricht auch in Bayern wieder, wo durch die Einfälle der Ungarn die blühendsten Klöster vollständig in Verfall geraten waren. In Tegernsee wurde fleißig gelehrt und eifrig gelernt. Die Schule von Freising erinnerte sich ihrer ehemaligen Bedeutung. Otto I. belobte nicht bloß die Frömmigkeit, sondern auch das Studium der Mönche von St. Emmeram in Regensburg. Man lehrte überall wieder die sieben freien Künste als Vorbereitung für die Theologie. So wenig wie früher herrschte aber jetzt Vollständigkeit oder Gleichmäßigkeit. Es hing eben alles von der Individualität des Lehrers ab. Obenan aber stand überall der Unterricht in der lateinischen Sprache. Als Grundlage desselben diente noch immer die Grammatik des Donatus und Priscianus; doch wurden daneben auch die Grammatiken des Eutyches, Phocas und Alkuin benutzt. Auch neue Lehrbücher wurden geschrieben. Man las die Werke der klassischen Autoren, die jetzt zahlreicher als in den Zeiten der Angelsachen aus Italien herüberströmten. Allmählich wurde Ovidius bekannter. Fast ein Fünftel aller Verse hat der Verfasser der Ecbasis captivi zum Teil wörtlich aus Horatius entnommen. Je weiter aber die Lektüre der heidnischen Schriftsteller sich ausbreitete, um so größer wurde die Zahl ihrer Gegner. Namentlich Vergilius, den die einen für einen halben Heiligen erklärten, suchten andre, denen er als unheimlicher Wahrsager und Schwarzkünstler galt, zu verdrängen. Ermanrich, Mönch von Elwangen, eiferte gegen ihn. Odo von Cluny wurde durch einen Traum von ihm abgeschreckt. Christliche Dichter sollten wie ehemals an seine Stelle treten. Mit Bekümmernis

hatte Hroswitha wahrgenommen, wie überall in den Klöstern die Komödien des Terentius trotz ihres anstoßerregenden Inhalts wegen „ihrer gebildeten Sprache" lieber gelesen würden als die heiligen Schriften. Und um sie zu verdrängen, dialogisierte die formgewandte Nonne, die von ihrer Äbtissin Gerberga, des Kaisers Nichte, und der „grundweisen und grundgütigen" Nonne Rikkardis in der klassischen Literatur unterrichtet worden war, im engen Anschluß an das antike Vorbild sechs Heiligengeschichten. Es hat der Dichterin nicht an Bewunderern gefehlt. Man sah eben immer noch nur auf die Form. So wenig wie früher wurden jetzt die klassischen Schriftsteller wegen ihres Inhaltes gelesen. Und wer ihrer Ausdrucksweise möglichst nahe gekommen war, hatte das Ziel des Unterrichts erreicht. Wie vereinzelt schon in karolingischer Zeit, — Walahfridus Strabo verfaßte, als er die Reichenauer Schule verließ, ein Gedicht über die Vision seines Lehrers Wetti — hat man darum jetzt allgemein die Schüler veranlaßt, durch prosaische, namentlich aber durch metrische Aufsätze zu zeigen, wie weit sie sich diesen „unerreichten Mustern des Ausdrucks" genähert hätten — Reifeprüfungen —. Diese Arbeiten wurden von den Lehrern korrigiert und oft späteren Schülern wieder als Muster vorgelegt. So stellte Ekkehard IV. in St. Gallen die Ausarbeitungen, die er für Notker Labeo angefertigt hatte, nach dem Tode seines Lehrers als Schulbuch zusammen.

Mit Vorliebe entnahmen die Lehrer den Stoff zu solchen Reifeaufgaben aus dem weitverbreiteten Legendenschatze. In St. Gallen wählte der als Hymnen- und Sequenzendichter berühmte Ekkehard I. einen Stoff aus der deutschen Heldensage zu einer solchen Schulaufgabe. Er schilderte nach eingehendem Studium des Vergilius und Prudentius für seinen Lehrer Gerald in klassischem Versmaß die Kämpfe, die der als Geisel an den Hof Attilas gekommene Walthari auf seiner Flucht in die Heimat mit Gunther, dem Frankenkönig, und seinen Mannen am Wasgensteine bestand, wie das Nibelungenlied den Schauplatz derselben nennt. So berichtet Ekkehard IV. in seiner St. Galler Klosterchronik, in der er die Latinität des Gedichtes kritisiert und bemerkt, es könne ein Deutscher, auch wenn er sich noch so sehr bemühe, nicht plötzlich ein Lateiner werden. Seine barbarische volkstümliche Sprache mache es ihm unmöglich. Ganz unrichtig sei es daher, wenn ungeschickte Schulmeister ihren Schülern die Lehre beibrächten: Überlegt, wie sich etwas am richtigsten deutsch ausdrücken lasse, und übersetzt dann die Worte in gleicher Reihenfolge ins Lateinische.

Barbaren waren noch immer, wie in den Zeiten Karls, alle die, die der klassischen Bildung ferne standen. Wie in vergangenen Tagen wurde auch jetzt noch die Volkssprache allgemein als barbarisch bezeichnet. Sie galt als roh und unausbildbar. Ekkehard II. in St. Gallen gestattete daher auch nur ganz kleinen Knaben, sich in gegenseitigem Verkehr der Muttersprache zu bedienen. Und auch in der Schule Otrichs von Magdeburg (gest. 981), der seinen Verehrern als zweiter Cicero galt, durfte kein Schüler in Gegenwart des Lehrers die barbarische Sprache reden. Die Sprache, die die Schüler in der Schule doch erst lernen sollten, mußten sie also, wenn sie die Schule

betraten, schon reden! Wie widersinnig eine solche Methode, hat denn auch bald darauf Notker Labeo in St. Gallen erkannt. Er verwendete beim Unterricht im Lateinischen das Deutsche als Unterrichtssprache. Aber Notkers Neuerung blieb selbst im geistigen Leben von St. Gallen eine rasch vorübergehende Erscheinung. Was er, ohne einen Vorgänger gehabt zu haben, allein unternommen hat, hörte mit ihm auch wieder auf. Der große Gedanke Notkers, der, wenn er weiter entwickelt worden wäre, das ganze Unterrichtswesen in fruchtbringender Weise umgestaltet haben würde, hat diesen gelehrtesten Mann von St. Gallen, der seiner Zeit weit vorausgeeilt war, nicht überdauert. Schon sein Schüler Ekkehard IV. blickte wieder mit Verachtung auf die barbarische deutsche Sprache. Er wollte, daß sie beim Unterricht ausgeschlossen sei, und rügte es, wenn andre sich ihrer dabei bedienten. Er war ein Vorkämpfer der nur lateinisch redenden Schule, die seit der Mitte des 11. Jahrhunderts wieder einen erfreulichen Fortschritt auswies. Ja, einige von den unter den Ottonen gegründeten Schulen erlangten sogar hervorragende Bedeutung. Man lehrte außer Grammatik, die überall im höchsten Ansehen stand, auch eine oder die andre der sieben freien Künste. In den meisten Schulen war aber das Latein nicht bloß der hauptsächlichste, sondern geradezu der ausschließliche Lehrgegenstand. Auch war der ganze Unterricht wie die ganze Wissenschaft enger als jemals auf die geistlichen Kreise beschränkt. Die Geistlichen betrachteten es für unerlaubt, daß sich Laien ihre Künste aneigneten, und Konrads II. gelehrter Kaplan, der Burgunder Wippo sagt: „Der Deutsche betrachtet es als unnütz und schimpflich, jemanden zu unterrichten, der nicht zum geistlichen Stande bestimmt ist.“

Die Laienbildung, die sich während der Regierung der Ottonen etwas gehoben hatte, verschwand vollständig. Nur die Frauen blieben noch eine Weile den lateinischen Büchern gewogen. Selten versäumte es der Adel, seine Töchter nach der Sitte der Vorfahren in den Schuldisziplinen unterrichten zu lassen. Die Kaiserin Gisela, die Mutter des sagenberühmten Herzogs Ernst, Konrads II. Gemahlin, war im Vollbesitz der gelehrten Bildung ihrer Zeit. Sie sorgte auch für wissenschaftliche Ausbildung des Thronfolgers, der später wegen seiner gründlichen Kenntnisse vielfach gepriesen wurde. Der Kaiser, der von dem Wormser Bischofe Burkhard in der Furcht des Herrn erzogen worden war, scheint sich niemals für wissenschaftliche Fragen interessiert zu haben, obwohl es am Hofe nicht an Gelehrten fehlte.

Auch eine lateinische Hofdichtung hat es gegeben. Wippo brachte Episoden aus dem Leben des Kaisers, den Winterfeldzug nach Burgund, die Liutizenkämpfe, in lateinische Verse. Er besang voll frischer Empfindung den Tod Konrads. In geistlichen Kreisen, bei Bischöfen und Äbten, fand die lateinische Poesie gleichfalls Teilnahme und Unterstützung. Alles, was zur religiösen Erhebung oder Belehrung diente, wurde von geistlichen Dichtern behandelt. Daneben haben sie aber auch fortdauernd die Tagesereignisse in lateinische Verse gebracht: den Tod Heinrichs II., seine Leichenfeier, die Krönung Konrads II., Heinrichs III. Wie schon im 10. Jahrhundert wurden Spielmannsstoffe lateinisch bearbeitet. Die Kleriker, die sich seit dem Anfange

des 12. Jahrhunderts als viri literati immer mehr von den viris illiteratis, den Laien, absonderten, auf den von altersher üblichen, zur Ausbildung in den Wissenschaften unternommenen Wanderungen sich zusammenfanden und durch die Gemeinsamkeit des Lebens das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit ausbildeten, befaßten sich, angeeifert von ihren Lehrern, gerne mit der Dichtkunst. Ihre zum Teil nach den kirchlichen Hymnen gedichteten Lieder wanderten mit ihnen durch die Welt. Vielfach erfreuten sich auch die geistlichen Höfe an den mitunter recht lockeren Weisen dieser herumziehenden Scholaren, den Vorläufern der Goliarden, Vaganten, die das Dichten lateinischer Lieder und das Singen derselben bald als ein einträgliches Gewerbe ausübten. Bisweilen wurden diese „Peripatetiker" freilich auch schnöde abgewiesen. Godehard, Bischof von Hildesheim, ließ sie höchstens zwei oder drei Tage verpflegen und mit neuen Schuhen versehen; dann jagte er sie davon. Es könnten ihnen sonst, pflegte er spottend zu sagen, ihre Wege unbekannt werden.

Für die widersprechendsten Richtungen der lateinischen Poesie herrschte also reger Sinn unter den Geistlichen. Nur an den Werken der antiken Dichtkunst konnten sie noch immer kein Gefallen finden. Arnold, Mönch im Kloster St. Emmeram in Regensburg, wurde im Alter von Gewissensbissen gepeinigt, weil er sie in der Jugend geliebt. Ja, die Zahl ihrer Gegner stieg in dem Grade, in dem die deutschen Benediktinerklöster nach den Gewohnheiten der Mönche von Cluny reformiert wurden, denen die klassischen Studien ein Greuel erschienen. In den von Abt Wilhelm von Hirsau verfaßten constitutiones werden die von Heiden verfaßten Bücher insgesamt den Hunden verglichen. Und nicht etwa bloß der klassischen Poesie — der Dichtung überhaupt feindlich gegenüber standen die von Hirsau gegründeten oder von ihm abhängigen Klöster, in denen sich die Mönche im gegenseitigen Verkehr, selbst um einander das Unerläßlichste mitzuteilen, nicht der Rede bedienen durften, sondern eine äußerst schwierige Zeichensprache gebrauchen mußten. Den Zisterziensern, die aus dem cluniazensischen Benediktinertum hervorgegangen waren, ist es sogar ausdrücklich verboten worden, sich mit der Dichtkunst zu beschäftigen. Weltliche Studien galten den Oberen der Hirsauer Klöster als Ruin des beschaulichen Lebens. Keiner war daher auf wissenschaftliche Ausbildung der Mitglieder des Ordens bedacht. Sie sollten Asketen werden. Im Gegensatz zu den Hirsauer Mönchen waren die Zisterzienser Missionäre, Kolonisatoren, Baumeister, Musterwirte, Bauern im Mönchsgewande. Der Hände harte Arbeit sei der beste Schutz gegen Sittenverderbnis, meinte ihr Stifter. Pflege der Wissenschaft und des Unterrichtes lag ihnen im allgemeinen ebenso ferne wie den Hirsauern. Ohne spezielle Erlaubnis des Generalkapitels durften selbst ihre Äbte kein Buch schreiben. Unter Konrad II. war die ganze Wissenschaft und der ganze Unterricht ausschließlicher wie jemals auf die geistlichen Kreise beschränkt worden, während der Regierung Heinrichs IV. schwand der wissenschaftliche Sinn auch beim Klerus. Die genußsüchtigen Kanoniker kümmerten sich im allgemeinen um die profanen Wissenschaften nicht viel mehr als die asketischen oder verbauerten Mönche.

Selbst die theologischen Disziplinen wurden während der schweren Kämpfe, unter denen die Kirche nicht minder litt als der Staat, nicht mehr gepflegt. „Wenn ich einen Blick auf die Studien der Vorfahren werfe," schrieb bald nach dem Tode Heinrichs III. Willeram, Abt von Ebersberg, „so muß ich den jetzigen erbärmlichen Zustand bejammern. Alles wissenschaftliche Studium ist fast erloschen, und es herrscht nur Habsucht, Neid und Streit. Ist etwa einer während seiner Schulzeit in die grammatikalischen und dialektischen Studien eingeführt worden, so hält er das für hinreichend und kümmert sich nicht im entferntesten mehr um die göttliche Wissenschaft, obwohl es den Christen nur aus dem Grunde erlaubt ist, die Bücher der Heiden zu lesen, damit sie aus ihnen zu unterscheiden vermögen, wie weit das Licht von der Finsternis und die Wahrheit vom Irrtume abstehen. Andre aber, wenn sie der theologischen Lehren mächtig sind, spotten über die, die beim Vortragen der Lesestücke und Kantiken Fehler machen, ohne ihrer Unwissenheit durch Unterweisung oder Verbesserung der Bücher irgendwie zu Hilfe zu kommen." Wiederum also, wie in der Zeit Karls des Großen, waren die Bücher, aus denen vorgelesen wurde, durch Schreibfehler verunstaltet, wiederum verstanden die Geistlichen manchmal nicht mehr, was sie lasen oder sangen.

Gerade aber in der Zeit, in der die der Poesie und Wissenschaft abgeneigten Zisterzienser nach Deutschland kamen, erwachten Poesie und Wissenschaft zu neuem Leben. Der Aufschwung hing aber nicht mit dem staatlichen Leben zusammen, das geistigen Interessen nicht günstiger geworden war. Er stand mit den kirchlichen Verhältnissen in Verbindung. Bereits innerhalb des Zisterzienserordens hatte sich ein besonderer Dienst der Himmelskönigin ausgebildet. Sie, die Patronin des gesamten Mönchtums, trat zum ersten Male in den Mittelpunkt der Heiligen-Verehrung. Der Marien-Kultus steigerte sich noch bei den von Norbert, dem nachmaligen Erzbischof von Magdeburg, ins Leben gerufenen Praemonstratensern, den sogenannten weißen Kanonikern, wie man sie im Gegensatze zu den schwarzen und grauen Mönchen, den Benediktinern und Zisterziensern, nannte. Der Marien-Kultus gebar die lateinische Marien-Dichtung, an die sich bald andre lateinische Gedichte anschlossen. Und nicht bloß mit der Dichtkunst beschäftigten sich die Jünger des heiligen Norbert. Ausdrücklich wurde ihnen gestattet, sich mit den Wissenschaften, selbst mit den weltlichen, zu beschäftigen. Redlich waren sie bemüht, alle, die in ihre Häuser eintraten, wissenschaftlich auszubilden. Die im Jahre 1135 im Irenäusstifte zu Marbach im Elsaß verfaßten Statuten, die während des 12. Jahrhunderts in den meisten deutschen Dom- und Kollegiatstiften galten, verlangen, daß die Kleriker unterrichtet werden. Und nicht lange darnach wurde allen Stiften zur Pflicht gemacht, einen Lehrer der klassischen Studien zu bestellen. Fände sich in ihrer Mitte keine geeignete Persönlichkeit, solle ein andrer Weltgeistlicher berufen werden. Einzelne Bischöfe und Pröbste ließen sich jetzt die Pflege der Schulen ganz besonders angelegen sein. Aber der Unterricht hatte kein andres Ziel, als gründliche Kenntnis der lateinischen Sprache zu vermitteln. Es handelte sich jetzt wie früher nur um Vorbereitung für die theologische Wissenschaft, um pro-

pädeutische Ausbildung der Kleriker. Weder ästhetischer noch geistiger Nutzen wurde aus dem Studium der klassischen Autoren gezogen, die man wie früher nur las, um Beispiele für die Grammatik zu suchen.

Erst dann begann man die Werke der antiken Schriftsteller ihres Inhaltes wegen zu lesen, erst dann haben diese auf die Gesamtbildung des deutschen Volkes einzuwirken begonnen, als das römische Altertum in Italien nach langem Schlafe zu neuem Leben erwachte und eine neue Bildung siegesgewiß den Kampf gegen die alte aufnahm. Der süße Klang der Vergilischen Verse und Ciceronischen Reden führte den für alles Schöne begeisterten Francesco Petrarca zum Studium der Schöpfungen des römischen Altertums, in denen sich ihm eine neue Welt voll Schönheit und Weisheit erschloß. Mit Schmerz sah er, daß ein großer Teil derselben in Staub und Moder liege und dem Untergange anheimfallen müsse, wenn man nicht rette, was noch zu retten sei. Mit Eifer beteiligte er sich an dieser Rettung. Bei seinen Büchern suchte und fand er Trost für manches, das er vergeblich erstrebt oder als Täuschung erkannt hatte. Denn nicht um die Worte der römischen Autoren, auf die man bis dahin allein geachtet hatte, handelte es sich ihm, sondern im Gegensatz zur früheren Zeit und zur Gegenwart um den Inhalt ihrer Werke. Die römische Welt sollte neu belebt werden, das Geistesleben der Alten, ihre Lebensanschauung sollten die Gegenwart durchdringen. Gegen alles, was ihr widersprach oder wenigstens ihre Verbreitung hinderte, gegen die gesamte frühere Wissenschaft und ihre Methode, gegen den bisherigen Unterricht wurde ein erbitterter Kampf eröffnet, in welchem der vorher mangelnde kritische Sinn geboren wurde und erstarkte, der Autoritätsglaube zusammenbrach und die Individualität zur Geltung kam. Der wahre Gelehrte war für Petrarca der nach Wahrheit ringende Mensch, die Wissenschaft war ihm eine Dienerin der Tugend.

Diese Gedanken wurden zuerst in Florenz, das rasch zum Sitze des Humanismus emporwuchs, von Petrarcas Schülern erfaßt und verbreitet. Es wurden Lehrstühle errichtet, die bestimmt waren, das Altertum aufzuklären und die beiden klassischen Sprachen zu lehren. Allmählich drang die neue Richtung auch nach Deutschland, wo sie unter andern Verhältnissen als in Italien, begünstigt durch äußere Umstände, am Ausgange des Mittelalters selbständig zu einer Italien fast überragenden Höhe gelangte. Auch hier wurden zur Erlernung der lateinischen Sprache von den Kloster- und Bischofsschulen unabhängige Lehranstalten gegründet, in denen aber noch geraume Zeit die überkommenen Lehrbücher, namentlich das an Stelle der Grammatiken des Donatus und Priscianus getretene Doctrinale Alexandri verwendet wurden. Erst langsam erschienen neben Wörterbüchern neue Schulgrammatiken, die wohl alle nur noch geschichtlichen Wert haben, die aber die Grundlage bildeten, auf der erfolgreich weiter gearbeitet wurde. Auch die alte Unterrichtsmethode wurde in diesen Lateinschulen anfänglich beibehalten. Langsam entstanden aber neue Lehrpläne, die raschere Erfolge erhoffen ließen. Endlich hat man, wodurch der ganze Unterricht vom Grund aus umgestaltet wurde, die deutsche Sprache als Unterrichtssprache eingeführt und so verwirklicht, was

schon fünf Jahrhunderte vorher Notker geplant hatte. Bald wurden auch an den Universitäten, die durch die Humanisten eine ganz andre Einrichtung erhielten, deutsche Vorlesungen gehalten.

Durch gründliche Kenntnis der lateinischen Sprache glaubte man sich im Zeitalter des Humanismus als gebildet erweisen zu können. Daher das fortgesetzte Bemühen, den Schülern die Kenntnis der lateinischen Sprache beizubringen. Sie sollten derselben so mächtig werden, daß sie sich ihrer, wenn sie die Schule verließen, mündlich und schriftlich wie einer zweiten Muttersprache bedienen konnten. Es sollten nur Worte, nur Redensarten gebraucht werden, die sich bei einem Schriftsteller des goldenen oder höchstens silbernen Zeitalters fänden. Ja, vielen galt allein Cicero als Ideal eines Latinisten. Man verzichtete vollständig auf Fortbildung der lateinischen Sprache, worin, was diesen Standpunkt begreifen läßt, die frühere Zeit allerdings nur selten das richtige Maß zu halten verstand, und worin sie nur zu oft gegen alle Regeln der Wortbildung fehlte. Daß die lateinische Sprache dadurch zu einer toten Nachahmung wurde, ist allmählich einigen hervorragenden Vertretern der neuen Richtung freilich nicht entgangen. Aber selbst in blinder Vergötterung der klassischen Autoren befangen, ließen sie es bei der Klage bewenden, daß das Lateinische trotz des Gebrauches aus antiken Schriftstellern entnommener Worte entartet sei. Den Verfall aufzuhalten oder ihm wenigstens entgegen zu arbeiten, kam ihnen nicht in den Sinn, und es dauerte noch geraume Zeit, bis diese von den Humanisten selbst beklagte Richtung völlig überwunden war. Sie ist eigentlich erst dann erstorben, als zugleich mit dem Vordringen der deutschen Sprache in der Schule und in der Wissenschaft die Aufnahme von Elementen der Kultur der eigenen Zeit in das Bildungsprogramm immer dringender verlangt wurde, und so das bis dahin geltende Ziel des Schulunterrichtes nicht mehr aufrecht erhalten werden konnte. Neue, den veränderten Verhältnissen angepaßte Ziele mußten ihm gesteckt werden. Das Ziel des Humanismus selbst, das seinen Begründern vorschwebte, das klassische Altertum wieder neu zu beleben, hatte sich schon längst als unerreichbar erwiesen.

Scheck, Postscheck und Postkartenscheck.

Von

Hermann Kranichfeld, Konsistorialpräsident a. D.

Der erste Scheck, den ich zu Gesicht bekam, war ein kleiner Zettel, kaum größer als mein Handteller. Er war mir in einem einfachen Briefe aus London zugeschickt worden und lautete:

N $\frac{\text{Fr}}{2761}$ London, den 3. Febr. 1874

London & County Bank

21 Lombardstreet

Belieben zu zahlen an Herrn H . . . K . . . in Saarbrücken oder Inhaber fünf Pfund

£ 5 W . . L . .

Da sich in Saarbrücken ein größeres Bankhaus befindet, konnte ich ihn durch dasselbe einlösen lassen. Doch würde ich es damals bequemer gefunden haben, wenn mir der betreffende Herr die 5 £ mit gewöhnlicher Postanweisung übermittelt hätte, statt sie auf das Londoner Bankhaus anzuweisen. Das ist nun dreißig Jahre her. Der Scheck hat seitdem auch bei uns den Großhandel und die Großindustrie erobert. Im gewöhnlichen Verkehr ist es aber beim alten geblieben. Nicht nur Privatleute, auch kleinere Geschäfte nehmen ihn noch immer ungern in Zahlung. Die meisten wissen überhaupt nicht, was sie mit ihm anfangen sollen. Es läßt sich das verstehen. Ein Scheck, den man nur gelegentlich erhält, gleicht einem Rädchen, das aus einem Uhrwerk herausgenommen ist. Es funktioniert nicht. So gewährt auch der Scheckverkehr nur da, wo er als wohlgeordnete Einrichtung besteht, wo, wie bei einem Mechanismus, ein Teil in den andern greift, wirkliche Vorteile. Eine alle Schichten der Bevölkerung umfassende Organisation desselben finden wir aber nur in England und in den Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Man kann fragen, warum sie bei uns noch fehlt; würde sie doch einen großen volkswirtschaftlichen Fortschritt bedeuten. Die Kompliziertheit der Einrichtung kann die Ursache nicht sein. Sowohl der ihr zugrunde liegende Gedanke wie die Einrichtung selbst sind, soweit die Mitwirkung des großen Publikums in Betracht kommt, außerordentlich einfach. Es handelt sich bei ihr um nichts als um eine leicht zu verstehende Arbeitsteilung. Beim Scheckverkehr besorgt der einzelne seine Kassengeschäfte nicht mehr selbst, sondern läßt sie von seinem Bankier führen. Dabei übergibt er diesem seine Kasse, d. h. er deponiert bei ihm eine Summe, die etwa dem Kassenbestand entspricht, den er selbst halten müßte, um seinen Verpflichtungen nachkommen zu können, und sorgt dafür, daß diese Summe im Verhältnis zu den vom Bankier zu leistenden Zahlungen immer wieder ergänzt wird. Letzteres geschieht, indem er seine laufenden Einnahmen regelmäßig an den Bankier abführt. Je nach dem Umfang der Geschäfte ist dieses Depositum oder „Guthaben" größer oder kleiner. In der Regel wird noch ein Minimum (Stammeinlage) festgesetzt, unter das es überhaupt nicht sinken darf. — Der Bankier ist nun bei dem Scheckverkehr nicht der Vermögensverwalter, sondern nur der Kassierer seines Klienten. Er macht daher Zahlungen nur dann, wenn er einen schriftlichen Auftrag desselben in der Hand hat. Eine solche auf Sicht zahlbare Anweisung an den Bankier ist der Scheck. Da der Bankier in der Lage sein muß, sofort zu beurteilen, ob die ihm präsentierte Anweisung auch wirklich von seinem Klienten ausgestellt ist, erhält dieser das Scheckbuch: ein Heft mit numerierten Scheckformularen, die er in der Regel für die Zahlungsanweisungen zu benutzen hat. Außerdem hinterlegt er seine Unterschrift beim Bankier.

Damit sind die äußeren Bedingungen für die Teilnahme am Scheckverkehr erfüllt. Sie sind tatsächlich so einfach, daß sie von jedem ohne Schwierigkeit verstanden werden können. Dasselbe gilt von den Manipulationen beim Verkehr selbst. Kleinere Beträge zahlt man wohl noch bar. Das Scheckbuch ersetzt nicht das Portemonnaie, sondern die Kasse. Dagegen wendet man bei größeren Forderungen den Scheck an. So oft solche zu begleichen sind, greift man zu seinem Scheckbuch, füllt ein Formular desselben in entsprechender Weise aus — ein Beispiel gibt der oben mitgeteilte Scheck von W.. L.. — und übermittelt dem betreffenden Gläubiger anstatt der Zahlung bezw. als Zahlung diese Anweisung. Da, wo der Scheckverkehr durch Gesetz geregelt ist, ist sie von diesem in bestimmter Frist bei dem Bankier zu präsentieren und wird dann ohne weiteres beglichen. Es wäre ganz unmöglich, bei dem gewaltigen Scheckverkehr der großen Banken in England und den Vereinigten Staaten die Berechtigung aller derer einzeln zu prüfen, die Schecks präsentieren. Die Bankiers sind dazu auch im allgemeinen weder verpflichtet noch berechtigt. Dessenungeachtet ist in England durch eine sinnreiche, allerdings speziell den englischen Verhältnissen angepaßte Einrichtung denen, die etwa unbefugterweise einen verloren gegangenen oder gestohlenen Scheck einlösen wollten, der Weg verlegt. Der Engländer stellt nämlich in der Regel den Scheck als „crossed check" aus. Er zieht quer über denselben zwei Linien und schreibt

zwischen dieselben das Zeichen „& Co.“: das heißt dann: der Scheck darf nicht vom Empfänger selbst, sondern nur durch Vermittlung eines Bankiers eingelöst werden. Für den berechtigten Empfänger liegt darin keine Erschwernis des Verkehrs, da jeder, der Schecks erhält, dort auch selbst einen Bankier zu haben pflegt. Von einer ihm unbekannten Person wird der Bankier aber den Auftrag nur annehmen, wenn sie sich zu legitimieren weiß. So funktioniert in den Musterländern des Scheckverkehrs der Mechanismus leicht und mit vollkommener Sicherheit. Es kann kein Zweifel sein, daß der kleine Geschäftsmann und Handwerker sich auch bei uns, wenn er einmal eingeführt wäre, bald in seine Praxis einleben würde.

Ebenso sind die wirtschaftlichen Voraussetzungen für den Scheckverkehr bei uns gegeben. Gesund muß ja der wirtschaftliche Organismus sein, wenn der Scheckverkehr die Geldzirkulation ersetzen soll. Wir haben es bei ihm nicht, wie beim Wechselverkehr, mit einer Krediteinrichtung zu tun. Der Bankier honoriert den Scheck nur, soweit die Kasse bezw. das Konto seines Klienten reicht, er gewährt also im Scheckverkehr keinen Kredit. Ebensowenig tut dies der Empfänger des Schecks. Dieser ist sogar — wie wir sahen — verpflichtet, denselben in kürzester Frist beim Bankhaus zur Einlösung zu präsentieren. So vertritt der Scheck die Stelle der Barzahlung und kann nur da heimisch werden, wo diese üblich ist. In einem kapitalarmen Land ist er so wenig am Platz wie der englische Sport bei einer blutarmen, bleichsüchtigen Frau. Man muß etwas in seiner Kasse haben, wenn man sie von einem Bankier verwalten lassen will. An den ungünstigen wirtschaftlichen Verhältnissen Deutschlands lag es daher jedenfalls, wenn man hier in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, als das englische Scheckwesen sich entwickelte, noch nicht an seine Einführung denken konnte. Anders ist es heute. Ein wirtschaftliches Hindernis besteht nach dem Zuwachs an Nationalvermögen, den uns die letzten dreißig Jahre gebracht haben, für uns nicht mehr. Wenn das große Publikum dessenungeachtet noch an den alten Formen des Zahlungsverkehrs festhält, so ist das wohl in erster Linie der Macht der Gewohnheit zuzuschreiben. Dazu kommt aber die mangelnde Einsicht in die wirtschaftliche Bedeutung des Scheckwesens, und wir werden die erstere nur überwinden, wenn die letztere sich bessert. Die Handelskammer in Frankfurt a. M. hat daher mit ihrem Beschluß, durch Vorträge und Schriften nach dieser Richtung aufklärend zu wirken, zweifellos den Hebel an einer richtigen Stelle eingesetzt.

Von den Vorteilen, die der Scheckverkehr gewährt, kommen zunächst die in Betracht, die dem einzelnen Teilnehmer zufallen. Sie bestehen darin, daß derselbe aller der Mühen und Gefahren, welche die Aufbewahrung größerer Summen im Hause mit sich bringt, überhoben ist. Er hat nichts mehr mit der Auszahlung und Übermittelung von größeren Geldbeträgen zu tun, braucht seine Wechsel, Coupons usw. nicht selbst einzuziehen, erspart sich bei einem umfangreicheren Betriebe den Kassierer, ohne doch eigentlich dafür eine Entschädigung gewähren zu müssen. Denn der Bankier begnügt sich mit den Zinsen des Depositums, das — abgesehen vielleicht von der unangreifbaren Stammeinlage — doch in der Kasse des Klienten zinslos gelegen haben würde. Nicht zu unterschätzen ist

übrigens noch für den Geschäftsmann das wirtschaftliche Prestige, das die Berufung auf den Bankier gewähren kann. Überall da, wo es sich um Anknüpfungen neuer geschäftlicher Beziehungen handelt, spielt sie in England eine nicht unbedeutende Rolle. Dort galt dies früher sogar für den Privatmann. Wer auf Respektabilität Anspruch machen wollte, mußte ein Scheckkonto besitzen; und Seyd erzählt, daß es um die Mitte des vorigen Jahrhunderts sogar einem, der in London in nobler Gegend einige möblierte Zimmer mieten wollte, passieren konnte, von seiner Wirtin nach „seinem Bankier" gefragt zu werden.

Wichtiger als die privatwirtschaftlichen sind die volkswirtschaftlichen Vorteile. Sie bestehen nicht nur in der Summe der ersteren. Natürlich erhöhen die Vorteile, welche die einzelnen Teilnehmer am Scheckverkehr durch die Vereinfachung und Verbilligung des Zahlungsmodus haben, auch die Konkurrenzfähigkeit des ganzen Wirtschaftsgebietes. Doch leistet der Scheckverkehr für letzteres noch mehr. Er übt zunächst einen sehr bedeutungsvollen moralischen Einfluß auf das ganze Geschäftsleben aus. Denn der Bankier, der als Kassierer einen genauen Einblick in die Geschäftsgebarung seines Klienten erhält und nach ihr seine Kreditfähigkeit beurteilt, wird für diesen zum wirtschaftlichen Gewissen. So ist der Scheckverkehr nicht nur ein Symptom gesunden wirtschaftlichen Lebens, sondern zugleich ein Förderungsmittel desselben. Die stillschweigende Kontrolle, die der Bankier ausübt, hat sicher nicht wenig mit dazu beigetragen, dem englischen Geschäftsleben seinen soliden Charakter aufzuprägen und zu erhalten.

Vor allem schafft der Scheckverkehr aber neue wirtschaftliche Werte. Er gleicht einem Zauberstab, der Ströme von Gold dem Boden entlockt und sie dahin führt, wo sie wirklich Segen bringen können. Dieses Gold war ja schon vorhanden; es ist dasselbe, das vorher in den Kassen der einzelnen Privatpersonen und Behörden ruhte. Aber während es früher nur als Umlaufsmittel diente und damit andern, produktiven Zwecken entzogen war, wird es jetzt für diese frei. Diese Entbindung und Flüssigmachung ungeheurer Kapitalien ist der wichtigste Dienst, den der Scheckverkehr der Volkswirtschaft leistet; und nicht ohne Grund sieht man in ihm einen Faktor, der zu dem wirtschaftlichen Aufschwung Englands und der Vereinigten Staaten von Nordamerika wesentlich mit beigetragen hat. Etwas verschieden davon ist die Bedeutung, die der Scheck dadurch gewinnt, daß er die Zahlmittel vermehrt. Sie tritt besonders in Zeiten der Hochkonjunktur hervor. Zweifellos würde z. B. die jetzige Geldkrisis in dem ganzen Gebiet der Weltwirtschaft nicht so scharf sein, wenn nicht ein so bedeutendes Wirtschaftsgebiet wie Deutschland unverhältnismäßig viel bares Geld absorbierte.

Wie durch den Scheck die baren Umlaufsmittel ersetzt werden, läßt sich am einfachsten an einem Beispiel zeigen. Hat etwa in einer englischen Stadt der Mieter A. am Ersten des Quartals an seinen Hauswirt B. die Miete von 100 £ abzuführen, dieser wieder an den Architekten C. für Hausreparaturen 50 £, der Architekt für Lieferungen an den Holzhändler D. 200 £, so gibt drüben jeder dem andern einen Scheck über die betreffende Summe. Setzen

wir den Fall, daß A. B. C. D. Klienten desselben Bankiers sind, so laufen am Abend sämtliche Schecks bei diesem ein. Der Bankier müßte nun eigentlich, wenn er getrennte Kassen für seine Klienten führte, als deren Kassierer 100 £ aus der Kasse von A. nehmen und in die Kasse von B. legen, ebenso 50 £ aus der Kasse von B. in die Kasse von C. usw. Doch wäre das ein leeres Spiel. Denn für den Ausgleich der Forderungen genügt es, wenn er die Beträge von dem Konto des einen ab- und dem Konto des andern zuschreibt. Das Geld ist als Zahlmittel nicht mehr nötig. Der Bankier läßt es daher auch gar nicht in seinem Kassenschrank, wo es so nutzlos sein würde wie die Taler im Strumpf des Geizhalses, liegen. Zum Teil kauft er dafür sichere Papiere, zum Teil leiht er es für kaufmännische, industrielle und landwirtschaftliche Unternehmungen aus, kurz er verwendet es zu produktiven Zwecken. So ist für Unternehmungen, die Zukunft haben, in England und Amerika in der Regel Geld vorhanden. „Will z. B. in Yorkshire ein intelligenter und sonst solider Werkführer, der einige 100 £ zusammengespart hat, ein selbständiges Geschäft, etwa als Weber, anfangen, so kann er durch einen Bankier zu dem Unternehmen Hilfe bekommen, Webstühle auf zwei Jahre Kredit anschaffen, Fabrikraum und Dampfkraft mieten und Garne sowie andres Zubehör gegen Accepte auf Zinsen kaufen. Der Bankier hat unter den dortigen Verhältnissen den Vorteil, daß er seinen Kunden und dessen Lebensweise genau kennt und weiß, wie weit er mit ihm gehen darf" (Seyd). Einen Teil des Geldes muß der Bankier natürlich zurückbehalten, um die Schecks einlösen zu können, bei denen noch Barzahlung verlangt wird. Doch sind dies relativ kleine Summen. Bei den englischen Banken beträgt die „Kasse" zusammen mit dem Guthaben bei der Bank von England („cash in hand and at Bank of England") durchschnittlich 15 % der Depositen. An barem Geld allein soll sogar nur etwa 6 % der letzteren vorhanden sein. In den Vereinigten Staaten ist für die Nationalbanken eine Barreserve in Gold und Banknoten von 25 % bei den Haupt-(Reserve-)Banken der großen Städte; von 15 % bei den andren Banken vorgeschrieben. Auch hier belief sich aber der Goldvorrat (ohne die Noten) 1905 nur auf 16³/₅ % bezw. auf 7,9 %. Es ergibt sich daraus, mit wie geringen baren Umlaufsmitteln der englische und amerikanische Handel auskommt.

Die Barreserven würden allerdings viel größer sein müssen, wenn das Scheckſystem nicht noch eine Vervollkommnung und Ergänzung erfahren hätte. Sie besteht in der Einrichtung des Clearing. Um ein klares Bild von der ganzen Bedeutung des Scheckverkehrs zu gewinnen, muß man dieselbe kennen. Das große Publikum hat mit ihr zwar direkt nichts zu tun, da es sich bei ihr nur um eine Abrechnung zwischen den Banken handelt, sie ist es aber doch, die erst den größten Teil des Geldes frei macht. Die Abrechnung zwischen den Banken ist darum nötig, weil der Ausgleich der Scheckforderungen in der Regel nicht so einfach wie in dem von uns angenommenen Falle vor sich geht. Wir setzten oben voraus, daß die Aussteller der Schecks sämtlich Klienten eines und desselben Bankiers seien. Das wird aber um so seltner zutreffen, je größer die Stadt und je zahlreicher die Bankiers derselben sind. Hätte nun

z. B. der Architekt C. noch 300 £ an einen Ziegeleibesitzer E. und 1000 £ an einen Eisenhändler F. zu zahlen, die Klienten andrer Bankiers wären, so wäre hier der Ausgleich der Scheckforderung durch einfaches Abschreiben vom Konto des C. nicht mehr möglich; denn die Bankiers des E. bezw. F. haben in dem Falle kein Konto für den C. Sie müßten daher, wenn es an einer weiteren Organisation fehlte, die betreffenden Summen bei dem Bankier des C. einkassieren lassen. In der City Londons gibt es aber ca. 30 große Bankhäuser für die eigentliche Geschäftswelt. Von den Schecks, welche die Klienten eines Hauses, etwa des Bankhauses Glyn, Mills & Co., ausstellen, wird daher der Wahrscheinlichkeit nach täglich nur der allerkleinste Teil ($^1/_{30}$) wieder in die Hände von Klienten der Herren Glyn, Mills & Co. gelangen und in dem Kontor des letzteren direkt ausgeglichen werden können. Die andern werden Klienten andrer Banken in Zahlung gegeben. Und da jeder, der einen Bankier zu seinem Kassierer gemacht hat, täglich alle Eingänge an diesen abliefert, würden dann am Schluß der Geschäftszeit die Kassenboten der betreffenden Banken, also etwa der Herren Robarts, Lubbock & Co., der London & Westminster Bank usw. im Kontor der Herren Glyn, Mills & Co. erscheinen, um alle auf diese gezogenen Schecks zu präsentieren und das Geld für ihre Banken bezw. deren Klienten abzuholen. Es handelt sich dabei bei den größeren Banken täglich um viele Millionen Mark. Bei den Herren Glyn, Mills & Co. gehen selbstverständlich entsprechend viele Schecks auf die andern Banken ein, die auch sie, d. h. die Herren Glyn, Mills & Co., wieder durch ihre Kassenboten einkassieren lassen müßten. So würden trotz des Scheckverkehrs immer noch gewaltige Massen baren Geldes hin und her transportiert werden. Eine Vereinfachung ergibt sich hier von selbst: daß nämlich eine Bank ihre Forderung gegen die der andern aufrechnet. Sind bei Glyn, Mills & Co. an einem Tage Schecks im Betrage von 528802 4.2 £ auf das Bankhaus Robarts, Lubbock & Co. eingegangen, während diese solche im Betrag von 414301 2.1 £ auf Glyn, Mills & Co. erhalten haben, so haben die Herren Robarts, Lubbock & Co. nach der Abrechnung nur noch die Differenz im Betrag von 114501 2.1 £ herauszuzahlen. Eine solche Abrechnung ist es, die im Clearinghause erfolgt. — Das Clearinghaus in London, ein schlichtes Haus, zwischen Lombardstreet und King-Williamstreet gelegen, dem man es von außen nicht ansieht, daß in ihm die Fäden des ganzen Londoner Geschäftslebens zusammenlaufen, enthält einen großen Parterresaal, in dem an den Wänden 29[1]) Schreibpulte stehen, jedes mit dem Namen einer der 29 Banken, die hier abrechnen, bezeichnet. Hier treten die Abrechnungsclerks der betreffenden Banken täglich vormittags und nachmittags zusammen. Sie bringen die bei ihnen eingegangenen, auf die andern Banken gezogenen Schecks mit und übergeben sie mit einer Liste den betreffenden Vertretern derselben. Es verteilt also jeder Abrechnungsclerk 28 Bündel mit Schecks an die Vertreter der andern Banken und erhält von diesen wieder 28 Bündel mit solchen, die auf seine Bank gezogen sind. Nach einer vor-

[1]) So war es wenigstens 1897. Die Ziffer hat sich seitdem wahrscheinlich geändert, doch soll sie, da sie an sich keine Bedeutung hat, im folgenden beibehalten werden.

läufigen Feststellung kehrt der Clerk mit letzteren in sein Kontor zurück, da die Schecks hier erst nach den Kontis der Aussteller kontrolliert und auf ihre Richtigkeit geprüft werden müssen. Die falschen oder ungenügend gedeckten werden dabei zurückgewiesen und gehen an den Aussteller zurück. Die definitive Abrechnung erfolgt dann bei der zweiten Zusammenkunft am Nachmittag. Es ergeben sich bei ihr für jede Bank 28 Saldis. Auf der Hand liegt nun aber, daß man auch damit zu einer völligen Ausschaltung der Barzahlung nicht kommen konnte. Hat sich beispielsweise an einem Tage das Ergebnis für die Herren Glyn, Mills & Co. so gestellt, daß sie an 13 Banken zu zahlen, dagegen von 15 Banken Zahlung zu erhalten haben, und beträgt die Forderung der Kreditoren im ganzen 756724 4.3 £, die Schuld der Debitoren im ganzen 878756 6.6 £, dann gab es hier zunächst wieder kein andres Mittel, diese Differenz auszugleichen, als das der Barzahlung. Es mußten also die 13 Banken ihre Saldis bei den Herren Glyn, Mills & Co. einkassieren lassen, während diese das gleiche in betreff ihrer Saldis bei den 15 andern Banken taten. Die Barzahlung war so wohl reduziert, aber sie blieb doch immer noch recht beträchtlich. Mit diesem Ausgleich begnügt man sich jedoch nicht. Man wollte eine Kompensation, bei der auch nicht ein Penny an barem Geld bewegt zu werden brauchte; und es ist tatsächlich gelungen, dies Ziel zu erreichen. Die Idee, die diesem vollkommenen Kompensationsverfahren zugrunde liegt, ist ebenso einfach wie genial. Wenn die Herren Glyn, Mills & Co. auf Grund der gegenseitigen Abrechnung mit den andern Banken in dem beispielsweise angeführten Falle an 13 Banken 756724 4.3 £ ausgezahlt und von den andern 15 Banken 878756 £ erhalten hatten, so ergab sich für sie als Endresultat dieser Transaktionen ein Plus von 122032 2.3 £. Auf dieses Plus konnte es ihnen allein ankommen. Es mußte ihrer Kasse wieder zugeführt werden; denn die Schlußrechnung bedeutete ja nichts andres, als daß an dem betreffenden Tage die Herren Glyn, Mills & Co. für die bei ihnen eingegangenen Schecks von Klienten der andern Banken 122032 2.3 £ mehr ausgelegt hatten als diese für Schecks von Klienten der Herren Glyn, Mills & Co. Diese 122032 2.3 £ waren daher wieder zu ersetzen. Aber wie der Ersatz erfolgt, ist gleichgültig. Von einer bestimmten Bank konnten sie den Betrag natürlich nicht einziehen, da es sich um das Resultat der Schlußrechnung mit allen andern Banken handelt. Würden aber alle die Banken, bei denen die Schlußrechnung an dem betreffenden Tage ein Minus aufwies, dieses Minus in eine gemeinschaftliche Kasse eingezahlt und sich die Herren Glyn, Mills & Co. aus dieser Kasse ihre 122032 2.3 £ herausgenommen haben, und hätten alle andern Banken, bei denen sich ein Plus ergab, das gleiche getan, so würde jene Kasse gerade ausgereicht haben, um die Forderung auch des letzten zu befriedigen. Eine kurze Überlegung zeigt nämlich, daß die Gesamtsumme der Plus und die Gesamtsumme der Minus sich an jedem Tage bis auf den Pfennig decken müssen. Darauf beruht die heutige Kompensation des Clearing. Tatsächlich zahlen die schuldenden Banken den Betrag der Schlußrechnung nicht in eine gemeinschaftliche Kasse ein. Es hat vielmehr jedes Bankhaus ein Scheckkonto bei der Bank von England. Ihm wird bei

den Banken, die an einem Tage bei der Schlußrechnung ein Minus haben, der entsprechende Betrag abgeschrieben; bei den Banken, die ein Plus haben, dagegen der entsprechende Betrag zugeschrieben, und damit ist der vollständige Ausgleich hergestellt. Jede Bank hat durch einfaches Giro bei der Bank von England gezahlt, was sie schuldig war, bezw. erhalten, was sie zu fordern hatte. Das Gesamtkonto der 29 Banken bei der Bank von England bleibt dabei unverändert. Während die Abrechnung von Bank zu Bank nur durch die Clerks der Banken erfolgt, wird diese Schlußrechnung, bei der die Summe aller Lastschriften gleich der Summe aller Gutschriften sein muß, durch zwei Inspektoren kontrolliert. Durch sie werden auch die Transfertscheine ausgefertigt, durch die der Bank von England mitgeteilt wird, welche Beträge den Scheckkonten der einzelnen Bankhäuser täglich zu- bezw. abzuschreiben sind. In diesem Ausgleich haben wir die Krönung des Gebäudes vor uns. Er beruht gewissermaßen auf einem Schecksystem zweiter Potenz. Die ganze Einrichtung ist aber ein so glänzendes Zeugnis für das praktische Ingenium unsrer Vettern jenseits des Kanals, daß man es verstehen kann, wenn Männer wie Seyd mit Worten patriotischen Stolzes von ihm reden.

Ein wichtiger Anbau, den wir noch kurz erwähnen müssen, wurde dem Hauptgebäude etwas später angefügt. Anfangs waren am Londoner Clearing nur Londoner Banken beteiligt. Es stellte sich aber auch für die Banken in der Provinz das Bedürfnis einer Abrechnung heraus. Leute aus der Provinz schickten Schecks auf den Bankier ihres Wohnorts in Zahlung nach London; ebenso erhielten Geschäftsleute der Provinz Londoner Schecks. Um auch hier einen Ausgleich herzustellen, nehmen die Landbanken indirekt an der Abrechnung im Londoner Clearinghaus mit teil. Sie haben ein Scheckkonto bei einem Londoner Clearing-Bankhaus und schicken einerseits an dieses die bei ihnen eingegangenen, auf andre Banken gezogenen Schecks täglich ein, anderseits nimmt der Vertreter des betreffenden Bankhauses alle auf die Landbank ausgestellten Schecks entgegen und verrechnet sie auf sein Konto. Letzteres geschieht in der großen Pause zwischen dem Vormittags- und Nachmittags-Clearing. Bei diesem sogenannten Country-Clearing ist das Verfahren im ganzen das gleiche wie bei dem City-Clearing, doch kann die Entscheidung über die Honorierung der Schecks hier nicht an dem gleichen Tage erfolgen, da letztere erst den Landbanken zur Prüfung zugesandt werden müssen. Für die definitive Regelung ist darum in diesem Falle eine Frist von drei Tagen gelassen.

Die Bedeutung, die der Scheckverkehr in England gewonnen hat, läßt sich nach dem Umsatz des Londoner Clearinghauses wenigstens annähernd beurteilen. Er betrug hier 1906 254 Milliarden Mark. So enorm aber diese Ziffer ist, so ist doch der Gesamtumsatz, bei dem Schecks als Zahlmittel dienen, noch viel größer, da in dem Clearinghaus alle die Schecks nicht erscheinen, bei denen Aussteller und Empfänger Klienten derselben Bank sind — die also durch den sogenannten Giroverkehr ausgeglichen werden. Über sie fehlen in England statistische Nachweise. Es handelt sich aber dabei zweifellos um sehr hohe Beträge, da einzelne Aktienbanken in London die gleiche Anzahl von Filialen besitzen wie unsre Reichsbank. Dazu kommen

noch die Schecks der zum Teil sehr bedeutenden Londoner Banken, die nicht am Clearing teilnehmen, weil ihre Geschäftstätigkeit, wie z. B. bei Coutts & Co., dem Bankhaus der Aristokraten, nicht in den eigentlichen Handelsverkehr eingreift. Endlich gibt es in den englischen Provinzialstädten noch Abrechnungsstellen für den Scheckverkehr mit einem Umsatz von etwa 127 Milliarden Mark (1906).

Welchen Vorsprung eine Vereinfachung, wie sie das Scheck- und Clearing-System bietet, bei so gewaltigen Transaktionen dem englischen Geschäftsleben gewähren muß, läßt sich zwar im einzelnen nicht angeben, doch springt ohne weiteres in die Augen, daß er sehr bedeutend sein muß. Was wird nur an Arbeit, Porto, Transportkosten, Verlusten usw. erspart. Genauer kann man ermitteln, welche Kapitalien durch den Scheck- und Clearingverkehr in England frei werden. Der Londoner „Economist" bringt halbjährlich statistische Übersichten über die Scheckdepositen derjenigen Banken im Vereinigten Königreich, die regelmäßige Ausweise geben. Sie betrugen bei diesen am 20. Oktober 1906 866 Millionen £. Für sämtliche englische Scheckbanken kann man schätzungsweise Depositen im Betrag von 900 Millionen £ oder 18 Milliarden Mark annehmen. Schon bei einzelnen Banken, wie der London City & Midland Bank, der National Provincial Bank und der Lloyds Bank erreichen dieselben die Höhe von mehr als einer Milliarde.

Die Unverzinslichkeit hält von den Scheckbanken alle Kapitalien fern, die Anlage suchen. Was hier zusammenströmt, sind daher nur die, welche sonst Zahlungsdienst versehen und in den Kassen der einzelnen Geschäfts- und Privatleute liegen würden. Da die Banken selbst aber, wie wir sahen, mindestens 75 % bis 85 % anlegen und dem Erwerbsleben zuführen, wird das arbeitende Kapital allein in England durch das Schecksystem etwa um den doppelten Betrag der französischen Kriegsentschädigung vermehrt. So bedeutet dieses einen ähnlichen Fortschritt wie die Anwendung eines neuen billigeren Materials für die Werkzeuge, und es könnten daher dem Engländer und Amerikaner von diesem Gesichtspunkt aus unsre veralteten Zahlungsformen wohl in demselben Licht erscheinen wie den Menschen der ersten Eisenzeit die Bronzeerzeugnisse ihrer rückständig gebliebenen Zeitgenossen.

In den Vereinigten Staaten von Nordamerika hat das Schecksystem übrigens eine noch größere Bedeutung gewonnen als in England. Nach dem Bericht des Comptroller of the Currency für 1905 betrugen dort die privaten Depositen (individual deposits) in den National-, den Staaten- und Privatbanken 8,2 Milliarden Dollar oder 32,8 Milliarden Mark. Ebenso hat sich der Gebrauch des Schecks in den Vereinigten Staaten in den unteren Schichten der Bevölkerung fast noch mehr eingebürgert als in England. Präsident Garfield ließ 1871 Erhebungen über die üblichen Formen der Zahlmittel in den Vereinigten Staaten anstellen, die später öfters wiederholt wurden. Sie ergaben die fast absolute Herrschaft des Schecks. Wie wir sahen, führen die Geschäfte da, wo das Scheckystem herrscht, die täglichen Eingänge an den Bankier ab. Der Bankier ist daher in der Lage, zu beurteilen, welcher Zahlmittel sich das Publikum in den betreffenden Geschäften bedient hat. Die

Analyse dieser Eingänge wurde nun 1896 auf Veranlassung des Comptroller of the Currency an einem bestimmten Tage gleichzeitig in 5530 Banken ausgeführt. Es zeigte sich, daß als Zahlmittel verwandt worden waren 1% Bargeld, 6,3% Papiergeld, 92,6% Schecks. Wenn man die Depositen nach ihrer Herkunft aus den Geschäften des Kleinhandels, die besonders von Arbeitern benutzt werden, und aus denen der größeren Geschäfte schied, bestanden bei letzteren 0,7% der Eingänge in Bargeld, 4,0% in Papiergeld und 95,3% in Schecks; bei dem Kleinhandel gingen dagegen 5,6% in Bargeld, 26,7% in Papiergeld, aber immer noch 67,7% in Schecks ein. Letzterer Umstand erklärt sich zum Teil daraus, daß $^2/_3$ der Löhne in Schecks gezahlt werden. Doch haben viele der besseren Arbeiter auch selbst Scheckkonten. Die Anzahl der Deponenten bei sämtlichen National-, Staats- und Privatbanken betrug damals nicht weniger als 3366000. Während es bei uns reiche Privatleute gibt, die noch keinen Scheck in der Hand gehabt haben und große Detailgeschäfte noch Schecks zurückweisen, bedienen sich in England und noch mehr in Amerika die kleinsten Geschäfte und die Gewerbetreibenden bis herunter zu den Handwerkern und den besseren Arbeitern dieses Zahlmittels.

Gerade diese Kreise sind es, die in Deutschland noch gewonnen werden müssen. Denn der Vorwurf der Rückständigkeit in Betracht des Zahlungsverkehrs gilt — wie wir bereits erwähnten — in Deutschland durchaus nicht mehr allgemein. Wenn der scharfsichtige englische Volkswirt Seyd es Anfang der siebziger Jahre aussprach, daß das Scheckystem mit seiner „moltkeartig" feindurchdachten, schlagfertigen Organisation dem deutschen Geiste besonders konform sei und hier deshalb sicher einmal Eingang finden werde, so hat die Entwicklung unsres Geldverkehrs in den Geschäftskreisen der Börse, des Großhandels und der Großindustrie ihm vollständig recht gegeben. Das systematische, zielbewußte Vorgehen der Reichsbank hat hier in relativ kurzer Zeit Erfolge erzielt, die geradezu „ohne Beispiel sind in der Bankgeschichte" (Rauchberg).

Seit 1884 sind nach und nach an dreizehn Orten Deutschlands Abrechnungsstellen geschaffen worden, an deren Clearing jetzt 149 größere Banken (inklusive der beteiligten Reichsbankstellen) teilnehmen, wobei 1906 42 Milliarden zum Ausgleich gebracht wurden. Ganz besonders hat die Reichsbank auch den innern Scheckverkehr gepflegt, d. h. den Ausgleich der Forderungen zwischen den Klienten der Reichsbank durch Ab- und Zuschreiben auf ihren Scheckkonten (Giroverkehr, rote Schecks), und der Reichsbank sind alle großen Privatbanken (Deutsche Bank, Diskontogesellschaft usw.) gefolgt.

Was in Deutschland aber fehlt, ist die Beteiligung des großen Publikums am Scheckverkehr. Er ist hier auf jene kleinen, wenn auch kapitalmächtigen, Kreise beschränkt geblieben. Nur etwa in Hamburg, wo er so alt wie in England ist, hat er auch in die tieferen Schichten des Geschäftslebens eindringen können. Damit hängt es zusammen, daß bei uns die Gesamtbeträge der Scheckdepositen auch nicht entfernt die Höhe wie in England und in den Vereinigten Staaten erreichen. Der Unterschied ist geradezu verblüffend. Bei der Reichsbank beliefen sie sich 1906 durchschnittlich nur auf 277 Mill. Mark,

also auf nur etwa den vierten Teil der Scheckdepositen, die bei einzelnen Londoner Aktienbanken, wie z. B. der Lloydbank, gehalten werden.

Die Ursache dieser Erscheinung haben wir, wie gesagt, zweifellos vor allem in der Schwerfälligkeit, die sich nicht so leicht von alten Gewohnheiten freimachen kann, zu suchen; vielleicht auch in Vorurteilen, die uns noch aus der Zeit des beengten Horizontes in unserm Vaterlande anhängen. Verkennen läßt sich aber nicht, daß auch die Einrichtungen unsres Bankwesens den Erfordernissen eines allgemeinen Scheckverkehrs noch nicht in genügender Weise angepaßt sind. So Bewundernswertes die Reichsbank in der Organisation des Scheckverkehrs geleistet hat, so konnte sie doch nicht alle die natürlichen Bedingungen, die eine allmählich gewachsene Institution bietet, schaffen. In England ist das ganze Bankwesen auf ihn zugeschnitten. Man unterscheidet streng zwischen zwei Arten von Bankiers: den Lokalbankers und den Foreignbankers. Die ersteren, die auch die Bankers schlechtweg heißen, sind es, die den Scheckverkehr vermitteln, und zwar ist das ihre einzige Aufgabe. Sie haben nichts mit den großen Finanzoperationen, den Gründungen von Aktiengesellschaften, der Emission von Staatsanleihen, kurz mit den Börsenspekulationen, zu tun. Das ist die Sache der Foreignbankers. Der bekannteste Vertreter dieser ist das Welthaus N. M. Rothschild & Söhne. Zu ihnen gehörten auch die Baring Brothers. Das Operationsfeld des einen ist die Börse, das des andern das Clearinghaus. Die Tätigkeit beider ist so scharf geschieden, daß die Rothschilds, wie alle Foreignbankers, ihren Lokalbanker haben, der ihre Kasse führt. Diese Trennung ist aber für eine gesunde Entwicklung des Scheckverkehrs von größter Bedeutung, denn sie allein kann dem Lokalbanker das Vertrauen des Publikums verschaffen, das er besitzen muß, wenn es ihm nicht nur seine Gelder übergeben, sondern sie ihm auch in unruhiger Zeit überlassen soll. Wäre dies Vertrauen nicht vorhanden, hätte man zu fürchten, daß die Depositen bei einer Erschütterung des Geldmarktes zurückgezogen würden; dann wäre die Einführung des Scheecksystems ein zweifelhafter Fortschritt, da durch dasselbe die Verwirrung in Zeiten großer Geschäftskrisen ins ungemessene gesteigert werden müßte.

Es ist ferner unsern Banken noch nicht gelungen, dem großen Publikum beim Scheecksystem einen Vorteil zu bieten, dessen werbender Kraft sich der einzelne nicht entziehen kann. Ein solcher Vorteil braucht nicht groß zu sein, aber er muß jedermann in die Augen springen. In England und den Vereinigten Staaten von Nordamerika war es vor allem die Erleichterung, die der Scheck gegenüber der dortigen schwerfälligen Postanweisung beim interlokalen Zahlungsverkehr bot, die seine allgemeine Einführung begünstigte. Auch wir können trotz unsrer besseren postalischen Einrichtungen hier vielleicht einsetzen. Als ich Ende der siebziger Jahre zuerst die gewaltige Überlegenheit kennen lernte, die England und Amerika in der Organisation des Scheckwesens besitzen, und sich mir die Überzeugung aufdrängte, daß es auch für uns an der Zeit sei, unsre veralteten Formen des Geldverkehrs aufzugeben, richtete ich mein Augenmerk besonders auf diesen Punkt. Die öffentliche Meinung beschäftigte sich damals in Deutschland, Frankreich, England und Österreich

mit der Frage der Postsparkassen. Man hoffte in ihnen ein Mittel gefunden zu haben, den Sparsinn der kleinen Leute zu kräftigen. Eine Verbindung von Postsparkasse mit dem Scheckſystem schien mir nun ein Mittel zu sein, um nicht nur die Postsparkassen zu fördern, sondern auch das große Publikum mit dem Scheckwesen zu befreunden. Denn auf diesem Wege läßt sich offenbar eine Übermittlung großer und kleiner Geldbeträge von Ort zu Ort noch einfacher, billiger und bequemer als durch unsre Postanweisungen ausführen.

Anfang 1881 reichte ich den Entwurf einer Postscheckeinrichtung bei dem deutschen Reichspostamt ein. Die Grundzüge desselben waren fast die gleichen wie die des später in Österreich eingeführten Postscheckſystems. Ich ging von dem Gedanken aus, daß eine Einlage bei der Postsparkasse eventuell als ein Scheckkonto gelten könne. Sieht man sie so an, dann braucht der Inhaber derselben bei einer Geldsendung nicht jedesmal erst zur Post zu gehen, um dort die Einzahlung zu machen. Er kann durch einen Scheck über das Guthaben verfügen. Hat der Empfänger gleichfalls ein Guthaben bei der Post, so kann auch die Auszahlung in Wegfall kommen, indem an Stelle derselben die Gutschrift tritt. Auf diese Weise wird der interlokale Zahlungsverkehr für das Publikum erleichtert und zugleich verbilligt, da sich auch die Zahl der Manipulationen bei der Post verringert. Nur *scheinbar* entsteht für letztere dadurch eine Komplikation des Dienstes, daß eine zentrale Stelle eingeschaltet werden muß, an der sämtliche Scheckguthaben zu führen und die ausgestellten Schecks auf ihre Richtigkeit zu prüfen sind. Denn die einzelne Poststelle wird dadurch nur entlastet. Ich wies schon in meiner Denkschrift an das Reichspostamt darauf hin, daß ohne jede Zentralisation im Grenzfall bei x Poststellen täglich x (x—1) Postbeutel expediert werden müßten, bei vollkommener Zentralisation dagegen im Grenzfall nur x Postbeutel.

Das deutsche Reichspostamt lehnte es ab, von dem bisherigen Prinzip der Geldübermittelung abzugehen. Ein Jahr später, im Jahre 1882, wurden in Frankreich, England und Österreich die Postsparkassen eingerichtet, ohne daß man dabei die Verbindung derselben mit dem Scheckſystem irgendwie in Erwägung gezogen hätte. Es geschah letzteres erst im Jahre 1883 in Österreich. Dort hatte der Erfolg der Postsparkasse finanziell den Erwartungen insofern nicht entsprochen, als sich in der Hauptsache nur Schüler, Fabrikarbeiter, Tagelöhner usw. an ihr beteiligt hatten und infolgedessen der Durchschnitt der Einlagen so gering geblieben war, daß der Zinsgewinn die Regiekosten nicht deckte. In der Absicht, den Kreis der Teilnehmer zu erweitern, führte nun Dr. Coch, der damalige Direktor der Postsparkasse in Wien, für dieselbe den Scheckverkehr ein. Er hoffte dadurch besonders die mittleren und kleineren Handels- und Gewerbtreibenden heranzuziehen. Die betreffenden Verordnungen über den Postscheckverkehr erschienen am 29. Oktober bzw. 1. Dezember 1883. Die Einrichtung fand sofort Anklang, doch dauerte es immerhin einige Zeit, bis sie eine größere Bedeutung erlangte und man auch außerhalb Österreichs auf sie aufmerksam wurde. Als ich Kenntnis von ihr erhielt, war Dr. Coch schon gestorben, so daß ich nicht mehr in Erfahrung bringen konnte, ob ihm meine früheren Vorschläge bekannt geworden waren. Wahrscheinlich ist

dies nicht. Aus dem fast gleichzeitigen Auftauchen an andrer Stelle geht nur hervor, daß die Idee des Postschecks einem wirklich vorhandenen Bedürfnis entsprach. Ihre Verwirklichung in Österreich beweist zugleich, daß sie lebensfähig war. Die Zentralisation des Postscheckverkehrs ist dort eine vollständige. Die Scheckkontis sämtlicher Teilnehmer aus ganz Zisleithanien werden im Postsparkassenamt in Wien geführt; in die dortige Kasse fließen sämtliche Scheckdepositen, dorthin geht auch jeder Scheck zur Kontrolle. Nichtsdestoweniger funktioniert der ganze Apparat ebenso schnell und sicher wie für die Teilnehmer bequem und — billig. Besonders niedrig sind die Gebühren für die Einlagen. Man kann auf sein Konto bei der Postsparkasse in Wien mittelst der sehr praktischen Einlagescheine gegen eine Gebühr von nur 4 Hellern an jeder Poststelle Einzahlungen in beliebiger Höhe machen oder auch von andern machen lassen. Kaufleute pflegen daher bei ihren an entfernten Orten wohnenden Kunden Einlagscheine für ihr Wiener Postsparkassenkonto ihren Rechnungen beizulegen. Bei den Auszahlungen bzw. den interlokalen Geldsendungen kommt es darauf an, ob der Scheckbetrag wirklich zur Auszahlung gelangen oder dem Adressaten nur auf seinem Scheckkonto gutgeschrieben werden soll; im ersteren Falle ist außer der Gebühr von 4 Hellern noch eine Provision von 1/4 per Mille zu zahlen; im zweiten Falle nur eine Gebühr von 8 Hellern. Will ich also Fritz Müller in Teplitz 1000 Kronen übermitteln, so schicke ich den auf Fritz Müller in Teplitz ausgestellten Scheck über 1000 Kronen unfrankiert in einem einfachen Brief an das Postscheckamt in Wien ein. Das schreibt mir von meinem Konto 1000 Kronen ab und sendet, je nach Bestimmung, die 1000 Kronen mit Postanweisung an den Adressaten in Teplitz oder schreibt sie ihm auf seinem Scheckkonto gut. Bei der Übersendung betragen bei 1000 Kronen Gebühren und Provision 4 + 25 Heller, bei der Gutschrift 8 Heller. Dazu kommt noch der Betrag von 6 Hellern für Scheckstempelsteuer (und Scheckformular). Absender und Adressat werden übrigens sofort durch einen Kontoauszug von jeder an ihrem Scheckkonto vorgenommenen Handlung unterrichtet. Da das Postscheckamt außerdem in neuester Zeit nur eine Stammeinlage von 100 Kronen verlangt und das gesamte Guthaben mit 2% verzinst, kann es nicht wundernehmen, wenn sich der Postscheckverkehr relativ schnell in Österreich eingebürgert hat. Der Umsatz erreichte 1906 in Zisleithanien allein den Betrag von 18 Milliarden Kronen. Wenn diese Ziffer auch gegenüber dem von der deutschen Reichsbank im Giroverkehr erreichten Umsatz (1906: 246 Milliarden Mark) klein erscheint, so beweist sie doch, daß hier ein Weg gefunden ist, auf dem es gelingen kann, das Scheckſystem wirklich zu demokratisieren. Denn das, was der Begründer des österreichischen Scheckwesens erstrebte, ist erreicht. Das Postsparkassenamt ist die Scheckbank des Mittelstandes und des kleinen Mannes geworden. Es ergibt sich das schon aus der Höhe der eingezahlten Beträge. Die einzelne Gutschrift beläuft sich bei der deutschen Reichsbank durchschnittlich auf 10000 Mark, im österreichischen Postscheckverkehr auf durchschnittlich etwa 250 Kronen. Nichtsdestoweniger erreichte übrigens das Guthaben der Scheckkonteninhaber bei dem österreichischen Postscheck-

amt das der Reichsbank. Es betrug am 31. Dezember 1906: 384 Millionen Kronen.

Bei den Erfolgen des österreichischen Postscheckverkehrs muß man noch in Betracht ziehen, daß sie auf dem denkbar ungünstigsten wirtschaftlichen Boden erzielt worden sind. Nach Rauchberg, dem besten Kenner des österreich-ungarischen Geldverkehrs, ist Österreich für das Scheckſystem in keiner Weise reif. Der Kaufmann steht hier nicht in einem festen Verhältnis zu einem bestimmten Bankier, sondern nimmt bald den einen, bald den andern in Anspruch. Der Grund ist, „daß die schwachen Elemente sich scheuen, einem Bankier Einblick in ihre Lage zu gewähren, und aus diesem Grunde lieber auf den Vorteil einer regelmäßigen Bankverbindung verzichten".

Auf diesem Hintergrunde erscheinen die Leistungen des Postscheckverkehrs erst im rechten Lichte, und es läßt sich verstehen, daß jetzt auch andre Staaten demselben ihre Aufmerksamkeit zugewendet haben. In der Schweiz besteht er bereits seit dem 1. Januar 1906. Man hoffte, daß von den 600 Millionen Franken, die dort jährlich durch Postanweisung übermittelt werden, die Hälfte durch Schecks ersetzt werden würde. Der Erfolg hat die Erwartung schon im ersten Jahre überholt. Der Umsatz betrug im Postscheckverkehr 1906 451 Millionen Franken. Auch in Deutschland regt sich die Agitation für denselben, und es kann keinem Zweifel unterliegen, daß er hier dem ganzen Scheckverkehr einen mächtigen Antrieb geben und dazu beitragen würde, den Vorsprung, den England bzw. die Vereinigten Staaten in dieser Hinsicht vor uns haben, zu verringern.

Es könnte überraschen, daß man nach den in Österreich gemachten Erfahrungen überhaupt noch Bedenken gegen seine Einführung in Deutschland hegen kann. Und doch muß auch ich, so sehr ich auch von vornherein für die Idee des Postschecks eingenommen bin, gestehen, daß sich dieselben nicht so leichterhand abweisen lassen. Denn das lehrreiche Beispiel, das uns Österreich gegeben hat, zeigt uns nicht nur die glänzenden Leistungen, sondern auch die Mängel des Systems. Es bietet die Einrichtung unzweifelhaft den großen Vorteil, daß hier dem Scheckverkehr eine große staatliche Organisation zur Verfügung gestellt wird. Die österreichische Post ist mit ihren 6000 Poststellen der denkbar beste Apparat, um Depositen aufzusaugen und durch Giroübertragung einen Ausgleich der Forderungen zu erreichen. In dieser Hinsicht kann keine Bank der Welt mit ihr konkurrieren. Aber darum kann doch der Postscheckverkehr einem Wirtschaftsgebiet niemals die Dienste leisten wie der bankmäßige Scheckverkehr. Denn eins vermag die Post nicht: sie ist nicht geeignet, dem wirtschaftlichen Organismus das ihm entzogene Kapital wieder in richtiger Weise zuzuführen. Die einzelnen Postämter können selbstverständlich nicht die Funktion einer Bank übernehmen. Sie sind nichts als Zahlstellen. Aber auch das Postsparkassenamt in Wien, in welchem alle Gelder zusammenfließen, kann den Charakter eines bloßen staatlichen Kassenamtes nicht verleugnen. Man hat ihm mit Recht nachgerühmt, daß es sich von engen bureaukratischen Formen freigemacht hat und in echt kaufmännischem Sinne verwaltet wird. Für den Verkehr zwischen den Kontoninhabern und dem Spar-

kassenpostamt sind tatsächlich die bankmäßigen Formen in weitem Umfang eingeführt. Anders ist es jedoch hinsichtlich der Anlage der Kapitalien. Hier liegt es in der Natur der Sache, daß das Amt nicht in der freien, selbständigen Weise einer Bank vorgehen kann. Es investiert sie noch immer in der Hauptsache in Staatspapieren. So gleicht das Postsparkassenamt einem Reservoir mit einem weitverzweigten Saugsystem, durch das die Kapitalien wohl angesammelt werden, ohne daß sie doch wieder, wie es bei der normalen Zirkulation sein müßte, an die Stellen zurückgeleitet würden, wo sie zur Ernährung des wirtschaftlichen Körpers nötig sind. Die Peripherie wird blutleer. Dies Verhältnis ändert sich auch nicht wesentlich, wenn anstatt des einen Postsparkassenamtes deren elf, wie in der Schweiz, oder neun, wie nach dem Entwurf von Podbielski, vorgesehen sind, da diese kleinen Scheckämter noch weniger als ein Zentralamt in der Lage sein können, den Charakter von Banken anzunehmen.

Man hat bei der Diskussion über die Einführung des Postschecksystems — das läßt sich gar nicht leugnen — zu ausschließlich das Bedürfnis nach „Veredlung des Geldverkehrs", nach Erleichterung der interlokalen Zahlungen im Auge behalten. Für sie leisten die postalischen Einrichtungen in Verbindung mit dem Scheecksystem tatsächlich Unerreichtes. Die Hauptsache bleibt aber doch, daß die freigewordenen Kapitalien für das Wirtschaftsleben fruktifiziert werden, und nach dieser Richtung versagt der bloße Postscheck vollständig. Bis zu einem gewissen Grade läßt sich dieser Mangel vielleicht durch eine Bestimmung ausgleichen, die in der Budgetkommission des Reichstages bei der Beratung über den Podbielskischen Entwurf vorgeschlagen wurde. Nach ihr sollten die Depositen des Postscheckamtes unter gewissen Bedingungen an die Reichsbank abgeführt und dieser zur Anlage überlassen werden. Ganz kann aber auch auf diesem Wege das Ideal des Scheckverkehrs, wie wir es in England verwirklicht sehen, nicht erreicht werden, da hier die beiden Seiten der Tätigkeit des Lokalbankers, auf deren Zusammenwirken sein günstiger Einfluß auf das Wirtschaftsleben mit beruht, auseinanderfallen. Das Depositenkonto würde von der Post, das Anlagekonto von der Reichsbank geführt werden. Die Führung der Depositenkonten ist es aber gerade, die dem Lokalbanker den Einblick in die geschäftliche Lage seiner Kunden gibt und ihn dann bei seinen Anlagen sicher leiten kann.

Da das Gebiet, auf dem sich der Postscheckverkehr festgesetzt hat, nach den in Österreich gemachten Erfahrungen für den bankmäßigen Scheckverkehr definitiv verloren ist, dürfte es aus diesem Grunde ratsam sein, bei uns erst dann zu ihm überzugehen, wenn es sich herausstellt, daß sich die Ausdehnung des Scheckverkehrs auf die breiten Schichten der Bevölkerung auf anderm Wege in keiner Weise erreichen läßt. Auf diesem Punkte sind wir aber noch nicht angekommen. Es kann seitens der Banken für jenen Zweck noch sehr viel geschehen. Schon oben ist darauf hingewiesen worden, daß uns z. B. die eigentlichen Scheckbanken (Lokalbanks) bisher ganz fehlen. Ein weiterer Mangel in der Organisation unsres Scheckverkehrs scheint mir darin zu liegen, daß er bis jetzt in der Hauptsache, ja fast ausschließlich, in der Hand der

ganz großen Bankinstitute liegt, während gerade die kleineren Privatbankhäuser Pioniere desselben im großen Publikum werden könnten und müßten. Denn sie sind unter den eben berührten Gesichtspunkten für ihn zunächst überhaupt besonders qualifiziert. Bei einem Bankier, der lebenslang in demselben Kreise steht, fügen sich beim Scheckverkehr die kleinen Kennzeichen hinsichtlich der Geschäftsgebarung der Klienten von selbst, wie die Steinchen eines Mosaik, zu einem deutlichen Bilde zusammen. Er ist daher in der Lage, mit großer Sicherheit die Kapitalien gerade dem Boden zuzuführen, der Ertrag verspricht. Dann aber — und das ist das wichtigste Moment — ist der Privatbankier bodenständig und pflegt daher auch mit dem kleinen Geschäftsmann und dem nichtkaufmännischen Publikum seines Kreises mehr Fühlung zu haben als die wechselnden Leiter von Filialen großer Aktienbanken. Es ist daher zu wünschen, daß eine Lösung der Aufgabe einmal von dieser Seite versucht wird. Durch den Übergang der Privatbanken zu Scheckbanken des Mittelstandes würde sich übrigens diesen selbst, die in Gefahr sind, durch die Großbanken ganz ausgeschaltet zu werden, ein lohnendes Arbeitsgebiet, für das sie besonders befähigt sind, auftun.

Um für den interlokalen Zahlungsverkehr ebenso leistungsfähig zu sein wie die Postscheckämter und die Filialen der großen Banken, müßten sie sich allerdings zusammenschließen und womöglich wie mit einem Netz alle Teile Deutschlands umspannen. Diese Organisation liegt aber nicht außer dem Bereich der Möglichkeiten. In dem Country Clearing in London ist wenigstens der Ansatz einer solchen gegeben. Obgleich sie dort unselbständig blieb und sich von dem City Clearing, aus dem sie entstanden ist, nicht losgelöst hat, funktioniert sie doch in zweckentsprechender Weise und weist einen von Jahr zu Jahr steigenden Umsatz auf. Der Geschäftsgang des Country Clearing müßte wohl auch bei einer Vereinigung deutscher Privatscheckbanken im allgemeinen beibehalten werden, so daß jedes Bankhaus täglich alle auf die andern Banken gezogenen Schecks an eine Zentrale einzusenden hätte, von wo sie dann den bezogenen Banken zur Kontrolle zu übermitteln wären. Doch könnten dabei manche Einrichtungen des Wiener Postscheckamtes adoptiert werden, wie die Fixierung der Stammeinlage auf eine relativ niedrige Summe (100 Mark), die Einrichtung der Erlagscheine usw. An der Rentabilität des Unternehmens ist nicht zu zweifeln. Zur Beurteilung derselben geben die Erfahrungen des Wiener Postscheckamtes gute Anhaltepunkte. Zunächst in betreff der zu leistenden Arbeit. Es kommen hier auf ein Scheckkonto durchschnittlich im Jahre 500 Transaktionen mit einem Umsatz von 200000 Kronen. Demgegenüber beträgt das Durchschnittsguthaben 4000 Kronen. Obgleich dies nun in Österreich mit 2% verzinst wird, belief sich der Reingewinn des Postscheckamtes 1905 nach Abzug aller Unkosten (auch der Entschädigung für die Leistungen der Postämter) auf 1377000 Kronen. Bei Aufhebung der Zinsgewährung wie anderseits der Gebühren, die bei einer privaten Bankvereinigung wohl stattfinden müßte, würde er sogar noch um ca. 2000000 Kronen höher sein. Das ist aber gewissermaßen nur die untere Grenze. Bei einem zielbewußten Vorgehen würde der Scheckverkehr

des Mittelstandes in Deutschland — das scheint sich mir aus der wirtschaftlichen Lage beider Länder mit Notwendigkeit zu ergeben — noch zu einer ganz andern, viel gewaltigeren Entfaltung wie in Österreich gelangen. Hat auch die Reichsbank Großhandel und Großindustrie bereits an sich gezogen, so steht doch einer solchen Organisation noch ein unermeßlich weites Feld offen. Es handelt sich hier wohl um Milliarden, die nutzbar gemacht werden können. Freilich müßte auch hier noch die Wünschelrute gefunden werden, um die Schätze zu heben. In Österreich war die Portofreiheit das Zauberwort, das die alte Gewohnheit brach, und so gering der Vorteil war, schlug er doch durch. Auch ein privater deutscher Bankverein würde guttun, die Kraft der Propaganda, die ein verbilligter, interlokaler Zahlungsverkehr besitzt, sich dienstbar zu machen. Es darf sozusagen der Clou nicht fehlen. Ich möchte dazu den Postkartenscheck empfehlen. Ein Crossed check kann ebensowenig wie ein Verrechnungsscheck — auch wenn er einem Unberechtigten in die Hände fällt — von diesem mißbraucht werden. Es steht daher nichts im Wege, ihn als Postkartenscheck zu verschicken, wenn nur ein Teil der Scheckformulare die Form von Postkarten erhält. Da bei uns die österreichische Scheckstempel (4 Heller) nicht existiert, wäre bei einem solchen Versendungsmodus die dortige Portofreiheit annähernd ausgeglichen. Will etwa jemand bei einem nur gegen Zahlung liefernden Versandgeschäft eine Bestellung machen, so nimmt er einen mit 5 Pf. frankierten Postkartenscheck aus seinem Scheckbuch, stellt ihn als Crossed check aus und wirft ihn in den nächsten Briefkasten. Eine Unterschlagung ist nicht möglich. Der frühere Reichsbankpräsident v. Dechend, bei dem ich bereits diese Idee — auch die des Postkartenschecks — anregte, als das Reichspostamt meinen Vorschlag abgelehnt hatte, erklärte sie zwar für „sinnreich", glaubte aber doch, daß einerseits der von ihm eben eingeführte rote Scheck der Reichsbank allen Bedürfnissen des kaufmännischen Publikums genügen und anderseits bei einer größeren Organisation der Gewinn die Kosten decken werde. Die Erfahrung scheint mir diese Bedenken widerlegt zu haben. Sie hat bewiesen, daß die Tätigkeit der Reichsbank der Ergänzung bedarf. Nach dem finanziellen Erfolg des Wiener Postscheckamtes dürfte auch der zweite Einwand hinfällig sein.

Mit mehr Recht könnte man wohl die Entwicklung des englischen Bankwesens gegen den Gedanken ins Feld führen. Dort verschwinden allmählich alle kleinen Banken. Sie scheinen keine Existenzmöglichkeit mehr zu besitzen und werden nach und nach von den großen Aktiengesellschaften aufgesogen. Und auch diese vereinigen sich durch Fusion zu immer größeren Gesellschaften. Während es 1896 in England und Wales noch 97 Aktienbanken (Local banks) gab, ist ihre Zahl seitdem auf 58 zurückgegangen. Dafür nimmt die Anzahl der Bankfilialen rapid zu. 1896 hatten die größten englischen Banken zwischen 100 und 200 Filialen. Heute besitzt die Lloyds Bank 498, d. h. mehr als unsre deutsche Reichsbank (470). Auch bei Barclay & Co. und der London City & Midland Bank übersteigt ihre Zahl 400. Hätten wir es hierbei mit einem notwendigen Entwicklungsprozeß zu tun, so wäre es töricht, die kleineren deutschen Banken galvanisch zu neuem Leben wecken zu wollen.

Daß aber das, was in England vor sich geht, kein solcher sein kann, lassen uns die Verhältnisse in den Vereinigten Staaten deutlich erkennen. Von einer allgemeinen Tendenz zur Zentralisierung des Bankwesens kann dort keine Rede sein. Wir sind wohl über die Bankverhältnisse keines Landes so gut unterrichtet wie über die der Vereinigten Staaten. Der Comptroller of the Curreney erstattet jährlich einen ausführlichen offiziellen Bericht über die unter seiner Aufsicht stehenden Nationalbanken an den Kongreß und macht in demselben zugleich über die Staaten- und Privatbanken auf Grund sorgfältiger Erhebung die eingehendsten Mitteilungen. Danach gab es 1894 3658 Nationalbanken und 8207 Staaten- und Privatbanken. Diese ungeheure Zahl von Banken hat sich nun nicht vermindert. Es war vielmehr die Anzahl der Nationalbanken bis Ende 1905 auf 5668, die der Staaten- und Privatbanken auf 9508 gestiegen. Auf Grund des Gesetzes vom 14. März 1900, das für kleine Städte die Gründung von Nationalbanken mit einem Kapital von weniger als 50000 Dollar zuließ, entstanden in dem relativ kurzen Zeitraum bis 1905 allein 1755 neue Nationalbanken. Die Entwicklungsrichtung geht in den Vereinigten Staaten offenbar dahin, das ganze Land mit kleinen Banken zu durchsetzen. Sie sind es, die dem Scheckverkehr immer neue Gebiete und tiefere Bevölkerungsschichten erobern, und auf ihre Erfolge ist zweifellos das riesenhafte, England überholende Anwachsen des Scheckverkehrs in den Vereinigten Staaten zurückzuführen. Standen doch noch 1894 die amerikanischen Banken mit ihren Depositen im Betrage von 2,8 Milliarden Dollars oder 11,2 Milliarden Mark gegen die englischen (1894 12 Milliarden Mark) zurück, während sie 1905 mit 32,8 Milliarden fast den doppelten Betrag wie diese (1905 16,5 Millarden Mark) erreicht hatten.

Die Eroberung des Mittelstandes für den Scheckverkehr mit Hilfe der kleineren Banken ist daher auch bei uns wohl des Versuches wert. Sollte er nicht gelingen, und sollten auch alle andern Mittel versagen, dann bleibt uns immer noch die Einführung des Postschecks. — Das eine lehrt uns die jetzige Geldkrisis in eindringlichster Weise, daß jedenfalls auf die eine oder andre Weise der Verschwendung an Kapital und Zahlungsmitteln, die mit unserm bisherigen Zahlungsverkehr verbunden ist, ein Ende gemacht werden muß.

Goldener Boden.

Von

Friedrich Werner van Oeſtéren.

Der ſchwarzbärtige Herr mit der braungelben Hautfarbe, der um acht Uhr abends das Kaſino betrat, war in offenkundiger Erregung und ſchien es ſehr eilig zu haben. Als er ſich in der Garderobe voll Haſt ſeines Stockes entledigte, brummte und fluchte er in einer Sprache vor ſich hin, die zwar franzöſiſch war, aber eine ſeltſame Betonung und einen Zuſatz andersſprachiger Kernausdrücke aufwies. Während er raſch durch die Vorhalle ſchritt, vollführte er mit den Armen bald bogen-, bald ſtoßartige Bewegungen. Der Türhüter am Eingange zu den Spielſälen kannte ihn wohl; denn er verlangte nicht die Vorweiſung der Legitimationskarte, ſondern öffnete ſofort mit vertrautem Lächeln. Der Herr ſteuerte gleich im erſten Saal dem nächſten Tiſche rechts zu.

Mit tiefer Stimme ſagte er laut und polternd zum Croupier, der ihn mit einem Kopfnicken begrüßt hatte: „Ah, mais sacramento, cette fois je vous rosserai joliment. Un rêve superbe et un système invincible. Vous sauterez, caramba!“

Einige Spieler und Zuſeher blickten auf und ſahen ſich den Sprecher an — manche flüchtig, manche genauer, einige ſpottend, einige intereſſiert. Die Blicke mehrerer Damen verrieten ſogar Bewunderung.

„Pas la moindre place,“ ſchimpfte der Schwarzbärtige, der neben dem Croupier ſtehen geblieben war und ſeine Blicke rund um den Roulettetiſch geſandt hatte.

Der Croupier, der ſoeben ſeinen gelangweilten Ruf: „Faites votre jeu!“ ausgeſtoßen hatte, raunte dem Erregten ein Wort zu und deutete hierbei mit faſt unmerklichen Haupt- und Handbewegungen auf einen ſchlanken, jungen Menſchen mit blauen Augen und blonden Haaren, der an einer Längsſeite des Tiſches einen guten Platz inne hatte. Einige wenige Silberſtücke lagen vor ihm, Papier, Bleiſtift und eine Nadel.

Der Herr mit der gelben Hautfarbe nickte, brummte ein „fainéant!“ vor ſich hin und bahnte ſich einen Weg zu dem Sitze des jungen Mannes.

Eine geschminkte Dame im ausgeschnittenen Paillettenkleid, einen großen schwarzen Federhut auf den roten Haaren, hielt den Schreitenden auf. „Ah, gros chat, on ne nous salue pas? On est donc tout jeu? Ecoute, j'ai — — —“

Unwillig schob sie der Mann zur Seite. „Pas le temps, dame. Fiche la place!“

„Qui est donc cette brute?“ fragte eine andre Dame, die als Zuschauerin am Tische stand, den Herrn neben ihr.

„Pare una scimia del Orinoco,“ erwiderte dieser.

„Un Americain du Sud, madame,“ erklärte ein andrer zuvorkommend. „Riche à millions.“

„Réis,“ bemerkte der Italiener boshaft.

„Bel homme,“ meinte die Dame und betrachtete durch die Lorgnette den Schwarzbärtigen.

Zwischen diesem und dem blonden, jungen Manne hatte inzwischen ein leise geführtes, kurzes Gespräch stattgefunden. Das Ergebnis war, daß der junge Mann die Silberstücke und alles Übrige in seine Taschen schob und sich von seinem Sitze erhob, den er dem andern überließ.

„Rien ne va plus,“ ließ sich der Croupier vernehmen, während sich der Südamerikaner breitspurig setzte und eine dickgeschwollene Brieftasche vor sich hinlegte.

Der junge Mann entfernte sich langsam. Zu seinen aristokratischen Gesichtszügen und seiner vornehmen Gestalt paßte die schäbige Eleganz der Kleidung schlecht. Während er dem zweiten Saale zuschritt, zog er ein kleines Geldtäschchen hervor und steckte sorgsam zwei Goldstücke, die er in der einen Hand verborgen gehalten, in eines der Fächer. Sein Gang war müde und schleppend, seinen Augen fehlte der Glanz, etwas Stumpfes, Gleichgültiges lag in den Blicken, die er nun ringsum sandte. Achselzuckend schritt er endlich einem Tische zu und stellte sich hinter einer Dame auf, die eben einige Scheine in eine Tasche aus geflochtenen Goldringen schob. Er stand und wartete, ohne sich am Spiele zu beteiligen, dessen Gang jedoch starren Blickes verfolgend. Jetzt erhob sich die Dame. Der junge Mann legte sofort die Hand auf die Stuhllehne.

„Est-il permis, madame?“ fragte er. Er sprach es so mechanisch, wie etwa der Croupier seine täglich so oft wiederholten Aufforderungen zum Spiele, und sah die Gefragte kaum an.

Diese hatte sich bereits umgewandt. Sie warf dem blonden, jungen Mann einen flüchtigen Blick zu, nickte kurz und entfernte sich. Der junge Mann nahm auf dem Sessel Platz, packte wieder Silberstücke, Papier und Nadel aus seinen Taschen, sah der rollenden Kugel zu und notierte, als diese stillstand, die gewinnende Nummer. Er hatte nicht bemerkt, daß eine andre Dame, die einen Platz dem seinen gegenüber inne gehabt, groß die Augen geöffnet hatte, als sie seiner ansichtig geworden, dann tief erbleicht und aufgesprungen war. Er wußte nichts davon, daß diese Dame jetzt in zitternder Erregung hinter ihm stand und ihn unverwandt betrachtete.

„Faites votre jeu!“ rief der Croupier wieder und dann nach einer Weile: „Rien ne va plus.“

„Pour vous, monsieur,“ ertönte es da hinter dem Blonden, und eine kleine Hand legte einen Zettel vor ihn hin. Er nahm das Blatt Papier ziemlich gleichgültig. „Bitte, in einer Stunde, gegen 9 Uhr, Villa Héliotrope parterre rechts, Tür 4“, las er. Das „Bitte“ war dreimal unterstrichen und das Ganze von einer sichtlich erregten Frauenhand geschrieben.

Achselzuckend wandte sich der junge Mann. Aber hinter ihm standen jetzt nur einige Herren. Die Dame, die ihm den Sitz überlassen und die er nur flüchtig angeblickt hatte, war verschwunden. Nun wandte er die Augen wieder dem Blatt Papier zu. Er schüttelte das Haupt. Sehr schmeichelhaft, sehr verlockend und viel verheißend — diese Aufforderung; aber die kleine Dame hatte sich nicht an den Richtigen gewandt. Für Aventüren fehlten ihm Zeit, Lust und Geld. Daß die just an ihn geraten war, an ihn, der — — Er seufzte leicht und las nochmals die flüchtig hingeworfenen, schwer leserlichen Zeilen. Donnerwetter, jetzt fiel ihm auf, daß sie deutsch geschrieben waren. Er hatte doch jetzt gerade kein deutsches Wort gesprochen. Offenbar also rührte die liebenswürdige Einladung von einem weiblichen Wesen her, das ihn nicht nur vom Spielsaal her kannte, sondern — — Jäh erblaßte der blonde junge Mann, tiefer noch als früher die Dame, die sein Anblick vom Spieltische aufgeschreckt hatte. Großer Gott, was war das? Diese Schrift! Das war doch — — Bei Gott, das war Olgas Schrift.

Ungestüm erhob sich der junge Mann; hastig steckte er die Geldstücke ein, ließ das übrige liegen und stürmte davon, ohne sich um die Ausrufe des Ärgers zu kümmern, die ihn verfolgten. Die Erregung, die ihn gepackt hatte, teilte sich auch seinen Schritten und Blicken mit. Doch umsonst durchquerte er alle Säle, forschte an jedem Tische und in jedem Winkel, prüfte die Gesichter und Gestalten aller Frauen. Er fand die nicht, die er suchte. Hatte er sich vielleicht doch getäuscht? Er zog nochmals den Zettel aus der Tasche, in die er ihn zerknüllt geschoben hatte, glättete und betrachtete ihn. Und je länger und genauer er ihn ansah, um so größer ward seine Gewißheit, um so höher stieg seine Erregung. Er verließ das Kasino, betrat die Anlagen und ließ sich auf einer Bank nieder. Abermals las er die Zeilen durch. In einer Stunde! In einer Stunde erwartete sie ihn in der Villa Héliotrope. Wo lag diese Villa nur? Er konnte sich ihrer nicht entsinnen. Sicher nicht im Viertel, das er bewohnte, sondern oben irgendwo im vornehmen Teile Monte Carlos. Jedenfalls mußte er sich nun erkundigen, und dieser Gedanke war ihm eigentlich peinlich. Er wollte es sich nicht eingestehen, daß er fürchtete, seine Frage nicht nur mit einer Auskunft, sondern auch mit einem neugierigen Lächeln beantwortet zu sehen. Vielleicht war das Haus, wie so viele andre kleine Villen, von Damen der Halbwelt bewohnt. Denn Olga — — Schweiß trat ihm auf die Stirne, sein Herz krampfte sich zusammen. Stöhnend erhob er sich. Eine namenlose Angst vor diesem Wiedersehen hatte sich seiner bemächtigt. Vielleicht ganz grundlos, aber sicherlich überstark. Wozu übrigens auch dies Wiedersehen? Was hatte sie ihm zu sagen? Daß sie es überhaupt

wagte! Und er — was sollte er ihr sagen? All sein bitteres Leid, all seinen Kummer, sein zerstörtes Leben, seine erniedrigende Gegenwart ihr enthüllen? Wozu denn? Wozu sich demütigen? Und just vor ihr? Nein, nein; sie sollte ihn vergebens erwarten in ihrer Villa Héliotrope; er würde nicht kommen.

Und doch zog er im gleichen Augenblicke, da er es sich vornahm, seine Uhr hervor. Noch mehr als eine halbe Stunde! Mußte er warten? Konnte er nicht gleich zu ihr gehen? Olga! Wie sie wohl aussah? Was aus ihr geworden war? Ob es ihr besser erging als ihm? Ob sie anständiger lebte als er? Ob sie ihn liebte, ob sie noch ab und zu seiner gedachte, fragte er sich gar nicht. Das war ja längst Erstorbenes — bei ihr wie bei ihm. Wie lang war's doch her, seit sie voneinander geschieden? Er rechnete nach. Dezember, Januar, Februar, März, also vier Monate, nur vier Monate und nicht ebenso viele Jahre. Es gab noch so vieles, das zwischen ihnen ungeklärt schwebte seit damals. O, diese furchtbaren Novembertage! Seine Zähne schlugen aneinander, da er jener Zeit gedachte. Er mußte, er mußte zu Olga gehen. Aber — — Jäh kam ihm in den Sinn, wie abgetragen seine Kleidung, wie ungepflegt er selbst eigentlich aussehen mochte. Und nun lief er mit großen Schritten der kleinen Pension in den Kondaminen zu, wo er wohnte. Ja, dort würde er auch die Lage des Hauses erfragen. —

In der Nähe des Hotels „Prince de Galles" lag die kleine Villa, die ihren Namen den Blüten dankte, die sie umspannen. Es war noch nicht neun Uhr, als der blonde junge Mann, sorgsam gekleidet, ihre Schwelle überschritt. Die Erregung, deren er bereits völlig Herr geworden war, übermannte ihn nochmals, durchzuckte ihn stärker denn zuvor, und als er an die Türe pochte, zitterte seine Hand heftig. Seinem Pochen ward geraume Zeit keine Antwort. Er horchte scharf, und da vernahm er jenseits der Türe Schritte, die sich hastig näherten. Und ehe er ein zweites Mal die wieder erhobene Hand ans Holz legte, wurde ihm geöffnet.

„Bitte hereinzukommen." In leisem Tone, mit fast erstickter Stimme sprach eine Frau diese Worte.

Der junge Mann betrat das Zimmer. Im tiefen Dunkel, das im Raume herrschte, vermochte er nichts zu erkennen. Das Herz schlug ihm ungestüm; bis zum Halse empor empfand er würgend das Pochen.

„Ich habe mein Mädchen fortgeschickt; wir sind allein hier," sagte eine leise Stimme.

Der Mann war nach wenigen Schritten stehen geblieben; sein Auge versuchte vergebens das Dunkel zu durchdringen und die Dinge im Raume zu unterscheiden. Seinem Ohre traute er nicht. Diese leise Stimme klang sicherlich wie Olgas Stimme; aber das mochte eine Täuschung seiner erregten Sinne sein. Er war dessen nicht sicher. Und es wäre ihm furchtbar gewesen, ein andres Weib mit ihrem Namen zu rufen.

„Verzeihung, es ist so dunkel hier, daß ich nicht weiß — —" Er sprach fast ebenso leise wie sie und brach den Satz ab, ohne ihn zu vollenden.

„Ich möchte nicht anzünden. Es ist mir lieber so im Dunkel, Richard."

Der Mann wich taumelnd einen Schritt zurück. Sein Fuß stieß an ein Möbel, nach dem er mit einer Hand tastend griff.

„Olga! Also doch du?“ stieß er hervor.

„Ja, ich,“ erwiderte die leise Stimme.

Das tiefe, schwere Atemholen des Mannes war eine Zeitlang das einzige vernehmbare Geräusch im Zimmer. Dann tönte ein bitteres, rauhes Lachen. „Ich wußte es.“

Tastend erkannte der Mann im Möbel, an das er gestoßen hatte, einen Fauteuil und ließ sich schwer in den Sitz fallen. Hut und Stock warf er achtlos neben sich zur Erde. Nun, da er nicht mehr zweifeln konnte, wem er nahe war, wich mit einem Schlage alle Erregung von ihm. Ruhig und sicher, völlig Herr seiner selbst und überlegen fühlte er sich. Spöttisch, ein wenig zynisch begann er zu sprechen.

„Es freut mich, dich — ich kann wohl nicht sagen: wiederzusehen, — also wiederzuhören.“

In schmerzlich flehendem Tone klang es zurück: „Ich bitte dich, sprich nicht so, ich bitte dich! Du würdest bitter bereuen, würdest mir nicht weh tun wollen, wenn du wüßtest. — —“

Der Mann zuckte zusammen. Unsicher erwiderte er mit leichtem Trotz: „Ich habe keinen Grund, anders zu reden.“

„O doch. Du hast an mir mehr gesündigt als ich an dir.“

„Oho! So steht's? Nein, mein liebes Kind, so reden wir nicht. Überhaupt bitte ich dich doch, ehe wir weiter reden, Licht zu machen. Ich bin nicht für Komödienspiel und Theatereffekte empfänglich. Weiß Gott, dazu ist das schöne Ding, das man Leben nennt, denn doch zu lumpig ernst.“

„Du bist bitter und lieblos, Richard.“

„Wüßte nicht, was mich anders als bitter und lieblos hätte machen sollen. Ich, du und das Schicksal -- alle haben daran gearbeitet, mich zu dem zu machen, der ich jetzt bin. Bist du etwa anders?“

„Ja.“

„So? Dann gratuliere ich. Offenbar geht's dir besser als mir. Na ja, ein Weib — —!“

„Richard!“ Ein weher Schrei.

„Na, na, etwa nicht. Dein Abschied von mir gibt mir das Recht, so zu sprechen, und wenn du einmal Licht machst, werde ich ja sehen, ob mir nicht auch die Gegenwart dieses Recht einräumt. Ich vermute.“

Ein leises Weinen durchhallte den Raum.

Der Mann räusperte sich ungeduldig. „Olga, ich bitte dich, sei doch vernünftig. Du hast jedenfalls mit mir sprechen, mir etwas sagen wollen. Warum hast du mir den Zettel geschrieben? Du hast mich also heute am Spieltisch gesehen?“

„Ja.“

„Und warum hast du mich hierher gebeten? Ich habe dich nämlich gar nicht bemerkt, hätte gar nicht gewußt, daß du hier bist.“

„Ich habe dich gerufen, ich will mit dir reden, weil ich deine Augen

gesehen habe, deine Blicke. Die sind so stumpf und müde und gleichgültig gewesen, daß es mir weh tat. Leid hast du mir getan, furchtbar leid, und ich wollte — —."

Der Mann fuhr auf. „Danke. Dein Mitleid behalte gefälligst für dich! Du hast's vielleicht nötiger. Ich brauche es nicht."

„Bitte, bitte, nicht so! Ich will dich ja nicht kränken, o Gott, nein. Ich möchte nur — —."

Er fiel ihr ins Wort. „Dann dreh, bitte, das Licht auf! Dieses Dunkel ist ein Unsinn. Du zwingst mich, zu gehen oder selbst im Dunkel den Knopf suchen. Also bitte, laß die Scherze! Die Stunde ist schlecht gewählt."

Abermals seufzte das Weib tief auf. Dann erhellte jäh das elektrische Licht das Gemach.

Der Mann sprang auf und starrte das Weib an.

„Olga," rief er laut. Seine Blicke hingen bewundernd an dem jungen Weibe, das in schlichtem, dunklen Kleide vor ihm stand, mit blassem Antlitz, wogender Brust, den Leib an die Wand gestützt. „Du bist schön," stammelte er.

Sie faltete beschwörend die Hände. „Richard, ich bitte dich, das nicht. Darum wollte ich ja kein Licht. Wenn du mich so ansiehst, machst du mir's unmöglich, dir zu sagen — — Richard!"

Mit brennenden Blicken sah er sie noch immer an. Dann aber fuhr er mit der Hand über Stirn und Augen.

„Du hast recht, hast recht," stammelte er heiser. „Es hat ja, hat ja keinen Sinn. Das ist vorüber, ist —." Ein Zucken ging durch seine Glieder, mit gewaltsamem Rucke richtete er sich auf und streckte sich hoch. „Ist vorüber," sagte er mit harter, rauher Stimme. Er ließ sich wieder auf den Sitz fallen und bedeckte einen Augenblick lang das Antlitz mit den Händen. Als er diese fortzog, verrieten seine Mienen keinerlei Erregung mehr. „So. Und nun — was hast du mir zu sagen? Was willst du von mir? Aber bitte, kein Mitleid! Es ist kein Grund da. Wenigstens nicht deinerseits für mich. Vielleicht umgekehrt."

Sie schritt zögernd dem Manne näher. Ihm gegenüber, wenige Schritte von ihm getrennt, nahm sie Platz.

„Richard!" Wie eine warme Bitte klang es.

Er zuckte die Achseln und zwang kalte Gleichgültigkeit seinen Mienen und Blicken auf. „Nun, und?"

„Lassen wir die Vergangenheit und reden wir über Gegenwart und Zukunft!"

„Gegenwart und Zukunft? Schöne Dinge. Nur muß man sie haben."

„Warum nicht? Nur wollen muß man."

„So? Sitze du mal bis zum Hals in einer klebrigen Sumpfmasse und wolle dann heraus! Möchte dich sehen. Na, aber das gehört nicht hierher. Sprich jetzt nur du! Was hast du mir zu sagen? Ehe du aber deine Rede über Gegenwart und Zukunft hältst, müßtest du doch die Freundlichkeit haben, mir etwas von der Vergangenheit zu sagen. Natürlich nur der nächsten Vergangenheit, der von vier Monaten."

„Muß ich's?" Röte war ihr ins Antlitz gestiegen.

„Ja. Sonst hör ich überhaupt nicht zu und gehe wieder. Ich werde dir dann, obzwar ich nicht die Pflicht habe, auch Auskunft geben."

Der Ton des Trotzes stieg in ihre Stimme. „Die Pflicht habe auch ich nicht."

„Pardon. Das ist ein Irrtum. Wir sind noch nicht geschieden, du trägst also noch meinen Namen. Das ändert die Sache. Die Gräfin Sackow ist mir Rechenschaft schuldig, was sie ihrem Namen inzwischen alles angetan hat."

„Nichts. Denn ich führe ihn nicht mehr, so wie wir es beim Auseinandergehen verabredet haben. Mein Mädchenname, den ich trage, unterliegt nicht deinem Urteile."

„Da hast du sogar recht. Du siehst, ich bin gerecht bis ans Herz hinan. Die Bedingung, unter der ich dich damals gütlich ziehen ließ, hast du also eingehalten? Dann erzähle nicht!"

Sie atmete schwer. „Doch. Ich will dir deinen Willen lassen und erzählen. — Es ist auch besser, ehrlicher, anständiger und erleichtert alles andre. Aber wenn ich's tue, wirst dann auch du — —?"

„Ich werde." Graf Sackow lehnte sich zurück und verschränkte die Arme.

Es war minutenlang still im Zimmer. Man sah es der Gräfin an, wie schwer sie mit sich rang. Als sie endlich zu sprechen begann, brannten ihre Wangen, zitterte ihre Stimme. „Du entsinnst dich wohl genau aller Umstände, unter denen wir uns vor vier Monaten hier trennten."

Er nickte. „Noch immer und sehr genau," sagte er bitter. „Du sagtest, du könntest nicht in Armut und Entbehrung, Not und Schande mit mir leben, du müßtest sterben ohne den Glanz und die Schätze, die du von Jugend an gewohnt und die das Leben lebenswert machen. Du zogest Schande mit einem andern vor, weil diese Schande vergoldet war. So war's doch, nicht? Oder irre ich mich?"

Sie hatte das Haupt gesenkt, während er sprach. „So war es," sagte sie leise. Sich wieder aufrichtend und ihm in die Augen blickend, fügte sie aber mit fester Stimme hinzu: „So kam es durch deine Schuld."

Er zuckte die Achseln. „An deiner Weltanschauung und Geschmacksrichtung trage doch ich nicht Schuld. In den fünf Monaten unsres ehelichen Zusammenlebens habe ich sie dir nicht beigebracht. Die stak wohl in dir."

„Aber daß es so kam, daran trägst du Schuld. Hast du nicht etwa dein und mein Vermögen verspielt, alles, alles, auch meinen Schmuck der Bank da unten in den Schlund geworfen, bis wir als Bettler dastanden?"

Der Graf biß sich auf die Lippen und zuckte abermals die Achseln. „Stimmt. Das bestreite ich nicht," gab er ruhig zu.

„Nun also. Und das nimmt dir das Recht, mir so höhnisch Vorwürfe zu machen, als wäre ich das verworfenste Geschöpf und trüge Schuld an allem. Richard, ich bitte dich, laß uns nicht so bitter reden! Sonst zerstörst du mir alle Hoffnung, die ich auf diese Stunde setzte."

Er sah sie groß an. „Hoffnung? Du sprichst in Rätseln, Olga. Bitte, erkläre dich!"

„Richard! Ich will mich schonungslos enthüllen, dir alles sagen, was ich seit jenem Tage erlebte und erlitt."

„Erlitt?"

„Ja, erlitt. Auf Rosen bin ich nicht gewandelt, glaube nur das nicht! Aber ich hatte und habe mein Ziel unverrückbar vor Augen, und darum gibt es nichts, was ich nicht täte und ertrüge, wenn es mich dem Ziele näher bringt. Und ich bin schon nahe gekommen; vielleicht ist es bald ganz erreicht, und dann ist die böse Zeit rasch vergessen und ein neues Leben beginnt. Oder vielleicht das alte in neuer Weise."

Aufmerksam horchte der Mann; er beugte den Oberkörper vor und stützte die Arme auf. Was war das? „Ich verstehe nicht," sagte er.

„Richard, der Russe, mit dem ich dich damals verließ, blieb nicht der unterwürfige, zarte Mensch, der er gewesen. Brutal war er, o Gott, so brutal! Geknirscht habe ich heimlich und mich gebäumt und geweint vor Wut und Erniedrigung und Schmerz und Scham. Aber ich habe geschwiegen und geduldet. Denn er vergoldete jede Brutalität, die er beging, überreich. Und des Goldes wegen nahm ich alles dahin. Vor drei Wochen hat er mich in Paris im Stich gelassen, und an jenem Tage habe ich auch wieder geweint, aber vor Freude, und habe gebetet und dem Himmel gedankt. Was der Russe mir gegeben hatte, konnte er mir ja nicht mehr nehmen, all die Juwelen, die er mir geschenkt. Ich habe sie schätzen lassen. Ich kann jeden Tag eine Viertelmillion dafür haben. Außerdem habe ich hunderttausend Francs auf der Bank." Zögernd, stockend sprach sie die letzten Sätze.

Er lachte höhnisch auf. „Sapristi! Handwerk hat goldenen Boden. Geradezu beneidenswert. Unter diesen Umständen allerdings — — Also da wäre ja schon fast die Hälfte von dem, was ich verloren habe, ersetzt. Durch einen einzelnen Mann obendrein! Die Russen sollen leben, die braven Landsleute des Urahnen. Kompliment, Olga, du verstehst das Metier."

Sie faltete wieder beschwörend die Hände.

„Nein, nichts," stieß er rauh hervor und hob abwehrend den Arm.

„Richard, wenn's auch noch so verächtlich ist — ich weiß das ja — mein Ziel — —"

„Heiligt die Mittel," unterbrach er mit sarkastischem Lachen.

„Ja." Sie nickte und sah dem Mann kühn ins Antlitz.

Er lächelte spöttisch, machte mit dem Haupte eine kleine Verneigung und zuckte die Achseln.

„Du zuckst die Achseln," begann sie wieder.

Er fiel ihr ins Wort. „Bitte, nur darauf nicht zu achten! Das ist meine schöne Gewohnheit geworden seit vier Monaten. Mir ist nämlich kein andres Mittel mehr übrig geblieben zur Existenzmöglichkeit." Da sie ihn verständnislos anstarrte, erklärte er: „Nun ja. Wenn ich nicht über die Existenz, die ich führe, über all die herrlichen Dinge, die mir begegnen, mir mit einem Achselzucken hinüberhelfe, kann ich mich bloß erschießen. Andres gibt's nicht."

Eine Träne stieg ihr ins Auge, ihre Lippen bebten. Er sah es, und würgend griff ihm die Angst vor weichlicher Rührung an die Kehle. Er schüttelte und räusperte sich. „Und weiter?" fragte er möglichst unbefangen.

Sie nahm sich wieder zusammen. „Und weiter?“ sagte sie leise. „Ich hatte Glück, wie man das so nennt. Ein andrer Mann, ein Südamerikaner, hatte sich wahnsinnig in mich verliebt und bot mir am selben Tage, an dem der Russe mich verließ, sein Geld, sein Herz und seine Hand an.“

Der Graf fuhr auf; er war tief erblaßt und zitterte vor Erregung. „Und du? Du nahmst an?“ fragte er heiser.

„Ja. Sein Geld.“

„Und kamst mit ihm hierher?“

„Ja. Warum fragst du so eigentümlich?“

„Weil, weil,“ stieß er rauh hervor. „Nichts, nichts,“ fuhr er gurgelnd fort.

„Richard!“

„Nein, nein. Es ist vorüber. — Also du kamst mit ihm hierher?“

„Ja.“

„Wann?“

„Was ist dir?“

„Wann?“ Wie ein Schrei klang die Frage.

„Vor acht Tagen.“

„Und — und der Mann spielt auch, nicht wahr? Er ist sehr reich, was?“

„Ja.“

„Braungelbes Gesicht, schwarzer Bart, Rastaquouère-Typ?“

Jetzt schrie sie auf, tief erbleichend, und erhob sich ungestüm. „Du kennst ihn?“ stammelte sie.

Er warf sich in den Sitz zurück und lachte krampfhaft wie ein Toller.

„Um Gottes willen, was bedeutet das?“ Sie fragte es voll namenloser Angst.

Der Graf schien sich nicht beruhigen zu können. Viele Augenblicke verstrichen, ehe sein krampfhaftes Lachen verstummte. Dann warf er dem Weibe einen seltsamen Blick zu, den sie nicht erfaßte und der sie durchschauerte.

„Was ist dir, Richard?“

„Nichts. Das ist nur so lustig, was du da erzählst. Ich hab darüber lachen müssen.“

„Lustig?“

„Ja, natürlich. Nein, ich kenne den Mann nicht; aber ich glaube ihn heute gesehen zu haben.“

Tiefe Röte überzog ihr Antlitz. Sie sank in den Sitz zurück und bedeckte mit beiden Händen die Augen.

„Du schämst dich doch deines guten Geschmackes nicht, Olga?“ fragte er mit bissiger Gutmütigkeit.

Der Ton gab ihr die Fassung wieder. „Geschmack? Ich gewinne das Geld zurück, das du verloren hast,“ sagte sie hart.

„Ah so! Ja, richtig!“

„Für dich und für mich,“ fuhr sie unbeirrt in gleichem Tone fort.

Er starrte sie an. „Und mich?“

„Und dich.“

Er prallte zurück. Dann nahmen seine Züge einen eisig hochmütigen

Ausdruck an. „So, so. Das also ist die erträumte Zukunft? Zu gütig, Olga. Aber, siehst du, so viel Talent, wie du zur Dirne hast, habe ich zum Zuhälter nicht."

„Richard!"

„Verzeihung! Ich hätte das auch in höflichere Formen kleiden können. Stimmt."

„Hör mich, ich will ja zu dir dann zurückkehren — und dir allein, ganz allein angehören. Verstehst du denn nicht? Und wir wollen ein neues Leben gemeinsam beginnen."

„Danke. Ich lebe nicht von dem Gelde andrer, das meine Frau sich auf diese Weise erwarb."

„Aber — —"

„Kein Wort mehr, Olga!" Gebieterisch, hochmütig, abweisend klang es.

Nun rang sie mit ihm um ihn, um die erträumte Zukunft — heißer, verzweifelter, je mehr er abwehrte und je kälter er sie zurückwies.

„Richard, ich beschwöre dich, sprich nicht so! Bedenke — —"

„Danke. Bitte, laß das!"

„Hast du danach gefragt, wie deine Ahnen, deren Vermögen du erbtest, ihr Geld erwarben?"

„Die waren nicht meine Frau."

„Und wenn du mich kennen gelernt hättest, nachdem ich ein solches Leben hinter mir gehabt — hättest du mich nicht dann auch geliebt und mit mir geteilt?"

„Nein. Geliebt vielleicht, geheiratet kaum, geteilt gewiß nicht."

„Richard, sieh doch, was ich tat und erduldete — es geschah alles nur, weil ich — —"

Schrill lachend, unterbrach er sie. — „Dich liebe? Was? Das wolltest du wohl sagen?"

„Ja, tausendmal ja."

Er sprang auf und nahm Hut und Stock. „Adieu, Olga! Bonne chance!"

Sie warf sich vor ihm nieder, umklammerte seine Knie, schrie und stammelte seinen Namen.

Einen Augenblick zuckte es in ihm, als müsse er das Weib voll Abscheu von sich stoßen, mit Füßen treten. Aber plötzlich fühlte er das Blut heiß emporwallen. Er beugte sich herab und streichelte ihr Haar.

Sie blickte zu ihm auf. Das Leuchten der Hoffnung stieg in ihre Augen. Er schüttelte sanft und ernst das Haupt. „Nein, das nicht. Aber leid tust du mir, Kind."

Sie umfaßte wilder seine Knie und schluchzte.

„Steh auf, Olga," bat er sanft. „Wenn du mir folgst, sag ich dir etwas, was dich trösten wird."

Sie gehorchte und blickte mit angstvoll glitzernden Augen den Mann an.

Der Graf stützte sich auf den Stock. „Etwas, was dich trösten wird, Kind," sagte er. „Denn geteilte Schande ist halbe Schande, nicht wahr? Weißt du, wovon ich lebe und wie?"

Sie schüttelte verneinend das Haupt.

„Der letzte Sackow sitzt, von allen im Stich gelassen, hier im Sumpf, und kann nicht heraus und will's nicht mehr. Seit heute weniger denn je. Er lebt schäbig in einer billigen Pension in den Kondaminen und sitzt täglich im Spielsaal, gebannt an den Ort, der sein Geld und seine Ehre verschlungen hat, ihm sein junges Weib gestohlen und sein Leben vernichtet hat. Es hält ihn eisern hier zurück. Aber nicht eiserne Armut hält ihn, sondern die Erinnerung an Ehre, Weib und Geld. Bis an sein Lebensende, das heute oder morgen kommt, sieht er sich diese Plätze hier an und erinnert sich an alles; er weicht kaum von den Spieltischen, die ihm alles genommen haben. Wollust des Schmerzes nennt man das. Aber er spielt nicht mehr. Da er indes leben muß, solange er eben leben will, muß er sein tägliches Brot sich verdienen. Er tut's auch, allerdings in bescheidenerer Weise als die Gräfin Sackow. Er tritt um kleine Goldstücke passionierten Spielern den Sitz am Tische ab — so oft am Tage, als es eben glückt. Und so — —" Der Graf nahm den Hut in die Hand, die den Stock hielt, und griff mit der freien Hand in die Westentasche. „Und so hat er heute unter anderm auch wieder Geld verdient. Hier, Olga, hast du vierzig Francs, die dir gehören. Denn ich erhielt sie von — von deinem Südamerikaner."

Er legte zwei Goldstücke auf ein Tischchen, verbeugte sich und schritt der Türe zu. „Adieu, Olga!"

Das Weib hatte ihm in starrem Entsetzen wie gelähmt zugehört. Jetzt schrie sie wild auf und stürzte dem Manne nach.

Er blieb stehen, wandte sich und sah sie ernst an. „Ich hab dir das erzählt, um dich zu trösten. Du siehst, auch ich friste mein Leben durch eigene — eigene — — sagen wir Kraft. Das klingt in beiden Fällen schöner."

Sie schluchzte fassungslos. „Geh nicht so von mir, nicht so, Richard! Ich flehe dich an. Soll das der Abschied, das Ende — —?" Ihre Stimme brach.

„Du hast recht. Ein liebes Wort, eine liebe Tat gebe ich dir mit auf deinen Weg. Allerdings mit dem berüchtigten Achselzucken. Sonst brächt ich's nicht über mich. Olga, mein russischer Urahn hat sich Titel und Vermögen durch seine Leistungen als Geliebter einer Herrscherin erworben, also durch das, was ich stolz ausschlug. Der selige Ahn Zuhälter muß also mir als dem Letzten meines Namens wohl auch verzeihen, wenn ich behaupte, daß der Titel durch Sesselvermieten und Dirnentum eigentlich weniger geschändet wird als durch seinen Ursprung. Darum sehe ich nicht ein, warum der letzten Gräfin Sackow Name und Titel nicht zustatten kommen soll. In deinem Metier ist der Titel, der echte, gute, alte Name, von Nutzen. Behalte ihn, Olga, trage ihn! Ich ziehe meine Bedingung, die ich vor vier Monaten stellte, zurück. Und nun — leb wohl!"

Rasch ging er. Als sie ihm verzweifelt nacheilte, prallte sie an das Holz der Türe, die er ungestüm hinter sich zugezogen hatte. Aufstöhnend brach sie zusammen.

Die Entdecker Japans.

Nicht von denen soll hier die Rede sein, die Japan in alter Zeit entdeckt oder in neuerer die Jahrhunderte hindurch unterbrochen gewesenen politischen und Handelsbeziehungen mit ihm wieder angeknüpft haben, sondern von denen, die in stillerer und anspruchsloserer Arbeit damit beschäftigt sind, uns die innersten Gedanken und seelischen Regungen des Volkes kennen zu lehren, das die Inseln der alten Zipanesen bewohnt und dem jetzt mehr als ihm gut ist von bewußten und unbewußten Schmeichlern alle möglichen Tugenden des Altertums und der Neuzeit zugeschrieben werden. So leisten auch sie neben der psychologischen Arbeit eine sozialpolitische, die, wenn wir die Japaner und das, was ihre Herzen und ihren Verstand bewegt, wirklich verstehen wollen, nicht gering angeschlagen werden darf. Nicht der erste von diesen Arbeitern des Geistes — das war Algernon B. Mitford, der jetzt den Namen Lord Reddesdale führt — wohl aber der bedeutendste unter ihnen, was den rein psychologischen Teil der Arbeit anbetrifft, war Lafcadio Hearn. Wir müssen leider sagen: war, denn er, dessen Bekanntschaft mit deutschen Lesern zuerst die „Deutsche Rundschau“ [1]) vermittelt hat, ist nicht mehr, und statt einer neuen Arbeit aus seiner fleißigen Feder liegt uns nur ein Buch vor, das eine langjährige Freundin, Mrs. Elisabeth Bisland, seinem Andenken gewidmet hat [2]). Zwei starke Bände bringen uns eine kurze, zu kurze Lebensbeschreibung und sehr zahlreiche, fast zu zahlreiche Auszüge aus seinen Briefen an verschiedene Personen — zu zahlreiche, weil ihre Zahl und Länge nicht immer im richtigen Verhältnis zu dem Interesse steht, das die Mehrzahl der Leser an den in ihnen behandelten Fragen nehmen kann. Trotzdem ist das Werk ein höchst wertvoller Beitrag zu unsrer Kenntnis der Entwicklung der Tendenzen und der Tätigkeit des Verfassers. Ein höchst wertvoller, wenn auch kein erfreulicher. Unangenehme Familienverhältnisse, unter denen der Knabe schwer gelitten zu haben scheint, eine seiner Art und Weise wenig zusagende Erziehung, zuerst in einem Jesuitenkolleg in Nordfrankreich, dann in England, in dem römisch-katholischen Kolleg von Ushan in Durham, zuerst unterbrochen durch einen Zufall, der ihn des Gebrauchs des einen Auges beraubte und für ihn während seines ganzen Lebens eine Veranlassung fortwährender Qual wurde; dann einige traurige Jahre, von 1866—1869, in London, in denen die Sonnentage die gewesen sein dürften, die er in einem Arbeitshause oder auf einem Heuboden zubrachte, auf dem er nackend ins Heu kroch, endlich zwei Jahre in New York, wo er bei Hungerlöhnen sich das Brot vom Munde absparte, um mit selbstgekauften Büchern die Lücken seines Wissens auszufüllen. Das waren Prüfungen und Erfahrungen, die in dem Gemüt des übersensitiven Jünglings — er war, als er sie überstanden, noch nicht einundzwanzig Jahre alt — einen unauslöschlichen Eindruck hinterlassen mußten. Von New York ging Hearn nach Cincinnati, wo er zuerst als Setzer und Korrekturleser, dann als Journalist Beschäftigung fand. Es ist bezeichnend für die Natur seines Talents, daß es eine Berichterstattung im Hoffmannschen Stil über eine „grausliche“ Mordtat war, die zuerst die Aufmerksamkeit des Chefredakteurs des „Inquirer“ und des größeren Publikums auf ihn lenkte. Die Sehnsucht nach einem wärmeren Klima und wohl auch das Gefallen an dem eigentümlicheren, seinem Gefühl mehr zusagenden südlichen Leben trieb ihn 1877 nach New Orleans, wo er

[1]) Deutsche Rundschau, Oktober 1900.

[2]) The life and letters of Lafcadio Hearn by Elisabeth Bisland. With Illustrations. In two volumes. London, Archibald Constable and Co. Ltd. Boston and New York, Houghton, Miflin and Co. 1906.

seine journalistische Tätigkeit fortsetzte, zugleich sich aber auch anderweitig literarisch beschäftigte. Er veröffentlichte eine Übersetzung von Théophile Gautiers „Contes" und drei Bücher: „One of Cléopatra's nights", „Stray leaves from strange literature" und „Same Chinese Ghosts", dann einzelne Abschnitte, die zum Teil schon früher in Zeitschriften veröffentlicht worden waren. Größeres Aufsehen erregte aber erst „Chita, a story of Lost Island", die zuerst kapitelweise in Harpers Magazine erschienene Erzählung einer Episode aus den furchtbaren Katastrophen, die mit Sturm und Flutwellen 1856 die im Golf von Mexiko an der Mündung des Mississippi gelegene Insel Isle Derniere fast vollständig vernichtete und von dem paradiesischen Badeort nur eine bei niedrigem Wasser trocken liegende Sandbank übrig ließ. Er sammelte das Material dazu auf der in der Nähe des Vorganges gelegenen Grande Isle, auf der er 1886 einige Zeit zubrachte. Es war ein merkwürdiges Spiel des Zufalls, daß auch diese Insel einige Jahre später in derselben Weise unterging wie die Isle Derniere, und daß bei der Gelegenheit die Episode, die der Dichter aus freier Phantasie geschildert, die Rettung eines jungen Mädchens durch Fischer, bei denen die Totgeglaubte erst nach längerer Zeit wieder entdeckt wurde, sich tatsächlich ereignete. Die Neigung Hearns für exotische Zustände und tropische Umgebung, die durch diesen Besuch im Golf von Mexiko neue Nahrung erhalten hatte, veranlaßte ihn, seine Stellung bei dem „Times-Democrat" aufzugeben und 1877 eine längere Reise nach den Windward Islands (in den Kleinen Antillen) anzutreten, die ihn bis nach Britisch-Guiana führte. Das Ergebnis dieser Reise, mit der er einen längeren Aufenthalt in St. Pierre auf Martinique, der durch den jüngsten Ausbruch des Mont Pelée zerstörten Stadt, verband, war sein Buch „Tree years in the french Indies". Da ihm das Geld ausgegangen war, kehrte er 1889 nach New York zurück, wo er die Herausgabe von „Chita" als Buch veranlaßte, und bald danach im Auftrage des großen Verlagshauses von Harper & Brothers mit einem Zeichner nach Japan ging, um von dort eine Serie von illustrierten Artikeln für sie zu schreiben. Hearn machte sich indessen bald aus diesem Verhältnisse frei, da er erfuhr, daß der Zeichner das Doppelte von dem erhielt, was die Firma ihm zahlte. Von da an blieb er als Lehrer an öffentlichen Schulen und an der Universität in Tokyo, in Japan, wo er eine Japanerin heiratete und selbst japanischer Untertan wurde bis zu seinem am 26. September 1904 erfolgten Tode, ohne daß er Amerika oder Europa wiedergesehen hätte.

Hearn war ein unglücklich veranlagter Mensch. Seine angeborene, durch traurige Jugenderfahrungen noch vermehrte Schüchternheit und Zurückhaltung und eine abnorm zu nennende Empfindsamkeit brachten ihn in fortwährenden Konflikt mit der Wirklichkeit. Ein Blick, ein Wort, die auf eine kräftigere Natur gar keinen Eindruck gemacht haben würden, waren für ihn eine Ursache persönlicher Qual oder bittersten Grolls, die außer jedem Verhältnis mit dem Vorfall selbst standen. So verlor er fast alle seine früheren Freunde oder ließ sie fallen. Professor Basil Hall Chamberlain, der zu den letzteren gehörte, sucht die Erklärung für diesen Charakterzug in Hearns ausgeprägtem Idealismus. Er sah seine Freunde in den ersten Zeiten des Zusammenseins nicht, wie sie wirklich waren, sondern wie er sie sich dachte und ausmalte. So verehrte er sie mit dem ganzen Feuer seiner griechischen Seele, bis er, der im Grunde genommen ein scharfer Beobachter war, sich überzeugte, daß seine Ideale tönerne Füße hatten, und er war dann empört darüber, weil er glaubte, daß sie ihn getäuscht, während er sich nur selbst getäuscht hatte. Seine starren philosophischen Meinungen ließen ihn außerdem alle, die diese nicht oder nur lauwarm teilten, als intellektuelle Schwächlinge verachten. So kam es, daß er schließlich freundschaftlichen Verkehr nur mit solchen unterhalten konnte, denen er im täglichen Leben, fern von allen höheren geistigen Interessen, begegnete. Er muß am meisten unter dieser Vereinsamung gelitten haben, denn er besaß das liebevolle Gemüt eines Kindes, es tat ihm weh, wenn er Sympathien verlor oder, was auf dasselbe herauskam, sie entzog. Der Verkehr mit Japanern konnte ihm

keine Entschädigung für das Fehlen von Freunden aus der eigenen Rasse bringen, denn er hatte bald gefunden, daß eine geistige Verständigung zwischen Osten und Westen nicht möglich sei. Wenige Jahre nach seinem Eintreffen in Japan schrieb er: „Die verschiedene Art des Denkens und die Schwierigkeiten der Sprache machen es für einen gebildeten Japaner unmöglich, in der Gesellschaft eines Europäers Vergnügen zu finden. Hier ist eine erstaunliche Tatsache. Das japanische Kind ist dir so nahe wie ein europäisches, näher vielleicht und einnehmender, weil unendlich natürlicher und natürlich feiner. Bilde seinen Geist aus, und je mehr er gebildet wird, desto mehr entfernst du das Kind von dir. Warum? Weil sich hier das Rassen-Antipodentum zeigt. Da der Orientale von Natur nach links denkt, wo wir nach rechts denken, so wird er, je mehr du ihn ausbildest, um so mehr in entgegengesetzter Richtung von dir denken." Je länger Hearn in Japan lebte, desto fester wurde diese Überzeugung von der geistigen Unverträglichkeit zwischen Ost und West in ihm, und seine Briefe enthalten zahlreiche Beweise dafür.

Der erste Eindruck, den Japan auf ihn machte, muß eine Enttäuschung gewesen sein. Er schreibt einem Freunde: „Sehr nett, von meiner ‚Feuerfeder' zu sprechen. Ich habe sie verloren. Die Tatsache ist eben, daß sie hier nicht zu gebrauchen ist. Hier ist kein Feuer. Alles ist weich, träumerisch, ruhig, blaß, undeutlich, niedlich, unbestimmt, hingehaucht, traumbildartig — ein Land, in dem Lotus einer der gewöhnlichen Bestandteile der Tageskost ist — und wo es kaum einen ordentlichen Sommer gibt. Selbst die Jahreszeiten sind schwache, schemenhafte Dinge. Bilden Sie sich nur nicht ein, daß es keine Tropen gibt. Ach, die Tropen, sie ziehen noch an meinen Herzfasern. Wahrhaftig, mein wahres Feld war dort — in den lateinischen Ländern, in Westindien und dem spanischen Amerika; und mein Traum war, die alten, zerbröckelnden portugiesischen und spanischen Städte heimzusuchen, den Amazonenstrom und den Orinoco hinaufzudampfen und Romanzen zu sammeln, wo niemand anders sie finden konnte. Und ich würde es getan und Bücher gemacht haben, die sich zwanzig Jahre lang verkauften." Trotz dieser Vorliebe für die Tropen, ihre glühende Sonne, ihre Farbenpracht und ihr überquellendes Leben hat Hearn es verstanden, uns das Traumland Japan nahe zu bringen, näher vielleicht als alle die, die sonst zeitweilig oder dauernd dort geweilt und ihre Eindrücke zu Papier gebracht haben. Als Folklorist ist er unübertroffen; als Völkerpsychologe wird man, was er gegeben hat, mit etwas größerer Vorsicht aufnehmen müssen. Wie er im persönlichen Leben den Maßstab seiner Ideale zum eigenen Schaden an seine Freunde anzulegen pflegte, hat er wohl auch als Psychologe vieles idealisiert, was dem Japaner etwas Alltägliches, halb Unbewußtes geworden war. Darum muß daran festgehalten werden, daß sein letztes Werk „Japan, an attempt at interpretation", weil sein abgeklärtestes, auch sein bestes ist.

Einige Bemerkungen seien hier noch gestattet. Wer sich überzeugen will, wie tief die klassische chinesische Schule heute noch im Wesen der Japaner steckt, der lese die Beschreibung, die Hearns Gattin und Freunde von ihm geben: „Sehr regelmäßig und sehr fleißig in seinem Unterricht, fehlte er nie, wenn er nicht krank war . . . Er gebrauchte nie einen Regenschirm . . . Er liebte es, in lauwarmem Wasser zu baden . . . Er fürchtete die Kälte, und sein Studierzimmer hatte einen eisernen Ofen und doppelte Türen, aber selbst in der größten Kälte trug er keine Handschuhe." Wem fällt dabei nicht unwillkürlich die Beschreibung ein, welche die Schüler des Konfuzius im „Lun Yü", den „Gesprächen ihres Meisters", von seinen Gewohnheiten geben?

Seine Schriften scheinen Lafcadio Hearn wenig genug eingebracht zu haben. Er schreibt im Januar 1903: „Literarische Arbeit ist vorbei für mich. Wenn man sich dem Rätsel gegenüber befindet, wie man leben soll, müssen Schwärmen und Träumen und literarische Liebesarbeit aufhören. Es bezahlt nicht. Ein Buch bringt mir ungefähr 300 Dollar (1200 Mark), nachdem ich zwei Jahre gewartet habe. Meine letzte Einnahme von vier Büchern (für sechs Monate) betrug 44 Dollar

(176 Mark)." — Eben kein besonderes Zeugnis, das er seinen Verlegern ausstellt, die viel an ihm verdient haben müssen. Daß Hearn vor seinem Tode aus seiner Anstellung an der Universität von Tokyo entlassen worden, ist bekannt. Er schreibt darüber 1903: „Am 31. März bin ich, wie ich vorausgesehen, aus der Universität hinausgedrängt worden, unter dem Vorwande, daß ich als ein japanischer Bürger nicht zu einem Gehalt berechtigt sei, wie ein Fremder es empfinge. Da die Studenten einen scharfen Protest zu meinen Gunsten machten, ist mir ein Wiederengagement unter Bedingungen angeboten worden, die mir unmöglich machten, es anzunehmen. Man verweigerte mir auch das Geld, das die Professoren nach sechsjährigem Dienst zu einem neunmonatigen Urlaub erhalten. Und ich hatte sieben Jahre gedient. So ist das Lange und Breite von der Sache, daß ich, nachdem ich dreizehn Jahre für Japan gearbeitet und alles für Japan geopfert habe, einfach aus dem Dienst getrieben und tatsächlich aus dem Lande verbannt worden bin." Wie hier bemerkt werden mag, war Hearn japanischer Untertan geworden, um seiner Gattin ihre Rechte als japanische Untertanin zu erhalten. — Der Lohn, den er dafür erhalten, spricht eben nicht für die japanische Regierung.

Schon in dem Februar-Heft 1906 der „Deutschen Rundschau"[1]) ist der Befriedigung darüber Ausdruck gegeben worden, daß eine deutsche Übersetzung von Hearns „Kokoro" erschienen sei. Es liegt jetzt aus demselben Verlage ein zweiter Band „Izumo, Blicke in das unbekannte Japan", vor[2]). Die Übersetzung ist wieder sehr zu loben, aber bedauerlich, daß die Verlagsanstalt sich nicht hat entschließen können, das ganze Werk „Glimpses of unfamiliar Japan" oder wenigstens einen Band desselben unverändert zu geben. So enthält die Übersetzung von den 27 Abschnitten der beiden Bände nur acht, und einzelne nicht einmal vollständig, überhaupt etwas willkürlich zusammengestellt. Der Obertitel „Izumo" (wäre Idzumo, wie z. B. Nachod schreibt, nicht besser?) ist irreführend, denn Enoshima, von dem der vierte Abschnitt der Übersetzung handelt, liegt nicht in Izumo. Aber da, wie gesagt, die Übersetzung gut ist, wollen wir uns auch über das hier Gebotene freuen, bis wir einmal einen unverkürzten Hearn erhalten.

Ein andrer Entdecker Japans ist Dr. Florenz[3]), der seit langer Zeit emsig und mit Erfolg daran arbeitet, der deutschen Lesewelt die Schätze der japanischen Literatur zugänglich zu machen. Von ihm liegt der zweite (Schluß-) Band seiner „Geschichte der japanischen Literatur" vor, deren erster bereits an der vorher erwähnten Stelle besprochen worden ist. Dieser zweite umfaßt die nachklassische Zeit und den Verfall der höfischen Literatur 1186—1601, die Renaissance und Blüte der Volksliteratur 1601—1868 (1668 ist ein nicht verbesserter Druckfehler) und die neueste Zeit, d. h. das Zeitalter des europäischen Einflusses. Der beschränkte Raum gestattet leider nicht näheres Eingehen, aber es soll doch erwähnt werden, daß wir hier höchst interessante Mitteilungen empfangen über das japanische Drama, die Entwicklung des japanischen Schauspielhauses aus Tempeltänzen und Gesängen, das lyrische Drama, allgemeiner als „No" bekannt, den Schwank, die „Kabuki", pantomimische, meistens etwas lockere Tänze, die „Yoruri", Deklamationen mit Musikbegleitung, die Puppenspiele und die neueren „Kabuki", die sehr unsern Ideen vom Drama entsprechen. Wie in der jüngsten Zeit sich neben englischen und amerikanischen Einflüssen auch die der deutschen Literatur fühlbar gemacht hat, so sind unter andern Hoffmanns „Fräulein v. Scudery" ins Japanische übersetzt, Lessings „Emilia Galotti" und Calderons „Richter von Zalamea" (nach deutscher Übersetzung) auf die japanische Bühne gekommen. Sonst sind „Hamlet", „Othello", „Macbeth",

---

[1]) Neuere Literatur über Japan und Rußland.

[2]) Lafcadio Hearn, Izumo, Blicke in das unbestimmte Japan. Übersetzung aus dem Englischen von Bertha Franzos. Buchschmuck von Emil Orlik. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt Rütten & Loening. 1907.

[3]) Geschichte der japanischen Literatur. Von Dr K. Florenz. (Die Literaturen des Ostens in Einzeldarstellungen. Band X. Zweiter Halbband.) Leipzig, C. F. Amelang. 1905.

„Der Kaufmann von Venedig", Daudets „Sappho", „Francesca da Rimini" (nach Dante), „Monna Vanna", „Hernani", daneben aber auch große Trilogien aus der alten japanischen Geschichte, räuberische Tendenzstücke und sogar Musikdramas à la Richard Wagner in das Repertoire der japanischen Theater der letzten zwanzig Jahre aufgenommen worden. Viel davon ist der Nachahmungs- und Reklamesucht entsprungen, aber es ist jedenfalls der Mühe wert, die Wirkungen zu verfolgen, die Europa nach Inhalt und Form auf die dramatische Dichtung in Japan auszuüben beginnt. Auch die weitere Entwicklung der erzählenden Literatur, in der Bakin (Takizawa Kai, geb. 1767) mit Recht einen Hauptplatz einnimmt, ist von Dr. Lorenz vortrefflich behandelt, und ebenso bieten die Abschnitte über die Epigramme und Scherz- und Spottgedichte viel des Bemerkenswerten. Eins der letzteren ist gegen den Fürsten Matzudaira Sadanobu gerichtet, der als Minister der Tokugawa-Regierung den Samurai wiederholt einschärfte, schlicht zu leben und sich der Pflege von Wissenschaft und Ritterwesen, Bun und Bu eifrig zu ergeben. Shokusanjin machte darauf unter Benutzung der onomatopoetischen Bedeutung von „Bumbu" für „Mosquitogesumme" und einen andern doppelsinnigen Ausdruck folgendes Gedichtchen:

In dieser Welt
Gibt es kein einzig Ding
So lästig wie Mosquitos.
Bumbu fur-fur, so singen sie,
Daß man auch nachts nicht schlafen kann.

Was auch so verstanden werden kann:

In dieser Welt
Gibt es kein einzig Ding,
So lästig als wie dieses:
Das ewige Getratsch von Bun und Bu,
Drob man auch nachts nicht schlafen kann.

Die hohe Obrigkeit konnte sich eine solche Verspottung natürlich nicht gefallen lassen und zog den Sünder zur Verantwortung; es soll ihm aber gelungen sein, sich herauszureden und ohne Strafe davonzukommen.

Auch ein Franzose, der Marquis de la Mazelière, ein bekannter Schriftsteller über indische und ostasiatische Fragen, ist bemüht, seinen Landsleuten in einem größeren Werke[1]) das Wesen des Landes und seiner Bewohner zu erklären. Von dem auf fünf Bände berechneten Buch sind bis jetzt die drei ersten: das alte Japan, das feudale Japan und das Japan der Tokugawa erschienen; Band IV und V sind für das moderne Japan bestimmt. Nach einer längeren allgemeinen geographisch-ethnographischen Einleitung geht der Verfasser auf sein eigentliches Thema über, schildert die Zustände, wie sie in Japan vor der Berührung mit der kontinentalen chinesischen Kultur bestanden, und den Einfluß, den die letztere durch den Konfuzianismus und Buddhismus wie durch ihre Staatseinrichtungen auf Japan ausgeübt hat. Die Entstehung des Feudalstaates und die Kämpfe zwischen den einzelnen Familien, die mit dem schließlichen Siege der Tokugawa endigen, werden eingehend beschrieben und dabei auch der Entwicklung von Kunst und Literatur und den Veränderungen in der Lebensführung aller Klassen der Bevölkerung gebührende Aufmerksamkeit zugewendet. Das Buch ist auch deutschen Kreisen zu empfehlen, da es dem anekdotischen Teil der Geschichte Rechnung trägt, und so eine unterhaltende Lektüre bildet. Dem Erscheinen der noch fehlenden Bände ist mit der Erwartung entgegenzusehen, daß der Verfasser diesen schwierigsten Teil seiner Aufgabe gleich glücklich lösen werde. M. v. Brandt.

[1]) Marquis de la Mazelière, Le Japon, Histoire et Civilisation. Avec nombreuses illustrations hors texte. 5 Vol. Paris, Plon-Nourrit et Cie. 1907.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte Juli.

Die sommerliche Ruhe und die Friedensstimmung der Welt sind auch in den jüngst vergangenen Wochen von keinem Ereignis gestört worden. Im Gegenteil, die Verträge, Abkommen und Annäherungen zwischen den verschiedenen Staaten vermehren sich, die politische Atmosphäre ist von gegenseitigen herzlichen Einverständnissen und freundschaftlichen Versicherungen erfüllt. Der französisch-japanische Vertrag wurde am 17. Juni amtlich veröffentlicht: er sichert den Franzosen in Japan und den Japanern in den französischen Kolonien Tongking und Anam die Behandlung als meist begünstigter Nation zu; er erklärt, daß beide Regierungen übereinstimmen, die Unabhängigkeit und Unversehrtheit Chinas und den Grundsatz der gleichen Behandlung aller Nationen und ihres Handels in China anzuerkennen und zu respektieren, und sich gegenseitig zur Aufrechterhaltung ihres Besitzes verpflichten. Diesem Vertrage folgte ein Abkommen zwischen Frankreich, Spanien und England über ihre Stellung im Mittelmeere und im westlichen Teile des Atlantischen Ozeans, und für den Ausgang des Monats Juli wird der Abschluß der russisch-englischen Verhandlungen über Persien, Afghanistan und Tibet angekündigt. Das sind gleichsam die kleinen Planeten, die sich um die große Zentralsonne der Friedenskonferenz drehen. Sie ist am Sonnabend, den 15. Juni, nachmittags um 3 Uhr in dem alten Ritter- und Ständesaal der niederländischen Provinzen im Haag, da sich das idyllische Haus im Busch, in dem die erste Friedenskonferenz 1899 tagte, zu klein für die zahlreiche Versammlung erwies, in feierlicher Rede von dem holländischen Minister der auswärtigen Angelegenheiten, van Tets van Goudriaan, im Namen seiner Königin begrüßt und von dem russischen Botschafter Nelidow als Präsidenten eröffnet worden. Mit allem Pomp und im Stil einer bedeutsamen Staatsaktion. Siebenundvierzig Staaten sind auf der Konferenz vertreten, manche durch fünf Abgesandte. Seit der ersten Versammlung hat der Gedanke, durch Schiedsgerichte und Verhandlungen kriegerische Verwicklungen einzuschränken, Fortschritte gemacht bei den Regierungen wie in der Volksmeinung. Weder der Krieg zwischen den Buren und Engländern noch der zwischen den Russen und den Japanern haben der Friedensstimmung Abbruch getan, vor allem nicht bei den Diplomaten. Van Tets van Goudriaan und Nelidow wetteiferten im Lobe der ersten Friedenskonferenz und malten ihre Erfolge im rosigsten Lichte. „Wir wollen zwar nicht vergessen," sagte Nelidow, „daß es Fälle gibt, wo Ehre, Würde und wesentliche Interessen auf dem Spiele stehen im Leben der Völker, und wo diese keine andre Autorität als die ihres eigenen Urteils und Gefühls werden anerkennen wollen, das darf uns aber nicht den Mut nehmen, auf den Weltfrieden und die Brüderlichkeit der Völker zu sinnen." Und so sehen wir denn die Konferenz eifrig an der Arbeit; sie hat sich in vier Kommissionen: die erste für die Revision des Schiedsgerichtswesens, die zweite für Fragen in betreff des Landkrieges, die dritte und vierte für den Seekrieg

verteilt. Die Ausdehnung der Genfer Konvention auf den Seekrieg, das Bombardement von Handelsstädten, die Prisengerichte, die Kriegskontrebande, die Freiheit und der Schutz des Privateigentums auf den Handelsschiffen bieten hier den reichsten Stoff zu Verhandlungen und die Möglichkeit zu praktischen Erfolgen. In diesen Kommissionen hat die deutsche Delegation durch eine Reihe von Vorschlägen über die Einsetzung eines Haager Appellhofes zur Prüfung der Entscheidungen der Prisengerichte der kriegführenden Mächte und die Einführung des Roten Kreuzes in die Seeschlacht ihre rege Teilnahme an der Arbeit der Konferenz bewiesen.

Leider üben diese Bemühungen zur Herstellung des allgemeinen Friedens nicht den geringsten Einfluß auf den Ausgleich der bürgerlichen Parteiungen und Zwistigkeiten in den einzelnen Ländern aus. Es gibt für das moralische Empfinden kaum einen tieferen Gegensatz als diese überschwänglichen Friedenspreisungen der Diplomaten in dem Rittersaal des Haags und die Auflösung der zweiten Duma in Rußland und die aufständische Bewegung der Weinbauern in Südfrankreich. Die Volksmassen, diesem Eindruck kann sich der Beobachter nicht entziehen, werden von andern Trieben, Leidenschaften und Bedürfnissen bewegt als von den Fragen und Problemen, die auf der Konferenz zur Verhandlung kommen, und wenn sie verlangen, daß erst ihrer Not geholfen werde, ehe man die Einschränkung der Rüstungen zu Land und See theoretisch erörtert, so kann man dieser Forderung ihre Berechtigung nicht absprechen.

Der Erlaß des Zaren, der die Auflösung der zweiten Duma anordnete, erschien in der Nacht vom 15. zum 16. Juni. Der Hauptvorwurf, der darin gegen sie erhoben wird, war die Weigerung der Versammlung, sechzehn ihrer Mitglieder von der sozialdemokratischen Gruppe, die von der Regierung, auf die Mitteilungen der Polizei hin, der Teilnahme an einer Verschwörung gegen den Staat und den Zaren beschuldigt wurden, verhaften zu lassen. Als die Duma die Angeklagten nicht unverzüglich ausliefern wollte, sondern eine Kommission zur Prüfung ihrer Schuld und der Forderung der Regierung ernannte, erfolgte ihre Auflösung. Der Ukas des Zaren sieht „die Ursache des zweimaligen Mißerfolges der Duma" in der Neuheit der Einrichtung und in der Unvollkommenheit des Wahlgesetzes: so seien Männer gewählt worden, die nicht die wahren Vertreter der Bedürfnisse und Wünsche des Volkes waren. „Die Duma muß auch ihrem Geiste nach russisch sein. Die andern Nationalitäten, die unserm Reiche angehören, sollen in der Duma ihre Vertreter haben, aber sie dürfen nicht in einer Zahl auftreten, die ihnen die Möglichkeit gibt, in rein russischen Fragen zu entscheiden." Der Zar erläßt darum ein neues Wahlgesetz, um dem Russentum in der Duma einen stärkeren und reineren Ausdruck als bisher zu verschaffen. „Unsre kaiserliche Macht über unser Volk hat uns Gott verliehen. Vor seinem Altar werden wir die Verantwortung wegen des Geschicks des russischen Staates zu tragen haben. Aus dem Vertrauen hierauf schöpfen wir den festen Entschluß, das von uns begonnene Werk der Reformation Rußlands zu Ende zu führen." Das neue Wahlgesetz beschränkt die Zahl der Vertreter der Grenzmarken Rußlands, Polens und des Kaukasus, und schließt die Bewohner Turkestans, der Steppen und des Jakutskgebiets zunächst von der Wahl aus. Jeder Bevölkerungsklasse, den Grundbesitzern, den Bauern, den Bürgern und den Arbeitern, wird eine bestimmte Mindestzahl von Vertretern in der Duma zugesichert. Die Zahl der Wähler in den gebildeten und wohlhabenderen Schichten wird gegenüber den ärmeren und ungebildeten verstärkt. Es ist ein Versuch, der Duma den Charakter einer russischen Notabelnversammlung zu geben. Die Wahlen sollen am 14. September stattfinden, die Duma zum 14. November dieses Jahres einberufen werden. Die Auflösung der zweiten Duma war offenbar eine in den Hofkreisen längst beschlossene Sache. Die Verbindung zwischen den sozialdemokratischen Mitgliedern der Versammlung und dem revolutionären Zentralkomitee in Petersburg bot die günstige Gelegenheit, sie mit einem Scheine des Rechts durchzuführen. In Rußland ist sie mit derselben Gleichgültigkeit und Stumpfheit aufgenommen worden

wie die der ersten Duma. Im Auslande erweckte der Ukas des Zaren und das neue Wahlgesetz ebenfalls nur ein schwaches Echo. Überall fängt man die Wandlungen in der russischen Staatsumwälzung ruhiger und besonnener als noch im vergangenen Jahre zu betrachten an. In Amsterdam protestierten die holländischen Sozialdemokraten im Angesicht der Haager Konferenz gegen die Auflösung, und in dem neuen, am 17. Juni eröffneten österreichischen Reichsrat stellten die Sozialdemokraten den Antrag, die österreichische Delegation möge das Vorgehen der russischen Regierung auf der Konferenz zur Erörterung bringen — einen Antrag, den der Ministerpräsident Freiherr von Beck kurzerhand abwies. Die Erschöpfung der revolutionären Partei in Rußland an Geldmitteln wie an streitbarer Mannschaft haben es der Regierung leicht gemacht, die Ruhe im Lande aufrechtzuerhalten. Siebenhundert Verhaftungen, die allein in Petersburg stattfanden, entzogen der Partei ihre Führer und ihre verwegensten Soldaten, so daß selbst in den chronischen Morden, Überfällen und Plünderungen ein Rückgang eingetreten ist. Zurzeit sind die russischen Leute auf der ganzen Linie Sieger geblieben.

Auch das französische Ministerium hat sich im Kampfe gegen die Weinbauern in seiner Stellung behauptet. Um den passiven Widerstand zu brechen, der sich in dem Rücktritt der Munizipalbeamten in den vier Departements Gard, Hérault, Aude und Ostpyrenäen verdichtete, wurden Truppen dorthin gesandt und Verhaftsbefehle gegen den Winzerausschuß von Argelliers erlassen. In Narbonne, Perpignan und Montpellier kam es darüber zu Barrikadenbauten und Zusammenstößen zwischen dem Volke und den Soldaten. Besonders scharf scheinen die Kürassiere in Narbonne vorgegangen zu sein, es gab Tote und Verwundete auf beiden Seiten. In Perpignan wurde die Präfektur verbrannt. Doch konnte die Verhaftung des Maire Ferroul, der neben Marcellin Albert die große Rolle in der Bewegung spielt, und andrer Mitglieder des Ausschusses ohne Blutvergießen vollzogen werden. Marcellin Albert entging eine Weile seinen Verfolgern und hielt sich im Glockenturm von Argelliers verborgen. Plötzlich erschien er im Vorzimmer Clemenceaus in Paris und bat um eine Unterredung mit dem Minister. Sie ward ihm gewährt, und aus dem Gespräch beider schien eine Beruhigung und Versöhnung der Gegensätze hervorzugehen. Albert kehrte nach Montpellier zurück und stellte sich dort freiwillig dem Gericht. Da aber weder er, Ferroul und ihre Genossen aus der Haft entlassen wurden, noch die Beschlüsse der Kammer gegen die Weinfälschungen die Winzer befriedigten, dauert die Bewegung und der passive Widerstand weiter fort. In die Bewegung waren auch die Garnisonen im Süden mit fortgerissen worden. Ihre Regimenter rekrutieren sich aus der dortigen Bevölkerung und hatten bei den Versammlungen und Aufzügen der Winzer ihre Sympathie mit ihnen nicht verhehlt. Als sie nun aus ihren Standquartieren gezogen und nach andern Orten und Lagerplätzen verlegt wurden, kam es zu Unordnungen. Die Bewohner von Béziers wollten das 17. Infanterieregiment nicht abziehen lassen, Frauen fielen den Pferden der Offiziere in die Zügel. Gendarmen mußten den Truppen den Weg bahnen. In Agde weigerten sich einige Kompagnien des ersten Bataillons zu bleiben und kehrten nach Béziers zurück. Da sie ihre Kaserne von dem 81. Regiment besetzt fanden, kampierten sie auf dem Marktplatz. Den Ermahnungen der Offiziere gelang es endlich, sie zum Rückmarsch nach Agde zu bewegen. Fünfhundert der Meuterer sind darauf strafweise nach Tunis eingeschifft worden und am 28. Juni in Gabsa eingetroffen, einer Feste im Innern des Landes. Diese Vorgänge hatten die Kammer, vor allem die sozialistischen Gruppen, in große Aufregung versetzt und einen Sturm gegen das Ministerium Clemenceau hervorgerufen. Zweimal, am 21. und 28. Juni, kam es zu heftigen Debatten, aber die Regierung behielt die Oberhand, zuletzt mit einer Mehrheit von neunzig Stimmen. Bei der fortdauernden Gärung unter den Truppen hat sie sich jedoch entschlossen, den Gesetzentwurf über die Abschaffung der Kriegsgerichte im Frieden zurückzuziehen und bei der vorzeitigen Entlassung des Jahrganges von 1903, die noch vor den Herbstübungen eintreten soll, die Meuterer nicht zu

berücksichtigen. Der Krisis im Weinhandel soll ein von der Kammer und dem Senate angenommenes Gesetz gegen die Weinfälschungen begegnen. Es steht dahin, ob sich die Winzer damit begnügen werden. Am 12. Juli haben sich dann die Senatoren und die Deputierten in die Ferien begeben, und das Ministerium hat bis zur Mitte des Oktobers vor Angriffen und Interpellationen Ruhe; es regiert nun Frankreich allein.

Auch die auswärtige Politik hatte die bewegliche Phantasie der französischen Presse einmal wieder erhitzt. Zu der Kieler Woche hatte sich eine größere Anzahl französischer Sportsfreunde, Herren und Damen, als Teilnehmer an den Regatten und als Zuschauer begeben, und die liebenswürdige Aufnahme, die sie von seiten des Kaisers erfuhren, wurde in Paris als eine Art Umschwung der deutschen Politik und der erste Versuch eines deutsch-französischen Einvernehmens aufgefaßt und eifrig besprochen. Um so lebhafter, da sich unter den französischen Herren der ehemalige Kriegsminister und jetzige Vizepräsident der Kammer, Etienne, ein bekannter Kolonialpolitiker, befand: er ward mehrmals von dem Kaiser durch ein längeres Gespräch ausgezeichnet und hatte bei seiner Durchreise in Berlin eine Unterredung mit dem Reichskanzler. Daran knüpften die Pariser nun gleich die Vorstellung einer geheimen Mission Etiennes und geheimer Verhandlungen. In der Sitzung der Kammer am 5. Juli erklärte diesen Gerüchten gegenüber der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Pichon, daß Etienne keinen Auftrag irgendwelcher Art gehabt habe, dafür sei allein der französische Botschafter Cambon in Berlin da, der das volle Vertrauen der Regierung genösse. Übrigens könne sich nur jeder Franzose zu dem ausgezeichneten Empfange, den seine Landsleute erfahren, Glück wünschen; dieser Empfang sei ein Beweis für die vortrefflichen Beziehungen, die zwischen Frankreich und Deutschland herrschten. Über die marokkanischen Angelegenheiten sprach sich Pichon hoffnungsvoll aus. In Tanger rückten die Verhandlungen der Gesandten über die Einführung der einzelnen Beschlüsse der Konferenzakte von Algesiras in die Praxis beständig vorwärts; die Besetzung von Udjida habe bei keiner Macht Anstoß oder Unruhe erregt, sie beschränke sich übrigens darauf, gesunde Verhältnisse in der Stadt zu schaffen, die Munizipalverwaltung und die Steuererhebung zu gewährleisten, die Märkte offen zu halten und den Handel zu fördern. Die Forderungen Frankreichs wegen der Ermordung Mauchamps und die Bestrafung seiner Mörder würden durchgesetzt werden. Im übrigen haben die Wirren in Marokko durch einen neuen Vorfall einen starken Stich in die Operette erhalten. Der Kaid Sir Harry Maclean, ein geborener Schotte, im Dienste des Sultans, wollte sich mit Geschenken und Aufträgen seines Herrn zu Raisuli begeben, um diesen unbezwinglichen und unfaßbaren Räuberhauptmann endlich zur Unterwerfung zu bestimmen, und wurde von den Leuten desselben auf der Fahrt gefangen genommen. Raisuli hatte verlangt, daß Maclean nur in Begleitung von vier Männern in sein Lager komme, und der Kaid soll in die Falle gegangen sein. Übrigens heißt es, sein Leben sei nicht in Gefahr, und er würde gut behandelt. Aber alle kriegerischen und friedlichen Bemühungen, seine Freilassung herbeizuführen, sind bis jetzt vergeblich geblieben.

In Deutschland wandte sich die Aufmerksamkeit und die politische Teilnahme ganz den inneren Angelegenheiten zu: dem Ministerwechsel und dem Peters-Prozeß. Die Wendung in der Politik der Reichsregierung infolge der Wahlen zum Reichstage und die Ausschaltung des Zentrums aus der Mehrheit hatten in dem Ministerium, sowohl im Reiche wie in Preußen, zu den persönlichen Gegensätzen die schärferen politischen gesellt. Eine Unterstützung der Regierung im Reichstage durch die liberalen Parteien war auf die Dauer mit der Haltung des Ministers Studt in Preußen, seiner Hinneigung zur Orthodoxie, und mit der stillen Unzufriedenheit des Staatssekretärs im Reichsamt des Innern, des Grafen von Posadowsky-Wehner, der ein Gegner der Auflösung des Reichstags im Dezember 1906 gewesen war, unvereinbar. Herr von Studt hatte sich bis zu den letzten Sitzungen des Landtages allen Wünschen der Nationalliberalen und Freikonservativen betreffs der Ein-

schränkung der geistlichen Schulaufsicht unzugänglich gezeigt und durch seinen sogenannten Brems-Erlaß, in dem er den Gemeinden die Erhöhung der Lehrergehalte in ihren Schulen untersagte, den Unwillen der Lehrerschaft heraufbeschworen; Graf Posadowsky vertrat seine Ansicht, daß in Deutschland nicht gegen das Zentrum regiert werden könne, mit einer gewissen Hartnäckigkeit. Es ist dem Reichskanzler gelungen, diese Widersprüche innerhalb seines Ministeriums durch die Entlassung der Herren von Studt und Posadowsky, die der Kaiser am 21. Juni in Kiel verfügte, zu beseitigen. An die Stelle des Herrn von Studt, der am 2. September 1899, nach dem Rücktritt Bosses, das preußische Kultusministerium übernahm, ist der Unterstaatssekretär im Ministerium der öffentlichen Arbeiten, Holle, an die des Grafen von Posadowsky der bisherige preußische Minister des Innern, Herr von Bethmann-Hollweg getreten: sein Amt hat der Oberpräsident von Ostpreußen, von Moltke, erhalten. Holle wie Moltke sind noch jüngere Männer, der erste ist 1855, der zweite 1852 geboren, politisch noch kaum hervorgetreten. In Ostpreußen, wo die Gegensätze zwischen Konservativen und Liberalen auch in gesellschaftlicher Beziehung oft besonders schroff zusammengeraten, hat Moltke sich durch sein versöhnliches Auftreten die Anerkennung beider Parteien zu erwerben verstanden. Während der Rücktritt Studts wenigstens von den Liberalen als die Befreiung der preußischen Volksschule von einer immer drückender und verletzender gewordenen Bevormundung begrüßt wird, ist die Entlassung Posadowskys Gegenstand allgemeinen Bedauerns. Bis in die Reihen der Sozialdemokratie sehen alle Patrioten diesen hervorragenden und charaktervollen Mann, der seit zehn Jahren, als er für den scheidenden Staatssekretär Bötticher das Reichsamt des Innern übernahm, die festeste Stütze unsrer sozialpolitischen Reform gewesen ist, in aufrichtiger Trauer seine Stellung verlassen. Mit Kopf und Herzen gehörte er den Reformgedanken an, eine bewunderungswürdige Arbeitskraft unterstützte seinen Eifer, eine durch ihre Sachlichkeit und Bestimmtheit eindringliche Beredsamkeit gewann den Reichstag für seine Vorschläge, ein ungewöhnliches Organisationstalent sicherte den Gesetzen ihre rasche praktische Verwirklichung. Der Rücktritt eines solchen Mannes läßt eine schwer zu schließende Lücke; schon wird davon gesprochen, daß eine Teilung des Reichsamts des Innern unvermeidlich sei. Daß ein gemeinsames und einträchtiges Arbeiten zwischen dem Reichskanzler und dem Grafen Posadowsky zurzeit nicht möglich war, erkennt die öffentliche Meinung bedauernd an, aber sie gibt die Hoffnung nicht auf, daß sich der Graf der politischen Tätigkeit nicht auf die Dauer entziehen wird, zum Wohle des Vaterlandes.

In München hat sich sechs Tage lang, vom 25. Juni bis zum 2. Juli, ein Prozeß abgespielt, der in seinem Verlauf durch die Enthüllungen, die er brachte, die Leidenschaften, die er von neuem entfachte, und die Fragen, die er aufwarf, immer weitere Kreise zog. Während des Wahlkampfes hatte Dr. Karl Peters in München, auf die Einladung eines liberalen Vereins, einen Vortrag über unsre Kolonien gehalten und war darüber von der sozialdemokratischen „Münchener Zeitung" in einer Reihe von Artikeln mit maßlosen Beleidigungen und Beschimpfungen bedacht worden. Darüber hatte Peters den Redakteur Gruber verklagt, wohl nicht allein der Beleidigungen wegen, sondern in der Hoffnung, in öffentlicher Verhandlung seinen Ruf, der durch seine zweimalige Verurteilung im Disziplinarverfahren im Jahre 1896 schwer gelitten hatte, in der Meinung des Volkes wieder herzustellen. Bis zu einem gewissen Grade ist ihm dies auch gelungen. Über die Tatsachen, die seine Verurteilung herbeiführten: die harte Behandlung der Neger in seiner Station am Kilimandscharo, die Hinrichtung eines Negerburschen und eines Negermädchens, gibt es keinen Streit mehr; aber die Aussagen derer, die an dem Zuge teilgenommen, bestätigten doch die verzweifelte Lage, in der er sich befunden hatte, und eine ganze Anzahl afrikanischer Forscher und Beamten stellte seiner Tatkraft das günstigste Zeugnis aus, während Bebel, der Hauptzeuge gegen ihn, außer allgemeinen Beschuldigungen, da der berüchtigte Tucker-Brief längst als Fälschung erwiesen ist, nichts vorzubringen wußte. Gruber wurde zu fünfhundert Mark Geldstrafe und Tragung der Gerichtskosten verurteilt.

Da sowohl Kläger wie Beklagte gegen das Urteil Berufung eingelegt haben, so unterliegt es keinem Zweifel, daß der Prozeß vor einem neuen Gerichtshofe und schließlich im Reichstage sein Nachspiel haben wird. Im übrigen feierten wir mit Glanz und Pomp unsere Kieler Woche, an der zum ersten Male auch zwei japanische Kriegsschiffe teilnahmen, und den Besuch englischer Gäste: vom Sonntag den 16. Juni bis Freitag den 21. Juni weilten der Lordmayor von London, Sir William Treloar, mit einigen vierzig Herren aus der Stadtvertretung als willkommene Gastfreunde Berlins und Charlottenburgs in unsrer Mitte.

Am 24. Juni legte Sir Campbell-Bannermann dem Unterhause seine längst angekündigte Resolution gegen das Oberhaus vor. Es ist ein überaus umständlicher Vorschlag: wenn die beiden Häuser über einen Gesetzentwurf nicht einig werden können, soll eine Konferenz, bestehend aus Vertretern beider Häuser, abgehalten werden; verläuft auch die Konferenz ergebnislos, soll der Entwurf mit oder ohne Abänderung nach einer Frist von sechs Monaten — in dringlichen Fällen nach kürzerer Frist — im Unterhause wieder eingebracht werden und aus dem Unterhause wiederum an das Oberhaus gelangen; lehnt ihn das Oberhaus abermals ab, gibt es eine neue Konferenz, eine dritte Beratung im Unterhause und dann die letzte Sendung in das Oberhaus mit der Mahnung, daß der Entwurf, wenn ihn die Lords jetzt nicht annähmen, ohne sie Gesetzeskraft erlangen würde. Um dem Volkswillen gegen den Widerstand der Lords eine neue Quelle der Kraft und der Verjüngung zu erschließen, möchte Campbell-Bannermann die Zeitdauer der Parlamente von sieben Jahren auf fünf herabsetzen. Das alles ist, wie man sieht, Theorie und Zukunftsmusik. Zunächst bleiben die Lords die Herren der parlamentarischen Lage, können alle liberalen Gesetzvorschläge zu Falle bringen, wie sie es mit dem Volksschulgesetzentwurf getan haben, und im Verein mit den Konservativen im Unterhause die fortschreitende Zersetzung der liberalen Partei durch die Fraktionen der politischen Radikalen, der Gewerkschaftler und der Sozialisten abwarten.

Italienische Zeitungen hatten die gläubigen Katholiken mit der Nachricht von einer internationalen Verschwörung deutscher und englischer Katholiken gegen den Vatikan erschreckt. In Wahrheit handelt es sich um die Absicht, dem Papste in aller Ehrerbietung und Unterwürfigkeit eine Adresse zu unterbreiten, in der er um die Aufhebung oder doch die Einschränkung des Indexes der verbotenen Bücher gebeten wird. Die Bewegung geht von Katholiken in Westfalen und im Rheinland aus. Die bekannteste Persönlichkeit ist Exzellenz Professor von Hertling, der hervorragende Reichstagsabgeordnete, der von der Regierung des Reiches wiederholt bei ihren Verhandlungen mit der Kurie zu Rate gezogen wurde. Die „Römische Korrespondenz" ist in der Lage, den Wortlaut der Adresse und andre Aktenstücke der Gesellschaft, die in Deutschland, England und den Vereinigten Staaten Unterschriften zu der Adresse sammelte, mitzuteilen. Daß fromme und eifrige Mitglieder der Kirche sich gegen die veraltete und verhaßte Einrichtung des Index aussprechen, mag als erfreuliches Zeichen fortschrittlicher Bewegung begrüßt werden, eine praktische Wirkung ihres Vorgehens ist bei dem Geiste, der im Vatikan herrscht, für absehbare Zeiten ausgeschlossen. Im Mittelalter konnte kein Papst Ghibelline, im zwanzigsten Jahrhundert kann keiner Freund und Beförderer des kirchlichen Liberalismus sein.

Literarische Rundschau.

Ein Dante-Kranz.

Ein Dante-Kranz aus hundert Blättern. Ein Führer durch die „Commedia". Von Paul Pochhammer. Mit 100 Federzeichnungen von Franz Staffen und drei Plänen. Berlin, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung. 1906.

Wenn eine unsrer angesehensten deutschen Universitäten zur Jetztzeit einem Dante-Forscher, der zudem ein „Laie", d. h. ein „Nichtfachgelehrter", ist, weil er „in Schrift und lebendiger Sprache den Deutschen den Zugang zu des Dante Alighieri mit göttlicher Weisheit erfülltem Gedicht erleichterte und, wagemutiger als seine Vorgänger in den Geist des Dichters eindringend, dessen tiefe Gedanken erläuterte", die Würde eines „Doktors der Philosophie und Magisters der freien Künste" verleiht, so ist dies, ganz abgesehen von der der Person dargebrachten Ehrung, ein hocherfreuliches und bedeutsames Zeichen für die Sache selbst! Denn man will dadurch doch öffentlich Zeugnis dafür ablegen, daß auch für uns Deutsche „im Allerheiligsten, wo Religion und Poesie verbündet, Dante als Hoheprieſter" steht, wie Friedrich Wilhelm Joseph v. Schelling in seinem im Jahre 1802 zuerst erschienenen Dante-Aufsatz verkündet hatte. Es war daher mit aufrichtiger Genugtuung zu begrüßen, als zu Weihnachten 1906, kurz nach Vollendung des Dante-Kranzes, die Universität Breslau mit den oben angeführten Worten Paul Pochhammer das Ehrendiplom überreichte. Das vorliegende Werk bildet einen Markstein in der Pochhammerschen Dante-Arbeit für das deutsche Volk. Viele Dante-Schriften, eine Bearbeitung der „Göttlichen Komödie" sind ihm vorangegangen, eine neue Auflage der letzteren ist erschienen, und weitere Dante-Schriften werden, so muß man freudig hoffen, noch folgen. Hier hat ein Dichter für den Dichter gewirkt, und ein ernster Forscher, ein tief religiöser und sittlich-ernster Mann, ist der Schöpfung des großen Florentiners nachgegangen, für die er sein deutsches Volk begeistern und gewinnen will, wie er selbst dafür begeistert und gewonnen wurde. Diesen Eindruck erhält man aus jedem Verse, aus jeder Seite der „Einführung" und der Darstellung des „Gedankenganges der Dichtung", die den drei Teilen des Dante-Kranzes beigegeben sind. An der Hand der Stanzen, deren jede den Inhalt eines Gesanges der „Commedia" in überaus wohllautenden Versen kurz und knapp wiedergibt, und der Erläuterungen unternehmen wir mit Dante die Wanderung durch der Hölle Grauen über den immer lichter werdenden Berg der Läuterung und treten endlich mit ihm den Flug durch die seligen Kreise des Himmels an. Ein schönerer Weg zu dem „Göttlichen Gedicht", dem Hohen Liede von der die Gottesliebe suchenden Seele, hätte gar nicht gewiesen werden können, als es in den hundert Stanzen geschehen ist: Wir wissen nun, was der Dichter mit seinem „Gedicht, göttlicher Weisheit voll", zu lehren beabsichtigt hat, wir erkennen, daß uns ewig

bleibende ethische Werte gezeigt werden sollen, wenn wir, also vorbereitet, an die „Göttliche Komödie" selbst herantreten. Haben wir diese dann in uns aufgenommen, so werden wir den „Dante-Kranz" wieder emporheben, der nunmehr für uns ein Erinnerungskranz wird, wie er zuerst ein Willkommenskranz war, und wir werden beim Wiederlesen der Stanzen den mächtigen Strom jedes einzelnen der hundert Gesänge des Gedichtes an unserm Geist vorüberrauschen lassen. Der Zweck der Pochhammerschen Arbeit ist dann erreicht.

Der, der uns den Kranz gewunden, hat mit seinem Werke aber auch einen ganz neuen Weg zu Dante gezeigt, indem er uns lehrt, in der „Commedia" ein Kunstwerk zu „schauen", wie dessen erhabener Schöpfer es selbst „geschaut" hat, wie er gewollt, daß es „geschaut" werde. Der von Pochhammer nachgewiesene, geistvoll durchgeführte und ohne Lücke stimmende Parallelismus der drei „Reiche", Hölle, Berg der Läuterung und Himmlisches Paradies, wirkt vollkommen überzeugend: in der Hölle die Besiegten, auf dem Berge die Kämpfer, im Himmel die Sieger über die sieben Sünden — Sinnenlust, Gaumenlust, Geldgier, Trägheit, Zorn, Trug, Hochmut. Tafel III: Das „Dreibild" der „Göttlichen Komödie" mit seiner in sieben Horizontalen dargestellten Ethik, veranschaulicht diesen Parallelismus in einer Weise, daß man meinen möchte, Dante hätte selbst sich eine derartige Zeichnung geschaffen, nach der er seine Dichtung „aufbaute". Denn auch dies lehrt uns Pochhammer, daß die „Commedia" ein wohldurchdachtes „architektonisches" Kunstwerk ist, das in seiner Gliederung wie ein mächtiger Dom wirkt, dessen innere Galerien in genauester Linienführung untereinander abgestimmt sind. Das dem dritten Teile („Das himmlische Paradies") vorangestellte Vorwort verdient ganz besondere Beachtung; es bringt einen graphischen Vergleich der „Vernunftideen" in Dantes „Commedia" und Goethes „Faust". Schiller schreibt an Goethe am 23. Juni 1797 über dessen Entschluß, „an den ‚Faust' zu gehen", d. h. seine Arbeit an der Dichtung wieder aufleben zu lassen: „Sie mögen sich wenden wie Sie wollen, so wird Ihnen die Natur des Gegenstandes eine philosophische Behandlung auflegen, und die Einbildungskraft wird sich zum Dienst einer Vernunftidee bequemen müssen." Wer wollte leugnen, daß ein solches Sichanbequemen auch in der „Göttlichen Komödie" zutage tritt? Die Gegenüberstellung der beiden Kurven bringt die Vergleichbarkeit der beiden Gedichte recht deutlich vor Augen, ohne daß man anzunehmen braucht, Goethe habe bewußt den Gedankengang der „Commedia" für sich adoptiert. Dies will Pochhammer aber auch gar nicht behaupten. Ganz besonders klar wird aus dem graphischen Vergleich, daß Dante im „Irdischen Paradiese" in seiner Vision erwacht, von wo er, wie der Dichter zeigen will, nachdem er lebend seinen Gott gesucht und im Bekennen gefunden hat, zu erhöhtem irdischen Wirken zurückkehrt, für das er von seiner Wanderung durch die drei Reiche die verschiedensten Lehren mitbringt. Klar wird ferner, daß Dante noch irdischer endet als der Goethesche „Faust", der nach dem Tode in Anerkennung des zeitlebens geübten unermüdlichen Strebens zur Seligkeit begnadigt wird. Klar wird endlich, daß die Dantesche und die Faust-Lethe identisch sind; denn Dante sowohl als Faust sollen durch sie nicht Vergessenheit, sondern Entsühnung erlangen. Man muß daher der von Pochhammer an andrer Stelle (P. Pochhammer, Dantes „Göttliche Komödie", in deutschen Stanzen frei bearbeitet. Leipzig, B. G. Teubner. 1907) ausgesprochenen Meinung beipflichten, nicht nur, daß Dante ein Helfer zu Goethe, sondern auch, daß Goethe ein Helfer zu Dante ist.

Der große Florentiner stellt in seiner „Convivio" (Gastmahl) betitelten, Gedanken von hoher Weisheit enthaltenden Schrift die Forderung auf, daß der echte Dichter und Künstler nur innerlich Erlebtes darstellen soll (Convivio IV. c. 10): „der Maler kann nur das malen, was innen, in der Tiefe seiner Seele, lebt". Aus jedem Verse, aus jeder Zeile Pochhammers spricht klar und deutlich innerlich Erlebtes, nicht minder aus den Blättern, die der Künstler dem Kranze hinzugefügt hat. Dante hat auch ihn gelehrt, wie Idealismus und Realismus ihren Ausgleich finden

können, als er im „Purgatorio“ (XII, V. 64—69) beschrieb, wie die Lebenswahrheit ein Gebot jeder echten Kunst ist. Man vergleiche zu den Versen 68 und 69 das Blatt, das Franz Stassen der den elften Gesang des Berges der Läuterung wiedergebenden Stanze voranstellt (S. 121): „Als ob ich auf den wahren Hergang blickte, so sah ich schreitend und auch bückend ihn.“ Es bietet einen hohen Genuß, in jeder Zeichnung die den Inhalt des betreffenden Gesanges charakterisierenden Verse der „Commedia“ aufzufinden, und man bemerkt, daß der Künstler sich augenscheinlich auch sehr oft nicht an das Original, sondern an die obengenannte Pochhammersche Bearbeitung gehalten hat. So in dem herrlichen Bilde zum fünfzehnten Gesange des Berges (S. 129), die Steinigung Stephans darstellend, dem „Wolkenbilde der Sanftmut“: „Ich sehe noch, wie er die Hände faltet mit jenem Aufblick, der die Wolken spaltet.“ Mit nicht zu leugnender großer Meisterschaft hat Stassen die innerlich geschauten Bilder auf das Papier zu zaubern vermocht; echte, rechte Kunst tritt uns aus seinen Zeichnungen entgegen. Er hat sich würdig denen angereiht, deren Darstellungen nach der „Commedia“ namentlich in der Kontur bisher einen Namen haben, den Josef Anton Koch, Führich, Overbeck, Genelli, den John Flaxmann und Peter v. Cornelius. Vielleicht ist es nicht zuviel gesagt, daß er sie überflügelt hat. Nimmt man alles in allem, so trifft das Dante-Wort aus dem Par. X, Vers 5 und 6, zu: „ch'esser non puote senza gustar di lui chi ciò rimira“. ‚nicht kann ohne Genuß bleiben, wer dies betrachtet‘.

So haben Forscher, Denker und Dichter — auch nach Darreichung des „Dante-Kranzes“ muß Pochhammer in diesen drei Beziehungen wiederum angesprochen werden — und Künstler sich vereinigt, um dem deutschen Volke den Inhalt eines jener großen Werke der Weltliteratur vor Geist, Herz und Auge zu führen, die von unvergänglichem Werte für die Menschheit sind. Nicht bedrückt und verzweifelt, sondern befreit und hoffnungsfroh werden wir dieses uns gewordene Geschenk aus der Hand legen, wenn wir uns immer wieder hinein vertieft haben. Wir werden es aber stets von neuem mit dem Gefühl aufnehmen, daß noch nicht entdeckte Schönheiten sich uns auftun, Schönheiten höchster, edelster Art, die von bleibendem Wert für unser inneres und äußeres Leben sind! Das Streben im Leben, diese Hauptlehre Goethes — „wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen“ — ist auch die wesentliche Forderung, die die „Commedia“ an uns stellt. Im Symbol schauen wir in ihr diese Mahnung wie im „Faust“. Die Schlußstrophen des Goetheschen Gedichtes „Symbolum“ fallen uns ein; auch aus ihnen spricht Dantescher Geist:

Doch rufen von drüben
Die Stimmen der Geister,
Die Stimmen der Meister:
Versäumt nicht zu üben
Die Kräfte des Guten!

Hier winden sich Kronen
In ewiger Stille,
Sie sollen mit Fülle
Die Tätigen lohnen!
Wir heißen euch hoffen.

Hugo Elbertzhagen.

Was Italien für seine Besucher bedeutet.

The interpretation of Italy during the last two centuries. A contribution to the study of Goethes „Italiänische Reise". By Camillo v. Klenze. Chicago 1907. University of Chicago Press (The decennial Publications, Second Series Vol. XVII).

Im Jahre 1839 skizzierte V. Hehn eine „Geschichte Italiens in Deutschland"; dieser Abriß ist jetzt im Vorwort der „Reisebilder aus Italien und Frankreich" zu finden. Trotz mancher ähnlicher Versuche (die Klenze in der ersten Anmerkung aufzählt, ohne übrigens hier jenes bedeutendsten Entwurfes zu gedenken) ist erst siebzig Jahre später jene Geschichte geschrieben worden. Camillo v. Klenze, ein Deutscher, aus der Familie des berühmten Münchener Baumeisters, jetzt Professor der deutschen Literaturgeschichte in Chicago, gibt nun die Geschichte der Auffassungen Italiens, und zwar nicht bloß bei den Deutschen der letzten zwei Jahrhunderte.

In seiner „Reise von München nach Genua" zählt Heinrich Heine deutsche Reiseschriftsteller über Italien auf; sein Katalog schließt mit dem Namen v. Klenze: „Die Reisen in Italien seit 1822 von Fr. Thiersch, Ludwig Schorn, Eduard Gerhardt und Leo v. Klenze." So erscheint unser deutsch-amerikanischer Autor erblich bestimmt zu einer Geschichtschreibung der „Italomanie", und fast hat er seine Aufgabe auch so aufgefaßt: die Reaktion gegen die Italienschwärmerei, insbesondere Nicolais von Hehn vortrefflich gewürdigtes Buch, kommt nicht zu ihrem Recht. Um so entschiedener steht im Mittelpunkte das Werk, das die Italienfahrten überhaupt erst zu einem künstlerischen Thema gemacht hat: Goethes Italienische Reise. Mme. de Staël mit der nicht unwürdigen Nachfolge ihrer „Corinna" und andre Franzosen von dem geistreichen Forscher de Brosses in der Aufklärungszeit bis zu dem genialen Dichter Châteaubriand, werden von keinem Geringeren als Montaigne, dem König der Plauderer, geführt; die Gruppe der deutschen Landschaftshistoriker, Gregorovius, Burckhardt, Hehn, steht in vollem Licht; England, merkwürdig schwach vertreten, rühmt sich doch eines Löwen: Byrons.

Freilich fordert die Geschichte dieser Römerzüge eigentlich eine Ergänzung durch die unterbliebenen Fahrten nach dem hesperischen Lande, zu denen im Grunde auch Lessings Reise gehört: er fuhr, wie Herder in Frankreich, von Bibliothek und gelehrter Gesellschaft zu gelehrter Gesellschaft und Bibliothek und sah nicht Land noch Leute!

Wünschenswert wäre eine Übersicht der wichtigsten Zielpunkte, zu der das gute Register mit Rubriken wie Assisi, Bologna, Florenz, Neapel, Venedig, Rom, Siena wenigstens gute Fußpunkte liefert — ein Register, das auch für typische Empfindungen (historisches Interesse, „Wonne der Wehmut") die besten Belege an die Hand gibt.

F. Laban hat in einer geistreichen Studie gezeigt, wie verschieden verschiedene Generationen in dem Antlitz des Antinous lasen. Klenze gibt in viel größerem Maßstab einen ähnlichen Beitrag zur Geschichte der herrschenden Stimmungen. Ein feiner Führer, schreitet er hinter den Reisenden her und beweist mit seiner Auswahl aus ihren sorgfältig belauschten Worten, daß wie jede einzelne Landschaft, so auch das große, herrliche Italien schließlich nur — ein „Seelenzustand" heißen darf.

Richard M. Meyer.

βλ. **Gentz und Wessenberg.** Briefe des ersteren an den zweiten.

Österreich und Preußen im 19. Jahrhundert. Ein Vortrag. Von August Fournier. Wien und Leipzig, W. Braumüller. 1907.

Auch für solche, die dem politischen Inhalt der zwischen 1809 und 1832 von F. Gentz an seinen Freund, den österreichischen Staatsmann Baron Johann Wessenberg gerichteten Briefe kein besonderes Interesse entgegenbringen, bleibt die Lektüre derselben ein Genuß. Wir sind in Deutschland nicht so überreich an klassischen Mustern des Briefwechsels, um uns nicht der formvollendeten, scharf ausgeprägten Ausdrucksweise zu erfreuen, in der eine so geistvolle Individualität wie die von Gentz spricht. Ein Beispiel unter so vielen, die sich hier bieten, möge das Lob Wessenbergs rechtfertigen, der die publizistische Tätigkeit des Freundes durch dessen intimen Meinungsaustausch „vielleicht noch übertroffen" fand. Es ist März 1813. Gentz verlangt den Anschluß des Wiener Hofes an die verbündeten Preußen und Russen und sagt: „Hinge die Rettung von Europa an Geldfragen, so wäre alles verloren. Denn alle Welt ist rein bankerott. Heute heißt es: ‚Toto certatur corpore regni'. Wenn die Entschlüsse nur einmal gefaßt sind, die Armeen nur einmal im Felde stehen, wird Gott sie nähren, wie er die Raben nährt. Eine große Gemeinschaft der Güter wird die Stelle aller Finanzoperationen ersetzen: die pekuniären Probleme werden sich von selbst lösen; und die disponiblen Kräfte aller Individuen werden die Armut des öffentlichen Schatzes vergessen machen." Durch solche Worte weht der große Zug todesmutiger Begeisterung der Befreiungskriege. Über die Wandlungen von Gentz klärt Fourniers begleitender Text mit sachkundiger Unparteilichkeit auf, die wir auch im Vortrag über das Verhältnis der beiden deutschen Großmächte im 19. Jahrhundert wiederfinden.

γ. **Karl Simrocks** ausgewählte Werke in zwölf Bänden. Von Gotthold Klee. Leipzig, Max Hesse. O. J.

Karl Simrock (1802—1876), von 1853 an ordentlicher Professor der deutschen Literatur an der Universität Bonn, hat eine große Anzahl eigener Dichtungen und eine noch größere von Übersetzungen unsrer älteren Literatur hinterlassen, aus denen ein bekannter Literarhistoriker nunmehr eine Auswahl veranstaltet. Sie umfaßt Simrocks Gedichte, dann sein Amelungenlied, in dem er auf Grund der Quellen eine eigene Bearbeitung der Gotensage von Wieland dem Schmied bis zu Dietrichs Heimkehr geliefert hat, und endlich die Übersetzung der Nibelungen, der Gudrun, der beiden Heldenbücher, Wolframs, Walthers und des Heliand. Simrock hat diese große, in sich aber zusammenhängende Arbeit getan in dem Gedanken, daß in unsern alten Liedern das Herz unsres Volkes pocht, und daß, wenn einst diese Lieder wieder ihren Platz im Herzen unsres Volkes der Gegenwart gefunden hätten, „Dornröschen aus dem Schlaf erwacht wäre, der Kaiser seinen Schild an den grünen Ast hängen und die Schlacht geschlagen würde, die auch die letzte der verlorenen Provinzen an Deutschland zurückbrächte." Es ist das Gefühl nationalen Zusammenschlusses und Zusammenhalts von den ältesten Zeiten bis zur lebendigen Gegenwart, das Simrock zu erwecken gesucht hat, und wenn unsre nationale Wiedergeburt anders ernst und tief ist, so muß dieses Gefühl auch in demselben Maße Kraft gewinnen, wie heute in Frankreich Vercingetorix, in England die Königin Boudicca, deren Schatten die römische Historie heraufbeschworen hat, als Bestandteile volkstümlicher Tradition verehrt werden.

βλ. **Livres et questions d'aujourd'hui.** Par Victor Giraud. Paris, Hachette. 1907.

Die französische Literatur besitzt einen unvergleichlichen Vorzug. Die feinste, verständnisvollste Kritik erhält die Vergangenheit lebendig und sichtet in der Gegenwart das wirklich Gute von der Spreu. Immer wieder mit dem unerschöpflichen Interesse, das auf gründlichem Wissen beruht und durch Formvollendung den großen Meistern ebenbürtig bleibt, treten Literarhistoriker auf, deren Arbeiten dem Werke der klassischen Zeit neue Gesichtspunkte abgewinnen, und in einem Lande, das in politischer Beziehung mit jeder Überlieferung gebrochen zu haben glaubt, den Begriff der Kontinuität aufrecht erhält. Sainte-Beuve, der Fürst dieser Kritik, hat würdige Nachfolger. Es genügt, Namen wie die von Taine, von Renan, von Faguet, von Paul Bourget, nicht dem Romanschriftsteller, sondern dem Psychologen, zu nennen. Unter den neueren bewährt sich Victor Giraud, Professor der modernen französischen Literatur in Freiburg in der Schweiz, als ein Talent ersten Ranges. Wer immer Girauds prächtige Studien über Pascal, über Bossuet, über die aktuellen Fragen „Antikleritalismus und Katholizismus", über „das dritte Frankreich", über „die Hauptströmungen der modernen französischen Literatur" mit sachkundiger Aufmerksamkeit liest, wird auch verstehen, warum der Autor zu sagen wagt: „Der französische Katholizismus, auf politischem Felde geschlagen, gehetzt, verfolgt, verfehmt, von den offiziellen Organisationen so gut wie gänzlich ausgeschlossen, ist tatsächlich seit Bossuet und dem heiligen Franz von Sales, ja vielleicht seit dem 13. Jahrhundert nicht so mächtig, fruchtverheißend und lebendig wie zu dieser Stunde gewesen." Der Katholik, der für eine solche Behauptung einsteht, ist weder reaktionär noch ultramontan, noch fanatisch in irgendwelchem Sinne, ja selbst nicht optimistisch. Er ist ein Gläubiger nach dem Credo von Pascal, und Pascal ist von allen großen Franzosen derjenige, der zwischen 1896 und 1906 mehr gelesen, wieder herausgegeben, kommentiert und besprochen worden ist als irgendeiner seiner Glaubensgenossen, seiner Gegner oder seiner Verneiner. „Wir heißen euch hoffen."

δγ. **Die Geschichte meines Lebens.** Von Helen Keller. Mit einem Vorwort von Felix Holländer. Deutsch von P. Seliger. Autorisiert. Stuttgart, Robert Lutz. 1904.

Die Heldin dieses Buches ist ein Phänomen, das der Menschheit zeigen soll, welche Ziele

erreichbar sind für die Erziehung im Kampfe mit den größten Hindernissen der Natur, die ein junges Wesen im frühesten Kindesalter getroffen haben. Helen Keller wurde 1880 in einer kleinen Stadt des nördlichen Alabama (in den Vereinigten Staaten von Amerika) geboren; der Vater stammte von schweizerischen Vorfahren, deren einer der erste Lehrer für Taubstumme in Zürich gewesen war. Infolge einer schweren Krankheit verlor Helen, neunzehn Monate alt, die Sprache, das Gehör und das Gesicht. Bis zu ihrem siebenten Jahre lebte sie in einem tierähnlichen Zustande. Da erscheint ihre Erlöserin. Es ist Anne Sullivan, die, bis zu ihrem vierzehnten Jahre selber blind gewesen, aus ihrer eigenen Leidenszeit das Gefühl des Erbarmens geschöpft und darauf ihre Lebensaufgabe gestellt hatte. Diese wurde ihre Lehrerin und Gespielin, im Spiele fand sie den Schlüssel, um Helen Keller durch den Tastsinn zu erziehen. Von dem einfachsten steigt der Unterricht immer weiter aufwärts. Die blinde Taubstumme lernt lesen und schreiben und wird in alle Schulfächer eingeweiht. Von Anne Sullivan auf Schritt und Tritt begleitet, besteht sie glänzend die Prüfungen, um die Universität besuchen zu können. Selbst der Sprache bemächtigt sie sich, nachdem sie — sechzehn Jahre alt — den Unterricht begonnen hat. — Dieses merkwürdige Wesen ist es nun, das die eigene Lebensgeschichte in dem vorliegenden Buche erzählt. Darin besonders lehrreich sind die Briefe oder eine Auswahl derselben, die sie seit dem Beginn ihrer geistigen Entwicklung (1887–1901) geschrieben hat. Von Bedeutung daneben ist der lehrreiche „Anhang" des Buches, der dasjenige ergänzt, was dessen Verfasserin über sich berichtet. Mark Twain hat behauptet, die beiden interessantesten Charaktere des 19. Jahrhunderts seien Napoleon und Helen Keller. Ob das zutreffend ist, wird sich nicht leicht entscheiden lassen. Jedenfalls sind die beiden Persönlichkeiten — wenn dem so ist — auf sehr verschiedenen Wegen und aus sehr verschiedenen Gründen dazu gelangt. Indessen unbestreitbar möchte es sein, daß der Lebenslauf von Helen Keller im höchsten Maße die Teilnahme, das Studium, die Bewunderung sowohl im eigentlich pädagogischen Sinne als aus einem allgemein menschlichen und kulturellen Standpunkte für sich in Anspruch nehmen darf.

γ. **Pompeji, eine hellenistische Stadt in Italien.** Von F. v. Duhn. Leipzig, Teubner. 1906.

Dieses Werkchen, ein Bestandteil der bekannten Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt", ist aus Vorträgen entstanden, die der bekannte Heidelberger Archäologe im Jahre 1904 im Auftrage der Hamburger Oberschulbehörde gehalten hat. Der Verfasser holt weit aus: er entwirft in großen Zügen ein Bild von der griechischen Kulturentwicklung überhaupt, von den ältesten Zeiten an, das in seiner knappen Fassung meisterhaft heißen darf, und geht dann näher auf die Vermittelung der griechischen Kultur an Italien ein, die vor allem das Werk der chalkidischen Kolonie Kyme (Cumae) gewesen ist. Die hellenische Kultur ward zur hellenistischen, seit sie infolge der Taten Alexanders des Großen sich kosmopolitisch umgestaltete und sich den asiatischen Kulturen anpassen mußte. Ein Bild, wie die hellenistische Kultur sich speziell in Italien ausgeprägt hat, ist nun eben Pompeji, und dieses Bild führt v. Duhn in sieben Abschnitten dem Leser vor, wobei seine Darstellung, der in Hamburg natürlich Lichtbilder dienstbar gemacht wurden, durch gute Illustrationen veranschaulicht und unterstützt wird. Besonders das Forum, die Bäder, das Theater, das pompejanische Haus (als eine interessante Verbindung des italienischen und griechischen Hauses) und die Gräber werden eingehender geschildert. Das Ganze ist eine vorzügliche Darstellung des Stoffes und kann namentlich Italienfahrern die nützlichsten Dienste leisten, und zwar vor allem in Pompeji selbst, aber nicht bloß dort.

γ. **William Blake.** Von Helene Richter. Straßburg. J. H. Ed. Heitz. 1906.

Der hochbedeutende englische Dichter und Zeichner, der nach einer Überlieferung ein Nachkomme des großen Seehelden Robert Blake war, geb. 1757, gest. 1827, wird hier aufs neue nach Gilchrist, nach Ellis und Yeats, nach Swinburne zum Gegenstand einer eingehenden und liebevollen Darstellung gemacht, aus der der gewaltige Einfluß, den er auf die englische und amerikanische Kunst und Poesie geübt hat, recht anschaulich hervorgeht. Die beiden Hauptvertreter des transatlantischen Schrifttums, Walt Whitman und Emerson, schließen sich ebenso an Blake in ihrer starken Lebensbejahung, ihrem Ewigkeitsglauben, ihrem revolutionären Pathos, ihrer tiefsinnigen Mystik, wie Keats, Shelley, Byron, Wordsworth und Coleridge seinen Einfluß erfahren haben, und vornehmlich die Präraffaeliten sein Ideal einer Verbindung von Dichter und Maler in sich aufnahmen. Im Anhang sind einige von Blakes Sepia-Zeichnungen und Aquarellen in schönen Wiedergaben mitgeteilt.

γ. **Le surintendant Nicolas Foucquet, protecteur des lettres, des arts et des sciences.** Par V. V. Chatelain. Paris, Perrin. 1905.

Der bekannte Nikolaus Foucquet (Günstling und Anhänger Mazarins, Oberintendant der Finanzen, im Jahre 1661 durch Ludwig XIV. jäh gestürzt und gefangen gesetzt bis 1680) hat als Staatsmann längst seine Würdigung gefunden. Nunmehr empfängt er sie durch Chatelain, dem Victor Duruy und St. Beuve als Pfadweiser dienten, auch nach der jedenfalls erfreulicheren Seite seines Wirkens hin, nach der des kunstsinnigen Maecenas, der Dichter, Künstler und Forscher freigebig unterstützte und großartige Sammlungen von Büsten, Statuen, Gemälden, Stempeln, Münzen und Medaillen hinterließ. Das Buch ist mit ungeheurem Fleiß verfaßt, der seinen Stoff mühsam aus allen Ecken und Winkeln zusammenholte, und macht seinem Verfasser alle Ehre. Chatelain urteilt auch über Foucquets politische Rolle (S. 50 ff.) sehr gerecht. Er hebt seine Verdienste um die Finanzverwaltung hervor,

wodurch er die Steuern erträglich machte und den Heeren das lieferte, was sie brauchten, um Spaniens Widerstand und den der Fronde zu brechen: er zieht Foucquets Selbstsucht, sein Streben, sich zu bereichern, nicht in Abrede, sieht aber darin mehr die Mängel des gesamten überlieferten Systems als die der einzelnen Person und betrachtet als letzten Grund für die Strenge des Königs dessen festen Entschluß: „de réformer son royaume, rompre avec le passé, rétablir ses finances sur de nouvelles bases, reprendre l'autorité." Dieses Urteil trifft unsres Erachtens den Nagel auf den Kopf.

β. **Duc de Choiseul** (Mémoires 1719—1785). Paris, Plon. 1904.

Die Memoiren des Herzogs von Choiseul sind unvollendet geblieben, aber durch autobiographische Aufzeichnungen ergänzt. Die einen wie die andern lassen wieder einmal erkennen, aus welchen Gründen die Revolution den zerstörenden Weg gehen mußte, der Frankreich in ein Trümmerfeld verwandelte. Choiseul war unleugbar ein Talent, aber auch das Gegenteil von einem Charakter. Seine Art der Beurteilung Ludwigs XV. würde allein genügen, um das Maß seiner Unwürdigkeit festzustellen. In den Tagen, wo er durch des Königs Maitressen dessen Gunst erworben hatte und zur ersten Stelle im Staate emporgestiegen war, ist sein Ton dem Monarchen gegenüber der einer widrigen und servilen Schmeichelei. Unmittelbar nach seinem Sturz zeichnete er seinen königlichen Wohltäter mit dem Brandmal der Infamie. Choiseuls Moralität hielt der des Königs die Wage. Dennoch hat ein Mann, der hoher Offizier, Botschafter Frankreichs in Rom und Wien, und Jahre hindurch erster Minister war, über die Zeit und die Ereignisse, die er zum guten Teil lenkte, immerhin noch sehr viel Wissenswertes zu sagen. Unter der Bedingung, seine Berichte durch verlässigere Zeugnisse richtig zu stellen, sind sie ein Beitrag vor allem zur Geschichte der österreichisch-französischen Allianz. In den Memoiren Choiseuls ist aber wenig von diesem seinem eigentlichen staatsmännischen Werk die Rede. Höfische Intrigen und persönliche Angelegenheiten drängen die politischen Fragen zurück. Dagegen sind Choiseuls Briefe und Depeschen aus Rom und Wien veröffentlicht worden, und sie bestätigen, daß er als Botschafter Ludwigs XV. bei Papst Benedikt XIV. Klugheit und Mäßigung gezeigt hat. Sowohl der Papst als Choiseul wünschten die Herstellung des kirchlichen Friedens, der seit Veröffentlichung der Bulle Unigenitus (1713) aussichtslos geworden war. Benedikt XIV. hatte Willen und Verständnis, das angerichtete Unheil nach Möglichkeit wieder gut zu machen. Das französische Ministerium war es, das zu entscheidender Stunde versagte.

γ. **Napoleon und Marie Luise.** Geschichtliche Erinnerungen des Barons Meneval, Sekretär Napoleons und der Kaiserin-Regentin. Zwei Bände. Berlin, Hüpeden & Merzin. 1906.

Diese vor sechzig Jahren erstmals erschienenen Denkwürdigkeiten erhalten wir in einer neuen deutschen Übersetzung aus der Feder von Friedrich Kircheisen. Meneval hing an Napoleon I. mit einer außerordentlichen Verehrung, die er auch auf die Kaiserin Marie Luise übertrug, und so ist seine Darstellung nichts weniger als eine unbefangene zu nennen; er steht zu dem Kaiser etwa wie Vellejus Paterculus zu Tiberius stand. Aber wie dieser uns als Gegenfüßler zu Tacitus von Wert ist, so läßt sich auch Meneval mit Nutzen verwenden, um die Lichtseiten Napoleons zu erkennen und die Ausführlichkeit und Lebendigkeit seiner Schilderungen wie die Beobachtung der innersten Familienvorgänge, deren Zeuge er war, verleihen seinem Werk einen eigentümlichen Reiz. An Marie Luise hebt er als einen Hauptzug hervor, der vielleicht alles erklärt, daß sie trotz mancher Kenntnisse und der für ihre Stellung nötigen Klugheit doch ohne Willenskraft war und in alle unvorhergesehenen Ereignisse sich fügte, wie wenn sie nun einmal unvermeidlich wären. So heiratete sie Napoleon, so stand sie an seiner Seite, so lange das Schicksal es gestattete, so verließ sie ihn, so heiratete sie den bestechenden Kavalier, den die Verhältnisse mit ihr zusammenführten, immer nachgiebig und gefügig, nie auf sich selber gestellt und niemals die Dinge mit großem Entschlusse beherrschend. Welch ein ungleiches Paar, das 1810 durch die Politik verknüpft ward!

γ. **Jolicler, volontaire aux armées de la révolution;** ses lettres 1793—1796. Par Frantz Funck-Brentano. Paris, Perrin. 1905.

Taine hat einmal sein Bedauern darüber ausgesprochen, daß es uns an Dokumenten fehle, die uns in die Stimmung und den Geist der Freiwilligen der Revolution einführen; was wir derart haben, zeige statt individuellen Lebens nichts als lärmende Deklamation. Die Lücke ist nun ausgefüllt durch die Briefe eines einfachen Bauern aus dem Jura, Franz Xaver Jolicler, der aus den Kriegsschauplätzen der Rhein- und der Westarmee an seine Mutter schrieb, einfach, schlicht, ganz wie es ihm ums Herz war. Geboren 1766, einziger Sohn vermöglicher Landleute, trat er 1791 in das 7. Bataillon der Freiwilligen des Jura; ihn beseelte eine brennende Vaterlandsliebe, und daß er dreimal verwundet wurde, gereicht ihm zum Stolze. Dabei ist er ein Denker, der am 30. Mai 1794 schreibt: „Ihr sagt mir immerfort, daß ich zu dem Herrn und seinen Heiligen beten soll. Warum aber soll ich Regen verlangen, während mein Kamerad warm Wetter verlangen wird? Wißt Ihr nicht, daß Gott bitten nichts andres heißt, als ihm zumuten, daß er das Weltall zerrütte (désorganiser cet univers). Ich sage also ganz einfach: Dein Wille geschehe auf Erden wie auch im Himmel. Gott weiß besser, was wir bedürfen, als wir selbst. Überlassen wir uns seiner heiligen Vorsehung, legen wir uns in seine Arme, tun wir alles mögliche Gute, und dann, am Rande des Grabes, sinken wir hinein!" Derselbe Mann aber, der so schöne gottgegebene Worte schrieb, vollstreckte in der Vendée die grausamsten Befehle seiner Oberen, ohne mit der Wimper zu zucken — il n'avait pas à discuter, mais à obéir!

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. Juli zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Abraham. — Salome oder „Über die Grenzen der Dichtung". Eine kritische Studie. Von J. Abraham. Berlin, Hermann Walther. 1907.

André. — Cinq ans de ministere. Par le general L. André. Paris, Louis Michaud. S. a.

Askew. — The Shulamite. By Alice and Claude Askew. London, T. Fisher Unwin. 1907.

Aus der Gedankenwelt grofser Geister. — Eine Sammlung von Auswahlbänden. Herausgegeben von Lothar Brieger-Wasservogel. Erster Band: Voltaire. Seine Persönlichkeit in seinen Werken. Bearbeitet von Dr. Kaethe Schirmacher. — Zweiter Band: Lessing. Ein Charakterbild aus seinen Werken. Von Theodor Kappstein. Stuttgart, Robert Lutz. O. J.

Baedeker. — Die Schweiz nebst den angrenzenden Teilen von Oberitalien, Savoyen und Tirol. Handbuch für Reisende von Karl Baedeker. Zweiunddreifsigste Auflage. Mit 69 Karten, 18 Stadtplänen und 11 Panoramen. Leipzig, Karl Baedeker. 1907.

Behnisch-Kappstein. — Meine zoologischen Freundschaften. Von Anna Behnisch Kappstein. Berlin, Verlag Continent. O. J.

Biese. — Deutsche Literaturgeschichte. Von Alfred Biese. In zwei Banden. Erster Band. Von den Anfangen bis Herder. Mit Proben aus Handschriften und Drucken und mit 36 Bildnissen. München, C. H. Beck. 1907.

Bourget. — L'Emigré. Par Paul Bourget. Paris, Plon. 1907.

Brunetière. — Discours de combat. Par Ferdinand Brunetière. Dernière série. Paris, Perrin et Cie. 1907.

Burthardt. — Die Entstehung des Parkes in Weimar. Von C. A. H. Burthardt. Mit einem historischen Plan, einem Grundriß und historischen Bildern. Zweite verbesserte Auflage. Weimar, Hermann Bohlaus Nachfolger. 1907.

Busse. — Das Gymnasium zu Lengowo. Ein Schulroman aus der Dunmart. Von Carl Busse. Stuttgart, J. Engelhorn. 1907.

Carito. — La neurastenia nella vita e nel pensiero moderno. Studio clinico e sociale di Diomede Carito. Napoli, Detken e Rocholl. 1907.

Dreux. — Dernieres annees de l'ambassade en Allemagne de M. de Gontaud-Biron. 1874—1877, d'après ses notes et papiers diplomatiques. Par André Dreux. Paris, Plon. 1907.

Düringer. — Nietzsches Philosophie und das heutige Christentum. Von Adelbert Düringer. Leipzig, Veit & Co. 1907.

Faesi. — Abraham Emanuel Fröhlich. Von Robert Faesi. Zürich, Schulthefs & Co. 1907.

Fessel. — Ringelreihe. Herzige Kinderlieder. Von Udo Siegfried Fessel. Mit dem Kinderbildnis des Verfassers. Hannover, Otto Tobias. O. J.

Foerster. — Die Frauenfrage in den Romanen englischer Schriftstellerinnen der Gegenwart. Von Ernst Foerster. Marburg, N. G. Elwert. 1907.

Fournier. — Pour en guérir. Par Alfred Fournier. Paris, Ch. Delagrave. 1907.

Frank. — Die Erkenntnis Gottes durch die Natur. Von Albert Frank. Hannover und Berlin, Carl Meyer. 1907.

Fried. — Die moderne Friedensbewegung. Von Alfred H. Fried. Leipzig, B. G. Teubner. 1907.

Fursac. — Un mouvement mystique contemporain. Le réveil religieux du pays de Galles (1904—1905). Par J. Rogues de Fursac. Paris, Alcan. 1907.

Gailly de Taurines. — Aventuriers et femmes de qualité. Par Ch. Gailly de Taurines. Paris, Hachette et Cie. 1907.

Gemälde alter Meister. — Im Besitze Seiner Majestät des Deutschen Kaisers und Königs von Preufsen. Unter Mitwirkung von Wilhelm Bode und Max J. Friedländer herausgegeben von Paul Seidel. 72 Photogravüren, 128 Textillustrationen. Bis zur 24. Lieferung. Berlin, Rich. Bong.

Gerhardi. — Das Wesen des Genies. Von Karl August Gerhardi. Zweite, stark erweiterte Auflage mit einem Anhang: Das Genie und seine Beziehungen zum altsprachlichen Unterricht. Jauer und Leipzig, Oskar Heumann. 1907.

Goethe. — Satyros-Suivi de quatres élégies romaines et du journal. Traduits pour la première fois par Georges et Paul Morisse. Paris, E. Sansot et Cie. 1907.

Golther. — Tristan und Isolde in den Dichtungen des Mittelalters und der neuen Zeit. Von Wolfgang Golther. Leipzig, S. Hirzel. 1907.

Greinacher. — Radium. Gemeinverständliche Darstellung von Heinrich Greinacher. Leipzig, Veit & Comp. 1907.

Griebens Reiseführer. — Norddeutschland. Fünfzehnte Auflage, neu bearbeitet von Dr. O. Marschall. Mit 15 Karten. Berlin, Albert Goldschmidt. 1907—1908.

Griebens Reiseführer. — Süddeutschland und Rhein. Fünfzehnte neu bearbeitete Auflage. Mit 16 Karten. Berlin, Albert Goldschmidt. 1907—1908.

Gröben. — Ralph Heathcotè. Letters of a young Diplomatist and Soldier during the time of Napoleon, giving an account of the dispute between the Emperor and the Elector of Hesse. By Countess Günther Gröben. London, John Lane. 1907.

Haag. — Ludwig Uhland. Die Entwicklung des Lyrikers und die Genesis des Gedichtes. Von Hans Haag. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf. 1907.

Haas. — Japans Zukunftreligion. Von Hans Haas. Berlin, Karl Curtius. 1907.

Hamann. — Abrifs der Geschichte der deutschen Literatur. Zum Gebrauche an höheren Unterrichtsanstalten und zur Selbstbelehrung bearbeitet von O. M. Hamann. Freiburg in Br., Herder. 1907.

Hansjakob. — Ausgewählte Erzählungen. Von Heinrich Hansjakob. Dritter Band. Der heimerne Mann von Haste. Stuttgart, Bonz & Co. O. J.

Harraden. — Die Tochter des Gelehrten. Von Beatrice Harraden. Autorisierte Übersetzung aus dem Englischen von C. v. Kraag. Minden i. W., J. C. C. Bruns. O. J.

Hoffmann. — Lebenserinnerungen des Königlich Preufsischen Generalleutnants Otto von Hoffmann. Nach eigenen Aufzeichnungen bearbeitet und herausgegeben von Obern von Hoffmann. Oldenburg und Leipzig, Schulzesche Hofbuchhandlung. O. J.

Holtz. — Der Sagenkreis der Nibelungen. Von Georg Holtz. Leipzig, Quelle & Meyer. 1907.

Hondray. — Victoria. Erzählung von Georg Hondray. Dresden, E. Pierson. 1907.

Jaeger. — Res severa. Ein Versuch zur Wiederaufrichtung eines deutschen Persönlichkeitsideales. Von Heinrich Jaeger. Berlin, Hermann Walther. 1907.

Jahne. — Verirrte Liebe. Erzählung aus der Kärntner Türkennot. Von Ludwig Jahne. Graz, Deutsche Vereins-Druckerei und Verlagsanstalt. 1907.

Jordan. — Die Totesbotschaft. Drama in fünf Aufzügen. Von Gustav Jordan. Straßburg i. E., J. H. Ed. Heitz. 1907.

Jülicher. — Paulus und Jesus. Von Adolf Jülicher. Tübingen, J. C. B. Mohr. 1907.

Kann. — Die Naturgeschichte der Moral und die Physik des Denkens. Der Idealismus eines Materialisten. Von Albert Kann. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller. 1907.

Kerp. — Die Erziehung zur Tat zum nationalen Lebenswerk. Von Heinrich Kerp. Breslau, Ferdinand Hirt. 1907.

Klaje. — Waldemois und seine Grenadiere. Ein Beitrag zur Geschichte der Belagerung Kolbergs im Jahre 1807. Von Hermann Klaje. Mit einer Karte. Kolberg, Dies und Marcrets. 1907.

Klemperer. — Paul Heyse. Von Viktor Klemperer. Berlin, Pan Verlag. 1907.

Kremnitz. — Was die Welt schuldig nennt. Von Mite Kremnitz. Berlin, Concordia, Deutsche Verlags-Anstalt. O. J.

Lamprecht. — Deutsche Geschichte. Von Karl Lamprecht. Dritte Abteilung. Neueste Zeit. Zweiter Band. Berlin, Weidmann. 1907.

Littmann. — Die Heldentaten des Dom Christoph da Gama in Abessinien. Nach dem portugiesischen Berichte des Miquel de Castonhoso übersetzt und herausgegeben von Enno Littmann. Berlin, Karl Curtius. 1907.

Lorenz' Reiseführer. — Neue vermehrte Auflagen. (Mit Karten und Plänen.) — Der Harz und Kyffhäuser in 12 Tagen genufsreich zu bereisen. Von H. Heineck. Rhein und Rheinlande von Heidelberg bis Düsseldorf in 15 Tagen genufsreich und billig zu bereisen. Von Rich. Noé. — Savoyen

und die Dauphiné. Ein Führer durch die nördlichen Westalpen und einen Teil der französischen Voralpen von H. Grabow. — Die Schweiz in 14 Tagen mit Generalabonnement genußreich und billig zu bereisen. Von R. Noe. — Tirol und die angrenzenden Alpengebiete von Vorarlberg, Salzburg u. Salzkammergut sowie das bayerische Hochland nebst München in 20 Tagen. Von R. Noé. — Führer durch die Vogesen und den elsässischen Jura. Freiburg i. B., Paul Lorenz. 1907. 1908.

Lyon. — Enseignement et religion. Études philosophiques. Par Georges Lyon. Paris, Alcan. 1907.

Mims. — Chinesen-Land. Erzählungen und Stimmungsbilder. Von Wilhelm Mims. Frankfurt a. M., J. Baumann. 1907.

Musset. — Alfred de Musset. Correspondance (1827—1857). Recueillie et annotée par Léon Séché. Paris, Société du Mercure de France. 1907.

Negrier. — Seditions militaires. Par le général de Négrier. Paris, Ch. Delagrave. S. a.

Neisser. — Ptolemäus oder Kopernikus? Eine Studie über die Bewegung der Erde und über den Begriff der Bewegung. Von Karl Neisser. Leipzig, Johann Ambrosius Barth. 1907.

Nicoullaud. — Mémoires de la comtesse de Boigne, née d'Osmond. Par M. Charles Nicoullaud. II. 1815—1819. Paris, Plon. 1907.

Oppel. — Wirtschaftsgeographie der Vereinigten Staaten von Nordamerika. Von A. Oppel. Mit 11 graphischen Darstellungen. Halle a. S., Gebauer-Schwetschke. 1907.

Ostermann. — Das Interesse. Eine psychologische Untersuchung mit pädagogischen Nutzanwendungen von W. Ostermann. Zweite Auflage. Oldenburg und Leipzig, Schulzesche Hofbuchhandlung. O. J.

Partinion. — Dreißig Jahre in der Südsee. Von K. Partinion. Herausgegeben von B. Antermann. Zweite bis fünfte Lieferung. Stuttgart, Strecker & Schröder.

Poetzsch. — Studien zur frühromantischen Politik und Geschichtsauffassung. Von Albert Poetzsch. Leipzig, R. Voigtländer. 1907.

Pollack. — Über die philosophischen Grundlagen der wissenschaftlichen Forschung, als Beitrag zu einer Methodenpolitik. Von Walter Pollack. Berlin, Ferd. Dümmler. 1907.

Poritzky. — Liebesgewalten. Novellen von J. C. Poritzky. Berlin, Carl Freund. 1907.

Reinwitsch. — Neuruben. Blätter der Erinnerung an den großen König und das Jahr 1757. Von Theodor Reinwitsch. Mit sechzig Abbildungen und einem Schlachtplan. Leipzig, Georg Wigand. 1907.

Reinke. — Haeckels Monismus und seine Freunde. Ein freies Wort für freie Wissenschaft. Von J. Reinke. Leipzig, Johann Ambrosius Barth. 1907.

Rheinsch. — Schöne Welt! Gedichte von Erika Rheinsch. Frankfurt a. M., Heinrich Demuth. 1907.

Roeder. — Briefe von der Erde. Von Hans Roeder. Berlin, Hermann Walther. 1907.

Rubenson. — Das Gotenburger System und seine Anwendung in Stockholm nebst geschichtlicher Übersicht über die Branntweingesetzgebung in Schweden. Von S. Rubenson. Übersetzt von Ernst A. Meyer. Stockholm, Hugo Gebers Förlag. S. a.

Schmidt. — Les sources de l'histoire de France depuis 1789. Aux archives nationales. Par Charles Schmidt. Avec une lettre-préface de M. A. Aulard. Paris, Honoré Champion. 1907.

Schultze. — Der Antichrist. Ein Traum. Gedicht in fünf Gesängen. Von Siegmar Schultze. Halle a. S., Ernst Tremnitz. O. J.

Schwindrazheim. — Kunst und Wanderbücher. Eine Anleitung zu Kunstnotizen im Spazierengehen. Von Oskar Schwindrazheim. I. Bändchen. Unsere Vaterstadt. Mit 24 eigenen Aufnahmen des Verfassers und 16 leeren Seiten für Bemerkungen und Skizzen. 1.—3. Tausend. Hamburg, Im Gutenberg-Verlag. Dr. Ernst Schultze. 1907.

Seeberg. — Dankmarbart. Ein Heldenlied von R. Seeberg. Berlin, Hermann Walther. 1907.

Seillière. — Die Philosophie des Imperialismus. Von Ernest Seillière. Vierter Band: Die romantische Krankheit. Fourier—Beyle—Stendhal. Autorisierte Übersetzung von Fr. v. Oppeln-Bronikowski. Berlin, H. Barsdorf. 1907.

Simson. — Lieder und Gedichte. Von Ewald Simson. Berlin, Marc Curtius. 1907.

Sinclair. — In zehn Jahren. (The industrial republic.) Von Upton Sinclair. Autorisierte Übersetzung von M. Enckhausen und E. von Kraatz. Hannover, Adolf Sponholtz. 1907.

Spinoza. — B de Spinozas kurzgefaßte Abhandlung von Gott, dem Menschen und dessen Glück. Aus dem Holländischen ins Deutsche übersetzt und mit einem Vorwort begleitet von C. Schaarschmidt. Dritte verbesserte Auflage. Leipzig, Dürr. 1907.

Stadler. — Herbert Spencer. Züricher Rathausvortrag von August Stadler. Zürich, Albert Müller. 1907.

Steinmetz. — Die Philosophie des Krieges. Von S. Rudolf Steinmetz. Leipzig, Johann Ambrosius Barth. 1907.

Stilgebauer. — Die Lügner des Lebens. Der Börsenkönig. Roman von Edward Stilgebauer. Berlin, Rich. Bong. O. J.

Stimme, die, der Grofsen. — Erster Band. Friedrich der Große. Herausgegeben von Otto Krack. Berlin, Concordia, Deutsche Verlags-Anstalt. O. J.

Sturmfels. — Was ist der Frau erlaubt, wenn sie liebt? Von Käthe Sturmfels. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer. 1907.

Sydow. — „Die Sünde aber der Eltern . . .". Roman von Henning v Sydow. Berlin, Concordia, Deutsche Verlagsanstalt (Hermann Eybeck). O. J.

Thomas. — Le second empire (1852—1870). Par Albert Thomas. Préface de Charles Andler. Nombreuses illustrations d'après documents de chaque époque. Paris, Jules Rouff & Cie. S. a.

Toggenburg. — Dora, ein episches Gedicht und anderes. Von Heinrich Toggenburg. Dresden, E. Pierson. O. J.

Veltheim. — End' und Anfang. Ein dramatisches Zeitgemälde. Von Hans Graf von Veltheim. München, Georg D. W. Callwey. 1907.

Vischer. — Briefe aus Italien. Von Friedrich Th. Vischer. München, Süddeutsche Monatshefte. G. m. b. H. 1907.

Vitrac. — Philippe Égalité et M. Chiappini. Histoire d'une substitution. Par Maurice Vitrac. Paris, Henri Daragon. 1907.

Wahl. — Vorgeschichte der französischen Revolution. Ein Versuch von Adalbert Wahl. Zwei Bände. Tübingen, J. C. B. Mohr. 1907.

Weinel. — Die urchristliche und die heutige Mission. Ein Vergleich. Von Heinrich Weinel. Tübingen, J. C. B. Mohr. 1907.

Weinschenk. — Gedichte von Jakob Hugo Weinschenk. Mainz, L. Wilckens. 1907.

Wiedemann. — Aus dem Leben einer Florentinerin des 16. Jahrhunderts. Von Adolf Wiedemann. Mit vier Tafeln. Straßburg, J. H. Ed. Heitz. 1907.

Wiedemann. — Gottes Schwert. Bilder aus der Zeit Savonarolas nach alten Aufzeichnungen. Von Adolf Wiedemann. Straßburg, J. H. Ed. Heitz. 1907.

Wille. — Gedankensplitter und Rätsel. Von Elise Ottilie Wille. Dresden, E. Pierson. O. J.

Wilser. — Menschwerdung. Ein Blatt aus der Schöpfungsgeschichte. Von Ludwig Wilser. Mit 21 Abbildungen und 7 Tafeln. Stuttgart, Strecker & Schröder. 1907.

Wittner. — Moritz Hartmanns Leben und Werke. Ein Beitrag zur politischen und literarischen Geschichte Deutschlands im 19. Jahrhundert. Von Otto Wittner. Zweiter Teil: Exil und Heimkehr. Mit 4 Lichtdruckbildern. Prag, J. G. Calve. 1907.

Wolff. — Shakespeare. Der Dichter und sein Werk. Von Dr. Max J. Wolff. In zwei Bänden. Erster Band. Mit einer Nachbildung des Droeshout-Porträts in Gravüre. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck). 1907.

Zdziechowski. — Die Grundprobleme Rußlands. Literarisch-politische Skizzen. Von Marian Zdziechowski. Aus dem Polnischen übersetzt von Adolf Stylo. Wien und Leipzig, Akademischer Verlag. 1907.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. **Walter Paetow** in Berlin-Friedenau.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

Den Strom hinunter.

Novelle

von

Isolde Kurz.

Das Haus war ganz voll von den Zurüstungen zur morgigen Hochzeit. Besucher, Lieferanten, Lohndiener gingen aus und ein, Geschenke wurden gebracht, Sendungen abgegeben. Auf zusammengerückten Stühlen und Tischen ragte ein Montblanc von Ausstattungswäsche, mit breiten Feldern von weißen Tisch- und Bettlinnen, worauf ein Flockengekräusel von fein gefälteten Hemden und Leibchen, von duftigen Spitzenröcken und blütenweißen, gestickten Taschentüchlein wie frisch gefallener Schnee glänzte. Nirgends war mehr Raum zum Sitzen. Auf dem steifen Kanapee lag vorsichtig ausgebreitet das weiße Hochzeitskleid mit seinen schweren Atlasfalten, und drüber flockte hingehaucht der Brautschleier, ein lichtes, luftiges Gespinst aus Illusionstüll, leicht wie ein Hauch, zerreißlich wie das Glück.

Nur sie selbst, die liebliche Thora, der Mittelpunkt des ganzen Getriebes, fehlte. Sie hatte der Konvenienz ein Schnippchen geschlagen und war, indessen die Geschwister bei geschlossenen Türen ein für die morgige Feier gedichtetes Stück probierten, zum Hause hinausgeschlüpft, um sich heimlich von ihrem Axel zu einer Nachenfahrt entführen zu lassen. Die beiden wollten noch einmal die Poesie ihrer jungen Liebe auskosten. Das morgige Fest war das Fest der Tanten und der Schwiegermütter, nicht das ihrige. Und dann wurden die zwei Füllen ins Joch gespannt, damit er dem Staat diene und sie dem Hauswesen. Morgen mußten sie unterducken, mußten ins Herkömmliche, Fadengerade hinein. Aber heute waren sie jung und frei, heute führte er sie noch einmal zurück zu dem grünen Ursprung ihres Glücks.

Ihr Ziel war ein stiller, einsamer Werder, flußaufwärts gelegen, mit mächtigen uralten Baumbeständen, verwilderten Parkanlagen und einem ehemaligen herrschaftlichen Landhaus, das jetzt als Sommerwirtschaft diente. Der Fluß hält das schmale langgezogene Inselchen mit zwei Armen von ungleicher Breite und Stromgeschwindigkeit umspannt; eine Fähre, die über

den Hauptstrom führt, verbindet es mit dem Lande und ist an schönen Sommersonntagen in unausgesetzter Bewegung, denn alsdann pilgern die geputzten Städter scharenweise die anmutigen Flußauen entlang, um den Werder mit Tanzmusik und dem Gelärm der Kegelbahn zu erfüllen. Heute aber, als am Werktag, lag das Flußufer mit seinen hohen Erlen und Platanen in tiefer, grüner Einsamkeit, und Thora hätte den Weg lieber zu Fuße an Arels Arm gemacht; aber dieser konnte sich nun einmal die Freude nicht anders als zu Wasser vorstellen.

Thora saß am Steuer, wie der Frühling in Person, im blumigen, kurzärmeligen Musselinkleide, das im Schnitt gar putzig an die Zeit erinnerte, wo der Großvater die Großmutter nahm, das feine Köpfchen mit den blaßgoldenen, vom Lockengeringel umgebenen Flechten durch einen großen Hut im Stil des Directoire geschützt, der das durchsichtige, blasse Rosenrot ihrer Wangen mit einem schwarzen Samtband verführerisch einrahmte. Wie ein hingehauchtes Pastellbild im schön stilisierten Rahmen war die Liebliche anzuschauen, und über ihrem ganzen Wesen lag jener unbeschreiblich zarte vergängliche Duft der Eglantine, der zu sagen scheint: „Heute, nur heute bin ich so schön." Axel hatte seinen Rock abgestreift und ruderte im weitmaschigen Trikot, den kräftigen männlichen Hals und die muskulösen Arme der Sonne preisgegeben, die sie in häufigen und langen Liebkosungen schon mit einem schönen goldbronzenen Hauch gefärbt hatte. Zuweilen beugte sie sich vor, um ihm liebevoll mit ihrem Tüchlein die vordringenden Schweißperlen von der Stirn zu wischen, wofür er ihr durch ein Nicken und Lächeln dankte. Beide schwiegen; in der atemlosen Schwüle des Sommernachmittags hörte man keinen Laut als das Rinnen des Wassers, das taktmäßige Eintauchen der Ruder und von Zeit zu Zeit jenseits der Auen den melodischen Ruf der Goldammer über den gemähten Wiesen.

„Warum wir nur so stille sind?" begann sie plötzlich. — „Früher hatten wir uns immer so viel zu sagen. Weißt du noch? Von allem sprachen wir. Und ereiferten uns und stritten und konnten kein Ende finden und waren entzückt, wenn wir uns doch verstanden hatten. Jetzt sind wir stumm wie die Fische; warum doch nur?"

Er sah ihr, auf den Rudern ruhend, mit einem langen abwesenden Blick ins Gesicht und gab keine Antwort.

„Ja, so ist es immer, wenn ich ein Gespräch anfangen will," begann sie mit verstelltem Unwillen von neuem. „Du siehst mich an, lächelst und antwortest nicht, und es ist als ob du mich gar nicht hörtest."

„Ob ich dich höre!" entgegnete er, ohne Stellung und Miene zu wechseln. „Ich höre dich mit den Ohren, mit den Augen, mit allen Sinnen, mit meinem ganzen Sein. Deine Stimme ist ja das, was ich zuerst an dir geliebt habe. Sie kommt zu mir wie aus einer andern Welt, sie ist um mich wie ein tiefes reines Spiel der Glocken, ich sauge sie in mich, und mein Ohr möchte noch ihre letzte Vibration festhalten. Aber was du sagst, du Geliebtes, das spricht nur einen Teil meines eigenen Wesens aus; mir selber brauch ich doch nicht zu antworten."

„Da können wir ja eine Taubstummenehe zusammen führen, Axel. Früher war es doch anders."

„Früher, ja. Da waren wir sehr redselig. Aber jetzt — jetzt ist das alles in uns, wir haben unsre Seelen zusammengegossen, darum gibt es keinen Austausch mehr.

„So ist es jetzt mit allen gemeinsamen Interessen vorüber, weil wir uns besitzen?"

„Ganz vorüber. Wir wissen nur, daß wir sind, und daß wir beisammen sind. Du und ich. Ich und du. Und weiter nichts."

„Ist das auch recht, Axel?"

„Es ist recht, weil es ist und nicht anders sein kann. Es ist das flammende Scharlachrot der Liebe, das keine andre Farbe neben sich duldet. Es ist der Mittsommer der Seelen, die große glühende Stille, wo jeder Laut und Gedanke untergeht. Nur ein eintöniges elementares Summen geht über die Erde, worin alle Töne der Schöpfung zusammenfließen: Ich und du, du und ich. Weiter gibt es nichts, weiter wollen wir nichts. Es ist das Meer, worein alle Quellen münden. Jetzt können wir nur noch zusammen schweigen. Weißt du nicht, du Süßes, daß dies das Höchste und Tiefste ist, was zwei Menschen erreichen können: zusammen schweigen?"

„Ja, ich weiß. Aber zuweilen erschreckt es mich, dieses Ungeheure, Uferlose, was uns jetzt hat. Es wird mir bang in dieser gespannten Stille."

„Kinder singen, wenn ihnen bange wird. Sing ein Lied, Thora, süße kleine Törin."

„Was soll ich singen, Axel?"

„Unser Glück, Thora, unser großes einziges Glück. Sing mir ein Lied vom Glück."

Sie schmetterte ein paar jubilierende Läufer über das Wasser, um ihre Stimme zu probieren, verstummte dann plötzlich und ward nachdenklich.

„Ich weiß kein Lied," sagte sie wie mit Verwunderung.

„Du wußtest doch sonst so viele. All unsre lieben Volkslieder — die weißt du nicht mehr?"

„Die weiß ich noch alle. Aber ich weiß kein Lied vom Glück. Sie handeln alle vom Leid und von der Sehnsucht. Axel, sag du mir ein Lied vom Glück, aber ein schönes, tiefes, großes."

Axel besann sich, dann mußte er zugeben, daß auch er kein solches kenne.

„Aber wie geht das zu?" rief sie. „Sind denn noch nie zuvor Menschen glücklich gewesen? Oder singen sie nur nicht mehr, wenn sie glücklich geworden sind, wie die Vögel, die ihr Nest gebaut haben?"

Axel schwieg; die Lösung der Frage ging auch über sein Vermögen.

„Es ist sonderbar," sagte er nach einer Pause. „Ich habe mein ganzes Gedächtnis durchsucht, aber es ist wirklich so. Die Lieder vom Glück sind alle banal und ohne Herzenslaut. Hier ist eine Lücke in unsrer Kultur, wir haben kein Lied vom Glück! Wie schade, jammerschade, daß ich kein Dichter bin. Ich weiß genau die Tonart, aus der es gehen müßte; wenn ich nur die Worte dazu hätte. So was Tiefes, Starkes, Ursprüng-

liches — o wer es aussprechen könnte, dieses Ich und Du — vielleicht kann es niemand."

Aufs neue wurde es stille zwischen den beiden, und man vernahm nur das Klatschen der Ruder, bis Thora, die mehr und mehr ins Träumen versank, mit ihrer eigentümlich ergreifenden Altstimme vor sich hinzusummen begann, aber kein Lied vom Glück, sondern eine wehmütig-graziöse Melodie voll tändelnder Klage.

„Es ist ein altes französisches Liedchen," sagte sie wie abbittend auf seinen verwunderten Blick. „Es paßt ja gar nicht her, aber wunderlicherweise geht es mir gerade heute durch den Kopf, nachdem ich es seit Jahren vergessen hatte. Als ich ein Kind war, hörte ich's zuweilen meine Großmutter singen. Die hatte es von ihrer Mutter und wußte es selber nicht mehr recht. Mir ist nur der Refrain hängen geblieben, so ein verschollenes Stückchen Rokoko, eine rechte Meißener Porzellanmelodie, in der Schäferinnen tanzen, und aus der es hervorflattert wie von vergilbten himmelblauen Bändern."

Auf seine Bitte sang sie mit lauterer Stimme:

Le temps que je regrette,
C'est le temps des amours.

Aber nun wurde er böse, denn er hatte keinen Sinn für ihre großmütterlichen Reminiszenzen; er wollte aus ihrem Mund nur hören, was sich auf ihn selbst bezog.

„Ein solches Lied am heutigen Tage!" rief er vorwurfsvoll.

„Ich wollte es ja nicht singen, du batest mich darum."

„Aber du hattest es doch im Sinn."

Nun zankten sich die zwei zur Abwechslung ein Weilchen, dann wurden sie still und lehnten sich zurück, indem er nur auf seine Ruder, sie auf die grüne Welle, die sich vor ihnen teilte und breit vorüberrollte, zu achten schien. Aber lange konnten sie nicht so verharren. Plötzlich neigte Axel sich über seine Ruder vor und suchte mit den Augen ihre Augen, bis auch sie sich ihm entgegenneigte und ihre Lippen sich von selbst begegneten.

In der Nähe der Fähre befestigte Axel sein Flachboot im Weidengestrüpp, und sie sprangen flink die Uferböschung hinan. Der Park empfing sie mit dem warmen Dunst seiner immerwährenden Feuchtigkeit, in den sich der Geruch des blühenden Holunders mischte. Ganz so hatte es vor einem Jahr geduftet und geblüht, als sie sich hier beim Sommerfeste zum erstenmal fanden, nur daß die einsamen Alleen und stillen Wiesen damals durch all die weißen, blauen und rosaroten Kleider in ein buntes Blumenbeet verwandelt waren. Aus dem Pavillon, der jetzt mit seinen geschlossenen Jalousien still und verschlafen in sonniger Schwüle träumte, drang jenes Tages die Tanzmusik, außen in der Laube hinter Steinkrügen und Kaffeekannen saß die beiderseitige Verwandtschaft, abseits aber unter hohen Bäumen gingen mit klopfenden Herzen zwei junge Menschenkinder, die Tanz und Kaffeekannen vergaßen, weil ihnen zum erstenmal der Sinn des Lebens aufgegangen war.

Thoras Augen fragten: „Weißt du noch?" und Axel nickte.

O die schöne, schöne Welt! Und jetzt wurde sie immer noch schöner. Wer soll es nur tragen all das Glück. Er und Sie! Sie und Er! Und so fortan immer zu zweien. Keine Störung mehr, keine Mutter, die sie rief, wenn sie zu lang im Nebenzimmer flüsterten, kein „es schickt sich nicht". Das Leben ein seliger Traum und doch so sicher, so fest gegründet. Denn die beiden zweifelten nicht, daß ihr Bund schon im Schöpfungsplan gelegen habe. Damit sie sich finden konnten und so jung und schön und zeitlos selig nebeneinander hinschreiten, war vor Hunderten, vielleicht Tausenden von Jahren dieses Inselchen aus den Wassern gestiegen, ja und die Millionen von Fäden, die seit Urbeginn durcheinander liefen, um das Menschenschicksal zu weben, sie waren nur geschlungen, um dieses eine große Glück zu ermöglichen. Sie drückten sich gegenseitig den Arm, ein wortloser Hymnus, ein stummes Freudelallen stieg gemeinsam aus ihrem Busen auf.

Doch sobald sie aus dem Umkreis des Gebäudes waren, wurden sie ausgelassen wie Schulkinder, die ihre Ferien auskosten wollen. Er hatte ihr die langen Filethandschuhe ausgezogen, auch den geschmückten Strohhut, den sie im Buchenschatten nicht brauchte, ließ sie sich von ihm abnehmen und hing ihn an seinen langen Bändern um Axels Arm. Dann faßte er sie unter und fing mit ihr unter dem grünen Buchendom auf dem grasdurchwachsenen Kiesweg zu laufen an. „Eins, zwei – eins zwei! Brust heraus, Kopf hoch! Heute schickt sich das noch, heut sind wir junge Leute. Morgen heißt mein Mädchen ‚Gnädige Frau' und muß würdig tun."

Wie im Schrecken über diese Aussicht riß sie sich von ihm los und setzte mit zusammengefaßten Röcken in breitem Sprung über den Graben. Drüben auf der noch ungemähten Waldwiese wuchsen in Menge die abenteuerlichen Orchideen, die in ihren launenhaften Verkleidungen als Turban, als Pantöffelchen, als Biene, die an einer Blume saugt, einen übermütigen florealen Mummenschanz aufführten. Alle mußten sie dran glauben und wurden von Thoras kunstfertigen Händen mit großen lila Glockenblumen, zarten Lichtnelken, duftigem Labkraut und blühendem Liguster zu einem phantastischen Riesenstrauß gebunden, dessen Farbenübergänge große, lichte Farnwedel schön vermittelten. Immer tiefer lockten die Blumen ins versponnene Gehölz, und so oft er ihr die hemmenden Zweige aufhob, mußte sie mit einem Kusse Torgeld bezahlen. Nur die Sonne sah durch die grüngoldene Blätterwand, wie die zwei verliebten Schmetterlinge umeinander jagten, gaukelten und kosten. Die Sonnenstrahlen blinzelten einander zu und sagten: „Wo die beiden sind, da ist das Paradies. Daß sie doch nie heraus müßten!" — Aber die Sonne ist alt, sie glaubt nicht mehr an so schöne Dinge. Und weiter sagt sie: „Alle müssen heraus. Aber die meisten verlieren sich so langsam, schrittweise aus dem schönen Garten, daß sie es kaum bemerken; und wenn sie ihn hinter sich haben, so haben sie zugleich schon vergessen, wie es drinnen aussah. Und leben ganz zufrieden so weiter. Aber sie, die Unglückseligen, die herausgewirbelt werden auf einen Schlag, die allein mit ausgestreckten Armen am Ufer stehen bleiben, während ihr verlorenes Glück den Strom hinuntertreibt! Wer soll sie trösten? Das kann auch ich, die Sonne, nicht. Nur die kühle Erde, die kann's."

Doch die zwei hörten nicht, was die Sonne sagte, und hätten auch nur dazu gelacht. Mit ihnen fing ja die Welt von vornen an, auf sie brauchten die tausendjährigen Erfahrungen nicht zu passen.

Auf einer trockenen, mit dürrem Laub und Fichtennadeln bestreuten Lichtung warf Thora sich atemlos und erhitzt zum Rasten nieder; aber kaum hatte Axel sein Gesicht in ihren Schoß gebettet, als sie durch ein Rascheln aufgeschreckt wurde und schnell in die Höhe sprang.

„Es war eine Eidechse," sagte Axel und wollte sie wieder zum Sitzen niederziehen; aber sie wehrte ab und horchte, denn ihr war, als hätte sie einen Schritt gehört.

Alles war wieder still, doch die Lust zum Sitzen war ihr vergangen. Sie schlugen sich weiter durchs Gestrüpp und kamen zu einer einzelstehenden hohen Tanne, um die sich eine ganze Familie kleiner und allerkleinster Bäumchen, ihre Schößlinge und Sämlinge, angesiedelt hatte.

„Hier können wir unterkriechen und rasten, diese wackere Familienmutter nimmt uns in ihren Schutz," meinte er, einen der großen niederhängenden Zweige aufhebend, unter dem sich eine stille, grüne Klause, von lichter Dämmerung umflossen, auftat.

„Ich mag nicht sitzen," war ihre Antwort, — „hörst du nicht, da raschelt es schon wieder."

„Aber ich höre gar nichts," sagte er ungeduldig, „sei doch nicht so furchtsam!"

Jetzt raschelte es noch näher. — „Es sind doch Schritte," sagte sie.

„Torheit! Zu Schritten gehört auch einer, der sie macht. Es sind Eidechsen, da — da siehst du sie ja!"

Gleich wollte er seinen etwas brummigen Ton wieder gutmachen, indem er das kleine braune Mal auf ihrer Wange, das ihm besonders gefiel, mit den Lippen suchte, aber sie scheuchte ihn mit kindischem Trotz zurück und hieß ihn die wilde Iris pflücken, die sie zwischen den Erlen entdeckt hatte. — Er brachte die Blume und glaubte sich nun auch seine Belohnung dafür holen zu dürfen, doch sie wehrte abermals ab.

„Dort steht noch eine, tiefer im Gestrüpp, die muß ich auch noch haben!"

Mit einem Laut des Unmuts sprang er ins Gebüsch und verschwand zwischen den Erlen.

„Axel, Axel!" rief sie, schon bereuend, ihn verscheucht zu haben.

Er blieb verschwunden. Nach kurzem hörte sie ein Knicken und Knacken in den Ästen, ein Rauschen und einen leisen Fall, dann ein eiliges Huschen und Rascheln, und gleich darauf war wieder alles stille wie zuvor. Sie schlüpfte ihm mit gebücktem Kopf durch das von Schwüle dampfende Dickicht nach, wo sie bei jedem Schritt mit ihrem leichten Kleidchen hängen blieb, und fand sich nach einigem Herumtasten überrascht vor einem mit Stacheldraht umsponnenen Zaun, der den Park gegen den seichteren Flußarm schützte; durch seine morschen Latten schimmerte das stille Wasser herauf. Hier war die Welt buchstäblich mit Brettern vernagelt; sie mußte den Rückzug durch das Erlengesträuche antreten, suchte den Weg, auf dem sie gekommen waren,

verlor ihn bald wieder und wand sich planlos durch das wuchernde Laub- und Nadelgehölz, wo giftig-rote gelbgesprenkelte Pilze sie frech angrinsten und der kriechende Wacholder mit hundert Armen nach ihren luftigen Geweben, die sie eng um sich zusammenzog, häkelte. Nichts war zu hören als der entfernte Strom, der das leise nahe Rinnen seines Nebenarms laut übertönte. Auf ihr immer ungeduldigeres Rufen gab nur eine Lachtaube unsichtbar Antwort, wie um sie zu verspotten. Endlich hielt sie inne und stand ratlos. Als sie in der Entfernung wieder ein Geräusch zu hören glaubte, lief sie der Richtung nach über eine sonnige Waldblöße, wo die Nadelstreu vor Dürre knisterte und der weißliche Bovist mit leisem Knall unter ihren Füßen zersprang, erreichte am Ende die Platanenallee, die das verwilderte Gehölze schräg durchschneidet, und sah sich auch dort allein. Anfangs war sie nur ärgerlich gewesen, weil der Scherz ihr zu lange dauerte, dann hatte das Suchen und Irregehen ihre Einbildungskraft aufgeregt und ihr Herz zu schnelleren Schlägen getrieben; jetzt aber, als sie die lange, leere Allee hinauf und hinunter blickte, befiel sie eine jähe Bangigkeit, eine ganz unvernünftige Furcht, er sei von geheimnisvollen Mächten erfaßt und entrückt worden. Der weite, öde, rings von Wasser umfaßte Park mit seinen Alleen, die nebeneinander herliefen, sich kreuzten, verschlangen, mit seinem undurchdringlichen Dickicht, wo man von allen Seiten das Branden des Stromes vernahm, schien ihr ohne ihn ein schauriges, von Unterweltsströmen umschlossenes Labyrinth. Sie zürnte mit den Blumen in ihrer Hand und wollte sie wegwerfen, aber hielt sie nur desto fester. Aus einer dunklen, unbekannten Tiefe kam etwas über sie gekrochen, eine Ahnung vom Weh der Welt, von dem vorherbestimmten unvermeidlichen Ende alles Glücks. Sie wehrte sich gegen die törichten Gedanken, sie stampfte mit dem Fuß, um der Beängstigung Herr zu werden, und suchte sich selber zu überzeugen, daß er in der Nähe sei und sie necke; aber es klang ganz erzwungen und krampfhaft, wie sie rief: „So komm doch hervor, ich sehe dich ja!“ — und dann wieder laut und schrillend: „Axel, Axel!“

Plötzlich versagte ihr die Stimme, und ihre Augen starrten weit offen nach einer Erscheinung. Einer der Bäume hatte sich in eine weibliche Gestalt von unnatürlicher Größe verwandelt mit langem, hagerem Hals, barfüßig, in schlotterndem dunkelgrünem Rock und graubraunem grobgestricktem Kamisol, das an rissige Baumrinde erinnerte. Aus einem noch jungen, aber ganz verwitterten Gesicht, das halblang geschnittene schwarze Haare schlaff umhingen, blickten zwei dunkel umränderte Augen mit toter Traurigkeit, und eine bläulich kalte Hand bewegte sich wie mitleidig oder entschuldigend gegen das junge Mädchen, ehe die seltsame Gestalt ins Gehölze zurückglitt. Im nächsten Augenblick stand an ihrer Stelle wieder der Baum, und nur ein leichtes Knicken im Gebüsch bezeugte, daß es wirklich ein menschliches Wesen war, das sich entfernte.

Unter Thora waren die Knie eingesunken, sie glitt auf die am Wege stehende Bank und saß wie in plötzlicher Erschöpfung, die Hände schlaff im Schoße. Sie wußte nicht, hatte sie wachend oder träumend dieses Phantom

gesehen, aber sie fühlte, daß das Unglück sie gestreift hatte, und daß sie in seinem Banne war. Sie rief auch nicht mehr; es war ihr, als würde er sie doch nicht hören, als wäre er schon lange, lange gestorben und sie mutterseelenallein in einer fremden, gespenstischen Welt.

Da kam es geduckt in unhörbaren Sprüngen heran, das Gezweig rauschte in ihrem Rücken; zwei warme, wohlbekannte Hände, die eine mit ihrem Ring, legten sich von hinten über ihr Gesicht.

„Axel! Axel!"

Es war ein Schrei, der ihn erschreckte.

„Thora! Süße, kleine Törin, da bin ich ja."

Sie war aufgesprungen, das Leben hatte sie wieder. Aber sie flog nicht in seine Arme, ihre ausgestandene Angst wandelte sich in Zorn, ihre Augen sprühten:

„Abscheulicher, ich hasse dich!"

Sie schlug nach ihm, und da er ihr die Hände festhalten wollte, kratzte sie ihn mit den Nägeln.

„Süße Wilde, ich liebe dich."

Entzückt hob er sie in den Armen auf und lief mit der leichten Last die Allee abwärts. Sie hielt ganz still und ließ sich tragen. Ihr Herzschlag wurde wieder ruhig, sie drückte den Kopf in unsäglichem Wohlgefühl an seine Schulter, ihr Hut schaukelte noch an seinem Arm. Alle Not war vergessen, das war wieder die heimatliche Erde, die alte Sonne wob in dem grünen Kreuzgewölb über ihren Häuptern, und es gab keine Gespenster noch tragischen Schicksalsmächte mehr.

„Kanntest du denn deinen verliebten Täuberich nicht, der dir Antwort gab?" fragte er.

„Warst du die Taube, du Schlimmer?" fragte sie zurück.

„Nun freilich. Was dachtest du denn, du Närrchen, daß du so schriest? Ich sei dir gestohlen worden, die Nixen hätten mich hinabgezogen?"

„Nichts dachte ich, gar nichts," gestand sie beschämt. „Es ist das Glück, das in mir mitunter zur Angst, zur Qual wird, ich sagte dir's ja. Und dann ist mir ein Gespenst erschienen."

Sie beschrieb ihm das grüne Riesenweib, das sich vor ihren Augen aus einem Baum entwickelt hatte.

Axel hatte sie auch gesehen, aber ihm war die Erscheinung nichts Neues.

„Als du mich wegtriebst," sagte er, „kam sie plötzlich von einem Stamm herabgeglitten und schlich mir nach durch das Gehölz, indem sie mir Küßchen zuwarf. Doch als ich mich nach ihr umdrehte, entfloh sie. Übrigens brauchst du nicht eifersüchtig zu werden, ich bin nicht der einzige, der ihr gefällt. Einem Freund von mir, der hier malte, hat sie sich einmal an die Fersen geheftet und ihn den ganzen Tag nicht verlassen."

„Aber wer ist denn diese Unholdin?"

„Eine arme Irre, die sie hier bei der Wirtsfrau untergebracht haben. So unhold ist sie gerade nicht. Der Wahnsinn hat ihr Gesicht zerrüttet, aber wenn man sie genauer betrachtet, sieht man, daß sie einmal hübsch war."

„Die Ärmste," sagte Thora; jedoch ihre Gedanken waren schon ferne von der Unglücklichen und ganz versunken in ihr eigenes Glück.

Von der Allee zweigte links ein schmaler Seitenweg ab, der sich nach wenig Schritten in die hochstämmige, aber seit lange mit dem Beil des Holzfällers unbekannte Buchenwaldung verlor. Wo er aufhörte, stand ein gewaltiger Baumriese, der eine mächtige hochgeschwungene Wurzel wie einen vorgestreckten Fuß herausschob. Auf diesem knorrigen Sitz ließ Axel seine Last nieder, warf sich vor ihr zu Boden und umschlang ihre Knie mit beiden Armen: „Mein Götterkind!" — Und immer auf den Knien liegend, erzählte er ihr zum hundertstenmal von all dem unvergleichlich Herrlichen, das er in ihr entdeckt hatte, das nirgends sonst auf Erden zu finden war.

Thora leuchtete wie unter einem Strahlenkranz. Sie empfand sich selber ganz so, wie ihr Geliebter sie schilderte, denn Axels Augen konnten ja nicht falsch sehen, und sie war entzückt von ihrer eigenen Herrlichkeit, aber nur um seinetwillen, weil sie ihm so viel zu geben hatte. Wäre ihr in diesem Augenblick eine Königskrone angeboten worden, sie hätte sich nicht gewundert, hätte aber auch nichts Begehrenswertes daran gefunden.

Doch jetzt drohte eine Störung. Feste, gleichmäßige Männertritte erschollen in der Allee, man hörte sprechen. Thora wurde unruhig.

„Ich bitte dich, Axel, steh auf, es kommen Leute."

„Laß sie kommen," sagte er, sich dicht neben sie setzend.

„So rücke wenigstens etwas weiter weg."

„Fällt mir nicht ein."

Die Spaziergänger waren schon ganz nahe. Sie hatten lustige, jugendliche Stimmen, und jetzt verstand man auch, was sie sprachen.

„Ich bin sicher, daß wir sie finden," sagte der eine. „Sie wächst in der ganzen Gegend nirgends als hier. Es ist geradezu Zweck dieses Werders, die Calla palustris hervorzubringen."

Axel preßte Thoras Arm mit lautlosem Lachen, wie um zu sagen:

„Die Narren! Das wissen wir besser."

Thora aber flüsterte: „Es sind Botaniker, die schlüpfen ins Gebüsch; die Sorte ist gefährlich."

„Bleib nur still, sie sind schon vorüber."

Aber ganz in der Nähe des Verstecks blieben die zwei Störenfriede stehen, und der andre fing an:

„Ja, was ich sagen wollte: die Ehe wäre eine vortreffliche Institution, wenn nur die menschliche Natur anders wäre. Ich weiß nicht, wer der Weise war, der zuerst das große Wort aussprach: ‚Die Menschen lieben sich zu ungleichen Zeiten'; aber recht hat er."

Die Verliebten im Gebüsch lachten wieder heimlich über diese Weisheit und drückten sich fest die Hände.

„Nun denke dir einmal," fuhr der Sprecher fort, „du bist gerade zärtlich aufgelegt, möchtest mit deiner Henriette oder Melanie —"

„Geh!" rief der andre, „mein Mädchen muß einen deutschen Namen haben —"

„Meinetwegen. Also du möchtest deine Helga oder Kunigunde in den Arm nehmen, sie halbtot küssen; sie aber sitzt eben am Klavier, ist feierlich gestimmt, denn sie spielt den Beethovenschen Trauermarsch —"

„Fehlgeschossen! Ich heirate keine, die Klavier spielt."

„Gleichviel, laß sie vor der Staffelei sitzen oder auch nur einen spannenden Roman in der Hand haben, sie ist nicht gestimmt, eure Herzen schlagen nur einen Augenblick nicht unisono, und sofort ist der Mißton da. Oder laß es umgekehrt gehen: du sitzt an deinem Arbeitstisch und bist eben einem großen Gedanken auf die Spur gekommen, da tritt Frau Kunigunde herein —"

„So nenne sie lieber Helga."

„Du gibst ihr einen Wink, daß sie störe, sie stutzt und trutzt, die Verstimmung ist fertig, der neue Gedanke aber, der ist weg. Ach, es ist etwas Schmerzliches um solche Gedankenkindsmorde. Ich sage dir, Lieber, die Ehe ist eine Rechnung, die niemals aufgeht. Und doch denke ich zuweilen: es gäbe ein Auskunftsmittel —"

Hier entfernten sich die Schritte; man erfuhr nicht mehr, was es für ein Auskunftsmittel gäbe.

Aber das Pärchen in seinem Versteck sollte noch keine Ruhe bekommen.

Vom oberen Ende der Allee kamen hart aufstoßende Männertritte, mit denen leichte, fast geräuschlose Frauenschritte Takt hielten, und die Luft trug vereinzelte Fetzen einer übellaunigen Unterhaltung herüber. Der Mann beschwerte sich in grollenden Lauten über die schlechte Bedienung in der Gartenwirtschaft, und eine schwächliche Frauenstimme, die jeden Augenblick abzureißen drohte, sprach in klagenden Fisteltönen dazwischen. Ihre Einwendungen schienen seinen Ärger nicht niederzuschlagen, sondern noch mehr anzuschüren.

„Natur! Natur!" hörte man ihn voll Ingrimm rufen. „Eine schöne Naturfreude, über Baumwurzeln stolpern mit einer wimmernden Frau, die entweder schmollt oder den Kopf hängen läßt."

Es war augenscheinlich eine Ehestandsszene, was sich da abspielte, die lebendige Illustration zu dem Gespräch der beiden Junggesellen, das vielleicht eben durch eine Begegnung mit dem mißvergnügten Paar hervorgerufen war.

„Macht, daß ihr fortkommt," flüsterte Thora in drolliger Empörung, „ihr gehört nicht an diesen Ort."

Aber das mißvergnügte Paar tat ihr diesen Gefallen nicht. Es kam vielmehr immer näher, und der Wortwechsel wurde immer peinlicher.

„Du glaubtest einmal ohne diese Frau nicht leben zu können," piepste die Weinerliche.

„Ja, meine Hochverehrte," antwortete er mit grimmigem Hohn, und man meinte das grausame Lächeln zu sehen, das diese Worte begleitete — „man sieht eben, wenn der Schaum verperlt hat, daß das Herbe mit dem Zarten doch nicht immer die beste Mischung gibt."

Jetzt waren sie in gleicher Linie mit dem Liebespaar, und Thora zitterte aufs neue, in ihrem Schlupfloch ertappt zu werden. Axel lachte leise zu ihrer Furchtsamkeit.

„Du, liebes Thörchen," flüsterte er, „glaubst du, wenn zwei einmal in solchem Ton miteinander reden, die kriechen noch zusammen in die Büsche?"

Vor dem Seitenweg war die gekränkte Frau stehen geblieben.

„Das sagst du mir hier, gerade an dieser Stelle? Weißt du nicht mehr, was dieser Ort für uns bedeutet?"

„Das weiß ich wohl, aber je schöner die Dinge sind, desto kürzer währen sie. Damals war ich ein verliebter Narr."

„Als wir das letzte Mal herkamen, sprachst du noch anders. ‚Ewig, ewig,' sagtest du, ‚nichts kann jemals zwischen uns treten; nie kann das aufhören, was wir einander sind und waren.'"

„Nun ja," antwortete der Mann in freundlicherem Ton. — „Was willst du? Ich habe dich ewig geliebt. Was nennt man ewig? Wovon man sich das Ende nicht denken kann. Der Erdball dreht sich, bis er in Stücke geht, und hernach ist's ewig gewesen! Ebenso geht es in der Liebe auch. In hundert Ehen, die ich kenne, ist's nicht anders. Ja, und jede Liebe endet einmal so. Aber die Leute leben glücklich, weil sie nicht das Unmögliche möglich machen wollen."

„Weil's ihnen am Ende im Sumpf bequem wird," rief die Frau mit dem Ausdruck unsagbarer Bitterkeit — „und sie vergessen haben, wie's droben im Sonnenschein war."

„Das sind deine Überspanntheiten. In Frieden leben und die Dinge nehmen wie sie sind, heißt nicht im Sumpf leben. Übrigens es ist wahr, die meisten haben etwas mehr als wir, sie haben Kinder."

„Kinder!" rief sie, und man hörte am Ton, daß der Stich ins Herz getroffen hatte. „In den ersten Jahren warst du glücklich, keine zu haben, weil wir so ungestörter eins dem andern leben konnten."

„Das war falsch, wenigstens für deinen Standpunkt," entgegnete er, mit dem Spazierstöckchen das niedere Gebüsch zerklopfend, daß die Blätter flogen. — „Nicht, daß die Kinder die Liebe der Gatten erhöhten oder erhielten, ich glaube das nicht. Aber sie sind ein äußeres Bindemittel. Die Eltern beschäftigen sich mit einem gemeinsamen Gegenstand und meinen, sie beschäftigten sich miteinander. Übrigens glaube nur nicht, ich mache dir einen Vorwurf daraus, keine Kinder zu haben. Nichts liegt mir ferner. Ich bin es ganz zufrieden, daß ich nicht in die Zukunft zu sorgen brauche, und daß wir das bißchen Wohlstand, das uns endlich zugefallen ist, ohne Skrupel genießen können! Alles wäre gut ohne deine törichte Empfindelei."

Die mißhandelte Frau schien jetzt ihr ganzes Selbstgefühl zusammenzuraffen. „Ich bin nicht empfindlich," erklärte sie mit Würde. „Ich wehre mich nur gegen die Beleidigung, daß ich hinter jeder, jeder andern Frau zurückstehen soll."

„Daß du das nicht begreifen kannst! Jede, jede andre Frau ist schöner als die eigene. Das ist ein Naturgesetz. Was läßt schön erscheinen? — Das Begehren. Und was begehrt man? — Was man nicht besitzt. Aber bringe einer Logik in ein Frauengehirn!"

„Hans!“ rief die Frau außer sich. Es war ein schriller und zugleich klangloser Schrei wie aus einer zersprungenen Schale.

Der Mann schien trotz seiner Roheit zu fühlen, daß er zu weit gegangen war.

„Komm, komm, mach keine Szene,“ hörte man ihn sagen. „Es ist nicht bös gemeint. Du treibst mich nur so weit durch deine Vorwürfe. Komm, gib mir den Arm. — Was, du willst nicht? Nun meinetwegen.“

Die zwei gingen weiter durch die Blätter raschelnd, er hüben, sie drüben, mit der ganzen Breite der Allee zwischen sich, die hier die Breite der ganzen Welt bedeutete.

Axel war hinter seinem Gebüsche aufgesprungen und hatte die Fäuste geballt. „Du Bestie,“ sagte er leise. „Wäre ich nicht unsichtbar, du solltest meine Meinung zu spüren bekommen.“

Thora aber saß starr mit ganz erbleichtem Gesicht.

„Hat dich das so erschüttert, Liebste?“ fragte er, ihre Hände streichelnd.

„Der schlechte Mensch, der gemeine Mensch — der schlechte, schlechte Mensch,“ wiederholte sie nur immer, am ganzen Leibe bebend.

„Sag: der Elende, der Unglückselige,“ antwortete Axel. — „Denn wer ist unglücklicher, als wer sich selbst nicht treu bleiben kann, wer die Ideale seiner Jugend verloren hat und damit den Zusammenhang zwischen seinem heutigen und gestrigen Ich? Welche Macht soll den über den breiten Schlamm der Gemeinheit emporhalten?“

Reine Jugend hat in ihrer Begeisterung oft den Seherblick für Dinge, von denen ihre Erfahrung noch nichts wissen kann. So war Axel. Zuweilen sprach es aus ihm heraus wie durch höhere Eingebung. Dann staunte seine Thora ihn an wie ein Gefäß der Wahrheit.

Aber heute gingen ihre Gedanken nicht den Weg seiner Betrachtungen.

„Und diese zwei sind einmal hier gesessen wie wir, Axel, und haben nichts gewußt und gewollt als eins das andre! Ist das zu fassen? Der rohe Mensch hat zarte, innige Liebesworte geredet, die piepsende weinerliche Frau war vielleicht ein silberstimmiges junges Mädchen, das glaubte mit ihm in die Pforten des Himmelreichs einzugehen!“

„Laß sie! Was gehen uns die Menschen an. Mögen sie's treiben, wie sie können. Wir zwei sind eins des andern sicher; wir halten fest, was wir gewählt haben. Denn unser Einssein ist ja zugleich unser Sein, das eine läßt sich nicht auflösen ohne das andre. Wenn wir aufhörten uns zu halten, so hätten wir zugleich schon aufgehört zu existieren.

„Wirst du nie anders denken, Axel?“

„Anders denken? Das wäre ja so unmöglich wie — wie —“ er suchte einen Vergleich, fand keinen — „es wäre einfach unmöglich,“ schloß er.

Aber das trauliche Plätzchen war wie verunreinigt durch den Gedanken an solche Vorgänger, und sie verließen es ohne einen Blick zurückzuwerfen. In der Allee war es dunkel geworden, als hätte auch die Sonne sich vor der Begegnung mit den zwei Unausstehlichen zurückgezogen. Die Vögel gaben bängliche Laute von sich wie vor dem Ausbruch eines Gewitters. Auf der

Wiesenfläche, wo niedergelegte Heuschwaden sinnverwirrend-süße Düfte ausströmten, sah man, daß der Himmel von einem milchigen Flor bedeckt war, durch den das unsichtbare Gestirn wie mit vergifteten Dolchen stach, und die Liebenden beeilten den Schritt, um noch trocken unter Dach zu kommen.

Schon fiel der Regen, als sie den offenen Wirtsgarten erreichten. Die Wirtin, eine starke, grobknochige Schwäbin, bekannt für ihren Mutterwitz und die wunderlichen, halb philosophischen Sprüche, die sie zuweilen von sich gab, begrüßte das junge Pärchen, dessen Liebe unter ihren Augen aufgeblüht war, mit einem besonderen Wohlwollen und führte sie ins Haus, weil die wenigen geschützten Plätze im Garten besetzt waren. Im Saal aber deckte man eben für ein Festessen, das ein Sängerklub auf den Abend bestellt hatte, und auch im Nebenzimmer war kein behagliches Eckchen frei, wo die zwei die Schüssel Sauermilch, nach der sie lechzten, con amore zu sich nehmen konnten. Sie würde ihnen gerne im Pavillon den großen Tanzsaal aufschließen, meinte die Wirtin, aber sie wären auch drüben nicht ungestört, da man soeben den Klavierstimmer aus der Stadt erwarte. Sonst habe sie ihnen leider nichts anzubieten als ein halbdunkles Stübchen gegen den Hof, das freilich nicht auf Gäste eingerichtet sei, wo man aber wenigstens trocken sitze. Damit ging sie über den Gang voran und öffnete ein längliches Kabinett mit Holzverkleidung, das sein Licht durch ein kleines Fenster unter der Decke erhielt und vor Zeiten ein altdeutsches Trinkstübchen vorgestellt haben mochte, jetzt aber seit lange nicht benützt schien, denn es roch beträchtlich nach Moder. Die Frau wischte Bank und Tisch mit ihrer Schürze rein, während sie einen wohlmeinenden Diskurs anspann.

„Also heut wollen Sie von der Lieb Abschied nehmen, und morgen wird geheiratet?" begann sie in einem Tone, der fast wie Beileid klang. „Da haben Sie heut noch einen schönen Tag, nehmen Sie ihn wahr, nehmen Sie ihn wahr. So schön kommt's nicht wieder."

„Ei," sagte Axel, indem er sich mit seiner Braut auf der schmalen wurmstichigen Holzbank niederließ, „ich sollte meinen, es komme jetzt noch viel schöner."

„Na, na, Ehstand ist Wehstand. Ich kann ein Lied davon singen, denn ich hab's mit drei Männern probiert. Freilich, die Ehen werden im Himmel geschlossen, und droben ist's eitel Licht und Glanz, aber wie sie hernach auf Erden aussehen, wo die Beleuchtung schlechter ist, danach fragt der liebe Gott wenig."

„So? Glauben Sie, er habe kein Herz für seine Kreatur?"

„Ach was! Er nimmt die Sach in Bausch und Bogen, sonst könnte er ja gar nicht fertig werden; für ihn bleibt's immer das erste Paar. Wenn sie's bunt treibt, so lacht er und denkt: ‚Wird schon die Zeit kommen, wo mein Adam den Spieß umdreht', und ist anderswo er der Schlimme, dann denkt er: ‚So, jetzt zahlt er ihr die Laib heim.' Mit den Liebesleuten kann's unser Herrgott nicht so genau nehmen. Damit müssen Sie sich trösten, wenn einmal die Flitterwochen den großen Fluß hinunter sind."

Die letzten Worte waren in bemutterndem Tone an die strahlende Braut gerichtet, die die Art der Wirtin schon kannte und völlig unbefangen blieb.

„Sie sind auch von denen, die nicht glauben, daß das Glück dauern kann," sagte die Schöne mit lächelndem Verweis. „Warten Sie, wir zwei werden Ihnen zeigen, wie das gemacht wird."

Die ländliche Philosophin war nicht aus ihrem Raisonnement zu bringen.

„Das Glück dauert wohl, es ist immer in der Welt, aber es haben's dann andre," entgegnete sie trocken und ging nach der bestellten Sauermilch in die Küche.

Die zwei Verliebten lächelten der Unverbesserlichen nach. Jetzt wurde es minutenlang ganz stille in dem Stübchen. Axel hatte sich in Thoras weißen Arm vertieft, dessen entzückend anmutige Modellierung er auf seine Weise studierte, indem er von der Handwurzel aufwärts bis zum Ellbogen einen leisen Kuß neben den andern darauf hauchte. Die große Hauskatze, die hinter ihnen zur Tür hereingeschlichen war, begleitete diesen Vorgang, den sie zu verstehen schien, mit behaglichem Schnurren, indem sie sich gegen Thoras Kniee drängte. Mit einemmal verdunkelte sich der lichtarme Raum noch mehr, und als ein leichtes Klirren des Fensters ihre Blicke nach oben zog, sahen sie gegen die Scheibe gedrückt ein fahles Gesicht, von schwarzen, regennassen Haarsträhnen umhangen, das Gesicht der Irren, das aus der Höhe auf sie niederstarrte. Die an das Glas gepreßten Lippen waren wie zum Kusse zugespitzt, und ihre Augen hingen mit brennender Sehnsucht an dem jungen Manne. Gleich darauf war sie verschwunden.

„Sind denn heute alle Narren los?" rief dieser unmutig, während das Mädchen auffuhr und vor Schrecken zitterte, weniger über das Gesicht, das sie gleich wiedererkannt hatte, als über das Befremdliche dieser Erscheinung so hoch über dem Boden. Sie mußte sich vorstellen, wie das Gespenst im Regen heranschlich und an der Außenmauer lang und länger in die Höhe wuchs, bis es mit dem Kopf das Fenster erreichte, um ihre Traulichkeit zu belauschen. Axel meinte, wenn das schöne Kind nicht wie eine Karnevalschere gebaut sei, so werde sie wohl zu diesem Zweck eine Leiter angelehnt haben; doch die wiedereintretende Wirtin belehrte ihn, daß sie das vorspringende Dach eines Schuppens benutzt haben mußte, um das Fensterchen zu erklettern und ihre Neugier zu befriedigen.

„Das arme Ding ist überall und nirgends," sagte sie, ein weißes Tuch über den Tisch breitend. „Sie hockt in den Bäumen wie ein Eichhorn und hängt sich ans Gemäuer fest wie eine Fledermaus. Immer sieht man sie da, wo man sie am wenigsten erwartet. Übrigens ist sie ein harmloses gutartiges Geschöpf, auch aus sehr guter Familie, eine Generalstochter. Wir haben sie schon ein halbes Jahr im Hause. Sie wollte sonst nirgends bleiben, aus jeder Anstalt ist sie entkommen; denn sie muß immer im Grünen sein, ob's hagelt oder blitzt. Hier tut sie gut, man kann sie ganz freilassen. Fürs Davonlaufen ist gesorgt: sie fürchtet sich vor dem Wasser. Aber sie hat Tage, wo sie unruhig wird, besonders wenn sie ein Brautpaar sieht. Dann läuft sie und versteckt sich, denn sie hat die fixe Idee, daß sie Liebesleuten Unglück bringe."

„Mir scheint vielmehr, sie hat uns den ganzen Nachmittag umschlichen," bemerkte Thora.

„Das mag wohl sein. Es läßt ihr eben keine Ruh, sie muß dann aus der Entfernung um so ein Pärlein herstreichen. Die Arme, es ist kein Wunder, nach dem, was sie erlebt hat," setzte die Mitteilsame hinzu und berichtete, so viel sie selber von diesem zerstörten Leben wußte: daß die Unglückliche durch Jahr und Tag heimlich verlobt gewesen sei, ohne den Widerstand ihrer Eltern brechen zu können, bis sie in Schwermut verfiel, wodurch ihr Vater endlich gezwungen wurde, seine Einwilligung zu geben. Am Hochzeitstage aber habe sie in Kranz und Schleier vergeblich auf den Bräutigam gewartet, der erst Wochen später tot, verunglückt aufgefunden worden sei. Lange Zeit habe sie darauf in völliger Umnachtung zugebracht und führe jetzt halbgenesen eine traurige Scheinexistenz, mehr ein Vegetieren unter Bäumen und Sträuchern als ein wirkliches Leben und nur durch die Musik, die ihr als einziges in ihrem Elend geblieben sei, kehre sie vorübergehend ins menschliche Dasein zurück.

Thora, deren Augen sich bei dieser Erzählung unnatürlich erweitert hatten, schob mit wehevollem Stöhnen die Schüssel weg, die ihr die Wirtin eben vorsetzte; diese aber fuhr unbekümmert um die Wirkung ihrer Mitteilungen fort:

„Jetzt wird sie gleich ans Klavier gehen und singen. Das tut sie an solchen Tagen immer, und es hilft ihr. Da werden Sie etwas hören, das Sie nicht vergessen; ihre Stimme soll immer das Schönste an ihr gewesen sein; kein Mensch würde sie für irrsinnig halten, der sie singen hört."

Die Wirtin hatte recht. Kaum, daß die Liebenden wieder allein waren, noch mit dem Eindruck des Gehörten kämpfend, wurden drüben im Pavillon die Tasten angeschlagen. Das war nicht der erwartete Klavierstimmer. Ein paar Akkorde mit sicherer Hand gegriffen, ein paar Skalen auf und nieder mit flüchtigen Fingern, dann brach es los wie ein Gewitter, daß die Lauscher festgezaubert saßen. Und über dem Sturm der Tasten erhob sich wie ein Albatros mit mächtigen weißen Fittichen die Stimme der Sängerin:

„Per pietà, non dirmi addio!"

Es war etwas in Klangfarbe und Vortrag, als ob der Engel des Schmerzes selber sänge.

Thora fuhr sich mit beiden Händen ans Herz, wie wenn es mitten durchgerissen würde, und folgte atemlos dem herrlichen Sopran durch alle Phasen seines angstvollen Flehens, seines glühenden, verzweifelten Anrufs, bis er in hoffnungsloser Nacht erstarb:

„Jo d'affanno morirò."

Das war zuviel für die ohnehin zum Zerreißen gespannten Nerven der jungen Braut. Sie lag an Axels Hals, ihn wie in wildem Jammer umklammernd, während die Stimme der Irren sie dämonisch nachzog, daß sie die letzten verhallenden Noten mitsingen mußte:

„Jo d'affanno morirò."

Auch Axel war erschüttert, so hatte er das wunderbare Lied noch nie singen hören.

„Dieser Beethoven!" sagte er. „Er macht mit uns, was er will."

Sie schoben den Tisch zurück und standen auf. Aber Thora war ganz außer sich. Sie fühlte sich von einem Wirbel gepackt, der sie in das Schicksal der Unglücklichen mit hineinziehen wollte. Die Unheilsahnung, die sie bei ihrer Begegnung mit der Irren erfaßt hatte, war aufs neue über ihr und mit solcher Macht, daß sie sich selbst von jener kaum zu scheiden wußte.

„Laß uns fort, laß uns fort, ich vergehe hier," bat sie gequält. „Lieber draußen im Regen als hier Wand an Wand mit dem Unglück."

Sie sah mit so irren Blicken um sich, daß es Axel angst und bange wurde. Um nichts in der Welt hätte er noch einmal der sentenzenreichen Wirtin standhalten mögen. Er legte den Betrag der Zeche auf den Tisch, und die beiden machten sich, mit dem kleinen Schirmchen bewaffnet, durch eine anstoßende, mit tausenderlei Gerümpel gefüllte Kammer ins Freie, wo sie sich überrascht im schönsten Sonnenschein fanden. Der Boden war beinahe trocken geblieben, nur auf den ausgebreiteten Blättern der Roßkastanien glänzten große Wassertropfen wie in einer festen grünen Schale und fielen einzeln nieder. Die Wolke war mit einem kurzen Guß vorübergezogen und hatte sich irgendwo in der Nähe entladen, wie die eingetretene Frische zeigte. Aus den Baumkronen schmetterten die Vögel voll Übermut, daß ihnen der sonnige Spätnachmittag gerettet war, Hühner stritten sich gackernd um die am Boden liegenden Brocken, und in einer Schaukel zwischen hohen Stämmen schwangen sich stehend zwei kleine weißgekleidete Mädchen, die mit Lust- und Angstgekreisch bis zu den Wipfeln der Bäume flogen.

„Jetzt führ ich dich an einen Ort, den nur die Nixen des Stroms und die Vögel des Himmels kennen," sagte Axel, indem er sich mit seiner Gefährtin auf schmalem Kiesweg wieder dem seichteren rechten Flußarm zuwandte. — „Dort wollen wir sitzen, bis der Abend heraufkommt, und zusammen die Sterne betrachten und vergessen, daß der Planet noch andre Bewohner hat als uns."

Der junge Mann, der jeden freien Sommertag auf dem Fluß zu verbringen pflegte, kannte das Inselchen von innen und außen wie ein liebes Spielzeug. Er suchte den Stachelzaun entlang, bis er ein verschlossenes Pförtchen fand, dessen zerbröckelnde Latten seiner schlanken Gestalt den Durchlaß gewährten, und als die Öffnung ein wenig erweitert war, konnte auch die geschmeidige Thora nachschlüpfen. Hier war man wie in einer andern Welt. Ein sanfter grüner Rasenhang senkte sich gegen das Wasser hinab, in dem sich ein paar hohe Weidenbäume bespiegelten. Jenseits des Flußarmes dehnte sich eine weite ungemähte Wiese bis zum fernen Waldsaum, ganz besät von unzähligen gelben Ringelblumen, die glänzten wie herabgefallene kleine Sonnen. Dazwischen funkelten noch große Regentropfen wie Diamanten im Grase. Die niedrigstehende Sonne fiel schräg durch das Erlengebüsch und küßte ihre kleinen Schwesterlein, die Ringelblumen auf der Wiese, daß sie goldener strahlten. Blank und undurchdringlich wie eine Stahlplatte schimmerte das Wasser, das mit fast unmerklicher Bewegung vorüberzog. Der Fluß, der auf der linken Seite des Werders hoch und voll im tiefen Bette dahinrauscht, vertändelt sich hier zwischen blumigen, weltvergessenen Borden, indem er sich erst in leichtem

Bogen gegen die Wiese hinüberschwingt, dann enger sich dem Inselchen wieder anschmiegt, in dessen grünen Rasenhang er eine runde Bucht mit enger Mündung gewühlt hat, die jetzt friedlich träumte wie ein kleiner See. Eine außer Gebrauch gekommene Schiffshütte, deren Wände zerfallen, löst sich dort bei Schilf und Weiden ungehindert in ihre Bestandteile auf, ein kleiner Nachen, einst dem letzten Besitzer der Villa gehörig und jetzt von jedermann vergessen, modert darin.

„Hier werden wir sitzen wie in einer Arche, mag es regnen oder stürmen," sagte Axel, ihr zärtlich seinen Rock in den Nachen breitend. Thora sah nicht rechts noch links, ihre Seele trieb noch auf den uferlosen Wogen des Gesanges.

„Daß die Menschen voneinander müssen," sagte sie mit strömenden Augen. „Daß der Planet sich nicht halten läßt. Er rollt und rollt, und mit den Tagen und Nächten, die er bringt, bringt er unausweichlich auch den Tag der Trennung."

„Laß ihn rollen, den Planeten. Heute ist heute. Wer soll uns das je wieder nehmen — und das — und das?" antwortete er, sie küssend und wieder küssend. Aber auch in seinen Augen standen die Tränen, und ihre Erschütterung zitterte in seiner Seele nach. Eine ungeheure, schmerzlich süße Sehnsucht riß sie zusammen, als hätten sie sich nach endloser Trennung gegen alles Hoffen und Erwarten wiedergefunden. Sie verstrickten sich verlangend ineinander und suchten, sich fester und fester pressend, jedes beim andern die Gewißheit seiner Nähe und Lebenswärme. Er trocknete ihre Tränen ab und tröstete sie mit tausend zärtlichen Schwüren, nannte sie seine holde Sensitive, seine geliebte Mimose und sich ihren Gärtner, der dafür sorgen werde, daß kein rauher Luftzug und kein unzarter Finger die edle Pflanze berühre.

Seine Liebkosungen gaben ihr endlich wieder die Gewißheit ihres eigenen Selbst zurück.

„Wenn es jemals anders käme," sagte sie, mit holder Hingebung an seine Brust gelehnt, „so wüßte ich nicht, was aus mir werden sollte. Du hast mich zu sehr verwöhnt, und es bleibt dir nun nichts übrig, als mich so weiter zu verwöhnen, denn in einer kälteren Luft könnte ich jetzt nicht mehr leben."

„Das sollst du auch nicht. Ich müßte ja vom Wahnsinn geschlagen werden, um es je zu vergessen, was mir das Schicksal in dir geschenkt hat."

„Wenn aber das Schicksal selber kommt und uns trennen will?"

„Dann werd ich ihm sagen: ‚Du mit uns beiden, was du willst, aber laß uns beisammen'."

„O Axel, wird es dich erhören?"

„Es wird, weil es unser ganzer voller Ernst ist. Siehst du, ich war ein nüchterner Mensch, eh ich dich kannte, und hätte zu solchen Vorstellungen den Kopf geschüttelt. Aber jetzt spür ich's in mir wie eine neue Seele und habe Augenblicke, wo ich ein Seher bin. Ich weiß es und fühl es ganz genau, daß die unsichtbaren Wellen, die unser Seelenleben in den Raum hinaussendet, durch Suggestionskraft unser Schicksal lenken. Es geschieht uns nichts,

was wir nicht selber wollen. Darum bleibt dem Schicksal keine Wahl, als wenn einmal unser Leben ausgelebt ist, uns zusammen hinwegzunehmen."

Sie sah ihn gläubig an und lächelte getröstet durch einen Tränenschleier, der sich ablöste und ihr in zwei Tropfen an den Wimpern stehen blieb, während die Augen schon wieder im ungetrübten Blau strahlten. Andächtig sog er diese letzten Tränen wie wundertätige Tropfen auf, und die beiden jungen, heilig liebenden Menschenkinder verwuchsen immer inniger und tranken eins beim andern Labung und Befreiung, bis ihre Herzen wieder gesund und ruhig schlugen. Die Welt, von der ein Stacheldraht sie trennte, war nicht mehr da; die schilfumwachsene Schiffshütte wurde ihr Haus und ihre Heimat, wo sie wie im feinsten und duftendsten Extrakt ihr ganzes künftiges Glück vorausnahmen. Thoras silberweiße Arme, die kühl wie Nixenarme waren, schlangen sich so erquickend um seinen braunen, sonnenheißen Nacken; aus seiner kühngewölbten Brust strömten Mut und Kraft in die ihrige. Ein köstlicher Friede stieg auf sie beide hernieder. Der süßliche Wassergeruch brachte ihren beruhigten Sinnen frühe Jugenderinnerungen zurück an jene wonnevolle Zeit, wo man mit bloßen Füßen in sonndurchwärmten Bächen patschte, und die Vergangenheit floß ihnen mit einer rosig dämmernden Zukunft zusammen, in der blumenbekränzte Kinder wie kleine Liebesgötter im Ufersand spielten. Die Wasser rauschten aus der Ferne in ihren Traum wie Stimmen des Lebens, die vergeblich riefen. Und allmählich ward ihnen zumut, als träten sie in einen Orden von Eingeweihten, die dem Weben der Natur näher stehen, und hätten die Eigenschaft des Dichters erlangt, der sein Ich zu vertausendfachen und in jeglichem Ding zu leben vermag, wenn dem Alltagsmenschen seine Armut kaum gestattet, das eigene Leben deutlich zu fühlen. Halbe abgebrochene Worte genügten ihnen zur Mitteilung dieses erhöhten Zustands; denn der geheimnisvolle Strom war zwischen ihnen eingeschaltet, der dem einen Herzen ein volles Wissen vom andern gibt, und jenes elementare innere Einswerden hatte sich vollzogen, das ein Menschenpaar nur einmal und auf Minuten erleben kann.

„Was ist das mit uns? Werden wir Götter?" fragte Thora. „Fühlst du, wie alle Kräfte des Erdbodens sich würzig zu uns herandrängen? Jeder Luftzug bringt uns im Vorüberstreifen Grüße mit — vom Fluß — vom Park — von der Wiese —, und alle die sonst geruchlosen Kräutlein und Blümlein, die frischen und die abgedörrten hier auf dem Rasen, teilen sich mir durch eine besondere Duftschattierung mit. Jedes Hälmchen kommt und sagt: ‚Habt mich lieb, ich bin auch da'."

„Es ist der Regen, der die feinen aromatischen Öle entbunden hat," sagte Axel, mit Wonne die balsamische Luft einschlürfend. — „Wie leicht sich's hier atmet. Ich glaube, ich bin ein Entrückter. Mein Körper hat die Schwerkraft überwunden."

„Und ich — ich könnte mich auf dem Schilfrohr schaukeln," überbot ihn Thora.

„Meine Fühlfäden wachsen und wachsen," sagte der Jüngling dagegen, „und setzen mich mit allem, was uns umgibt, in Berührung. Jetzt verstehe ich

auf einmal den Spruch des Angelus Sileſius, den wir einmal zuſammen laſen:

Menſch, alles liebet dich,
Um dich iſt's ſehr gedrange.
Es laufet all's zu dir,
Daß es zu Gott gelange."

„Axel! Axel! Verſtehſt du auch die Sprache der Vögel, die da hinten in den Erlen ſingen?"

„Ja wohl verſtehe ich ſie, du Süße. Die Amſel mit ihrer kurzen, immer gleichen Strophe ſingt: ‚Seid glücklich — glücklich — glücklich.'"

Wieder ſchlang er die Arme um ſie, und nun vergaßen ſie Vogelſtimmen und Wieſendüfte und verſanken eins ins andre.

Stunden vergingen, die Sonne ſtieg immer tiefer. Sie lehnten zärtlich Schulter an Schulter gegeneinander und ſprachen zuletzt kein Wort mehr. Ihre Arche, die anfangs beinahe trocken auf Kies und Sand gelegen, hatte ſich allmählich gehoben und ſchaukelte leiſe. Das Waſſer ſchlug ſtärker gegen die morſche Wand der Hütte, Blätter und abgeriſſene Zweige trieben im Fluß daher und drangen teilweiſe in die Bucht, die ſie gefangen hielt, ſie in unermüdlichem Reigentanz drehend. Lauter, gebieteriſcher tönte hinter ihnen die Stimme des großen Stroms herüber. — Rufe du nur, dachte Axel, ſeine Thora feſter umſchlingend, du wirſt warten können. — Drüben am Waldſaum wagte ſich jetzt bedächtig ein Reh hervor, kam in raſchen Fluchten über die Wieſe und hielt am Rand des Waſſers ſtill, wo es aufmerkſam nach den zweien herüberäugte, bevor es beruhigt den Kopf zum Trinken ſenkte. In den Weiden ſchrien noch einmal die Spatzen aus Leibeskräften, um den ſinkenden Tag mit ihrem Chorgeſang zu begleiten, die Amſel im Park pfiff ein zweimaliges kräftiges Abendſignal, das faſt wie ein Zapfenſtreich klang.

„Die Sonne geht unter," ſagte endlich der Jüngling, indem er ſich mit einem Seufzer unendlichen Glücks erheben wollte; doch Thora drückte ſchweigend ſeine Hand und hielt ihn feſt. Da ließ er ſich gerne halten, und ſie ſaßen noch umſchlungen in ſtummem wunſchloſem Glück, bis der erſte Stern durch die lichtblaue Decke drang.

Sie ſahen ihn an, drückten ſich aufs neue die Hände, und Thora ſagte, von einer Kindheitserinnerung ergriffen:

„Ehre ſei Gott in der Höhe und Friede den Menſchen auf Erden!"

„Und den Engeln ein Wohlgefallen," vollendete Axel mit gerührtem Lächeln, indem er ſie noch einmal an ſich zog und küßte.

Ihr Kahn lag jetzt völlig im Waſſer, und ſie mußten mit einem Sprung das Land gewinnen.

„Sieh nur, wie der Fluß gewachſen iſt," ſagte Axel, wie aus einem Traum erwachend. „In den Bergen hat es ſtark gewittert, während wir hier geborgen ſaßen."

Thora hatte ihre Blumen, die im Kahn zerſtreut und zerdrückt lagen, wieder zuſammengeleſen und ſchüttete ſie in den Strom.

„Du lieber Fluß," sagte sie, „bring sie dem Meere und erzähl ihm, daß du zwei Glückliche gesehen hast."

Als sie bei der Lände ankamen, wo Axels Fahrzeug lag, sahen sie erst, wie die Wassermassen vom Gebirge den Hauptstrom geschwellt hatten. Er donnerte zornig; seine schönen Fluten, die jetzt getrübt waren, führten Strohbündel, Latten und Pfähle, die Reste eines Bretterzauns und andre, zum Teil unkenntliche Gegenstände auf ihrem eilenden Laufe mit. Axels Boot tanzte und zerrte ungeduldig an dem Strick, der es festhielt. Als die beiden einstiegen, sprang es auf wie ein Renner, dem der Zügel gelassen wird, und schoß pfeilschnell mit den ungestümen Wassern hinunter. Der Ruderer hielt sich nahe der Insel, um einen großen dunkeln Gegenstand zu vermeiden, den der Strom in seiner Mitte vor sich herwälzte. Er war in der Abendbeleuchtung gerade noch zu erkennen als ein riesiges ausgewurzeltes Baumskelett, das bald seine toten Äste mit ihrem dürren Laubwerk, bald seine langen Wurzeln zum Himmel streckte.

„Das wird eine lustige Fahrt," rief Axel fröhlich, „in einer halben Stunde sind wir zu Hause."

Thora blickte ihn an, ohne zu antworten; ihre Augen träumten noch von der stillen seligen Bucht, die sie eben verlassen hatten, und es war, als ob sie dieses Bild in sich trügen, denn Axel sagte, ihren Blick erwidernd:

„Ja, in Zukunft überlassen wir die Insel mit all ihren Narren sich selbst, wir rudern gleich in diese Bucht herein und sitzen hier ‚selig verschollen', wie unser Eichendorff sagen würde, den Sommernachmittag lang, mit einem schönen Buch oder auch ohne; die Sonne haben wir im Rücken, sie badet alles in goldene Wärme —"

Ein gellender Schrei unterbrach ihn. Sie glitten eben an der unteren Spitze des Werders hin, wo der Strom seine beiden Arme zu majestätischer Breite wieder vereinigt, und Thora wollte sich umwendend der Wiege ihres Glücks noch einen Gruß zurücksenden, als auf der schmalen grünen Zunge, die sich zum Fluß hinabsenkt, ein riesiges schreckhaftes Gebilde vor ihr auftauchte. Es war die Irre, die sich an den äußersten Rand des Wassers vorbewegte. Sie winkte mit ausgestreckten Armen; ihre lange Gestalt schien in der Dämmerung und mit der baumlosen Wiese hinter sich ins ungeheure hinaufzuwachsen, und es sah aus, als sei sie im Begriff, über das Wasser schreitend auf das Boot heranzukommen.

In wildem Schreck war Thora zur Seite gefahren, unglücklicherweise im gleichen Augenblick, wo Axel sich nach derselben Seite geneigt hatte, um mit dem Ruder das Baumgeripp zurückzustoßen, das die Flut soeben auf sein Boot heranwälzte. Die doppelte Bewegung hatte zur Folge, daß das leichte Fahrzeug umschlug. Thora stürzte den Kopf voran ins Wasser. Axel, nachgeschleudert, ergriff sie im Untersinken am Kleid. Als er auftauchte, verwickelte er sich in das Gestrüpp des Baumes; Thora, die von dem Wasserschwall schon bewußtlos war, entglitt ihm wieder und versank zum zweitenmal. Er kämpfte sich verzweifelt von dem Baume los, der immer aufs neue gegen ihn andrang; er tauchte noch einmal, aber das Mädchen konnte er nicht mehr fassen, die Geistes-

gegenwart verließ ihn, und als er unter Wasser in das Wurzelwerk geriet, verlor auch er das Bewußtsein. Das umgestürzte Boot trieb noch eine Strecke weit hin, bis es an einer der vorgeschobenen Buhnen aus Pfahlwerk und Reisig hängen blieb, die das Ufer vor Versandung schützen. Die beiden Körper tauchten in kurzer Entfernung von einander wieder auf, und das Wasser, dessen wilder Schwall sich legte, sobald es sich besser ausbreiten konnte, führte sie allmählich zusammen. Zuweilen schwamm der eine etwas schneller, während der andre zurückgehalten wurde, dann trieb eine Strömung sie wieder nahe zueinander, daß sie sich berührten. So glitten sie weiter, immer weiter auf ihrer feuchten Hochzeitsreise, an den Gärten und Wiesen ihrer Jugend vorüber, unter wohlbekannten Brücken durch, gegen fremde schlafende Ortschaften hin, die stillen emporgewandten Gesichter von der silbernen Mondsichel beleuchtet, deren bleicher Schein zu Hause gespenstisch auf den Falten des ausgebreiteten Brautkleids spielte.

Cesare Pascarella.

Die Entdeckung Amerikas.

(La scoperta de l'America.)

Von

Paul Heyse.

Der Name des römischen Dialektdichters Cesare Pascarella ist den Lesern der „Deutschen Rundschau" nicht ganz unbekannt. In Heft 1 des 21. Jahrganges[1]) habe ich eine kurze Charakteristik dieses merkwürdigen Nachfolgers Giovanni Gioachino Bellis versucht und seinen epischen Sonettenzyklus in römischer Mundart in einer allerdings unzulänglichen Übersetzung mitgeteilt. Denn einer der Hauptreize dieser Dichtungen, der naive Ausdruck des Erzählers, der die tragischen Ereignisse im Volkston berichtet, mußte bei der Nachdichtung wegfallen, da es unstatthaft gewesen wäre, statt des römischen Dialekts irgendeiner deutschen Mundart sich zu bedienen, wodurch der charakteristische Klang der südlichen Verse vollends gefälscht worden wäre.

Immerhin war der Inhalt dieser Sonette, der Heldenkampf der Brüder Cairoli gegen die päpstlichen Truppen in Villa Gloria, so bedeutend, daß eine Nachdichtung der Mühe wert schien, wenn sie auch in höherem Maße als jede andre Übersetzung an das Wort von der Rückseite eines Gobelins erinnerte.

In jenem Artikel der „Deutschen Rundschau"[2]) habe ich eines zweiten Novellenzyklus erwähnt, „fünfzig Sonette, in denen der Dichter einen römischen Bürger die Schicksale des Columbus in seiner Mundart erzählen läßt, wie eben ein welthistorisches Ereignis im Kopfe eines ungebildeten Mannes sich spiegelt, der sich Personen und Tatsachen nach seinen naiven Begriffen zurechtlegt. Die Dichtung, die eine Fülle glücklichster humoristischer Züge

[1]) Deutsche Rundschau, 1894, Bd. LXXXI, S. 33 ff.

[2]) Wieder abgedruckt in Band V meiner „Italienischen Dichter seit der Mitte des 18. Jahrhunderts". Stuttgart, Cotta. 1905.

enthält und in echt künstlerischer Mäßigung alle Übertreibungen vermeidet, die die Illusion zerstören könnten, einen in gutem Glauben Erzählenden reden zu hören, hat einen großen, einstimmigen Erfolg gehabt, und wieder und wieder wird der Dichter bestürmt, sein Werk öffentlich vorzutragen."

Damals von verschiedenen Seiten gefragt, ob ich nicht auch diesen Zyklus zu übersetzen gedächte, erwiderte ich regelmäßig, die Aufgabe sei zu schwer, noch unlösbarer als jene der Villa Gloria. Denn abgesehen davon, daß der Stoff an sich keine tiefere Wirkung machen könne, ähnlich der historischen Größe jener wahrhaft epischen zeitgenössischen Chronik, so hätten auch nicht alle dieser Sonette eine humoristische Pointe, wie Bellis 2000 satirische Genrebilder, die darum schon allein die schwere Mühe der Nachdichtung verlohnten, sondern brächten zu dem Gesamtbilde oft nur einen neuen Zug hinzu und seien nur anziehend durch die Munterkeit des Vortrages und einzelne unübersetzbare charakteristische Redensarten des Dialekts.

Man soll aber nichts verschwören!

Als mir vor kurzem ein Neudruck der Sonette Cesare Pascarellas[1]) in die Hände kam und ich unter anderm „die Entdeckung Amerikas" darin wieder las, konnte ich der Versuchung nicht widerstehen, einige dieser Sonette, die mich besonders reizten, ins Deutsche zu übertragen. Da dies, wie ich glaubte, nicht ganz mißlungen war, gab ein Wort — will sagen ein Sonett — das andre, bis ich zuletzt den dritten Teil mir angeeignet hatte.

Den ganzen Zyklus zu übersetzen, fühlte ich keinen Antrieb, da, wie gesagt, der Inhalt vieler von diesen fünfzig Sonetten unbedeutend, oft nur eine Wiederholung oder weitere Ausführung der wichtigeren Szenen ist, ein hin und her schweifendes Geplauder, wie es unter guten Gesellen in der Osteria stattzufinden pflegt, im Original immer noch ergötzlich durch die Mundart, deren Reiz eben in jeder Nachdichtung schwinden muß. Das gleiche gilt freilich auch von denen, die ich zu übersetzen versucht habe. Hier aber bietet die naive Schilderung von Menschen und Dingen mit einer drolligen Schlußwendung Ersatz für die unnachahmlichen Lokaltöne.

Auch bei der Übersetzung der Sonette Bellis bin ich mir der notgedrungenen Unvollkommenheit meiner Leistung bewußt geblieben. Doch ist in jenem genialen Kulturbilde, der unerbittlichen Satire auf die Zustände des päpstlichen Rom, das historische Interesse so mächtig, daß man in der Übersetzung die Mängel der Form gern übersehen konnte. Pascarellas leichtere Ware, so anmutig sie ist, bedürfte in der Tat der gleichen originellen Lebendigkeit des Stils, um im Deutschen voll gewürdigt zu werden. Immerhin können deutsche Leser sich sagen, daß sie vor den Italienern wenigstens eine gewisse Kenntnis ihrer Dialektdichtung voraushaben, während an einen Hebel, Fritz Reuter, Kobell in italienischer Sprache überhaupt nicht zu denken ist.

[1]) Torino. Società Tipografica-Editrice Nazionale 1907.

Die Szene ist eine römische Osteria, in der einige Kleinbürger beim Wein sich unterhalten. Die Rede ist auf die Entdeckung Amerikas gekommen, und einer hat verschiedenes darüber geäußert, was ein andrer besser zu wissen glaubt. Er fällt ihm ins Wort und beginnt nun, den aufmerksam Zuhörenden die ganze Geschichte zu berichten, wie er sie, nach seiner Erklärung, in irgendeiner Weltgeschichte gelesen hat.

I.

Was redst du! Hör doch erst, wie sich's verhält![1])
Sehr lang schon, eh er selber hingekommen,
Wußt er, obwohl von Keinem er's vernommen,
Daß noch 'ne andre Welt war auf der Welt.

Und wie nun alles für verrückt ihn hält,
Was tut er da? Er hat ein Ei genommen
Und sagt: Jetzt sollt ihr den Beweis bekommen,
Wenn ihr euch noch so sehr ungläubig stellt.

Und da, ganz sacht, so daß es alle sehn,
Nimmt er das Ei, und ohne viel zu reden —
Krach! läßt er's aufrecht auf dem Tische stehn.

Da ward denn auch den Blinden und den Tauben
Die Sache klar, und statt ihn zu befehden,
Fing nun die Menge an, an ihn zu glauben.

II.

Zu glauben, ja! Doch wie's bei uns so geht,
Als er auf Beistand rechnet bei den Leuten,
Die Kosten der Entdeckung zu bestreiten,
Hat jedermann den Rücken ihm gedreht.

Und da ein spanischer König herrschen tät
In Portugal in jenen alten Zeiten,
Ging er dorthin und ließ sich gleich begleiten
Zu einer Audienz bei Seiner Majestät.

Erst sprach er nichts von seinen eignen Zwecken,
Dann aber dreist: Wenn Sie mir helfen, ja,
Da möcht ich wohl Amerika entdecken.

O, sprach der König, der ein kluger Mann,
Ich helf Euch gern. Doch dies Amerika —
Seid Ihr denn sicher, daß man's finden kann?

[1]) Gleich der erste Vers ist ein Beispiel, wie unmöglich es ist, wörtlich zu übersetzen. Ma che dichi? Ma leva mano, leva! Aber was redst du? Aber so hör doch auf zu streiten! Vielleicht genauer: Was streitst du? Schweig und räume mir das Feld! — wenn die letzten Worte für den ungebildeten Römer nicht zu schriftmäßig klängen. Eigentlich: Laß die Hand von der Sache!

III.

Und er darauf: Ein Herr wie Sie — ich dächte,
Dem sollte das nicht zweifelhaft erscheinen.
Das hieße ja: Sie nehmen mich für einen,
Der hier nur groben Unfug treiben möchte.

Nein, Majestät! Wer davon eine rechte
Vorstellung hat, kann gar nichts andres meinen
Und stimmt mir bei: die Welt ist, was im kleinen
'ne Pomeranze. Den Beweis erbrächte

Auch ein beschränkter Kopf. Denn allemale,
Wo immer man anschneiden mag den Ball,
Findet man so viel Saft und so viel Schale.

So ist's auch mit der Welt, aus guten Gründen.
Gehn Sie, wohin Sie wollen, – überall
Ist so viel Meer und so viel Land zu finden.

IV.

Verstehn Sie auch, was ich gesagt? — Vollkommen!
Versetzt der König. Es gefällt mir sehr,
Und, sehen Sie, von niemand noch bisher
Hab ich das Ding in diesem Licht vernommen.

Doch wegen deß, was Sie sich vorgenommen,
Wie das soll glücken — falls von ungefähr —
— Nur einen Augenblick Geduld: woher
Sind alle die Geschichten dir gekommen?

— Nun, mein Gedächtnis ist stets gut gewesen.
— Ah so! Erfunden hast du sie? — Geh doch!
In der Geschichte hab ich sie gelesen.

— Der römischen? — Nein. Was ich dir berichte,
Steht in 'nem Buche, das viel größer noch:
Der großen allgemeinen Weltgeschichte.

In Sonett V wird dies ausgeführt. In der Storia universale lese man keine Fabeleien, sondern tatsächlich alles, was jedermann getan habe. Auch sie, wie sie jetzt in der Schenke sitzen, kämen darin vor.

VI.

Nun, um mich kurz zu fassen: Ich erkläre,
Versetzt der König, was ich Euch versprach,
Das halt ich. Doch ich möchte nicht hernach
Bereu'n, wenn ich zu rasch gewesen wäre.

Drum, ihren Lauf soll haben die Affäre.
Und könnt ich nur allein in dieser Sach
Entscheiden, brächt ich gleich sie unter Dach. —
Und er: Ja dann — mit wem hab ich die Ehre?

Wer seid Ihr? König oder Privatier? —
Nun, König bin ich, das versteht sich freilich,
Doch nicht, daß, was ich will, auch stets geschehʼ.

Und darum bringt die sämtlichen Register
Und den genauen Kostenanschlag eilig
Herbei, und wir befragen die Minister.

Sonett VII. In allen Staaten sind die Minister vom selben Schlage, heute Ja, morgen Nein, auf und ab wie in einer Barke (irre orre . . . te porteno in barchetta). So ging's auch hier. Sie wollten eine Kommission berufen, der sollte er sein Anliegen vortragen; wenn sie zustimmte, werde man alles bewilligen.

VIII.

Nun, da ich einmal A gesagt hab, denkt
Mein Mann, sag ich auch B. Mit hast'gen Schritten
Geht er und findet sich alsbald inmitten
Von Leuten, die zu sehn man gern sich schenkt.

Wie hat man ihn mit Spott und Hohn gekränkt,
Getan, als woll man ihn um Auskunft bitten,
Und höhnische Gesichter dann geschnitten!
Dem armen Menschen ward das Hirn verrenkt.

Er sprach, doch Keiner hört ihn an in Ruh.
So hitzig er sich mühte, zu „entdecken",
So hitz'ger deckten sie ihn wieder zu.

Mich dünkt, auch hier ging's im bekannten Stile:
Die sonst auch überall dahinterstecken,
Die Pfaffen hatten hier die Hand im Spiele.

Sonett IX. Denn der pretaccio ist überall derselbe, ein Feind des Vaterlandes und des Fortschrittes. Wenn in jenen Zeiten einer sich einfallen ließ, etwas zu erfinden, hat die Inquisition ihn gleich gefoltert, und er konnte sich auf Giordano Brunos Schicksal gefaßt machen.

Sonett X. Auch Colombo roch es ein wenig brenzlig. Und nachdem sie ihn von Pontius zu Pilatus geschickt hatten, kam ihm ein glücklicher Gedanke.

XI.

Da fiel ihm ein, zur Königin zu gehn,
Und wie er bei ihr war, sagt er: Mir scheint,
's ist besser, klar zu sagen, was man meint.
Es wird nie Tag, wenn zu viel Hähne krähn.

Bald sucht ich diesen auf, bald wieder den,
Und frage: Nun, wie steht's? — Womit, mein Freund?
Ah, Eure Meerfahrt. Die wird jetzt beschleunt,
Doch laßt ein andermal Euch wieder sehn —

Wie? Hab ich solcher Reisen nicht schon viele
Gemacht? Und darum, heil'ge Majestät,
So viel Gered, als handle sich's um Spiele?

Drum sagen Sie's dem Herrn Gemahl: ein Ende
Soll er nun endlich machen, eh's zu spät
Und ich an einen andern Hof mich wende.

XII.

Denn mit Ministern, König, Polizei,
Gelehrten zu verhandeln, hilft nichts mehr,
Ich mach mich fort. Und sie: Bedaure sehr!
Doch fragen möcht ich Sie — ich bin so frei —

Was wünschen Sie? — Drei Schiffchen nur. — Es sei!
Allein wie groß ein jedes? — Ungefähr
Wie die nach Ripa granne[1]) hin und her
Marsala bringen und sonst allerlei.

's ist gut, versetzte sie; es sei gewährt! —
Verstehst du, mehr vermochte sie mitnichten,
Als daß sie's ihm am selben Tag beschert.

Er aber, kaum aus dem Palast heraus,
Warb Schiffsmannschaft und ließ die Anker lichten,
Und wie ein Pfeil aufs hohe Meer hinaus.

Sonett XIII bis XVI schildern die Seefahrt, die Gefahren der Stürme und den Zauber des blauen Meeres an windstillen Tagen, ohne sonderlichen Humor, ganz im allgemeinen. Dann kehrt der Dichter wieder zu Colombo zurück.

XVII.

Nun stell dir vor, wie diesen armen Toren
Zumute war. 's ging ihnen übern Spaß.
„Weiter! nur weiter!" — Wem behagte das?
Und dies Amerika? Ja, such verloren!

[1]) Ripa grande, der Tiberhafen.

Und dann, wenn so viel Mäuler unverfroren
Nach Essen schrien, und wo, je mehr man aß,
Je mehr schmolz der Proviant — am Ende sah's
So aus, als wär ihr Untergang beschworen.

Und richtig — du begreifst — allmählich fingen
Sie an zu murren: Wo will's noch hinaus?
Wohin wird dieser Dämon uns noch bringen?

So Tag für Tag. Und eines Morgens dann,
Da sprachen sie: Zum Teufel, nun ist's aus!
Und gingen hin und redeten ihn an.

XVIII.

Ha, sagten sie, wir müssen unverhohlen,
So leid's uns tut, jetzt Ihnen selbst gestehn,
Wir alle finden, wie Sie hier uns sehn,
Die Mordgeschichte soll der Teufel holen!

Hier sind nicht, denen wir uns sonst befohlen,
Engel und Heil'ge. Wenn wir weitergehn
So Tag für Tag, wie es bisher geschehn,
So fall'n wir aus der Pfanne in die Kohlen.

„Voran, voran!" Das kann man leichtlich sagen,
Das klingt ganz schön. Doch ist's nicht eben heiter,
Mein lieber Herr! Hier geht's an Kopf und Kragen.

Sie haben's hoffentlich wohl auch begriffen;
Wo nicht, so fahren Sie nur immer weiter,
Wir andern aber woll'n nach Hause schiffen.

Sonett XIX. Colombo will davon nichts hören. Wenn er hätte umkehren wollen, wäre er besser ganz zu Hause geblieben. Übrigens müsse ein Ehrenmann sein Wort unter allen Umständen halten.

Sonett XX und XXI. Der Erzähler entschuldigt die armen Kerle, denen es nicht zu verdenken sei, daß sie, den Tod vor Augen, den Mut sinken ließen. Anderseits ist er voll Teilnahme für den Mann, der ganz in den einen Gedanken aufgegangen ist (Quell' omo immassimato in quer pensiero) und nun gestehen soll, daß er sich geirrt habe.

XXII.

Ihn aber ließ, die er von je verstanden,
Die Kunst, zu überreden, nicht im Stich.
Er sagte: Kommt und laßt uns freundschaftlich
Beraten, ob ein Ausweg noch vorhanden.

's ist wahr, wir haben manches ausgestanden,
Jetzt aber, zu befried'gen euch und mich,
Zeigt nur ein einz'ges sichres Mittel sich,
Sonst geht das Ganze noch aus Rand und Banden.

Nur noch zwei Tage Fahrt; wenn in der Pause
Dann wirklich nichts sich zeigt, dann kehr'n wir um
Und segeln wie wir gehn und stehn nach Hause.

Ist's euch so recht? — Sie stutzten allerdings,
Dann sagten sie: Zwei Tage? Sei's darum!
's ist gut. Nun denn voran! — Und weiter ging's.

XXIII.

Doch Er, verstehst du, der ein Schlaukopf war,
Er hatt' es schon gemerkt aus manchen Zeichen,
Wie jetzt die Winde wehn und mehr dergleichen,
Die Küste war nicht fern mehr offenbar.

Darum begütigt er die hitz'ge Schar
Und zwingt sie, weiter noch durchs Meer zu streichen.
Nur Stunden noch, dann denkt er's zu erreichen,
Und richtig, wie's nun Tag wird hell und klar —

Land! Land! Beim heil'gen Christ! — schrien Alle jetzt
Und lachten, weinten, freudentoll, die Armen —
Land! Land! — und alle Segel beigesetzt.

Wer dachte noch, wie lange sie gebangt
In Todesnot! Sie mußten sich umarmen
Und küssen — Ha, sie waren angelangt!

Sonett XXIV schildert den Eindruck, den die Erzählung auf die Zuhörer in der Osteria gemacht hat. Die glückliche Ankunft Colombos und seiner Leute wird mit neugefüllten Flaschen gefeiert. Zuletzt erkundigt sich ein Neugieriger nach dem weiteren Verlauf.

XXV.

Nun also, ging's denn glücklich aus? — O sehr!
Wie alles sich ganz herrlich tut entfalten,
Trat 'ne Partei zusammen von den Alten
Und macht ihm noch zuletzt das Leben schwer.

Sie sagten ihm: Wir zweifeln jetzt nicht mehr;
Wir sehn, Ihr habt am Ende recht behalten.
Wir müssen's für Amerika wohl halten —
Wenn's aber doch 'ne andre Gegend wär'?

Er aber drückt sie an die Wand und spricht:
O wirklich? Glaubt ihr, daß ich euch geäfft?
Es tut mir leid, ich aber zweifle nicht.

Könnt ihr noch nicht des Mißtrauns euch erwehren,
Fragt morgen früh den Ersten, den ihr trefft,
Wie's damit steht, da werdet ihr's ja hören.

In den Sonetten XXVI – XXVIII wird nun erzählt, wie die Schiffsmannschaft am andern Morgen ans Land geht und sogleich zu einem Urwald kommt, in dem die Zichorie so hoch ist, daß sie einem Menschen über den Kopf geht. Das komme daher, weil alle Pflanzen und Bäume seit Jahrhunderten hier so gewachsen sind, wie der Herrgott sie gepflanzt habe. Das Schlimmste aber in diesem Walde, la gran dificortà (!) di quella serva, sei, daß man bei jedem Schritt auf ein wildes Tier stoße, sogar auf einen Elefanten (l'eliofante), wie der in Rom auf Piazza della Minerva (er Purcin, das Schweinchen, de la Minerva genannt). Noch übler aber sei es, einem Wilden zu begegnen, denn der sei noch gefährlicher als der Löwe, da er den Menschen mitsamt den Hosen auffresse.

XXIX.

Nun aber hört, was weiter da geschehn.
Denn während sie im hohen Moos alsbald
Sich Bahn zu brechen suchen durch den Wald
Und mit dem Messer rings die Zweige mähn,

Läßt plötzlich sich ein drolliger Popanz sehn,
Wie eine Puppe das Gesicht bemalt,
Halb nackt gekleidet[1]), auf dem Kopfe wallt
Ein Busch von Federn, die im Winde wehn.

Sie bleiben stehn. Dann fassen sie sich Mut
Und rufen: Ihr da! He! Wer seid Ihr, Mann?
— Was soll ich sein? Ein Wilder, kurz und gut,

Sagt er. Doch ihr, was hat euch hergeführt? —
O, sagten sie, das sagen wir Euch dann,
Wenn wir den König sehn, der Euch regiert.

XXX.

Da führt er sie, und ging der Schar voran,
Zu seinem König, der ein Sultan war,
Sein Kleid ganz Gold, 'nen Federbusch im Haar,
So daß er aussah wie ein Muselman.

[1]) Vestito mezzo ignudo.

Nun fingen höflich sie zu reden an:
Wir kommen, wissen Sie, von fern, und zwar
Nur um zu fragen, ob es wirklich wahr:
Sind Sie Amerikaner, lieber Mann?

Was meint ihr? sagt er drauf. Woher wir kommen?
Wir sind von hier. Doch wie die Gegend da
Genannt ist, haben wir noch nie vernommen. —

Nun siehst du, wird man da nicht staunen müssen?
Kaum glaublich, daß sie in Amerika
Geboren waren, ohn' es selbst zu wissen.

In dieser Weise geht der Bericht weiter. Es wird geschildert, wie die arglosen Eingeborenen die Fremden empfangen, von ihnen bald ausgebeutet werden, bis die anfängliche Freundschaft in Haß und Streit sich wandelt, so daß die Seefahrer es geraten finden, mit reicher Beute beladen wieder abzusegeln. Nun die Heimkehr, wo Colombo peggio d'un sovrano, ärger als ein König gefeiert wird, bis er den Unbestand der Hofgunst erfahren mußte und so tief von seiner Höhe herabsank, daß er von Kloster zu Kloster gehen mußte, cór fijo in braccio, come un affamato, seinen Knaben auf dem Arm wie ein hungriger Bettler. Hieran knüpft der Erzähler allerlei Betrachtungen über den Undank der Welt, die große Männer, solange sie leben, schlecht behandelt und, wenn sie tot sind, ihnen Denkmäler setzt. Er habe es immer gesagt, wenn man keine Philosophie habe — was sei das ganze Leben? Un' angonia (Agonie).

In diesen siebzehn Sonetten besteht der Reiz hauptsächlich in den mundartlichen Wendungen, die auch das Allbekannte ergötzlich und für italienische Leser anziehend machen. Deutsche, die der Dialekt nicht abschreckt, mögen den Dichter auch hier im Original schätzen lernen. Ich gehe indessen sogleich zum Finale über, das für den Italiener, dessen Nationalstolz in den letzten Sonetten einen überschwenglichen Ausdruck findet, charakteristisch ist.

Im Sonett XLVII wird die Frage berührt, was für ein Landsmann Colombo gewesen sei. Solange er lebte, bekümmerte sich niemand darum. Nun er nicht mehr ist, beanspruchen ihn alle für sich. Vor allen hätten ihn die Franzosen gern für den Ihrigen ausgegeben. Aber die Weltgeschichte — und la storia, pericristo, è sempre storia — erklärt, daß Cristoforo Colombo ein Italiener war.

XLVIII.

So war der Italiener stets, und käme
Von noch so weit ein Fremder hergereist,
Und hätt er auch die ganze Welt umkreist,
Er merkt: hier gilt's, daß er den Hut abnehme.

Denn Tasso, Metastasio, Raffaello,
Fontana Trevi, Pincio, Laterano,
Die Rotonda, San Pietro in Vaticano
Michelangelo, Dante, Machiavello . . .

Doch brauch ich nicht hier alle nach der Schnur
Dir aufzuzählen. Wenn du ein Gelüsten
Nach ihnen fühlst, geh auf den Pincio nur.

Da sind die Namen öffentlich zu lesen,
Und eh sie Büsten waren, diese Büsten,
Sind alle richt'ge Männer einst gewesen.

XLIX.

Und was für Männer! Über das Natürliche hinaus, so daß die Welt sie bewundert und uns um sie beneidet. So sieht einer eine Lampe schwanken und erkennt daraus, daß die Erde sich dreht. Ein zweiter bemerkt, daß das Knie eines toten Frosches zuckt, wenn man's anrührt — ein andrer hätte nichts daraus gemacht, der Italiener erfindet die Elektrizität (er letricisimo).

(Das Sonett ist besonders reich an mundartlichen Ausdrücken, die nicht nachzubilden sind.)

L.

So kam Colombo endlich an das Ziel
Und hat beschämt das Ignorantenheer.
Doch wie? Nun, seinem Kopf war nichts zu schwer,
Und dem, der ernstlich will, ist alles Spiel.

Noch einmal also: Warum hat sein Kiel
Amerika entdeckt? Nun, er war Er.
Wenn anstatt seiner kam ein Fremder her,
Was hätte der entdeckt? 'nen Pappenstiel.

Doch Ihm ist das Unglaubliche gelungen,
Und hätt' man ihm geholfen, ohne Frage
Hätt' er auch das Unmögliche bezwungen.

Wenn er schon damals alles das besaß,
Was man erfand zur Schiffahrt heutzutage,
Hätt' er entdeckt noch zehn Amerikas.

Eine Winterfahrt nach Tripolis, Tunesien und Sizilien 1907.

Skizzen und Stimmungen

von

Generalleutnant z. D. **von Hoffmeister.**

II. Tunesien. „Carthago deleta est."

Als der kleine, jämmerlich stampfende und schwankende Dampfer, mit dem ich von Tripolis kam, nach dreißigstündiger Fahrt in Sfax anlegte und ich hier zum erstenmal tunesischen Boden betrat, fühlte ich mich wie aus weit zurückliegender Vergangenheit in die Gegenwart versetzt. Es umwehte mich gleichsam eine andre Luft, und wohltuend empfand ich die Kultur des modernen Staates. Dieser Eindruck erhielt und steigerte sich, je mehr ich in Tunesien umherwanderte und Umschau hielt. Überall findet man Ordnung, gute Straßen (eine den Franzosen ganz eigentümliche Richtung), neuzeitliche Verkehrsmittel und persönliche Sicherheit. Offenbar wußte Frankreich seine Aufgabe ernst zu nehmen; die heute unter seiner Schutzherrschaft stehende Regentschaft Tunis hat sich, ähnlich wie unter dem Einflusse Englands Ägypten, in aller Stille mächtig entwickelt und zu einer Kolonie gestaltet, die jetzt schon einen wichtigen, in kurzer Zeit vielleicht den wertvollsten und einträglichsten kolonialen Besitzstand Frankreichs darstellt. Dies ungemein günstige Ergebnis wurde ungeachtet der großen Schwierigkeiten, die bei dem nomadischen Charakter der Bevölkerung zu überwinden waren, hauptsächlich dadurch erreicht, daß Frankreich aus den seiner Zeit in Algier gemachten Fehlern gelernt und es wohlweislich vermieden hat, dem Lande seine angestammte Regierung zu nehmen. Überall, wo ich auch war, habe ich nur das beste Einvernehmen zwischen Franzosen und Einheimischen getroffen, deren religiöse Anschauungen und Sitten peinlich geachtet werden. Es kommt unsern westlichen Nachbarn dabei ihre einschmeichelnde Sprache, ungezwungene Lebensführung und, in wohltuendem Gegensatz zu den Engländern, die sich in ihren Kolonien und Schutzgebieten

von der Bevölkerung abzuschließen pflegen und sich ganz unverhohlen als bessere Menschen betrachten, das entgegenkommende, liebenswürdige Wesen zu statten.

Bei einer Wanderung durch Tunesien schreitet man gewissermaßen stufenweise durch die ganze Geschichte zurück, indem dort alle Jahrhunderte gleich Marksteinen ihre Denkmäler hinterlassen haben. Sie sind zwar mehr oder weniger durch Menschenhand zerstört oder durch Naturereignisse zerfallen, lassen jedoch meist noch Ursprung und Zweck erkennen. Überall an den alten großen Verkehrsstraßen, wie in heute verödeten Steinfeldern und Sandflächen, stößt man auf Überreste, besonders aus römischer und byzantinischer Zeit, obwohl doch vielfach die Wohnstätten und Moscheen der Araber und auch einzelne europäische Bauten aus den Trümmern der Vorzeit errichtet wurden. Mit einer gewissen Berechtigung könnte man daher Tunesien ein Land der Ruinen nennen.

Nachdem Karthago im Kampf mit Rom um die Weltherrschaft unterlegen war, wurde aus seinen Besitzungen die römische Provinz Afrika geformt, die sich bald kräftig entwickelte. Denn die willensstarken, zähen und praktischen Römer wußten nicht nur, die Völker niederzuwerfen und ihnen mit wunderbarem Geschick den Stempel römischer Art und römischen Volkstums aufzudrücken, — sie verstanden es auch, die feindliche Natur zu überwinden und sich dienstbar zu machen. Wasseranlagen und Wegebauten, auch in der Gegenwart noch die notwendigsten Vorbedingungen für eine Kolonisierung Afrikas, erschlossen weite Wüstenstrecken und schufen sie zu dichtbevölkerten Gebieten mit reichen und üppigen Städten um.

Den Römern folgten um die Mitte des fünften Jahrhunderts n. Chr. die Vandalen unter Genserich, diesen hundert Jahre später unter Belisar, dem großen Feldherrn Justinians, die Byzantiner, und wiederum nach einem Jahrhundert die Araber, die Nordafrika so vollständig islamisierten, wie kaum ein andres Gebiet ihres Machtbereichs. Im 16. Jahrhundert bemächtigten sich die Türken der Oberherrschaft in dem ganzen nordafrikanischen Küstenstrich, und seit fünfundzwanzig Jahren ist das karthagische Afrika französisch geworden.

Sfax liegt inmitten ausgedehnter Palmen- und Olivenpflanzungen. Die schmucken Neubauten und das ganze Leben an dem gut ausgebauten Hafen sind durchaus europäisch, während dem höher gelegenen und von einer Mauer umschlossenen alten arabischen Teile sein eigenes Gepräge belassen wurde. Es ist jetzt nur ein kleines, unbedeutendes Städtchen. Ist es aber erst, wie geplant, durch eine Bahn mit dem 130 km nördlich gelegenen Souffe (Susa) und damit auch mit Tunis verbunden, so wird es wesentlich an Wichtigkeit gewinnen; denn mit diesem Schienenweg, zu dessen vorläufigem Endpunkt Sfax ersehen ist, tritt Frankreich bedenklich nahe an die Grenzen Tripolitaniens heran und wird durch Handel und Verkehr bald auch dies abgelegene Stück türkischer Erde seinem Einflußbereiche einverleiben und aus dem Totenschlaf zu neuem Leben erwecken. Handel und Krieg sind ja allezeit die Hauptträger und Förderer der Kultur gewesen.

Die französischen Truppen haben mir hier, wie späterhin überall in Tunesien, wo ich sie gesehen habe und Übungen beiwohnen konnte, in Aussehen und Haltung einen guten Eindruck gemacht. Ich kenne sie weniger aus dem Feldzuge 1870/71, den ich als ganz junger Offizier mitgemacht habe, als von der Expedition nach China her. Dort standen einzelne Teile des mir unterstellten Regiments in einer weit im Innern gelegenen mittleren Provinzialstadt — Pao-ting-fu — monatelang mit französischen Truppen aller Waffen zusammen, wir lebten sozusagen mit ihnen Schulter an Schulter, ohne daß — natürlich beiderseits unter Beobachtung einer gewissen Vorsicht — auch nur der allergeringste störende Zwischenfall vorgekommen wäre. Freilich ist die französische Art eine andre als die unsrige und mancherlei will uns befremdlich erscheinen; man darf aber, meine ich, ein großes Volk nicht, wie wir Deutsche leider, auch in militärischen Dingen, nur allzuleicht geneigt sind, mit dem eigenen Maßstabe messen, sondern man muß sich ehrlich bestreben, die Äußerungen seines Lebens aus seiner Eigenart heraus zu betrachten und zu beurteilen. Dann wird manche Wahrnehmung eine andre Gestalt gewinnen und sogar da und dort zu einer Selbstkritik Veranlassung geben.

Halbwegs zwischen Sfax und Souffe erhebt sich mitten in einer öden, nur an Wasserstellen mit Oliven bestandenen flachen Gegend eines der großartigsten Bauwerke der alten Welt, das Amphitheater von El-Dschem. Wenn man auf der guten Landstraße von Sfax kommt, zeichnet sich die mächtige, braungelbe Masse des herrlichen Baues schon von weitem in dem tiefblauen Himmel ab und liegt quer vor, als ob sie die Straße abschließen wolle. Das Kolosseum ist in allem demjenigen der Flavier in Rom sehr ähnlich und dürfte auch annähernd so groß sein, erscheint jedoch gewaltiger, weil es ganz vereinzelt auf einer kaum merklichen Anhöhe gelegen ist. Im Innern sind die Sitzreihen, die zu ihnen führenden Stufen, sowie die Gewölbe unter der Arena zerstört, beziehungsweise herausgebrochen; sie haben für die umliegenden armseligen Hütten des Araberdorfes El-Dschem und auch für weit entfernte Bauten als Steinbruch gedient. Das Mauerwerk der drei gleich hohen Stockwerke jedoch mit ihren mächtigen Bogen und Säulen ist, mit Ausnahme einer größern Lücke im Westen, wohl erhalten und wirkt gleicherweise durch Kunst, Größe und Kraft auf den staunenden Beschauer, — ein Riesenzeuge längst vergangener Zeiten und ohne Zweifel die schönste Ruine Nordafrikas.

Einst hat das römische Thysdrus hier gestanden, aber außer dem Kolosseum ist nichts mehr davon zu sehen; seine Reste liegen wohl tief unter den Araberhütten begraben. Wir wissen auch von ihm nur, daß es eine mittlere Provinzialstadt war, die erst im zweiten und dritten Jahrhundert n. Chr. zu einiger Bedeutung gelangte und woselbst sogar ein römischer Kaiser, der alte Prokonsul Gordian, von den Legionen mit dem Purpur bekleidet wurde. Immerhin muß es, durch Olivenbau und Handel, eine reiche Stadt gewesen sein, denn eine erst kürzlich in den Trümmern aufgefundene Inschrift besagt, daß ein einziger Bürger, L. Marcius Quadratus, seinerzeit das großartige

Bauwerk errichtet und seinen Mitbürgern geschenkt hat, um ihnen für seine Erhebung zum Oberpriester zu danken und diese zu feiern.

So geben uns die alten Baudenkmäler häufig verständlicher, als Schriften es vermögen, eine Erklärung und ein Bild der Gewohnheiten und des ganzen Lebens der Zeit, der sie ihre Entstehung verdanken.

Wie andre große Kunstbauten des Altertums — ich erinnere nur an die Tempelanlagen zu Baalbek — hat auch das Kolosseum von El-Dschem vielfach als Festung gedient, besonders als im siebenten Jahrhundert die Araber erobernd ins Land drangen und die einheimischen Berberstämme sich zu einem letzten Verzweiflungskampfe aufrafften; seltsamerweise wurden sie dabei von einem Weibe geführt, Kahyna mit Namen, einer Priesterin, Heldin und Königin zugleich. Mit ihren Scharen flüchtete sie vor der Übermacht in dieses Gebäude und hielt darin jahrelang Stand, bis es durch Verrat genommen wurde und sie den Heldentod starb. Auch später noch muß das Gemäuer kriegerischen Zwecken gedient haben, denn es sind kaum zweihundert Jahre vergangen, daß ein Bey von Tunis, damit es für Aufständische kein Zufluchtsort mehr sein könne, einen Teil der Westfront einreißen ließ.

Stundenlang war ich in den Ruinen umher geklettert. Es war spät geworden und der kurzen Dämmerung die Nacht gefolgt. In dem blauschwarzen Himmelsgewölbe lag wagerecht die schmale Mondsichel, zahllose Sterne glitzerten aus unermeßlich weiten Fernen, und flimmernde Silberschleier überzogen die gewaltigen Mauern; ernst und groß schauten die Steine in die schweigende Nacht hinaus, als träumten sie von dem längst verklungenen lärmenden Heidenleben, das sie in ihrer Jugend umrauscht hatte. Das Innere des machtvollen Baues und die zerfallenen Gewölbe über und unter der Erde, die einst Verurteilte und wilde Tiere eingeschlossen und nur zu blutigem Schauspiel für eine vieltausendköpfige Menge herausgegeben hatten, lagen ganz im Dunkel. Durch die hohen, lichten Bogen drang das bleiche Mondlicht herein und zeichnete auf den gegenüberstehenden Mauern und Pfeilern wunderliche Gestalten, die, je länger man hinsah, Leben zu gewinnen, sich zu bewegen und zu verschieben schienen: Schatten der Vergangenheit.

Nirgends hatte das Christentum in den ersten Jahrhunderten so kräftige Wurzeln geschlagen, und nirgends hielt es trotz der grausamsten Verfolgungen so zähe fest, wie in Nordafrika. Wenigstens wissen wir aus einer uns überkommenen Aufzeichnung, daß in dem Amphitheater des römischen Karthago Christen scharenweise den Bestien vorgeworfen wurden, daß sie, völlig entkleidet, mit erhobenen Händen und in die Ewigkeit gerichteten Blicken betend, singend und sich küssend die Arena betraten und sich, ohne ein Wort der Klage oder des Vorwurfs, in Stücke reißen ließen, ja, daß eine Frau, deren Zustand nach dem Gesetze eine Opferung nicht gestattete, auf den Knien ihre Niederkunft erflehte, um an dem „Festtage, dem Tage des Sieges" nicht fehlen zu müssen. Wenn dies in Karthago geschah, warum nicht auch hier an der Stelle, wo ich inmitten der Arena auf einer umgestürzten Säule saß? Und hat hier nicht ein halbes Jahrtausend später vielleicht auch die sagenumwobene Kahyna gestanden und gleich einer Deborah der Kabylen ihre

Volksgenossen für Ehre und Freiheit zum Kampf auf Leben und Tod angefeuert?

Als ich heraustrat in die leuchtende Nacht, schlief alles: Die Araber in ihren Steinblockhütten, die Beduinen in ihren schwarzen Ziegenhautzelten und die Schafherden im Kral. Bisweilen das ferne Bellen eines Hundes oder Schakals, der leise Schrei eines Käuzchens aus dem Gemäuer, ein Rascheln am Boden, der gaukelnde Flug einer Fledermaus. Ein kühler Lufthauch kam herüber und wirbelte von der trockenen Erde dünne Staubwölkchen auf, die gnomenhaft sich drehten, hin und her wandten und zerstoben. Mich fröstelte. Fester faßte ich meine einzige Waffe, den Stock, und schritt scharf einem schwachen Lichtschimmer zu, der meine ärmliche Herberge kündete. Eine Winzigkeit ist doch unser Leben, wenn wir versuchen, es mit dem Maßstabe der Unendlichkeit zu messen, ein Nichts gegen das Ewige, Unerforschliche! „Ich sehe die Himmel, Deiner Finger Werk, den Mond und die Sterne, die Du bereitest: Was ist der Mensch, daß Du seiner gedenkest, und des Menschen Kind, daß Du Dich seiner annimmst?"

Einst hatte ich über dem Tore eines Elsässer Trappistenklosters, der Stätte des Schweigens, die Worte gelesen: „Solitudo janua coeli", die Einsamkeit ist die Pforte des Himmelreiches. Darüber ließe sich mancherlei sagen. Für einzelne groß angelegte, in sich abgeschlossene, innerliche Naturen mag der Spruch gewiß zutreffend sein, sonst aber habe ich auf meinem Lebenswege ebensowohl mitten im Getriebe der Menschen, wie auf abgelegenen Pfaden so viele einsame Menschenkinder gefunden, die unbefriedigt umherirrten und vergebens Ruhe für ihre Seele suchten, daß ich fast glauben möchte, die Einsamkeit sei im allgemeinen eher eine schlechte Beraterin für Gemüt und Gedanken. Ist es doch „nicht gut, daß der Mensch allein sei". Im Orient wird sie dem Fremden leicht eine gefährliche Genossin, wenn sie in ihm ein Gefühl der Vereinsamung weckt und mehrt. Immer genußreich sind aber für mich selbstgewählte Stunden der Einsamkeit, des Alleinseins mit mir selbst, gewesen, besonders wenn es mir, wie hier, von einem gütigen Geschick vergönnt war, sie an einer durch eine reiche Vergangenheit geweihten Stätte zu durchleben. —

Der Weg von El-Djem nach Kairuan ist mangelhaft und weit. Er führt, den großen Salzsee Sidi-el-Hani zur Rechten lassend, meist durch wasserarmes Ödland, das nur mit kümmerlichem Stachelgestrüpp bewachsen ist. Am Morgen des zweiten Tages tauchte plötzlich und unvermittelt aus der eintönigen, baumlosen Ebene eine mauerumschlossene Stadt auf mit Kuppeln und Türmen: Kairuan. Von fernen, dunkeln Bergen umrahmt, liegt sie da in schimmerndem Licht gleich einem Kunstwerk, aus weißer Masse gefertigt, oder wie eine der sagenhaften Stätten, zu denen nur göttliche Fügung den Erdenpilger leitete, damit die Leiden von seinem Leibe abfielen und er ewiges Heil fände für seine Seele. Auch Kairuan ist ein Wallfahrtsort, der religiöse Mittelpunkt, das Mekka Nordwestafrikas. In langen Zügen und als einzelne Wanderer besuchen alljährlich Tausende und Abertausende von Pilgern seine Moscheen, seine Gräber der Heiligen und seine „Schulen göttlicher

Weisheit". Auch ihre Toten bringen sie hierher, damit sie selig werden und eingehen in das Paradies, wie es Mohammed den Gläubigen verheißen hat.

Etwa 200 km südlich von Tunis gelegen, soll es im siebenten Jahrhundert n. Chr. von Sidi Okba, dem großen arabischen Feldherrn und Eroberer Nordafrikas, gegründet sein. Seine Blütezeit fällt in das achte und neunte Jahrhundert, da es unter dem Kalifengeschlecht der Aghlabiten die berühmte Hauptstadt eines ungeheuern Reiches wurde, das den ganzen nordafrikanischen Küstenstrich nebst Sizilien, Sardinien und Korsika umfaßte. Jetzt ist es ein unbedeutender Ort, der von seiner Vergangenheit lebt und von seinen Heiligtümern. Hier ist der Orient, wenn man das abendländische Nordafrika, das Maghreb, so nennen darf, noch vollkommen unberührt und der französische Einfluß nur an bessern Straßen und größerer Reinlichkeit erkennbar, als man sie sonst in orientalischen Städten zu finden gewohnt ist. Die Bewohner galten früher für besonders glaubenseifrig und unduldsam, so daß kein Fremder anders als verkleidet und nur mit Lebensgefahr den altehrwürdigen Ort und seine heiligen Stätten betreten konnte. Jetzt sind die Leute anscheinend vollkommen friedlich und harmlos, ja man hat sogar merkwürdigerweise dem Fremden gerade in Kairuan die Moscheen zugänglich gemacht, während diese sonst in ganz Tunesien mit Rücksicht auf die religiösen Anschauungen des Volkes den Andersgläubigen verschlossen sind.

Naturgemäß treten hier alle Baulichkeiten vor denen zurück, die dem Gebete gewidmet sind. Besonders zahlreich und vielgestaltig sind in und außerhalb der Stadt die Gräber der Heiligen, teils einfache Grabkuppeln, teils weit ausgedehnte Moscheenbauten, je nach dem Grade der Heiligkeit derjenigen, deren Gebeine sie bergen.

Diese Heiligen oder Marabuts sind Derwische, die in Entsagung und Gebet die Gottgefälligkeit erstreben. Es sind meist wunderliche Gestalten von seltsamem Gebaren, und doch folgen sie im Grunde nur einem tiefen Zuge des menschlichen Herzens, wie er schon in den ältesten Zeiten bei den Ägyptern und Indern hervorgetreten ist und auch bei uns in der Askese des Mönchtums und im Einsiedlerwesen seinen Ausdruck gefunden hat. Manchmal sind sie vollständig verrückt. Dies tut jedoch ihrer Verehrung bei Lebzeiten und noch mehr nach dem Tode keinerlei Abbruch, da nach dem Glauben des Moslim die Seele eines Irrsinnigen bereits ihre Heimat, das Paradies, aufgesucht hat.

Die große Moschee ist von dem oben erwähnten Sidi Okba, dessen Gebeine in der algerischen Oase Biskra ruhen, erbaut und zwar, wie aus vielen Inschriften und den verschiedenen Säulenformen hervorgeht, unter Benützung römischer Steine aus Hadrumetum (Souffe) und Karthago. Den geräumigen viereckigen und von Zisternen unterwölbten Hof umschließen Arkaden nach Art der Kaaba in Mekka und der Moschee Ibn Tulun in Kairo. Das Innere der Moschee bildet einen weiten, düster gehaltenen Raum, der neben der Gebetsnische (Mirhab) eine alte, wunderbar geschnitzte Kanzel (Minbar) enthält und dessen Wölbung von zahllosen antiken Säulen getragen wird. Von der Höhe des giralda-artigen Minaretts hat man einen herrlichen Rund-

blick über die unterhalb wie ein weißes Meer ausgebreitete, von gezackten Mauern umschlossene Stadt und auf die sie umgebende, damals üppig grüne Landschaft.

Viel sehenswerter als die große Moschee und wohl einer der bedeutsamsten Bauten der ganzen islamischen Welt ist die außerhalb der Stadt gelegene Moschee des Barbiers oder zutreffender des Waffengefährten Mohammeds. Durch das nach Tunis führende Tor reitet man an einer großen, verkehrsreichen Karawanserai (Fondug), an ausgedehnten alten Zisternen, Kirchhöfen, Heiligengräbern und an baumartigen Kaktushecken vorbei, die fast so groß und üppig sind wie bei Kena in Palästina, dem Kana des Neuen Testaments, und dann öffnet sich der Blick, und in unabsehbar grüner Fläche liegt die weiße „Moschee des Barbiers" vor uns. Sie ist nicht groß und nicht prächtig, aber so eigenartig anziehend und enthält so viel Sehenswertes, insonderheit an Säulen und Fayencen in den Höfen und Gebetsschulen (Medresses), daß man stundenlang darin verweilen kann, ohne zu Ende zu kommen. Die heiligste Stätte bildet ein quadratischer Kuppelraum von geringem Umfang. Er enthält innerhalb eines eisernen Gitters den von kostbaren Teppichen überdeckten Sarg Sidi Sahabs, des Freundes Mohammeds. Er brachte den Kinnbart des Propheten oder auch nur drei Haare aus demselben aus Arabien mit, fiel im Glaubenskampfe und liegt, seinem Wunsche gemäß die Barthaare in einem Beutel auf der Brust tragend, jetzt hier gebettet. Durch die dieser Reliquie gezollte Verehrung, als früherer Sitz eines Kalifats und als Begräbnisort vieler Heiligen, ist Kairuan nach Mekka und Medina die drittheiligste Stadt der Moslim geworden und „eine der drei Pforten des Paradieses".

Gleich bei den Sfuks (Bazaren) der Gemüsehändler ist ein kleines arabisches Café, das ich nach der heißen Tageswanderung — Ende Februar! — aufsuchte! Es hatte dieselben kahlen Wände, Bretterbänke und Strohmatten wie seine übrigen Genossen, und doch sollte es mir eine ganz besondere Überraschung bieten. In einer Ecke saß nämlich mit untergeschlagenen Beinen ein alter, würdiger Araber, ein Märchenerzähler, dem Jung und Alt mit gespanntester Aufmerksamkeit lauschte. Was er mit feierlichem Ernst erzählte, waren teils Märchen — nach Art derjenigen von „Tausend und Eine Nacht", gewöhnlich mit den Worten beginnend: „Es war einmal oder es war auch nicht" — von verzauberten Prinzen und Prinzessinnen, von Riesen und Zwergen und von allerhand Getier, teils aber auch Geschichten ernsteren oder belehrenden Inhalts, die mein arabischer Führer mir, so gut es ging, in den kurzen Pausen verdolmetschte, während der Alte einen Schluck Kaffee nahm und eine Zigarette rauchte.

Kaffee und Tabak spielen, wie schon gelegentlich erwähnt, überhaupt in dem geselligen Leben des Orients eine wichtige Rolle, und immer hat es mir die gleiche Anregung geboten, in einem arabischen Café das Gebaren der Gäste zu beobachten, wie sie stundenlang rauchend bei einer winzigen Tasse sitzen, fast unbeweglich und in ernster Schweigsamkeit. Manchmal freilich, und meist aus geringfügigem Anlaß, lodert plötzlich die südliche Leidenschaft

empor; dann ist es mit der Ruhe vorbei, und an ihre Stelle treten wüster Lärm und drohende Gebärden. Es ist eben eine hervorragende Eigenschaft des Orientalen und auch schon des Südeuropäers, daß er frei und ungezügelt äußert, was ihn bewegt und erregt. Hierbei gibt sich ein jeder anders und auf seine eigene Art, so daß das allen Gleichmäßige weit mehr als bei uns zurücktritt vor dem Einzelmenschen, vor der Persönlichkeit.

Der flüchtige Besucher des Orients wird von den Formen und Erscheinungen der Natur wie des Lebens zuerst in gleicher Weise überrascht und gefesselt sein, ja er wird sich sogar wie befangen fühlen von all dem Fremdartigen, Phantastischen und Rätselhaften, das ihn umgibt und auf seine Sinne einströmt. Vieles aber von dem, was er wahrnimmt, muß sein Empfinden verletzen und ihn eher abstoßen als anziehen. Hitze, Geruch, Staub und Lärm werden ihm unerträglich sein, die engen, lichtscheuen, schmutzigen, überfüllten Gassen mit den wenigen vergitterten Fenstern ihn bedrücken, Elend, Armut und Verfall peinlich berühren, und unbegreiflich wird es ihm sein, wie alle die Menschen in ihrem, seiner Ansicht nach freud- und genußlosen Leben ihr Genüge und ihre Befriedigung zu finden vermögen. Wenn er jedoch öfter oder länger im Orient verweilt, wenn er dem Volke in seiner Arbeit und Ruhe, in seinem Denken und Empfinden näher tritt und redlich versucht, es zu verstehen, ändert sich ganz allmählich und ohne daß er selbst sich dessen recht bewußt wird, seine Anschauung. Unversehens entgleitet ihm der mitgebrachte kritische Maßstab, was ihm früher seltsam und unerklärlich schien, findet er natürlich und selbstverständlich, die durch Klima, Licht und Luft bedingte Bedürfnislosigkeit und Einfachheit des morgenländischen Lebens macht er sich selbst zu eigen, und wohlig überkommen ihn die seelische Ruhe und das behagliche Dahinleben des Orients.

Bei uns stehen die Jagd nach Ehren, Erwerb und vor allem nach Genuß, öffentliches Leben, Geselligkeit, Politik und vieles sonst noch im Vordergrund des Daseins, füllen es aus und sind ihm Zweck und Ziel. Anders in der islamischen Welt. Dort tritt alles vor der Religion zurück. Sie ist Glaube, Recht und Gesetz. Sie durchdringt und regelt von der Geburt bis zum Tode in der Öffentlichkeit wie im Heiligtum der Familie, dem Harim, das ganze Leben des Moslim, dessen sittlichen Anschauungen, seelischen Erregungen, Wünschen und Hoffnungen sie mit wunderbarem, einzigem Geschick angepaßt ist. Leben und Glaube, die Menschen und ihr Gott gehören dort zusammen und sind unzertrennlich.

Wie die Natur des Morgenlandes einer Veränderung nicht oder nur wenig unterworfen ist, wie sie keinen Wechsel der Jahreszeiten in unserm Sinne kennt, keine winterliche Erstarrung und keine jauchzende Lenzesluft, so geht auch der Menschen Leben gleichförmig und eintönig, wechsellos dahin; von dem Gleichlauf der Natur übernimmt es den Ernst, die Ruhe, die Geduld. Und die Geduld ist das Köstlichste und Unentbehrlichste. Sie läßt den Gläubigen klaglos alles ertragen: Bedrückung, Unrecht, Krankheit, Not und Armut. Ja, groß ist die Armut, unverhüllt und oft ekelerregend liegt sie an der Straße, und der Anruf an die Barmherzigkeit „Bakschisch" begleitet

uns immer und überall; aber man darf nicht außer acht lassen, daß die Armut bei dem geringen gesellschaftlichen Gegensatz der orientalischen Völker und bei der großen Bedürfnislosigkeit aller, bei der Fruchtbarkeit des gefeuchteten Bodens und dem Leben unter freiem, sonnigem Himmel viel weniger fühlbar und leichter zu ertragen ist, als bei uns. Und sie wird auch schon deshalb leichter ertragen, weil sie ja, wie jegliches Schicksal, von Allah gegeben ist, von Gott, der einem „jeden Menschen die Zahl seiner Tage auf die Stirne geschrieben" hat und ihm, „wenn er stirbt, Sein Erbarmen zuteil werden läßt". So setzt auch hier die religiöse Lebensauffassung des Moslim ein, die sogar so weit geht, daß er sich scheuen wird, handelnd in sein Geschick einzugreifen, weil Allah vielleicht eine andre Wendung desselben in Aussicht genommen hat.

Nirgends sind die religiösen Vorschriften, insonderheit diejenigen über das Fasten, so streng und werden auch so streng gehalten, wie im Orient. Wer beten sehen will, der gehe in ein armseliges, einsames Araberdorf. Es ist Abend, und der feierlich-eintönige Gesang des Muezzin ertönt vom Gebetsturm. Da verstummt auf der Gasse, dem Dorfplatz und im Kaffeehaus das Gespräch, der Rosenkranz gleitet durch die Finger, und da und dort wirft sich ein Gläubiger auf das Angesicht zum Gebet. Oder er gehe hinaus in die Wüste. Wenn in einem Meer von Glut die Sonne scheidet von der lechzenden, aufatmenden Erde, zieht vielleicht eine Karawane vorüber, und ein Araber steigt vom Kamel, wendet sich gen Mekka und betet — zuerst stehend mit erhobenen, flach nach vorn gekehrten Händen und dann platt an der Erde liegend und die Stirne in den Staub gesenkt.

„Allah ist groß! Er zeugt nicht und ward nicht gezeugt! Er ist barmherzig und ewig!"

Von Kairuan fuhr ich per Bahn — etwa 60 km — nach Souffe oder Susa, dem alten Hadrumetum, einer gleich Sfax in lebhaftem Aufschwung begriffenen, hübsch gelegenen kleinen Hafenstadt, und von dort zu Schiff nach Tunis; denn wenn man eine Seestadt besucht, muß man vom Meere kommen.

Die Einfahrt in den tiefblauen Golf von Tunis ist wunderschön. Man kann Neapel und Palermo und Konstantinopel, man kann Singapore und Hongkong gesehen haben und wird doch ergriffen sein von dem Schauspiele, das sich dem entzückten Auge bietet. Der Golf verengt sich in der Richtung der Fahrt und findet seinen Abschluß durch eine schmale, niedrige, mit Häusern, Gärten und Palmengruppen bedeckte Landzunge, hinter welcher der grünlich schillernde seichte Bahirasee, und weiter zurück, an lieblichen Höhen sich aufrankend, die weiße Stadt Tunis mit zahllosen Moscheen und Minaretts hervorleuchten. Zur Rechten dehnen sich weite, wie mit einem grünen Teppich überzogene Höhen, die Stätten des einstigen Karthago. Sie sind gekrönt und bestreut mit weißen Häusern und Dörfern und fallen in steilen, rötlichgelben und tief gefurchten Hängen ab. Links erhebt sich in jähem

Anstieg und kaum Raum lassend zwischen Fels und Meer für winzig aussehende Häuschen die mächtige, phantastisch geformte Berggruppe des zweigipfligen Bu Kurnin und erzreichen Dschebel Resaß; die schön geschwungenen Linien schneiden in das leuchtende Blau des Himmels scharf ein und spiegeln sich mit diesem zitternd auf der leise bewegten Flut. Ganz aus der Ferne, wie schwebend über webendem Duft, ragt der Gipfel des wasserspendenden Dschebel Zaguan herüber. Das ganze Land liegt vor uns in unvergleichlich klarer Luft, getaucht in tiefe Farbentöne vom dunkeln Blau zum Violetten und Gelben und Grünen und Braunen und überstrahlt von der afrikanischen Sonne! Unübertroffen ist der Zauber der Landschaft, wunderbar das Bild. Es atmet, lebt und jauchzt. Man möchte es greifen und festhalten. Aber wenn man auch der größte Maler wäre und Dichter zugleich: — die Herrlichkeit der Schöpfung spottet doch des Menschen Werk und Wort!

Das heutige Tunis ist eine Großstadt. Während man auch hier den alten arabischen Teil mit seinen krummen, engen Gassen und verworrenen Basaren abgesondert und ziemlich unberührt erhalten hat, ist das neue europäische Viertel großartig angelegt, und eine weitsichtige Verwaltung tut augenscheinlich alles Erdenkliche, um das Gemeinwesen zu heben und Fremde anzuziehen. Breite schattige Avenüen sind umsäumt von gefälligen Bauten, vornehmen Cafés und reichen Läden und belebt von einer rege auf und ab wogenden Menge, in der sich modisch gekleidete Menschen mit den malerischen Gestalten der in das Holy (Umschlagetuch) gehüllten Araber, Berber und Neger vermischen. Tunis muß sich wirklich sehr zu seinem Vorteil verändert haben, wenn wir frühere Schilderungen für zutreffend halten wollen.

Der Bey residiert nicht in der Stadt selbst, sondern in dem am Meere gelegenen Dörfchen La Marsa. Nur ein- oder zweimal wöchentlich kommt er in großer Auffahrt mit einer Eskorte von Spahis oder Chasseurs d'Afrique auf eine Stunde herein, um in seinem Schlosse, dem Dar el Bey, Regierungsgeschäfte zu erledigen und Recht zu sprechen. Der Dar el Bey steht nahe der Kasbah oder alten Zitadelle, die früher jahrhundertelang die Stadt beherrschte und jetzt in eine Zuavenkaserne umgewandelt ist. Von außen schmucklos, enthält er im Innern reich ausgestattete, meist in maurischem Stil gehaltene Räume, deren vergoldete, holzgeschnitzte Decken Meisterwerke arabischer Kunst darstellen. Auch die außerhalb der Stadt gelegene Residenz des früheren Bey, der Bardo, und das kleine, aber inhaltreiche Museum Alaoui sind überaus sehenswert.

Etwa 70 km südlich Tunis erhebt sich majestätisch 1300 m hoch der granitne Gebirgsstock des Dschebel Zaguan, an dessen unterem Hange zwischen Oliven und Orangen das kleine minarettenreiche Städtchen gleichen Namens eingebettet ist. Die Bedeutung des Ortes liegt darin, daß in einem Haine nahebei aus einem Felsen heraus und von einem reizenden Tempelchen, dem Nymphäum, gekrönt die Quellen herausströmen, die wie einst Karthago, so jetzt Tunis mit köstlichem Wasser versehen. Wenn man auf der Fahrt nach Zaguan in der weiten Fruchtebene des Mornag, deren Bebauung die fördernde Tätigkeit Frankreichs besonders vor Augen führt, die breite und tief-

eingeschnittene Niederung des Miliane überschreitet, sieht man westlich der Bahn noch zahlreiche mächtige Bogen des Aquädukts, der die Wasser Zaguans nach Karthago führte. Wahrscheinlich mit Benutzung der alten punischen Leitung unter Hadrian und Septimius Severus erbaut und von Wandalen und Arabern wiederholt zerstört, bildet er gleich demjenigen in der römischen Campagna noch in seinem Verfall ein gewaltiges Werk und die malerischste Zierde der ernsten tunesischen Landschaft. Gebannt steht man von der erhabenen, steinernen Gewalt, die der Natur und zügellosester menschlicher Zerstörungswut durch Jahrtausende zu trotzen vermochte.

Sehr viel lohnender, aber auch umständlicher und zeitraubender als die Fahrt nach Zaguan ist ein Besuch der in südwestlicher Richtung etwa 120 km von Tunis entfernten Ruinen von Dougga, des alten Thugga. Sie bieten zwar naturgemäß nicht das geschichtliche Interesse wie diejenigen von Karthago, sind aber viel bedeutender als diese und von hervorragender Wichtigkeit für die Beurteilung römischen Lebens und römischer Kultur. Leider werden sie infolge der mangelhaften Verbindungen nur schwach besucht und sind viel zu wenig bekannt. Wegen Unterspülung des Bahnkörpers durch niedergegangene Wassermassen erreichte ich mit bedeutender Verspätung erst gegen Abend die (66 km) Station Medjez-el-Bab, wo ich bleiben wollte, um am andern Morgen zu Wagen nach (45 km) Tebourssouk weiter zu fahren. Die Ungunst eines Aufenthaltes in Medjez-el-Bab ließ mich indessen noch am Abend auf einem elenden, zweirädrigen Karren die Reise fortsetzen und verschaffte mir so in der afrikanischen Welt eine Nachtfahrt, die ich nie vergessen werde. Die ziemlich gute Straße steigt in dem Tale der damals wasserreichen Medjerdah, des alten Bagradas, zwischen zwei gleichlaufenden Bergrücken ständig an. Bald hörten die Olivenpflanzungen auf, und leer und öde lag das Gefilde vor mir. Nur die hohen Kaktushecken zu beiden Seiten des Weges hoben sich heraus und streckten ihre fleischigen Blätter wie geballte Fäuste zu dem sternklaren, nächtlichen Himmel empor, über den die untergegangene Sonne lange noch einen fahlen Schimmer verbreitete. Dann schwand auch dieser, und es war Nacht. Ein schneidend kalter Wind mahnte an den schützenden Mantel.

Nach einer kurzen Futterrast in dem arabischen Dörfchen Testour wurde gegen zehn Uhr Ain Tunga (Thignica) erreicht, dessen Ruinen ich mir zwei Tage später auf dem Rückwege gründlich ansah. Sie bestehen aus Zisternen, einem kleinen Triumphbogen und Tempel, sowie aus einer byzantinischen Befestigung aus der Zeit Justinians, deren Ringmauern und Ecktürme noch vorhanden sind, während das leere Innere mit Kaktusgebüschen und Gestrüpp wild überwachsen ist. Um Mitternacht kamen wir endlich in Tebourssouk an. Trotz der späten Stunde fand ich in dem zwischen Oliven hübsch gelegenen Ort noch alles in reger Bewegung; nahebei wurde gerade eine größere militärische Übung abgehalten, die Wege waren mit Biwaks und Wachtfeuern besetzt, und in dem einzigen Hotel wimmelte es von Offizieren und Mannschaften.

Am andern Morgen ritt ich auf einem Maultierpfad, den vorangegangene Regengüsse übel zugerichtet hatten, in anderthalb Stunden nach Dougga

hinauf. Schon von weitem sind auf einem nach Süden gerichteten Hange stattliche Säulen zwischen alten, knorrigen Olivenstämmen sichtbar, und bald breitet sich die ganze Ruinenstadt Thugga vor uns aus: Theater, Tempel, Triumphbogen, Zisternen und Aquädukte — alles noch überraschend gut erhalten und geschickt in die natürliche Umrahmung des wunderbaren Landschaftsbildes eingefügt. Die Ruinen sind, mit Ausnahme geringer Reste aus punischer Zeit, römischen Ursprungs und bezeugen, daß Thugga unter der Römerherrschaft eine bedeutende Stadt gewesen ist und reich, denn wie das Kolosseum von El-Djem sind auch hier das Theater und die Mehrzahl der Tempel Geschenke einzelner Bürger an die Stadt, ein Zeichen hohen Gemeinsinns.

Es war sehr heiß. Um die Säulen und Steine lag eine solche Ruhe und Grabesstille und der klare Himmel wölbte sich mit solch wonniger Luft über der sonneglänzenden Landschaft, daß es war, als ob die alten Trümmer neues Leben ausströmten und die verstümmelten umgestürzten Heidengötter nur in träumendem Schlummer lägen. Immer eben ist es im Orient das Licht und wieder das Licht, das mit lebendigem Strome alles umgibt und durchdringt. Wie gerne hätte ich dort unten ein Bündel Sonnenstrahlen zusammengefaßt und mitgenommen in meine ferne Heimat, mit Farben sie zu schmücken und ihre frostigen Winternebel zu durchleuchten und zu erwärmen!

Die Ruinen Karthagos sind spärlich und unbedeutend; was geblieben ist, mag Abbruch und Raub nicht gelohnt haben. Man muß schon nahe hinzutreten und man muß sehen können, um sie zu entdecken. Und doch sind es mit die denkwürdigsten Reste des Altertums, wenn man sich zu ihrer Würdigung gegenwärtig hält, daß man über ein Schlachtfeld wandelt, auf dem schon vor mehr als zwei Jahrtausenden die Würfel über das Schicksal der Welt geworfen wurden. Von dem punischen Karthago ist überhaupt außer Grabgewölben, an deren Freilegung gerade gearbeitet wurde, und den mächtigen Zisternen von Bordj-Djedid, wenn man diese auf punischen Ursprung zurückführen darf, nichts mehr sichtbar. Was etwa sonst noch vorhanden ist, liegt tief im Schoß der Erde unter den Trümmern des römischen Wiederaufbaues. Von diesen finden sich in einer länglichen Vertiefung des Erdreiches Reste eines Amphitheaters, ferner zerstreute Grundmauern von Tempeln und Palästen und bei dem Dorfe Malga Zisternengewölbe, auf und neben denen Araberhütten stehen und die von den wenig anspruchsvollen Dorfbewohnern sogar teilweise als Wohnstätten benutzt werden.

Enttäuscht von dem Gesehenen, erstieg ich den hervorragendsten Punkt des Trümmerfeldes, die Anhöhe, auf der die berühmte Byrsa, die Zitadelle Karthagos, gestanden hat. Jetzt erhebt sich dort ein massiger Bau in byzantinisch-maurischem Stil, die Kathedrale des Kardinals Lavigerie, und daneben, wie verkümmert, die unscheinbare Kapelle des heiligen Ludwig. Sie wurde vor fünfundsechzig Jahren von dem französischen König Louis Philipp dem Andenken seines Vorfahren errichtet, der auf dem Kreuzzug gegen Tunis im Jahre 1270 hier an der Pest gestorben sein soll. Hat sich die Byrsa tatsächlich auf diesen wenig geräumigen Hügel beschränkt — und das mußte sie

wohl, wenn sie eine meer- und landbeherrschende Befestigung war und nicht etwa im Laufe der Zeit ganz erhebliche Bodenveränderungen eingetreten sind —, so konnte die Burg Karthagos kaum zweitausend Schritt im Umfang gemessen haben. Erstaunt ist man auch, unten zu seinen Füßen in zwei nebeneinander liegenden Teichen die alten Häfen, den runden Kriegs- und eckigen Handelshafen, erkennen zu müssen. Gewiß muß man gegenüber unsern Riesenschiffen die nur geringen Größen- und Tiefgangverhältnisse der damaligen Fahrzeuge in Betracht ziehen und die Unermeßlichkeit der ganzen Landschaft, in der auch das Große zusammenschrumpft und klein erscheint; dennoch aber kann man sich kaum eine Vorstellung davon machen, wie in diesen Wasserbecken die mächtigsten Flotten der alten Welt Aufnahme finden konnten, und es drängt sich geradezu die Frage auf, ob nicht noch andre, heute nicht mehr erkennbare Anker- oder Anlegeplätze vorhanden waren.

Und jetzt ist man mit dem, was von Karthago zu sehen ist, fertig und man kann von der Höhe der Byrsa aus den Blick hinauswenden auf ein Bild, so großartig und fesselnd, daß ihm nur wenige in der Welt an die Seite zu stellen sein möchten. Wieder, wie bei der Einfahrt in den Golf von Tunis, sehen wir das Meer, die im Süden gelegenen Bergzüge, den fernen Zaguan und die weiße Stadt Tunis, weiter aber noch das ausgedehnte Trümmerfeld der punischen und römischen Weltstadt bis hinüber zum Kap Kamart und dem hochgelegenen Araberdorf Sidi-bu-Said.

Keine Kämpfe der Weltgeschichte, auch die Perserkriege nicht, waren so lange dauernd, so erbittert und von so vollkommener und nachhaltiger Entscheidung, wie die punischen Kriege. Wenn man hier oben steht und Umschau hält über das wie auf einem Teller ausgebreitete, sonnebeschienene Land und Meer, so gleitet der Blick von Schönheit zu Schönheit und findet keine Rast. Schaffen kann man sie ihm nur dadurch, daß man Auge und Geist an die Stätten heftet, die durch eine unvergleichliche Geschichte belebt und geweiht sind.

Dort drüben am Fuße des stolzen Bu Kurnin hat der einstige Töpfergeselle und nachmalige grausame Tyrann von Syrakus, Agathokles, seine Scharen gelandet, um Karthagos Macht an der Wurzel anzufassen. Dort in der Richtung des Zaguan liegt, von duftigem Schleier überzogen, das Schlachtfeld von Zama, wo von Hadrumetum (Souffe) aus Hannibal, nur widerstrebend und vorahnungsvoll, den ihm aufgezwungenen letzten Waffengang mit Rom versuchte. Halb rechts am Gestade des Bahirasees wurde nach verlorener Schlacht Regulus gefangen genommen, dort wütete der jeder Barmherzigkeit bare Söldnerkrieg und schlug Kaiser Karl V. die Truppen des Korsarenbeys Chayr-ed-din Barbarossa, ein Sieg, der den Franken die Tore von Tunis öffnete und Tausende von Christensklaven befreite. Und unten, gerade vor uns, auf dem noch sichtbaren Hafendamm, stand Scipio, den feige zu ihm geflohenen letzten Karthagerführer Hasdrubal neben sich, und sah, wie die siegestrunkenen Scharen Roms durch ein Feuermeer sich den Aufstieg hierher erzwangen, und wie von der Zinne des Byrsatempels das preisgegebene Weib Hasdrubals, in den Armen ihre beiden Knaben und den Gatten verfluchend,

heldenmütig in die Flammen hinabsprang. „Hast du dir, Elender, auch das Leben gerettet, so sollst du in deinen Kindern sterben!"

Kühne Seefahrer waren die Phönizier. Lange vor unsrer Zeitrechnung zogen sie, von Handelsinstinkt getrieben, auf ihren kleinen Schiffen westwärts an den Meeresküsten entlang und legten, wo diese einen Zugang gestatteten, Niederlassungen an. So auch in Karthago. Seine Gründung durch die tyrische Königin oder Priesterin Dido und Jahrhunderte seines Daseins gehören der Sage an. In die Geschichte tritt es, schon machtvoll, erst im sechsten Jahrhundert v. Chr. durch seine Kämpfe in Sizilien gegen die Griechen und deren Pflanzstädte. Und es wuchs weiter und dehnte sich aus, bis die Länder des Mittelmeeres keinen Raum mehr boten für Rom und Karthago zugleich. Das Schwert mußte entscheiden, und es entschied gegen die Punierstadt: Europa besiegte den Orient. Zuerst war es ein Streit um Sizilien und das abendländische Mittelmeer, dann der Ansturm eines Einzigen, eines Riesenmenschen an Genie und Charakter, an Kraft und Zähigkeit, gegen ein festgeschlossenes Gefüge, das er nicht zu lockern vermochte, und schließlich wurde es ein Ringen auf Leben und Tod, der Verzweiflungskampf des Unterliegenden gegen die Übermacht. Die ungeheure, schöne und stolze Stadt verschwand von der Sonne; ihre Stätte war nur ein meilenweiter, rauchender Schutt- und Trümmerhaufen. Carthago deleta est! Es war zerstört!

Kein Karthager hat die Geschichte seines Vaterlandes für uns geschrieben. Was wir von Karthago wissen, haben uns fremde Schriftsteller, vornehmlich seine unerbittlichen Feinde, berichtet. Wenn nun der zweifellos parteiische Griffel eines Römers von dem größten Feldherrn Karthagos und vielleicht aller Zeiten, von Hannibal, ein Lebens- und Charakterbild zeichnen mußte, das uns heute noch in der Jugend begeistert und im Alter mit Staunen und Bewunderung erfüllt — wieviel anders noch und größer und gewaltiger wäre nicht für uns die Gestalt des punischen Heerführers geworden, wenn einer seiner Mitkämpfer uns die Ruhmestaten des gewaltigen Mannes verkündet hätte? Würde man noch den ihm von römischer Seite gemachten Vorwurf von Hinterlist und Grausamkeit zutreffend finden und von „punischer Treue" in dem Sinne reden können, wie sie uns jetzt überliefert und sprichwörtlich geworden ist? Warum ist die Punierstadt gefallen? War es eine Laune, ein Spiel des Schicksals oder eine innere Notwendigkeit?

Karthago verdankte Ursprung und Größe dem Handel. Seine unvergleichliche Lage auf halbem Wege zwischen Ägypten und Spanien und gegenüber Sizilien machte es zur Vermittlerin zwischen Afrika und Europa. In seinem Rate herrschte die Macht des Geldes, gering bewertet waren Kunst und Ideale, Ruhm und Ehre. Die — phönizische — Religion war finster und grausam, der oberste Gott ein Gott der Rache, Baal Ammon, der brennende, Menschenopfer fordernde Moloch. Gemietete heimatlose Scharen, zusammengehalten allein durch den Sold und die jeweilige Persönlichkeit des Führers, vergossen ihr Blut für einen Staat, der, wenn die Überlieferungen richtig sind, große Taten wiederholt mit bitterm Undank lohnte. Verhaßt war Karthagos Herrschaft, wohin immer und je mehr sie sich ausdehnte;

denn es unterwarf nicht wie Rom der Staatsidee, des Ruhmes und der Größe wegen, sondern nur um des Goldes willen. Keine Eroberung, kein verbündetes Volk ging wirklich in Karthago auf. Die Küsten wurden besiedelt, Warenlager errichtet, wichtige Handelspunkte im Innern besetzt und durch Verträge gesichert, — Land und Bevölkerung aber blieben den Karthagern fremd. Solcher Art war die Macht beschaffen, die mit dem römischen Volksheer zusammenstieß; sie mußte unterliegen und zugrunde gehen. Ohne Mitgefühl stünde man auf ihrem in der Erde modernden Leichnam, wenn nicht der Gedanke an die Wandelbarkeit des Schicksals, der schon des Marius denkwürdigem Ausspruch zugrunde liegt, uns bewegte und die Erwägung, daß der wilde Kampf ums Dasein, der von jeher in dem einzelnen Menschen, wie in ganzen Völkern die niedrigsten und höchsten Eigenschaften ins Übermaß zu steigern wußte, auch in Karthago eine Größe der Aufopferungsfähigkeit, Hingabe und Todesverachtung hervorbrachte, der wir Bewunderung nicht versagen können. Für Rom mag in dem immer wiederholten Ausspruch Catos „Carthaginem esse delendam“, Karthago muß zerstört werden, ein richtiger Staatsgedanke Ausdruck gefunden haben; die Art aber, wie das erstrebte Ziel erreicht und die unglückliche Stadt schließlich überwältigt und vernichtet wurde, gereichte, selbst bei der Schilderung der Vorgänge aus römischer Quelle, Rom nicht zum Ruhm und auch nicht zum Segen. Denn am größten zeigten sich und waren Senat und Volk Roms in den schwersten Zeiten des Kampfes mit Karthago; nach dem endgültigen Sieg und der Vernichtung der Nebenbuhlerin wuchsen zwar Ansehen, Macht und Reichtum ins Ungemessene, die altrömische Würde und Einfachheit aber waren dahin, und schon dreißig Jahre nachher konnte Jugurtha, als er dem feilen Rom den Rücken kehrte, ausrufen: „O du geldgierige Stadt, du würdest dich selbst verkaufen, wenn du jemanden fändest, der reich genug wäre, dich zu bezahlen!“

Alles, was man Karthago nehmen konnte, hatte man genommen; es war ausgelöscht unter den Wohnstätten der Menschen und selbst sein Name gestrichen. Nur eins war nicht zu beseitigen und das war seine Lage. Und diese war so günstig, daß sie von neuem zur Besiedelung lockte. Bald erstand auf den Trümmern und mit Zuhilfenahme derselben eine junge römische Kolonie, die sich rasch derart entwickelte, daß sie schon im vierten Jahrhundert n. Chr. wieder eine halbe Million zählte und als Hauptstadt der römischen Provinz Afrika an Glanz und Reichtum nach Rom die erste Stadt des lateinischen Abendlandes war. Aus dieser Zeit und der spätern der Byzantiner stammen alle die großen Bauten in Nordwestafrika, deren Reste wir heute noch bewundern. Das römische Karthago wurde auch eine Stätte der Wissenschaft und ein Mittelpunkt für die Ausbreitung des Christentums; Cyprian und Tertullian sind gefeierte christliche Namen. Im Norden, bei dem Vorgebirge Kamart, liegt die von allen Eroberern geplünderte Totenstadt des alten Karthago. Dort versammelten sich in den Grabgewölben, ähnlich wie in den Katakomben Roms, die grausam verfolgten Christen, und in der Mitte der Arena des Amphitheaters bezeichnet ein von Kardinal Lavigerie errichtetes

Kreuz noch die Stelle, wo christliche Märtyrer zahllos und jauchzend in den Tod gingen.

Nach den Wandalen, die über Nordafrika hereinbrachen wie ein Hagelschlag über blühendes Saatfeld, kamen die Byzantiner und Ende des siebenten Jahrhunderts die Araber, die ohne Schwertstreich die Mauern der verweichlichten Stadt erkletterten und sie dem Erdboden gleichmachten. Seither bildet sie einen Schutthaufen, dessen Steine für Bauten in Afrika Verwendung fanden und selbst nach Italien verschleppt wurden. Hätten die Araber ihren Herrscherfitz hierher verlegt, anstatt nach dem vom Meere nur schwer zugänglichen Tunis, vielleicht wäre Karthago zum dritten Male Weltstadt geworden. Das Schicksal hat es anders gefügt. Heute sind selbst die Ruinen zugrunde gegangen.

Etiam periere ruinae.

III. Sizilien.

Gerechtigkeit?

Ich wüßte nicht, wie man eine Wanderung nach Tripolis und Tunis geeigneter abschließen könnte, als mit einem Besuche Siziliens; bildet doch die von den Wogen des Mittelmeeres umspülte „Sonneninsel" den natürlichen Übergang von Afrika und dem Orient zu Europa, eine Mittelstufe zwischen diesem und jenem. Im Altertum bedeutete ihr Besitz die Weltherrschaft; seit Jahrtausenden haben die morgenländischen seefahrenden Völker, die Phönizier, Griechen, Karthager, Sarazenen und wie sie alle heißen, die Gestade Siziliens, besonders im Osten und Süden, überflutet, deren Boden mit ihrer Kultur befruchtet und mit ihrem Blute getränkt. Es waren die Fremden gar häufig dem von ihnen begehrten Lande unwillkommene Freunde und gefährliche Besucher, vor allem die Karthager, die, in ihrer Heimat beengt und von der übrigen Masse des schwarzen Erdteiles durch eine ungeheure Wüste geschieden, sich geradezu darauf angewiesen sahen, nach dem nahe gelegenen Sizilien überzugreifen und zwar nicht, obgleich das Meer sie davon trennte, sondern vielmehr im Gegenteil, weil das von ihnen beherrschte Meer sie damit verband.

Je geringer dann im Laufe der Zeiten das Drängen des Morgenlandes nach Westen wurde und je matter, desto mehr erstarkte der Zug italienischen Handels und Volkstums nach Süden und Osten, nach den Küsten Nordafrikas und der Levante. Und unschwer vermochten die Italiener, in Sonderheit die Süditaliener und Sizilianer, sich in der Fremde einzugewöhnen; denn sie fanden dort die Lebensbedingungen ihrer Heimat wieder: freien, sonnigen Himmel, Ähnlichkeit des Klimas und der Bodengestaltung und daraus der Tier- und Pflanzenwelt. So bleibt man vielfach in Tunis, wenn man nach Sizilien geht, und in Sizilien bei einer Wanderung nach Tunis.

Wie im Altertum die wirtschaftliche Erschließung Siziliens sich im wesentlichen auf seine Küstenstriche beschränkte, so werden auch bis auf den

heutigen Tag nur diese, und zwar mehr im Norden und Osten als im Süden, von Fremden besucht; das Innere bleibt fast unberührt. Der Grund hiervon liegt ebensowohl in der Schwierigkeit und geringen Wegbarkeit des bergigen Geländes, wie in der herrschenden Unsicherheit. Alle die Fährlichkeiten sollten mir jedoch gerade einen Anreiz bieten, diesmal nicht die mir von früher her bereits wohlbekannten Gegenden wieder zu besuchen, sondern von der betretenen Heerstraße abzuschwenken und über Castelvetrano—Selinunt—Sciacca nach Girgenti zu wandern, um von dort Sizilien zu durchqueren.

Die Landstraße von Castelvetrano nach der Ruinenstätte von Selinunt war schlecht; ungewöhnliche Regengüsse hatten sie ausgewaschen und stark beschädigt. Sie führt zuerst zwischen Oliven- und Weinpflanzungen durch eine gleichförmige, eintönige Gegend, der zahlreiche, in prangendem Blütenschmuck stehende Mandelbäume ein weißes Festkleid übergeworfen hatten. Dann wird das Land kahl und dürftig. Bleigraue Wolken neigten sich tief zur Erde, und der Tramontano fegte kalt über die öde Fläche. Endlich nach vierstündiger, mühseliger Fahrt wurden östlich des stark angeschwollenen, schmutzig-gelben Modione mächtige Säulen und Steinhaufen sichtbar, die Ruinen Selinunts. Sie liegen in einzelnen Gruppen auf zwei Hügeln zerstreut, die nach dem Meere zu abfallen und durch ein sumpfiges, schwierig überschreitbares Tal getrennt sind. Das Ruinenfeld soll das ausgedehnteste in Europa sein, und gern will ich es glauben. Der Eindruck jedoch ist ein trostloser. Wie Tod und Verwesung weht es von den zertrümmerten Steinen, und traurig sind die Erinnerungen, die sie wachrufen.

Mächtig und reich war Selinunt. Da landete um 400 v. Chr., von Segesta herbeigerufen, ein Punierheer und schloß die mit Syrakus verbündete Stadt ein. Mächtige Belagerungstürme wurden herangerollt, und unter dem wuchtigen Anprall der eisernen Widder erbebten die Mauern. Männer und Frauen, wohl wissend, welch fürchterliches Schicksal ihrer lebend wartete, gossen brennendes Pech und siedendes Öl auf die anstürmenden Scharen; bange Tage schauten sie sehnsüchtig aus nach der Hilfe, die ihnen von Syrakus kommen sollte. Vergebens. Die Mauern fielen, und die wilden Horden drangen über die Trümmer, alles mordend, hier herauf auf den westlichen Hügel, wo um die Akropolis der letzte Kampf tobte und die rasenden Flammen das Wehgeschrei der Frauen und Kinder und das Wutgeheul der sterbenden Männer erstickten.

Selinunt war nicht mehr. Todesschatten lagerten über den qualmenden Trümmern. Aber noch war das Geschick nicht vollendet. Was die Zerstörungswut der Menschen hatte bestehen lassen müssen, schlugen Naturgewalten zusammen, und aus den unentwässerten Sümpfen stieg das bleiche Fieber herauf, jegliches Leben ertötend.

Die beabsichtigte Weiterfahrt über Sciacca nach Girgenti beansprucht gewöhnlich zwanzig Stunden. Da sie mir zurzeit jedoch sogar bei doppeltem Zeitaufwand als unmöglich bezeichnet wurde, und selbst ein Maultiertreiber sich auch für hohen Lohn nicht bereit finden ließ, mich dorthin zu bringen,

und zwar weniger, wie ich glaube, aus Sorge wegen der Wegebeschaffenheit als aus Furcht vor der Brigantaggio, die durch die arbeitslose Zeit besonders gefördert sein sollte, so mußte ich nach Palermo zurück und von dort nach Girgenti.

Das heutige Girgenti liegt eine gute Stunde vom Meere entfernt auf einem ziemlich steilen Bergkegel; es nimmt die Stelle der Akropolis der alten griechischen Großstadt Akragas ein, deren Ruinenfeld sich in südöstlicher Richtung weithin bis zum Meere ausdehnt. Herrliche Reste altgriechischer Tempelbauten aus dem fünften Jahrhundert v. Chr. geben Zeugnis von der Pracht, Üppigkeit und Größe der Stadt, die, gleichen dorischen Ursprungs wie Selinunt, auch dessen fürchterliches Schicksal durch die Karthager teilte. Während jedoch die Selinunter in verzweifeltem Kampfe um Ehre und Freiheit ihren Tod in den Flammen suchten, wurden hier den Puniern Sieg und Raub leicht gemacht. Denn von ihren Söldnertruppen verraten und die Götter verwünschend, retteten sich die im Genuß verweichlichten Bürger von Akragas weinend und wehklagend aus den Toren der brennenden Stadt und überließen schmachvoll die Kranken, Frauen und Kinder der Rache des unbarmherzigen Siegers. So fiel Akragas. Als einziger Ruhm gebührt ihm, daß es einen der fürchterlichsten Männer, die je gelebt haben, Phalaris, zum Tyrannen und gleichzeitig einen kunstfertigen Mann zum Bürger gehabt hat, dessen Name Perillos gleichfalls verdient, der Nachwelt erhalten zu bleiben. Auf Befehl des Tyrannen verfertigte dieser einen ehernen, oben mit einer Klappenöffnung versehenen Stier. Durch die Öffnung wurden Menschen und Tiere in den Hohlbauch hinabgestoßen, wo sie, nachdem durch untergelegtes Feuer der eherne Leib glühend gemacht war, lebendig verkohlten. Nun kommt die besondere Feinheit des Künstlers. Vermittelst einer akustischen Vorrichtung an dem Klappenverschluß sollen nämlich die Schmerzensschreie der Verendenden so täuschend ähnlich wie richtiges Stiergebrüll geklungen haben, daß, wie berichtet wird, nach Erstürmung der Stadt der punische Feldherr Himilkar die sinnreiche Erfindung nach Karthago bringen ließ, wo sie im Molochdienst eine weitere Verwendung fand.

Späterhin haben auch auf der Stätte von Akragas, wie bei Selinunt, Erdbeben das menschliche Vernichtungswerk vollendet. —

Der Sizilianer ist in hohem Grade liebenswürdig und gastfreundlich. Mag sein, daß das Entgegenkommen nicht immer so ehrlich gemeint ist, wie es den Anschein hat; für den Fremden aber, der seine eigenen Wege geht, ist es in jedem Falle eine willkommene Annehmlichkeit.

Unter der gütigen Führung eines deutschen Ingenieurs fuhr ich bei herrlichem Wetter von Porto Empedocle, dem Hafen von Girgenti, auf einer schmalspurigen Grubenbahn nach der zwei bis drei Meilen entfernten hochgelegenen Schwefelmine Lucia hinauf. Die Bahn umgeht südlich in weitem Bogen die Ruinenstätte von Akragas. Licht wuchsen die schlanken, braungelben Säulen des Concordientempels und des Tempels der Juno Lascinia in das dunkle Blau des Himmelsraumes hinein, und das Meer bot eine strahlende Fläche von silbernem Glanz. In dem kleinen Hafen von

Porto Empedocle schleppten nacktbeinige Männer schwere, schwefelgefüllte Körbe vom Ufer durch das seichte Wasser nach kleinen Booten; eine schwache Luftwelle trug ihren eintönigen, schwermütigen Gesang herauf.

Um die Mittagszeit, nach anderthalbstündiger Fahrt, wurde die in einem Talkessel gelegene Grube erreicht. Es war Mitte März, und die Sonne brannte schon heiß auf die kahlen Felsen. Ein starker Schwefelgeruch machte sich bemerkbar, und die grau-weißen Hänge waren von dem leichten Rauchgewölk der Schmelzhütten, der calcarone, umzogen. Da und dort zeigten sich schwarze, kleine Flecken in dem hellen Gestein: die Eingänge zu den Gruben. Um diese Minenöffnungen und umher auf den Hügeln bewegten sich bis zum Gürtel entblößte Männer; sie schoben aus dem Berginnern die mit Schwefelgestein schwer beladenen Karren auf Förderbahnen nach den Lagerstellen und schafften von dort aus die Steine nach den oben genannten calcarone, d. h. nach gemauerten, unten mit einer Öffnung versehenen Trichtern, die, wenn gefüllt, angezündet werden. Der Schwefelmeiler verzehrt sich dann selbst und gibt den flüssig gewordenen Schwefelbrei aus der dampfenden Glut durch eine eiserne Röhre in Gefäße von bestimmter Form und Größe, in denen der Schwefel zu backsteinähnlichen Stücken erstarrt.

Nach dem Wechseln der Kleider fuhr ich in einem niedrigen Fahrstuhl durch engen Schacht 150 m tief nach einem 1200 m langen Querstollen hinunter, den eine Förderbahn durchzieht. Die Luft ist feucht-heiß, wie in den Tropen, und das Atmen durch geringen Sauerstoffgehalt erschwert. In dem schnurgeraden, dunklen Stollen glühen rote Punkte und schieben sich hin und her; es sind die Grubenlichter der Arbeiter, die halbnackt und schweißbedeckt die Schwefelkarren schieben. Der Gang ist niedrig. Man kann nur tief gebückt vorwärtsschreiten und muß noch befürchten, an seitwärts vorstehendem oder von oben herabhängendem scharfen Gestein sich zu verletzen. Von den schimmernden Gipswänden trieft das schwefelige Wasser auf den glitschigen Boden.

Am Ende des Stollens hört die Förderbahn auf, und es geht auf steilen, ausgetretenen, schlüpfrigen Lehmstufen weitere 60 m in einem noch niedrigeren Schrägstollen zu der Aushöhlung hinunter, wo mit hallenden Schlägen das Schwefelgestein herausgebrochen wird. Erstickend heiße, qualmende Luft strömt uns entgegen und benimmt den Atem. Auf und ab, hin und her tanzen gleich Irrlichtern zitternde, dunstumhüllte Flämmchen, die kleinen Grubenlaternen völlig nackter Knaben von dreizehn bis siebzehn Jahren, der carusi. Mit ihren noch unentwickelten Gliedern schleppen sie in vierzig Pfund schweren, mit den Schlaufenden durch den Mund gezogenen Säcken stöhnend und keuchend, alle Muskeln gespannt und in Schweiß gebadet, die Schwefelsteine zu der Förderbahn hinauf. Die mageren Arme haben sie unter der auf dem gebeugten Rücken ruhenden Last gekreuzt. Unaufhörlich schieben sich die schwankenden Gestalten aneinander vorbei, weichen sich aus und drängen sich mühsam an uns vorüber, immer hin und her, auf und ab. Und so jahrelang alle Tage! Welch ein vollgerüttelt Maß menschlichen Jammers und unstillbaren Menschenleides! Wie früh schon beginnt bei den Armen und

wie unsagbar schwer der Kampf ums Dasein und — man darf nur die im mittleren Mannesalter schon gebrochenen Gestalten sehen — wie unerbittlich verkürzt er das erbärmliche Leben! Flehend schauen mich die Kinderaugen an, und demütig bittend strecken sich die Händchen aus. Gern hätte ich alles, was ich bei mir trug, hingegeben, — denn was war die Gabe für mich und was war sie für diese! — aber es wurde mir die Barmherzigkeit verwehrt, weil es nicht gut sei und die „Instinkte wecke"! Tausend Arbeiter und zweihundert Knaben sollen zur Zeit dort beschäftigt sein und erstere zwei bis drei, die Knaben einen bis anderthalb Franken Tagelohn erhalten bei achtstündiger, ununterbrochener Arbeit von 7 Uhr früh bis 3 Uhr nachmittags. Was sie an Nahrung mitgebracht haben, verzehren sie unten in den Minen. Man erzählte mir, wenn man die Leute richtig zu behandeln wisse, könne man leicht mit ihnen auskommen, und sie seien wie Kinder. Es ließe sich auch unschwer, wenigstens teilweise, die Arbeit der carusi durch Maschinen ersetzen. Mit solcher Neuerung würde man jedoch einen Sturm des Unwillens hervorrufen, denn hier sei in vollstem Sinne des Wortes der Kinder Elend das Brot der Eltern.

Oft und viel habe ich von Gerechtigkeit und von der Fürsorge eines gütig waltenden Geschickes sprechen hören. Es waren wohlgepflegte, gutgenährte Männer, die so redeten, und schön klangen die Worte; ich selbst beteiligte mich eifrig dabei und stimmte zu und kam mir selbst wie besser und edler vor, wenn ich so recht die Gerechtigkeit des Schicksals preisen konnte. Nun bin ich weit herumgekommen und habe viel auf Erden erlebt und gesehen, mehr als tausend andre und mehr als all die wohlgepflegten, gut genährten Männer; ich habe auch die carusi gesehen. Wo ist da eine Gerechtigkeit des Schicksals und wo ist sie überhaupt? Ich habe sie in dieser Welt nicht gefunden und finde sie nicht, so wenig wie die Wahrheit!

Nach zweistündigem Verweilen unter der Erde erklomm ich das Tageslicht. Die finstern Schatten wichen zurück. Blau war der Himmel, strahlend die Sonne, lachend das Leben. Es ist doch des Lebens wert!

Noch sehr früh morgens war es am andern Tage, als mein Zug in Campofranco, einer Station auf der Strecke Girgenti—Palermo, einlief. Zu Fuß zog ich hinauf nach den Minen von Castel Termini. Dunkel lagen noch die kahlen, felsigen Höhen ringsum, und über den nächtlichen Himmel breiteten sich eben die lichten Schimmer der Dämmerung. Langsam und zögernd gewannen die Schatten Gestaltung und Farbe, ein Leuchten zuckte im Osten auf, Licht umfloß die Bergkuppen und glitt leise an den Hängen herunter in die Täler und Schluchten, ein Erdgeruch stieg auf, durch alles Lebendige ging ein Zittern, und die taubehangenen Gräser reckten und streckten sich der Sonne entgegen: so begann der Tag!

Fast 400 m hoch mußte ich steigen, bis ich an die einer französisch-italienischen Gesellschaft gehörigen Gruben von Giovanella gelangte. Sie waren durch Regengüsse und Wasserdurchbrüche, wobei sogar die hochgelegenen Pumpen überschwemmt wurden, schon seit vier Wochen großenteils außer Betrieb und die Arbeiter brotlos. Viele Leute standen und lagen

umher, und vor den ausgedehnten Minengebäuden hielten lange Eselkarawanen, die Wasser von Castel Termini herüber- und Kohlen von der Station Campofranco heraufgebracht hatten. Mühselig ist hier alles und erschwert. Weit und breit ist keine Wohnstätte, und täglich müssen die Männer und Knaben auf beschwerlichen Bergwegen anderthalb bis zwei Stunden zur Arbeit wandern. Sie kommen von Campofranco oder gar von Sutera her, von Ortschaften, die drüben an dem westlichen Hange der jenseits der Bahn ansteigenden Gebirgskette wie übereinander geworfene Steinhaufen haften.

Und alles kahl! Kein Baum, kein Schatten! Freilich mögen dort in dem weißen Kalk- und Mergelboden Bäume nur schwer gedeihen, aber sonst könnten wohl in Sizilien Wälder sein, wenn sie nicht seit Jahrhunderten ausgerodet und die felsigen Hänge durch jäh abstürzende Regengüsse ihrer deckenden Erdschicht beraubt wären. Wer Sizilien den Wald genommen, hat es arm gemacht.

Auch in den Gruben von Giovanella durchschritt ich einen in ragendes Gipsgestein wagerecht eingehöhlten langen Stollen, an dessen Ende eben — in Wasser! — ein 150 m tiefer Schacht zu dem Schwefelgestein hinabgetrieben wurde. Diese Minen sollen noch größer und tiefer als diejenigen von Lucia und so heiß sein, daß im Hochsommer die Hitze in den untersten Arbeitsstätten 40 und mehr Grad Reaumur erreicht.

Als ich aus der Grube trat, wollte eben ein Arbeiter einen entleerten Schwefelkarren einschieben. Er hielt an. Es war ein Mann von vielleicht vierzig Jahren, aber greisenhaft zusammengefallen, erschreckend mager und bleich. Der Anblick faßte mich seltsam an. Ich griff nach einem Silberstück und bot es ihm hin. Da schaute er müde auf, schob den Karren an und schlürfte davon: das hoffnungslose Elend wollte kein Erbarmen mehr. Wo das Leid zu tief ist, versagt der Trost!

Hier und bis hinüber nach Caltanisetta ist das richtige Gebiet der Brigantaggio, des Brigantenwesens, das man verurteilen und doch wieder entschuldigen muß; denn jahrhundertelang sind Land und Volk auf das Gewissenloseste von Besitzern und Herrschern ausgeplündert worden, bis die Armen in der Verzweiflung davonliefen und in den wilden Einöden des zerklüfteten Landes Schutz suchten. Sie wurden Briganten. Im Hinblick auf diese Verhältnisse riet man mir dringend ab, über Land zu wandern, namentlich jetzt, wo Hunger und Arbeitslosigkeit die Leute an die Wege führe und leicht zu Raub und noch Schlimmerem verleite; denn lose nur stecke das Messer in der Scheide.

Trotz aller Warnungen indessen, auch seitens der Grubenverwaltung von Giovanetta, die mir sogar einen Beamten mitgeben wollte, verlockten mich Wagemut und Sonnenschein, und ich mietete ein paar Maultiere, die Wasser von Castel Termini gebracht hatten und leer dahin zurückkehren sollten, zu einem Ritt über die Berge nach Cammarata. Der sehr anstrengende, mehr als mangelhafte Weg oder besser Steg führt durch eine öde Gegend. Weite, starre Felsentäler wechseln mit einsamen Schluchten, Steingeröll mit kleinen, dem Boden mühsam abgewonnenen Anbauflächen ab; immer fesselnd

aber sind die großartigen Ausblicke in die schroffe, gipfelreiche Gebirgswelt Siziliens und in das tief eingeschnittene Tal der Platina. Nur wenige Männer begegneten mir, bis an die Zähne bewaffnet und nicht sehr vertrauenerweckend. Sie boten jedoch freundlichen Gruß und gingen vorüber.

Erst spät am Abend und bei vollkommener Dunkelheit langte ich in Cammarata an. Aus einer niedrigen Schenke, angefüllt mit malerischen Gestalten, erklangen in tiefen und reichen Akkorden schwermütig klagende Volkslieder, so schluchzend und herzergreifend, wie sie nur in Sizilien und Rußland gesungen werden: für den, der hören kann, liegt ein gut Stück Geschichte darin. Ich war todmüde, und doch tat es mir fast leid, das Ziel erreicht zu haben, weil ich mich hier von meinem Führer trennen mußte. Was für ein prächtiger Bursche war Andrea! Groß und schlank gewachsen, sonnverbrannt, kohlschwarz das wellige Haar und dunkel die Augen. Der kräftige braune Hals hob sich frei und keck aus der unbedeckten Brust; zerlumpt waren der schief getragene Hut, die Jacke, die Sandalen, und doch war es eine wahre Freude, den Burschen anzusehen, solch glückliche Zufriedenheit ging von ihm aus. Er erzählte von seiner alten Mutter, die droben in Castel Termini wohne und nichts habe als ihn und eine Ziege, und wie die Mutter krank und der Winter schwer war, wie sie tiefen Schnee gehabt und nichts verdient hätten. Jetzt aber sei alles gut, die Mutter Gottes habe geholfen. Und dabei lachte er fröhlich und zeigte seine breiten, weißen Zähne: ein Prachtkerl! Unwillkürlich kam mir das Märchen vom „Hemd des Glücklichen" in den Sinn, das ich als Junge gelesen und ins Leben mit hinübergenommen habe.

Ein König, so heißt es ungefähr dort, dem alltäglich das Glück des Landes und seiner Untertanen gepriesen worden war, wurde krank und konnte nach dem Ausspruch eines weisen Mannes nur gesunden, wenn er das Hemd eines wirklich glücklichen Menschen anzöge. Eine Kleinigkeit! Zunächst kamen die Hemden des Hofstaates daran und dann diejenigen all der Tausenden sogenannten Glücklichen! Aber alles half nichts; der König wurde immer kränker und kam zum Sterben. Da traf ein Minister in einem Walde einen jungen Burschen, der lachte und sang. „Das ist mein Mann," sagte sich der Mächtige, stieg aus und fragte das Bäuerlein, ob es glücklich sei. „Ja." — „Nun, so gib mir dein Hemd!" — Da kratzte sich der Bursche im Nacken: „Glücklich bin ich schon, aber ein Hemd hab ich nicht!" Und der König starb.

Auch Andrea hatte kein Hemd!

Tief im Menschenherzen liegt die Sehnsucht. Sie ist ein kostbares Geschenk, und ein barmherziger Gedanke des Schöpfers hat sie uns gegeben; denn sie weckt die Hoffnung, und diese allein läßt leben. Ohne Hoffnung ist der Tod!

Manchen führt die Sehnsucht zum Wandern. Aus der Heimat zieht es ihn hinaus in die Welt und aus dieser wieder zurück zur Heimat: in der Ruhe sucht er den Wechsel, und im Wechsel allein findet er Ruhe. So ist

das Herz ein schwieriges und verwickeltes Ding. Wer kann sagen, daß er sein eigenes kenne oder gar ein fremdes?

Zum Wandern gehören Zweck und Ziel, froher Mut, offener Blick und gesundes Blut. Und jung muß man sein und töricht genug zum Genuß ohne Abwägen, ob der Gewinn auch den Einsatz lohnt. Erfahrung und Erkenntnis sind köstliche Dinge; sie zieren das Alter, die Jugend aber stirbt mit ihnen.

Auch dem Vielgewanderten ist sie gestorben, und er ist heimgekehrt, denn „es will Abend werden und der Tag hat sich geneiget". Schon über ein kurzes vielleicht werden die Pfade für ihn verwehen und die Wegsteine verwittern; alleinige Genossen bleiben nur die Erinnerung und die Sehnsucht. In der Erinnerung breitet sich das Leben aus mit dem, was es geworden ist, und mit dem, was es hätte werden können, wenn er klüger gewesen wäre. Es ist vorbei, und kaum regt sich der Wunsch, von vorne anzufangen, Erlebtes nochmals zu durchleben und Verfehltes gut zu machen. Wenn aber vor dem rückschauenden Blick all das Herrliche heraufsteigt, das die Wanderjahre gebracht haben, wenn gar die Bilder des Orients vorüberziehen, in ein Meer von Farben getaucht und übergossen von feuriger Glut, dann ist die Ruhe dahin; machtvoll faßt ihn die Sehnsucht an, zu neuer Hoffnung wallt das Leben auf, es ist als ob ein Stück Jugend zurückkehre, und wieder treibt die Wanderlust ihn hinaus in die Ferne, dem Licht entgegen, der Sonne zu. —

Was wissen wir von der Erde unter uns?

Vortrag,

gehalten zum Besten des Göttinger Frauenvereins am 14. Februar 1907.

Von

E. Wiechert,

Professor der Geophysik an der Universität Göttingen.

Als die Aufforderung an mich erging, im Frauenverein einen Vortrag zu halten, sagte ich gern zu; denn ich bin der Meinung, daß die Vertreter der Wissenschaft die Verpflichtung haben, soweit als angänglich auch weiteren Kreisen über die Resultate ihrer Arbeit zu berichten. Ich übernahm es, von den Ergebnissen der Forschung über die Beschaffenheit des Erdkörpers zu sprechen. Dabei war ich mir der Schwierigkeit meiner Aufgabe wohl bewußt. Was uns von dem Erdkörper bekannt ist, ist durch Anwendung von mathematisch-physikalischen und mathematisch-astronomischen Methoden gewonnen worden. Diese Methoden gaben den Leitfaden bei dem Bau der Instrumente, schrieben die Art ihrer Verwendung vor und zeigten, wie die gewonnenen Beobachtungen zu verarbeiten seien. Wie soll ich das alles nun einem Kreis deutlich machen, dem mathematische Untersuchungen fernliegen? Selbst für den gut Beanlagten ist ja ein jahrelanges, mühevolles Studium erforderlich, um das Werkzeug der Mathematik gebrauchen zu lernen. So ist denn klar, daß ich darauf verzichten muß, Sie mit den einzelnen Schritten vertraut zu machen. Alles, was ich tun kann, ist, Ihnen ein Bild von der Art unsrer Arbeit zu geben, und zu versuchen, Ihnen anschaulich zu machen, was wir erstreben und was erreicht ist.

Weitab von den Dingen, die alltäglich das Menschenherz bewegen, werde ich Sie führen müssen; und ich kann auf meinem Wege nicht religiöses Erschauern, nicht dichterische Phantasie zu Hilfe anrufen, die einst in den Tiefen der Erde düstere Schattenreiche schufen oder die Schrecknisse der Hölle suchten. Nüchtern und farblos wird ihnen vielleicht erscheinen, was ich werde sagen können. Es bleibt mir nur übrig, Sie zu bitten, sich für die kurze Spanne meines Vortrages auf unsern Standpunkt zu stellen und mit uns zu fühlen.

Der liebste Gegenstand der Teilnahme für den Menschen wird und muß immer der Mensch sein; so darf es uns nicht wundernehmen, wenn das Interesse sich im allgemeinen mehr der Geisteswissenschaft als der Naturwissenschaft zuwendet. Und doch hat auch die Naturwissenschaft von jeher begeisterte Anhänger gefunden. Gar viele schon gab es, die ihr und ihrer Förderung das ganze Leben freudig gewidmet haben.

Worin liegt denn diese Kraft der Naturwissenschaft? — Sie findet ihre Wurzeln in demselben Trieb, der das Kind neugierig nach dem Licht, nach dem Mond greifen lehrt, der es in dem Zimmer seiner frühen Tage alle Ecken durchstöbern läßt, der den Heranwachsenden durch Wald und Feld führt, der den Wanderer in fremde Lande begleitet, der uns zu den Rätseln der Sterne aufschauen läßt. Es ist derselbe Trieb, der den Forschungsreisenden befähigt, alle Schrecknisse der Polarnacht geduldig zu tragen, der ihn aufrecht erhält, selbst unter der verderbendrohenden Sonne der Wüste.

Die Naturwissenschaft führt nur weiter in die unermeßlichen Fernen der Welt als die unmittelbare Anschauung durch die Sinne, dahin, wo uns selbst der Zutritt verwehrt ist, wo unsre groben Sinne für die direkte Beobachtung versagen. Es ist ein Wunder in unserm wunderreichen Leben, daß der Geist uns über die engen Grenzen unsrer Existenz so weit hinauszuführen vermag. Hat der Naturforscher hier einen neuen Ausblick getan, so überschleicht ihn eben dasselbe Gefühl der Andacht wie den Bewohner der Ebene, der zum ersten Male das gewaltige Bild der Gebirgslandschaft schauen darf. Und noch viel tiefer ist der Eindruck, weil noch unmittelbarer die Unendlichkeit sich auftut. Gar klein erscheint der Mensch und bescheiden der Platz, der ihm zugewiesen ist.

So sehen wir denn, daß die naturwissenschaftliche Forschung nichts andres bedeutet, als die Absicht des Menschen, die heimatliche Welt kennen zu lernen und zu erkennen, welches seine Stellung gegenüber dem Ganzen ist. Und wir verstehen es nun, daß in dieser Forschung eine der Hauptaufgaben der Kultur gesehen werden muß; denn sie ist notwendig, wenn wir uns hienieden zurechtfinden wollen. — An diese Naturforschung müssen wir uns wenden, um zu erfahren, wie die Lebensbedingungen der Menschheit zu beurteilen sind, und sie lehrt uns, wie die Kräfte der Natur zur Erhöhung dieser Lebensbedingungen verwertet werden können. —

Indem ich bitte, diese meine einleitenden Worte freundlichst anzunehmen, wende ich mich nun zum eigentlichen Gegenstand des Abends. Es ist klar, daß die Blicke des Naturforschers sich auch auf unsre liebe Erde selbst richten werden, deren Oberfläche uns trägt. Die Frage tut sich auf, welche Geheimnisse die Tiefen unter unsern Füßen umschließen. Es ist meine Aufgabe, Ihnen zu zeigen, was die Wissenschaft hier schon heute zu antworten vermag.

Am einfachsten wäre wohl, der Forscher versuchte es, selbst in die Erde einzudringen auf dem Weg, den der Bergmann uns zeigt. Aber recht schnell müssen wir jeden Gedanken daran aufgeben, wenn wir unsre Mittel dazu und die bisherigen Erfolge bedenken. Der Bergbau geht etwa bis zu 1 km Tiefe, das tiefste Bohrloch, das ausgeführt wurde, erreichte etwa 2 km Tiefe; der Mittelpunkt der Erde aber liegt 6370 km unter uns!

Was bedeuten dagegen 2 km! Denken Sie sich als Abbild der Erde eine Kugel von 13 m Durchmesser, die in diesem Saale in der Höhe noch nicht Platz finden würde; dann wäre das Bohrloch von 2 km Tiefe nur dargestellt durch einen Nadelstich, der 2 mm eindringt! Und doch ist das Bohrloch schon ein Werk von außerordentlichen Schwierigkeiten; mit jedem Meter weiter wachsen die Schwierigkeiten immer schneller, alle menschliche Kraft bald überholend.

So sind wir denn bei der Erschließung des Erdinnern, außer für eine dünne oberflächliche Schicht, ganz und gar auf die Schwingen der Wissenschaft angewiesen.

Unmittelbar unter uns befinden sich Steinmassen; das ist gewiß. Aber was liegt denn weiter unten? Herrscht das Gestein bis in alle Tiefen vor, oder gelangen wir zu Metallen? Die Gesteine sind im Verhältnis leichter, die in Betracht kommenden Metalle schwerer. Wir würden also zu einem Anhalt für das Urteil kommen, wenn die Dichte der Erdmassen bekannt wäre. Hierüber hat die Wissenschaft wirklich in gewissen Grenzen Aufschluß geben können.

Ich muß Sie an die allgemeine Schwerkraft erinnern. Sie wissen, daß deren Mitwirkung bei dem Bau der Welt von dem englischen Naturforscher Newton erkannt wurde. Sie werden auch von der Anekdote gehört haben, nach der Newton zu seinen Überlegungen durch den Fall eines Apfels vom Baum zur Erde angeregt worden sein soll. — Die Schwerkraft hält die Erde zusammen, fesselt uns an ihre Oberfläche, bestimmt, was „oben" und was „unten" ist. Das Kind muß bei wachsender Kraft lernen, sich ihr entgegen aufrecht zu erhalten, der Greis empfindet stärker und stärker ihre niederziehende Macht. Sie nötigt den Mond, seine Bahn um die Erde zu beschreiben, und ordnet die Bewegung der Planeten um die Sonne. — Die Beobachtungen zusammenfassend sah sich Newton zu der Vorstellung geführt, daß alle Materie ohne Ausnahme sich gegenseitig anziehe, wie groß oder wie klein die Teile auch seien und welche Entfernung sie trenne. Je kleiner die Massen und je größer die Entfernung, um so geringer ist nach seinem Gesetze die Kraft; aber immer soll sie wirksam sein. — Wir müssen folgern, daß auch alle die Dinge, mit denen wir selbst es auf der Erde zu tun haben, einander anziehen. Kann das richtig sein? Wir bemerken ja im täglichen Leben nichts davon. Die magnetischen und elektrischen Erscheinungen, wo Anziehungen deutlich beobachtet werden können und an die Sie vielleicht denken werden, gehören nicht hierher, denn hier sind Wirkungen ganz andrer Art im Spiel als bei der Schwerkraft. Mit feinen Vorrichtungen ist es wirklich gelungen, diese gegenseitige Anziehung der Dinge unsrer Umgebung festzustellen und zu messen. Hängt man irgendeinen Körper, ein Metallkügelchen oder was es sonst sein mag so auf, daß er vor Störungen geschützt nur mit ganz geringer Kraft festgehalten wird, und nähert man ihm dann einen andern Körper, etwa ein Bleigewicht, so kann man bemerken, wie der aufgehängte Körper sich annähert, und so, wenn auch langsam, auf den herangeführten Körper zufällt, gerade so wie der Apfel vom Baum zur Erde. Doch

der von uns herangebrachte Körper ist klein, die Erde groß, so wird uns leicht verständlich, daß Minuten vergehen, ehe beim aufgehängten Körper Bewegungen von nur einigen Millimetern sich zeigen, während der zur Erde fallende Apfel schon in der ersten Sekunde 5 m zurücklegt. — Die Beobachtung der gegenseitigen Anziehung der uns umgebenden Körper ist eine Aufgabe, der die Physiker sehr viel Aufmerksamkeit geschenkt haben und noch fortdauernd schenken. Zahlreiche Beobachter haben dieser Aufgabe jahrelang alle ihre Arbeitskraft, allen ihren Scharfsinn gewidmet, haben alle erreichbaren Hilfsmittel der Feinmechanik zur Hilfe genommen. So sind wir schließlich zu einem sehr genauen Urteil über die allgemeine Gravitation gekommen und können mit Schärfe die Kraft angeben, welche irgend zwei in Grammen oder in Kilogrammen gemessene Körper aufeinander ausüben. — *Dieses* sind nun die Erfahrungen, die zur Beurteilung der Massenanhäufung in unsrer Erde angewendet werden können. Wir kennen ja unmittelbar die Kraft, mit der die Erde die Körper an ihrer Oberfläche anzieht, wir kennen auch die Größe der Erde, also die Abstände ihrer Teile von den Körpern an der Oberfläche: so erlauben denn die Laboratoriumsbeobachtungen über die Wechselwirkung der Körper zu berechnen, *welche Masse die Erde im Ganzen enthält*. Man findet, daß die Gesamtmasse $5\frac{1}{2}$ mal größer ist, als wenn der ganze Rauminhalt der Erde mit Wasser angefüllt wäre, oder anders ausgedrückt: Man findet, daß die Massen in der Erde im Mittel $5\frac{1}{2}$ mal dichter sind als das Wasser. — In dieser einen Zahl $5\frac{1}{2}$ gipfeln alle die Beobachtungen über die Gravitation, von denen ich sprach. Aber eben in dieser Zahl, so werden Sie begreifen, erblickt der Physiker den Zusammenschluß einer Fülle von Menschenarbeit, die eine unter den die Welt beherrschenden Naturkräften der menschlichen Auffassung nähergebracht hat.

Die Gesteine an der Erdoberfläche sind nur etwa $2\frac{1}{2}$—$3\frac{1}{2}$ mal schwerer als Wasser; da nun die Erde im Mittel $5\frac{1}{2}$ mal schwerer ist als Wasser, so folgt, daß in größeren Tiefen die Dichte noch über $5\frac{1}{2}$ hinausgehen muß. Man hat es als möglich angesehen, daß diese erhöhte Dichte einfach eine Folge des Druckes sei, den die darüberliegenden Erdschichten auf die tieferliegenden ausüben. Ich konnte mich dieser Meinung niemals anschließen, da mir scheint, daß alles, was wir über die Konstitution der Materie, ihren Aufbau aus den sehr widerstandsfähigen Atomen wissen, darauf hindeutet, daß eine starke Kompression durch den Erddruck nicht zu erwarten ist. So scheint es mir denn, daß wir die größere Dichte im tieferen Erdinnern nur dadurch erklären können, daß dort schwerere Stoffe, vor allem Metalle, vorherrschen. — Immerhin, Sie sehen uns hier in Unsicherheit. Gibt es nicht, so werden wir darum fragen müssen, noch andre Mittel, um die Verteilung der Massen im Erdkörper zu beurteilen? — In der Tat, wir können sie finden! Da bieten sich zunächst die Beobachtungen über die *Gestalt der Erde*.

Sie werden wissen, daß die Erde — nach der Meeresoberfläche beurteilt, die wir uns zu dem Zweck auch durch die Kontinente hindurch fortgesetzt denken — nicht genau eine Kugel darstellt, sondern infolge der Schwungkraft ihrer Umdrehung an den Polen etwas abgeplattet ist. Diese Abplattung ist für die

allgemeine Geophysik und für alle Beurteilungen der gegenseitigen Lage der Punkte auf der Erdoberfläche von großer Wichtigkeit. Sie ist bei allen Landesvermessungen, bei allen Messungen, die die geographische Verteilung der Länder feststellen sollen, zu beachten. So läßt sich denn auch ihre Größe aus solchen geodätischen Messungen erschließen. — Die Größe der Abplattung äußert sich ferner in der Verteilung der Schwerkraft auf der Erdoberfläche. Daß dem so sein könne, werden Sie leicht einsehen, wenn Sie bedenken, daß ja eben die Schwerkraft es ist, die die Gestalt der Meeresoberfläche bestimmt. Man hat gefunden, daß die Schwerkraft um so größer wird, je mehr man sich vom Äquator entfernt und den Polen zu nähert. 1 kg schon lastet an den Polen so stark wie erst 1 kg und 5 g am Äquator. Eine Pendeluhr, die am Äquator richtig einreguliert ist, würde bei unverändertem Pendel an den Polen wegen der höheren Schwerkraft täglich um $3^1/_2$ Minuten voreilen. Durch Beobachtung dieser Schwerkraftsänderungen kann man ebenfalls auf die Abplattung der Erde schließen. Es scheint sogar, das hier der zurzeit beste Weg dazu gegeben ist. Dies ist um so mehr der Fall, als der Schwerevariation auf der Erde mit Rücksicht auf die Bestimmung der Abplattung und aus andern geophysikalischen Gründen, die ich zum Teil noch später erwähnen werde, eine riesenhafte Arbeit zugewandt worden ist. Auf Bergen, in Tälern, in Ebenen, im Innern der Kontinente, an den Küsten, auf den Inseln, auf dem freien Ozean hat man Schweremessungen vorgenommen. Das geophysikalische Institut oben auf dem Hainberg, daß Sie ja alle dem Anblick nach kennen werden, birgt als besonderen Schatz einen Schweremeßapparat, den unsre deutsche Südpolarexpedition vor einigen Jahren auf dem Schiff, das nach unserm großen Göttinger Mathematiker, Astronomen und Geophysiker „Gauß" benannt worden ist, mit sich führte, um in dem so selten von Menschen aufgesuchten Südpolarmeer Schweremessungen anzustellen. — Da die Gestalt der Erde mit der Schwerkraftverteilung zusammenhängt, so äußert sie sich auch bei der Fernwirkung, die die Erde auf den Mond ausübt. Der Mond läuft infolge der Abplattung der Erde ein wenig anders, als er bei voller Kugelgestalt laufen würde. Hier ist ein dritter Weg gezeigt, die Abplattung der Erde zu bestimmen. Auch er ist gangbar, denn die Mondbewegung muß mit äußerster Sorgfalt beachtet werden, einerseits aus wissenschaftlichen Gründen, dann auch, weil die Bewegung des Mondes am Sternenhimmel ein wichtiges Mittel zur geographischen Ortsbestimmung bietet, das insbesondere für den Seefahrer von Bedeutung ist. — Das Endresultat aller der Tausenden von Beobachtungen und der weitgehenden mathematischen Untersuchungen, an die ich so erinnerte, gipfelt nun in der Aussage, daß die Abplattung der Erde nahezu $^1/_{298}$ betrage, das heißt, daß der Radius an den Polen um etwa $^1/_{298}$ kleiner sei als der am Äquator. Sie werden bemerken, daß wieder wie bei der Untersuchung der Gravitation, als Endresultat einer außerordentlichen Summe von Arbeit eine einfache Zahl sich ergibt; aber wieder wird einleuchtend sein, daß für den Forscher diese eine Zahl die Erinnerung an das Ringen, an die Mühen und die Erfolge einer ganzen Wissenschaft wachruft.

Bemerken will ich übrigens, daß die Zahl $^1/_{298}$ noch nicht so völlig sichergestellt erscheint; es könnte wohl sein, daß einst der Wert $^1/_{297}$ oder gar ein noch weiter abweichender Wert sich als besser erweist.

Was bedeutet nun die Abplattung für unsre Spekulationen über das Erdinnere? Da müssen wir die mathematische Theorie der Gravitation befragen. Sie lehrt zunächst, daß die Abplattung $^1/_{230}$ sein müßte, wenn die Massen in der Erde ganz gleichmäßig verteilt wären, und $^1/_{578}$, wenn der Hauptteil der Masse ganz tief im Innern läge. Da die wirkliche Abplattung $^1/_{298}$ ist oder doch diesem Wert sehr nahe kommt, so folgt, daß die Verteilung der Massen im Innern der Erde zwischen beiden Extremen liegt, daß also die Dichte nach innen zu größer wird, aber nur so, daß doch ein sehr erheblicher Bruchteil der Masse auch schon in den äußeren Schichten vorhanden ist. Nun ja — dieses hatten wir ja schon vorher eingesehen. Was sich weiter aus der Zahl $^1/_{298}$ folgern läßt, ist eine gewisse Aussage über die Verteilung, die sich nur mathematisch in vollem Umfang formulieren läßt, die ich Ihnen also nicht vorführen kann. Die Sachlage wird für uns viel günstiger, wenn ich nun Gebrauch mache von der vorhin als sehr naheliegend bezeichneten Vorstellung, daß die Erde aus einem Metallkern bestehe, der von einem Steinmantel bedeckt sei. Da wir die Dichte des Steinmantels aus direkten Beobachtungen einigermaßen kennen, kann nämlich dann unter Zugrundelegung der Zahl $^1/_{298}$ für die Abplattung *die Größe des Metallkerns und seine Dichte berechnet werden*. Es ergibt sich, daß der Steinmantel, auf dem wir leben, 1300—1600 Kilometer dick sein muß, daß also der Metallkern dem Durchmesser nach etwa $^4/_5$ der ganzen Erde beansprucht. Es ergibt sich ferner, daß die Dichte des Metallkerns etwas über achtmal größer sein muß als die des Wassers.

Die Dichte des Eisens unter den Druckverhältnissen, wie wir es an der Erdoberfläche kennen, liegt ein wenig unter acht. So sehen wir, daß sich für die Dichte des Metallkerns der Erde gerade eine Zahl ergibt, die der Dichte des etwas komprimierten oder mit schwereren Metallen (z. B. Nickel) etwas versetzten Eisens entspricht. Es knüpft sich daran sogleich die *Vermutung, daß der Metallkern wohl in der Hauptsache aus Eisen bestehe*. Zur Unterstützung dieser Vermutung können wir auch eine ganze Reihe andrer Gründe ins Feld führen: Bei Vulkanausbrüchen werden oftmals eisenreiche Gesteine aus den Tiefen der Erde heraufgebracht. Die Meteoriten, die aus dem Planetenraum auf die Erde stürzen, bestehen teils aus Stein, teils aus Metall, wobei Eisen weitaus vorherrscht. Die Analyse des Sonnenlichtes mit Hilfe des Spektralapparates läßt erkennen, daß Eisendämpfe an der Zusammensetzung des Sonnenballes einen außerordentlich weitgehenden Anteil haben. So scheint es also, daß gerade das Eisen bei dem Aufbau unsres Sonnensystems sehr stark beteiligt ist, und daß speziell *unsre Erde eine von Stein umgebene Eisenkugel darstellt*. Wir erblicken in ihr nur in vergrößertem Maßstab das Abbild eines Meteoriten, der gemischt teils aus Stein, teils aus Eisen besteht.

So interessant diese Schlüsse sind, wir dürfen doch nicht vergessen, daß sie vorläufig auf sehr schwankem Boden stehen. Sie würden z. B. sogleich fallen, wenn die Dichtevermehrung nach dem Innern der Erde zu nur eine Wirkung des Druckes und nicht eine Folge von Materialverschiedenheiten wäre. So trifft es sich denn außerordentlich glücklich, daß von ganz andrer Seite, von der Erdbebenforschung, für unsre Schlußfolgerungen neue und sehr kräftige Stützen geboten werden. Doch ehe ich dazu übergehe, dieses darzulegen, muß ich noch zweier andrer Naturerscheinungen gedenken, deren Beobachtung zu Schlüssen über die Beschaffenheit des Erdinnern verwendet werden kann.

Es handelt sich hierbei um die Frage nach der Nachgiebigkeit der Erde gegen deformierende Kräfte, der wir uns nun zuwenden wollen. Die beiden Naturerscheinungen, die außer den Erdbebenphänomen für die Antwort in Betracht kommen, sind erstens die „Ebbe und Flut", zweitens die „Polschwankungen".

Die Ebbe und Flut, dieses „Atmen des Meeres", ist Ihnen allen ja in den Hauptzügen bekannt. Viele werden es wohl auch an den Küsten der Nordsee aus eigener Anschauung kennen gelernt haben. Welches die Ursachen der Ebbe und Flut sind, das ist leicht zu sagen; sie sind, wie Ihnen gewiß bekannt ist, durch die Anziehung der Sonne und des Mondes gegeben. Jedes dieser Gestirne zieht das Wasser des Meeres an der zugekehrten Seite der Erde stärker an als den Erdkörper im ganzen, da dieser ja weiter entfernt ist, und zieht andrerseits das Wasser des Meeres an der abgekehrten Seite der Erde schwächer an als den in diesem Falle näheren Erdkörper. Die stärkere Anziehung auf der zugekehrten Seite bewirkt, wie unmittelbar einleuchtend, eine Anhäufung des Wassers, also eine Flut; aber auch auf der Rückseite der Erde entsteht eine Flut; denn da das Wasser hier schwächer angezogen wird als die Erde im ganzen, erhält es bei der Bewegung der Erde im Weltenraum einen verhältnismäßig etwas ferneren Platz gegenüber dem Gestirn als der Erdkörper; das aber heißt nichts andres, als daß es sich relativ zur Erde zu einer Flut erhebt. — So ordnen sich denn sowohl der Sonne wie dem Monde je zwei Fluten zu, eine auf der zugewandten, eine auf der abgewandten Seite der Erde; bei der Umdrehung der Erde und den relativen Bewegungen der Weltkörper muß sich für den Beobachter auf der Erdoberfläche offenbar die Erscheinung ergeben, daß den Gestirnen folgend je zwei Flutwellen um die Erde herumlaufen. Der Mond ist der Erde so viel näher als die Sonne, daß er trotz der kleineren Masse dennoch mehr als zweimal so große Fluten verursacht. Die Folge ist, daß die Sonnenfluten gegenüber den Mondfluten gar nicht als besondere Erscheinungen hervortreten, sondern sich nur als Modifikationen der vorherrschenden Mondfluten äußern. Zu Neu- und Vollmond tritt die Sonnenflut verstärkend zu der Mondflut; dann gibt es die sogenannten „Springfluten". Bei Halbmond wirkt die Sonnenflut der Mondflut entgegen; dann haben wir die „Nippfluten": Immer aber scheinen für den Beobachter die Fluten dem Monde bei seinem Wege am Himmel zu folgen. Wegen der täglichen Umdrehung der Erde um ihre Achse und der

Eigenbewegung des Mondes vergehen etwa 25 Stunden, bis er scheinbar einen Umlauf um die Erde vollendet hat, so folgen — da zwei Fluten in Wanderung begriffen sind — die Fluten einander in Abständen von etwa $12^1/_2$ Stunden.

Ich habe versucht, Ihnen die Grundtatsachen der Ebbe- und Fluterscheinung deutlich zu machen, muß nun aber hinzufügen, daß in Wirklichkeit der Verlauf äußerst kompliziert ist; einmal kommen astronomische Besonderheiten in Betracht, wie z. B. der Umstand, daß sowohl der Mond wie die Sonne bald mehr im Norden, bald mehr im Süden am Himmel stehen; zweitens bewirken die Unregelmäßigkeiten der Verteilung von Wasser und Land auf der Erde weitgehende und schwer zu übersehende Änderungen des Verlaufes. Wie stark diese letzteren Einflüsse sich geltend machen, wird Ihnen anschaulich werden, wenn ich sage, daß die Fluten an den Küsten der Nordsee von dem Indischen Ozean stammen. Südlich von Amerika, Australien, Asien und Afrika gibt es einen breiten Gürtel offenen Wassers; hier bilden sich die Flutwellen frei aus. Sie laufen, vom Stillen Ozean kommend, durch den Indischen Ozean, und indem sie nun vom Indischen Ozean südlich von Afrika in den Atlantischen Ozean eintreten, wird ein Teil jeder Flutwelle nach Norden in den Atlantischen Ozean hinein abgelenkt. Im Laufe von etwas mehr als zwölf Stunden erreichen diese Teilwellen England und dringen dann südlich und nördlich um England herum in die Nordsee. Die Geschwindigkeit wird mit abnehmender Meerestiefe immer geringer. Erst etwa zwei Tage nach Verlassen des Indischen Ozeans wird unsre deutsche Küste erreicht.

Was lehrt uns nun die Ebbe und Flut über die Beschaffenheit des Erdkörpers? Wäre die Erde völlig nachgiebig, wäre also das Innere in der Hauptsache flüssig oder gar gasförmig, wie die Phantasie mancher Gelehrten wohl hin und wieder angenommen hat, so würde überhaupt keine Ebbe und Flut entstehen können. Dann würde nämlich auch der Erdkörper selbst sich unter der wechselnden Anziehung von Sonne und Mond deformieren, und die Folge wäre, daß eine relative Bewegung des Meeres, wie sie durch die Ebbe und Flut doch angezeigt wird, überhaupt nicht entstehen könnte. *Das Auftreten der Ebbe und Flut ist also ein Anzeichen dafür, daß die Erde im ganzen sich wie ein fester Körper verhält.*

Eine Widerstandskraft gegen Formveränderungen ist hiernach sicher vorhanden. Aber wie groß ist diese? Beobachtung und Rechnung kombinierend, kann man auch darüber ein Urteil fällen. Freilich, die gewöhnliche halbtägige Ebbe und Flut ist dazu nicht verwendbar, weil es zu schwierig wäre, bei ihr den Einfluß der Unregelmäßigkeiten der Verteilung von Land und Wasser richtig einzuschätzen. Aber die halbmonatliche Ebbe und Flut, die mit der Bewegung des Mondes von Nord nach Süd und zurück bei seinem Umlauf um die Erde zusammenhängt, kann verwertet werden; denn hier hat wegen des langsamen Verlaufes das Meer hinreichend Zeit, den veränderlichen anziehenden Kräften ohne störende Strömungserscheinungen zu folgen. Nun ist allerdings diese halbmonatliche Ebbe und Flut sehr klein; aber bei der äußersten Schärfe, mit der im Interesse der Schiffahrt die Höhenänderungen des Meeresspiegels beobachtet und rechnerisch verwertet werden, ist es doch

möglich, sie aus dem scheinbaren Wirrwarr der Meeresschwankungen herauszulösen. Vergleicht man dann die Größe der wirklichen Flut mit derjenigen, die nach der mathematischen Theorie zu erwarten ist, ihre Größe mit derjenigen, die der Rechnung nach wegen der Anziehung des Mondes zu erwarten ist, so folgt, daß der Erdkörper jedenfalls mindestens so „riege" ist als Stahl. Ich sagte „riege"; dieses Wort muß ich näher erklären, da es ungewöhnlich ist. Sie wissen ja, daß auch Stahl biegsam ist, denn jede Messerklinge, jede Feder zeigt es Ihnen. Je weniger nachgiebig in diesem Sinne bei gleichen Kräften ein Material ist, um so „rieger" heißt es. — Stahl gehört zu den allerriegsten Stoffen, die wir kennen: Die Erde aber kommt, das erfahren wir nun nach ihrem Verhalten bei der Ebbe und Flut, an Riegheit dem Stahl mindestens gleich.

Dieses merkwürdige Resultat findet eine Bestätigung und eine genauere Abgrenzung durch die Untersuchung der sogenannten „Polschwankungen".

Die „geographische Breite" eines Ortes mißt man, wie Sie wissen, nach Winkelgraden. Man meint dabei den Winkel, den die Lotrichtung an dem betreffenden Ort mit der Drehachse der Erde bildet. Diese Breite ist bei allen astronomischen Messungen von fundamentaler Wichtigkeit, und es wird ihr darum auf den Sternwarten die sorgfältigste Beachtung geschenkt; da fiel es auf, daß die Beobachtungen nicht immer genau dieselbe Breite ergaben. Man vermutete zunächst örtliche Störungen der Beobachtungen, mit denen man ja bei allen wissenschaftlichen Arbeiten fortdauernd zu kämpfen hat. Als aber die Tausenden und Abertausenden von Beobachtungen systematisch geprüft wurden, gelangte man zu der Einsicht, daß hier nicht lokale, sondern kosmische Einflüsse wirksam sein müßten. Es wurde wahrscheinlich gemacht und dann durch eigens dafür errichtete Beobachtungsstationen sichergestellt, daß die Ursache in fortdauernden Verlagerungen der Drehungsachse der Erde liege. Die Erde dreht sich danach nicht immer um dieselbe Achse, sondern wechselt ihre Drehachse beständig in gewissem Maße. Fassen Sie in Gedanken die Stellen ins Auge, wo die Achse aus dem Erdkörper heraustritt, also die „Pole" der Erde im astronomischen Sinne des Wortes, so müssen Sie sich vorstellen, daß diese „Drehpunkte" nicht immer auf derselben Stelle an der Erdoberfläche liegen. Nach den bisher vorliegenden Beobachtungen wandern sie um bestimmte Mittellagen herum, von denen sie sich zeitweilig bis zu etwa zehn Meter entfernen.

Was bedeuten diese Wanderungen der Drehpole? Daß sie überhaupt stattfinden, kann dem Physiker nicht auffällig sein, denn die Erde ist ja im wesentlichen ein Kreisel, und an jedem Kreisel können solche „Polschwankungen", das heißt solche Verlagerungen der Drehungsachse, ebenfalls beobachtet werden. Die mathematische Theorie lehrt, daß sie auftreten müssen, wenn die Drehungsachse nicht genau mit der „Figurenachse" zusammenstimmt. Wir werden aber einfach annehmen müssen, daß die Rotation der Erde eben nicht genau um die Figurenachse erfolgt; und darin würde nichts Auffälliges liegen, denn wir kennen ja nicht die Vorgeschichte der Erde, die sie zu ihrem jetzigen Zustand geführt hat. — Aber sobald wir die Polschwankungen nach den vorliegenden

Beobachtungen genauer prüfen, sehen wir doch viel des Merkwürdigen. Die Theorie lehrt folgendes: Wenn die Erde vollständig starr, also gar nicht nachgiebig wäre, und wenn keine Störungen mitwirkten, dann müßte die Drehachse ohne Aufhören und mit gleichmäßiger Geschwindigkeit um die Figurenachse herumwandern, so daß die astronomischen Erdpole beständig dieselben Kreise um die Mittellage beschrieben. Die Astronomie vermag anzugeben, in welcher Zeit ein voller Umlauf vollendet werden müßte. Es ergibt sich eine Periode von 305 Tagen. Ganz anders aber als hier beschrieben ist der Verlauf der Polschwankungen nach den Beobachtungen! Wohl bemerkt man einen Umlauf der Pole im richtigen Sinne; aber er erfolgt nicht in 305, sondern erst in 425 Tagen. Ferner wechseln die beschriebenen Schleifen ihre Weite in einer scheinbar unregelmäßigen Weise von Umlauf zu Umlauf. Diese letzteren Unregelmäßigkeiten deuten darauf hin, daß fortdauernd störende Ursachen wirksam sind, die die Drehachse immer von neuem verlagern. Man hat gefunden, daß schon die meteorologischen Vorgänge in der Atmosphäre hinreichen, um diese Umlagerungen zu erklären; manche Geophysiker meinen, daß auch die Erdbeben mitwirken könnten. Wie dem auch sein mag, so viel ist klar, daß die Unregelmäßigkeiten der Erklärung keine Schwierigkeiten bieten, so brauchen wir ihnen also unsre Aufmerksamkeit nicht weiter zu schenken. — Was aber sollen wir dazu sagen, daß der Umlauf der Pole nicht in 305, sondern in 425 Tagen vollführt wird? Hier sind wir zu dem Punkt gelangt, der die Erscheinung der Polschwankungen für die Frage nach der Beschaffenheit des Erdkörpers eine sehr große Bedeutung gibt. Aus der Abweichung der tatsächlichen Zeit des Umlaufes von der unter der Annahme der Starrheit der Erde berechneten läßt sich nämlich folgern, daß die Erde eben nicht völlig starr, sondern daß sie nachgiebig ist! Ein Teil dieser Nachgiebigkeit kommt dabei gewiß auf Rechnung des beweglichen Meeres; es läßt sich aber zeigen, daß so nur etwa ein Viertel der tatsächlich bestehenden Differenz von 305 bis zu 425 Tagen erklärt wird. *Also auch die uns fest erscheinende Erde unter unsern Füßen muß in einem gewissen Grade nachgiebig sein.* Man ist imstande, die Nachgiebigkeit zu berechnen, und es ergibt sich, daß diese etwa halb so groß ist, als wenn die Erde die Riegheit des Stahles besäße. Mit andern Worten heißt das: Die Erde im ganzen setzt deformierenden Kräften gegenüber einen etwa doppelt so großen Widerstand entgegen als der Stahl unter den Umständen, unter denen wir ihn in unserm täglichen Leben kennen. Sie sehen, daß das Phänomen der Polschwankungen uns in der Erkennung der Beschaffenheit der Erde erheblich weiterführt als die Ebbe und Flut. Aus der Beobachtung der letzteren konnte nur geschlossen werden, daß die Erde mindestens so riege ist wie Stahl, es hätte die Erde danach auch völlig starr sein können; die Polschwankungen dagegen zeigen, daß die Erde nicht völlig starr, sondern nur riege ist, und geben auch den Grad der Riegheit an.

Noch sehr viel weiter ins einzelne führt uns die *Erdbebenforschung*.

Die furchtbare Naturerscheinung der Erdbeben, bei der das Festeste, was wir kennen, der Erde Grund, zu wanken beginnt und bei der oft in wenig

Augenblicken alles Menschenwerk in Trümmer fällt und Tausende von Menschenleben vernichtet werden, hat von jeher die Aufmerksamkeit mächtig auf sich gezogen. Die erhitzte Phantasie wurde nicht müde, immer von neuem alle Schrecknisse auszumalen. Man vermeinte die Regungen fabelhafter Ungeheuer zu spüren oder glaubte die teuflische Wut von Dämonen, den Zorn der Gottheiten zu erkennen. — Bei wachsender Kultur begann auch die Naturforschung sich mit den Erdbebenerscheinungen zu beschäftigen. Heute haben sich die Kulturstaaten zu gemeinsamer systematischer Arbeit vereinigt. Das Göttinger geophysikalische Institut auf dem Hainberg umfaßt eine unter den deutschen Erdbebenbeobachtungsstationen. Die Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften unterhält seit einigen Jahren eine Station für geophysikalische Beobachtungen in dem Tropengürtel des Stillen Ozeans in Apia auf Deutsch-Samoa, und auch dort ist eine Erdbebenstation angegliedert worden.

Zunächst beschränkte man sich naturgemäß bei der Erdbebenforschung auf die Untersuchung der direkt sichtbaren Spuren der Erdbeben. Bald nahm man aber, um ein besseres Urteil über die Art und die Größe der Erdbodenbewegungen zu gewinnen, besondere Instrumente zu Hilfe. In dem Maße, wie diese verbessert wurden, erweiterte sich der Bereich, in dem fern vom Herd die Bodenerschütterungen noch beobachtet werden konnten. Schließlich zeigte sich, daß von hinreichend feinen Instrumenten die Bodenzitterungen bei jedem größeren Beben auf der ganzen Erde angegeben werden. Seit jener Zeit — etwa von dem Jahr 1890 ab — gewann die Erdbebenforschung einen mächtigen Impuls; denn nun war man nicht mehr allein auf lokale Untersuchungen beschränkt, sondern konnte von jeder Beobachtungsstation aus, wo auch immer sie gelegen war, die Erdbebenvorgänge auf der ganzen Erde verfolgen.

Die Wissenschaft muß fragen: Was bedeuten die Erdbeben für die Entwicklungsgeschichte der Erde, welcher Art sind die Erschütterungen, die in die Ferne laufen, welche Wege schlagen sie ein, was lehren sie über die Beschaffenheit des Erdkörpers? — Die bange Sorge der Menschheit wird die Antwort auch auf die weiteren Fragen fordern: Wie sind die gefährdeten Orte zu erkennen, aus welchem Vorboten lassen sich Warnungen ableiten, wie müssen die Bauwerke beschaffen sein, um Schutz zu bieten?

Sie sehen, es gibt der Aufgaben viel, und tiefgehende Interessen der Wissenschaft und des Lebens knüpfen sich daran. So ist der außerordentliche Eifer wohl verständlich, der in der neueren Zeit auf die Erdbebenforschung verwendet wird. Ich muß der Lockung widerstehen, Ihnen ein allgemeines Bild dieser Tätigkeit und ihrer Erfolge zu entwerfen; denn die Zeit, die mir zur Verfügung steht, geht nun bald zu Ende. Für uns kommt heute nur der eine Gesichtspunkt in Betracht: Was lehren uns die Erdbebenbeobachtungen über die Beschaffenheit des Erdkörpers?

Die Vulkanausbrüche sind von Erdbeben begleitet; Erdbeben entstehen auch, wenn unterirdische, z. B. vom Wasser ausgearbeitete Höhlen zusammenstürzen. Doch sowohl die „vulkanischen Beben" wie die „Einsturzbeben" spielen für die Erde nur eine nebensächliche Rolle. In der Hauptsache entstehen die Erdbeben, indem in längst alten oder neu sich

bildenden Spalten in der Erdrinde plötzliche Verschiebungen stattfinden. Die Verwerfungen, die so an der Oberfläche entstehen, und die Erschütterungen, die so ausgelöst werden, sind es, die dem Menschen verhängnisvoll werden. — Doch dies alles erwähne ich nur nebenher. Für unser heutiges Ziel ist wesentlich nur, daß von dem Erdbebenherd aus die Erschütterungen des Bodens als elastische Wellen durch den Erdkörper in die Ferne gehen. Auf diese Erdbebenwellen muß sich unsre Aufmerksamkeit richten.

Die Bodenschwingungen, die sie verursachen, werden von den Erdbebenmessern der Beobachtungsstationen aufgezeichnet. Man findet so, daß die Schwingungen infolge großer Beben stundenlang beobachtbar bleiben. Dabei kann man deutlich verschiedene Arten von Schwingungen unterscheiden, die verschieden schnell durch den Erdkörper vorwärtseilen. Am schnellsten laufen die Wellen, bei denen ähnlich wie beim Schall in der Luft die Schwingungen in der Richtung der Fortbewegung hin und zurück erfolgen, die longitudinalen Wellen, wie man in der Wissenschaft zu sagen pflegt. Nur mit wenig mehr als halber Geschwindigkeit folgen Wellen, bei denen die Schwingungen ähnlich wie beim Licht quer zur Fortschreitungsrichtung stattfinden; man nennt diese die transversalen Wellen. Noch erheblich langsamer als die Transversalwellen bewegen sich die Schaukelwellen, die in ihrer Art den Meereswogen gleichen, weil sie ebenfalls wie diese längs der Oberfläche laufen und nur wenig in die Tiefe gehen. Gerade die zuletzt ankommenden Oberflächenwellen sind es in der Regel, welche fern vom Herd die größten Schwingungen des Erdbodens veranlassen, und die daher in den Aufzeichnungen der Instrumente meist besonders auffällig sich hervortun; man pflegt sie darum die „Hauptwellen" zu nennen. Im Gegensatze dazu heißen die zuerst eintreffenden longitudinalen Wellen „Erste Vorläufer" und die darauffolgenden transversalen Wellen „Zweite Vorläufer".

Da die Hauptwellen an die Oberfläche gebunden sind, können sie uns über die Beschaffenheit des tieferen Erdinnern keinen Aufschluß geben und kommen für uns jetzt nicht in Betracht. Anders steht es nun um die „Vorläufer". Ihr Verhalten zeigt, daß ihre Wege sie durch den Erdkörper hindurchführen. Aus den Beobachtungen an der Erdoberfläche sind wir sogar mit Hilfe der Rechnung imstande, ihre Wege durch die Tiefen der Erde genau zu verfolgen. — Wie ist das wohl möglich? Ich muß versuchen, Ihnen wenigstens eine ungefähre Vorstellung davon zu geben.

Wenn die Vorläufer an der Oberfläche der Erde blieben, müßte die Geschwindigkeit, mit der sie hier fortschreiten, in allen Entfernungen vom Herde gleich bleiben. Dies trifft aber nicht zu. Wir bemerken vielmehr, daß die Geschwindigkeit des Fortschreitens immer mehr anwächst, je weiter wir uns vom Herde entfernen und je näher wir so zu dem Gegenpunkt kommen. So ist denn der Schluß gegeben, daß sie in den Tiefen der Erde Wege schnellerer Übermittlung finden müssen. — Indem man die Art der Ausbreitung längs der Oberfläche untersucht, wird es möglich, mit Hilfe der Mathematik nicht nur die Wege im Innern der Erde zu berechnen, sondern

auch die Geschwindigkeit der Fortpflanzung in diesen Wegen festzustellen. Es ist ein schönes Beispiel für die Macht der Mathematik, daß alles dieses geschehen kann, ohne daß es nötig wäre, irgendwelche unsichere hypothetische Vorstellungen anzurufen. Es handelt sich nur um zuverlässige Folgerungen aus den Beobachtungen selbst. Auf diese allein kommt es an, je genauer wir imstande sind, mit Hilfe der auf der Erde vorhandenen Beobachtungsstationen den zeitlichen Verlauf der Ausbreitung der Wellen auf der Erdoberfläche festzustellen, um so genauer können wir auch Wege und Geschwindigkeit der Erdbebenwellen im Innern der Erde erschließen. Es wird heute wohl schon 100 Beobachtungsstationen mit Instrumenten geben, die fortdauernd die Erdbeben aufzeichnen. Von diesen haben eine erhebliche Zahl so feine und so sorgfältig überwachte Instrumente, daß das Eintreffen der Erdbebenwellen bis auf ein oder zwei Sekunden sicher festgestellt werden kann. So liegt denn auch jetzt schon, wo wir kaum auf 10 Jahre der intensiveren Arbeit zurückblicken, ein Beobachtungsmaterial vor, was zu zuverlässigen Folgerungen verwandt werden kann. Und was ergibt sich? Ich hoffe, Sie werden ein wenig staunen, wenn ich die Resultate angebe, und mit mir, der ich als ein Vertreter der Geophysik zu Ihnen spreche, ein wenig die Freude des Forschers fühlen.

Es zeigt sich, daß bis zu rund 1500 km Tiefe die Geschwindigkeit sowohl der ersten wie der zweiten Vorläufe stetig zunimmt, um von da ab plötzlich nahezu konstant zu werden. Es ist wahrscheinlich, daß ein langsames Anwachsen noch weiter stattfindet; aber dieses ist so gering, daß die heutigen Beobachtungen noch keinen völlig zuverlässigen Schluß darüber zulassen. Diese Aussage gilt bis zu etwa einer Tiefe von 3000 km, also etwa bis zum halben Wege von der Erdoberfläche zum Erdmittelpunkt. Weiter ins Innere der Erde vermögen uns die heute vorliegenden Beobachtungen nicht zu führen. Aber ich denke, es ist auch dieses schon eine ganz ansehnliche Leistung; wir dürfen überdies sicher hoffen, bald noch weiter zu kommen, wohl auch einmal den Mittelpunkt selbst zu erreichen.

Und nun wollen wir auf das achten, worauf es hier für uns vor allem ankommt: Während das Verhalten der Erdschichten bis zu etwa 1500 km sich gleichmäßig ändert, findet dort ein plötzlicher Sprung statt. Was bedeutet dies? Offenbar müssen wir folgern, daß in 1500 km Tiefe die Beschaffenheit der Erdschichten sich plötzlich ändert. Denken Sie jetzt, bitte, an das zurück, was ich im Anfang meines Vortrages von den Schlüssen berichtete, die man über die Lagerung der Massen im Innern ziehen kann. Es ergab sich als wahrscheinlich, daß die Erde einen Metallkern enthält, der in einem Steinmantel von 1300—1600 km Dicke eingebettet liegt. Sie werden mir zugeben, daß die Aussage der Erdbebenforschung hiermit auf das allerbeste zusammenstimmt. Wir werden annehmen dürfen, daß die Sprungstelle für die Fortleitung der Erdbebenwellen eben den Übergang vom Steinmantel zum Metallkern bedeutet. So sehen wir denn die Unsicherheit entschwinden, die unsern Schlußfolgerungen über die Zusammensetzung der Erde aus Kern und Mantel anhaftete, so lange wir uns nur über die Beobachtungen der

Schwerkraft und die Abplattung der Erde berufen konnten. Mit sehr gefestigtem Vertrauen könnten wir nun behaupten, daß die Erde aus einem Metallkern besteht, der von einem Steinmantel umgeben ist. Früher konnten wir die Dicke des Steinmantels nur in grober Annäherung auf 1300—1600 km schätzen; die Erdbebenerscheinungen lehren uns jetzt, daß die Dicke nahezu 1500 km beträgt. Die noch übrigbleibende Unsicherheit in der Zahl 1500 wird schwerlich 100 km erheblich überschreiten. — Auch unsre frühere Beurteilung über die Dichte des Metallkerns erhält nun eine erhöhte Sicherheit, und es gewinnt damit der Schluß, daß das Material des Metallkerns in der Hauptsache Eisen ist, eine neue Stütze.

Ich habe Ihnen noch keine Angabe über die Geschwindigkeit der Fortpflanzung der Erdbebenwellen gemacht. So erwähne ich hier, daß von den ersten Vorläufern in der Nähe der Erdoberfläche etwa 7 km und im Metallkern etwa 13 km in der Sekunde zurückgelegt werden. Bei den zweiten Vorläufern sind die entsprechenden Zahlen etwa 4 km an der Erdoberfläche und 7 km im Kern. Die längs der Erdoberfläche gleitenden Hauptwellen legen in der Sekunde etwa 3,4 km zurück.

Die mathematische Theorie der Elastizität erlaubt, aus den Geschwindigkeiten der elastischen Wellen die elastischen Eigenschaften zu erschließen. So bieten uns die heutigen Erdbebenbeobachtungen auch die Möglichkeit, die Elastizität der Erdschichten bis zur halben Entfernung vom Mittelpunkt genau anzugeben. Man findet, daß beim Eindringen in die Tiefe die Riegheit des Stahles, das heißt dessen elastische Widerstandskraft bei Formveränderungen, schon in wenigen 100 km überschritten wird. Der Metallkern zeigt eine viermal größere Riegheit. Dieses alles stimmt vorzüglich mit dem überein, was uns die Ebbe und Flut und die Polschwankungen über die Riegheit der Erde im ganzen lehrten. Es läßt sich ferner auch die Zusammendrückbarkeit der Erdschichten durch Druck berechnen. Dabei ergibt sich als sicheres Resultat, daß die Dichtezunahme nach dem Erdinnern durch den Druck der darüberliegenden Schichten nicht erklärt werden kann. Was ich Ihnen anfänglich nur als Vermutung hinstellen konnte, daß nämlich die Dichteunterschiede in der Erde Materialverschiedenheiten anzeigen, das wird so zu einem scharfen Ergebnis der Beobachtungen.

Wie ist nun aber zu erklären, daß die Riegheit so schnell nach dem Innern wächst und im Kern sogar den vierfachen Betrag der am Stahl beobachteten annimmt, da wir doch als Material des Mantels die bekannten Gesteine und als Material des Kernes vornehmlich Eisen annehmen sollen? Die Antwort ist sehr einfach: Wir haben hier offenbar den Einfluß des Druckes der Erdschichten vor uns, der die Moleküle immer fester zusammenpreßt, je tiefer wir in das Innere der Erde gehen. Der Druck beträgt, wie uns die Rechnung lehrt, an der Oberfläche des Metallkernes schon eine halbe Million Atmosphären und wächst bis zum Mittelpunkt der Erde auf etwa drei Millionen Atmosphären an; da wird die Zunahme der Riegheit wohl begreiflich. Daß uns die Erdbebenbeobachtungen Aufschluß über das Verhalten der Materie bei so hohem Drucke geben, ist für die Physik von sehr großer Wichtigkeit;

denn unsre menschlichen Hilfsmittel in den Laboratorien setzen uns nur imstand, einige tausend Atmosphären Druck zu erreichen. —

Sie werden wohl erwarten, daß ich Ihnen auch etwas über die Temperatur im Erdinnern berichte. Es ist nicht viel, was ich sagen kann. Daß die Temperatur jedenfalls sehr hoch heraufgeht, folgt aus dem schnellen Anstieg, den man überall bemerkt, wo man in das Innere der Erde eindringt: in Bergwerken, in Eisenbahntunneln, in Bohrlöchern. Das zeigen auch die heißen Quellen und vor allem die Vulkane. In der Nähe der Erdoberfläche, wo wir direkte Messungen machen können, findet man eine Temperaturzunahme von 2—4° C auf je 100 m. Nach Überlegungen, die sich hieran anschließen, wird man im tiefen Erdinnern einige tausend Grad Celsius sicher annehmen müssen. Daß bei so hohen Temperaturen das Material der Erde dennoch nicht flüssig oder gasförmig wird, sondern sich als sehr riege erweist, müssen wir dem außerordentlich hohen Druck zuschreiben, der die Moleküle zusammendrängt und ihnen die Bewegungsfreiheit nimmt. Beachtet man mit Rücksicht hierauf das physikalische Verhalten der Körper bei Temperatursteigerungen, so kann geschlossen werden, daß die Temperatur im Erdinnern jedenfalls unter 9000° C bleiben muß; sehr wahrscheinlich werden nicht einmal 4000° C erreicht.

Blicken wir nun noch einmal zurück auf alles, was heute zur Sprache gekommen ist. Als Erfolg der Wissenschaft ergibt sich, daß die Erde für unsre Blicke gewissermaßen durchsichtig geworden ist. Speziell die Erdbebenwellen leisten dem Geophysiker für die Erde etwa dasselbe, wie die Röntgenstrahlen dem Arzt für den menschlichen Körper.

Bedenken wir die Geringfügigkeit der menschlichen Mittel, so darf die naturwissenschaftliche Forschung wohl stolz sein auf das Erreichte. Wir wollen aber nicht vergessen, daß nicht minder auch Anlaß zur Demut geboten wird: denn die Erfolge wurden, wie ich deutlich zu machen suchte, nur erreicht durch einen überaus hohen Aufwand von Arbeit und Mühe. Und doch habe ich Ihnen allein von den Fortschritten berichtet, habe nicht von den Mißerfolgen und den Irrtümern gesprochen, nichts von den Mühen gesagt, die vergeblich aufgewendet wurden.

In der Geophysik ist es eben auch nicht anders wie sonst überall in der Naturforschung: jeden Schritt, den der Mensch auf dem Wege der Erkenntnis vorwärts zu tun vermag, muß er teuer, sehr teuer erkaufen. Doch das darf uns nicht anfechten: Solange noch Lebensmut die Brust des Menschen erfüllt, werden sich auch Eroberernaturen finden, die — nicht als Träumer, sondern mit dem Willen zur Tat — ihre Kraft entschlossen und freudig in den Dienst der Naturforschung stellen.

Ich lasse hier noch einige nachträgliche Bemerkungen zu dem im Vortrage Gesagten folgen.

a) Der Mond ein Tropfen der Erdrinde. Dem Menschen auf der Erdoberfläche scheinen die Flutwellen mit dem Mond um die Erde herumzulaufen. Denken wir uns aber einen Beobachter im Weltenraum, so wird er

den Eindruck gewinnen, daß die Erde unter den durch die Anziehung des Mondes und der Sonne gebildeten und von diesen Gestirnen festgehaltenen Flutwellen ihre Umdrehung vollführt. Da die Flutströmungen mit Reibungswiderständen mancherlei Art verknüpft sind, so ist klar, daß die Erde eine Hemmung ihrer Drehung finden muß. Die Verzögerung ist nur gering; man kann sie nach den wirksamen Kräften zurzeit nicht größer schätzen, als daß die Taglänge in etwa 500000 Jahren um eine Sekunde vergrößert wird. In die Vergangenheit zurückblickend, erkennen wir aber doch, daß die Erde vor Jahrmillionen weit schneller rotierte als heute. — Die Reibung bei Ebbe und Flut hat noch eine andre, für unsre Überlegungen bedeutsame Folge: Sie bewirkt, daß der Mond sich von der Erde mehr und mehr entfernt. Um einzusehen, wie das zustande kommt, wollen wir bemerken, daß die rotierende Erde die Flutwellen ein wenig vorwärts schiebt, dem Monde voraus. Infolgedessen geben die Flutwellen durch die wechselwirkende Gravitation dem Mond beständig einen Antrieb nach vorn, und diese Beschleunigung, die eine erhöhte Schwungkraft zur Folge hat, entfernt den Mond von der Erde.

Geht man mit den durch diese Überlegungen gewonnenen Vorstellungen in weit entfernte Zeiten zurück, so zeigt uns die Rechnung auf Grund der tatsächlichen Verhältnisse eine Zeitepoche, in der die Erde in einigen Stunden eine Umdrehung vollführte, während der Mond sie in unmittelbarer Nähe in der gleichen Zeit umkreiste. Offenbar sind wir damit zu jener Zeit geführt, in der der Mond selbst durch Ablösung von der Erde entstand. Wir werden uns den Vorgang mit seiner Vorgeschichte so denken müssen: Die Erde war in den vorausgehenden Zeiten in ihren Außenteilen flüssig, selbst wohl noch gasförmig. Die Zusammenziehung durch die Abkühlung beschleunigte ihre Rotation mehr und mehr und erhöhte diese schließlich so stark, daß die Gravitation die ellipsoidische Gestalt nicht mehr aufrechterhalten konnte. Es deutete sich dann, wie die Rechnung lehrt, die kommende Ablösung eines Tropfens zunächst durch die Entstehung einer birnförmigen Gestalt an. Diese erhielt eine größere und größere Einschnürung, bis der vorher einheitliche Weltkörper ganz und gar in einen Hauptkörper, die Erde, und einen Satellit, den Mond, zerfiel. Da der Mond sich dabei aus den Außenteilen des gemeinsamen Weltkörpers bildete, müssen wir ihm dasselbe Material zuschreiben, das sich bei der neugebildeten Erde in dem Gesteinmantel anordnete. — Die Reibung bei Ebbe und Flut führte den Mond dann in immer weitere Entfernung und verminderte die Umdrehungsgeschwindigkeit der Erde. — So erblicken wir in dem Mond, der heute in weitem Abstand von der Erde seine Bahn beschreibt, einen Tropfen, der sich einst durch die Schwungkraft von der Muttererde ablöste.

Sehr interessant ist die Frage nach der Zeit, die seit der Abtrennung des Mondes verflossen ist. Unter Rücksicht auf die Größe der bei der Ebbe und Flut wirkenden Kräfte kann man darüber wenigstens in grober Annäherung ein Urteil fällen. Man gelangt zu der Ansicht, daß es sich etwa um 10000 Millionen Jahre handelte. Der Ausdruck „grobe Annäherung" ist hier so zu verstehen, daß der Zeitraum seit der Abtrennung des Mondes

wohl schwerlich noch länger als 100000 Millionen Jahre gewesen ist und andrerseits sehr wahrscheinlich doch größer als etwa 1000 Millionen Jahre. — Das Leben kann auf der Erde erst erheblich nach der Abtrennung des Mondes begonnen haben; immerhin werden wir auch ihm schon einige tausend Millionen Jahre zuerkennen können.

Ein Zeitraum von 10000 Millionen Jahren erscheint, mit dem menschlichen Leben verglichen, gewiß sehr groß; er ist aber doch so gering, daß auch der Mond in dieser Zeit noch nicht die innere Wärme weitgehend verloren haben kann, die er bei seiner Entstehung mitnahm. So müssen wir denn schließen, daß ähnlich wie die Erde so auch der Mond im Innern noch heute glutheiß ist. Da auch die Druckverhältnisse im Innern des Mondkörpers ähnlich sind wie in dem Steinmantel der Erde, so ergibt sich die Anschauung, daß die physikalischen Bedingungen für die Materie im Steinmantel der Erde nicht weit verschieden von denen im Mondkörper sind. Wir sahen, daß auch das Material das gleiche sein muß; so zeigt sich hier die Möglichkeit, bis zu einem gewissen Grade eine Prüfung der Richtigkeit der entwickelten Vorstellungen vorzunehmen: sollen sie nämlich zutreffen, so müssen der Steinmantel der Erde und der Mondkörper sehr nahe die gleiche Dichte besitzen. Im Vortrag wurde dargelegt, daß nach den Erdbebenbeobachtungen die Dicke des Steinmantels auf 1500 km zu schätzen ist. Kombiniert man damit die bekannten Daten über die mittlere Dichte der Erde und die Größe ihrer Abplattung, so läßt sich folgern, daß die Materie des Steinmantels im Mittel 3,4 mal dichter sein muß als Wasser. Die mittlere Dichte des Mondes läßt sich andrerseits aus astronomischen Beobachtungen erschließen. Und welche Zahl findet sich? Bezogen auf Wasser ebenfalls 3,4! So zeigt sich denn hier eine Übereinstimmung, wie sie nicht besser gedacht werden kann, und es wird damit eine sehr wichtige weitere Stütze für den ganzen Kreis unsrer Schlüsse über die Beschaffenheit der Erde gewonnen.

b) Die Erdrinde. Es zeigen sich mächtige Höhenunterschiede auf der Erdoberfläche. Einzelne Hochebenen liegen 2000 Meter und höher über dem Meer; die höchsten Bergspitzen ragen nahe 9000 Meter auf. Der Boden des Weltmeeres liegt im Mittel etwa 3500 Meter unter der Oberfläche; die größten Meerestiefen reichen auf etwa 9000 Meter herab. Im Mittel erhebt sich das Festland ca. 4200 Meter höher als der Boden des Meeres. — Angesichts dieser Daten liegt es sehr nahe, zu vermuten, daß die Erhebungen Massenanhäufungen und die Tiefen Massendefekte bedeuten, und in der Tat ist dies früher auch angenommen worden. Wäre es aber in Wirklichkeit zutreffend, so müßte die Schwerkraft auf der Erde um so größer sein, je höher die Oberfläche aufragt; dies jedoch trifft durchaus nicht zu. Die Schwerkraftmessungen haben vielmehr gezeigt, daß zwar Schwankungen vorkommen, die auf Massenüberschüsse oder auf Massendefekte an einzelnen Stellen hinweisen, daß aber doch im großen und ganzen die Masse über die ganze Erde gleichmäßig verteilt ist. So bedeuten denn die Erhebungen und Einsenkungen der Erdrinde im allgemeinen nur, daß die Erdrinde hier weniger dicht oder dort dichter ist und aus diesem Grunde hier höher oder dort weniger hoch aufragt.

Diese Folgerungen sind insbesondere deswegen sehr merkwürdig, weil die geologische Forschung gelehrt hat, daß im Laufe vergangener Jahrmillionen vornehmlich durch den Kreislauf des Wassers — viele tausend Meter dicke Gesteinschichten von einzelnen Teilen der Erde fortgeführt und an andern abgelagert worden sind. Wie ist es denkbar, daß trotz alledem die Masse heute über die ganze Erde nahezu gleichmäßig verteilt ist? Es gibt zur Erklärung keinen andern Weg als den, anzunehmen, daß die oberirdischen Massenverlagerungen durch unterirdischen Ausgleich wieder wettgemacht werden. Die feste Erdrinde muß also eine weiche Unterlage haben, auf der sie gewissermaßen schwimmt. Von den Geologen ist aus diesem Grunde oftmals gefolgert worden, daß das Innere der Erde flüssig sei. Im Vortrag wurde ausgeführt, daß die Erde im ganzen sich gegenüber den Kräften der Ebbe und Flut, bei den Polschwankungen und bei den Erdbebenwellen als fest und sogar als elastisch sehr wenig nachgiebig erweist. Wir dürfen uns das Innere der Erde also jedenfalls nicht als durchweg flüssig im landläufigen Sinne des Wortes vorstellen. Möglich wäre aber, daß unter der äußeren festen Erdrinde in nicht zu großer Tiefe eine feuerflüssige Schicht sich befände, die im Verhältnis zum Erdkörper so dünn ist, daß sie die Festigkeit der Erde im ganzen nicht merklich beeinträchtigt. In den Vulkanen könnte man Verbindungen dieser Schicht mit der Erdoberfläche sehen. Es wäre auch denkbar, daß die flüssige Schicht sich heute nicht mehr unter die ganze Erdoberfläche erstreckt, sondern schon durch erstarrte Teile unterbrochen und in Provinzen geteilt ist; manche Erscheinungen des Vulkanismus würden damit besser zusammenstimmen. — Ich will gern zugeben, daß solche Vorstellungen der Wirklichkeit vielleicht entsprechen; es ist mir aber doch sehr auffällig, daß die Erdbebenbeobachtungen kein Anzeichen der flüssigen Schicht geben. Wenn ich auch anerkennen muß, daß der Umfang des Beobachtungsmaterials heute noch gering ist, und darin die Erklärung vielleicht gefunden werden kann, so möchte ich mich doch bis auf weiteres mehr der Anschauung zuneigen, daß wirklich flüssige Gebiete sich nur ganz vereinzelt in der Erdrinde vorfinden, und daß im allgemeinen die Unterlage der Erdrinde nicht „flüssig", sondern nur „plastisch" ist. Es ist ja wohl bekannt, daß viele scheinbar festen Körper selbst geringen deformierenden Kräften allmählich nachgeben, wenn diese lange genug einwirken. Eine Stange Siegellack, die man auf beiden Enden unterstützt, biegt sich je nach den Temperaturverhältnissen im Laufe von Minuten, Tagen, Jahren völlig durch; Pech zerfließt leicht und schnell. Auch die Gläser verhalten sich schon bei geringen Temperaturerhöhungen ähnlich wie Siegellack, und das gleiche ist von vielen Mineralien nachgewiesen. Es gibt Anzeichen dafür, daß überhaupt bei weitem der größte Teil der uns umgebenden Substanzen, vielleicht alle, sich plastisch verhalten, wenn ihnen nur genügend Zeit gegeben wird, dies zu zeigen. So scheint es denn möglich, daß die Erdrinde in den tieferen heißen Teilen zwar gegenüber den schnell verlaufenden Erdbebenwellen sich als fest verhält, gegenüber den durch Jahrmillionen wirkenden geologischen Kräften aber nachgiebig ist. —

Hier ist noch ein Punkt zu beachten, der für die Gestaltung der Erdrinde und der uns sichtbaren Erdoberfläche von sehr großer, in mancher Hinsicht entscheidender Bedeutung ist. Ein wesentlicher Teil der die Erdoberfläche bildenden Gesteine hat die Eigenschaft, bei erhöhter Temperatur und erhöhtem Druck Wasser aufzunehmen und mit ihm leichtflüssigere und weniger dichte Verbindungen einzugehen. So dürfen wir denn wohl unter der Erdoberfläche eine von diesen wasserreicheren Verbindungen gebildete heiße Gesteinschicht annehmen; man pflegt sie „Magmaschicht" zu nennen. In ihr ist wahrscheinlich der plastische Träger zu suchen, durch dessen Nachgiebigkeit der Massenausgleich in der Erdrinde erfolgt. — Bei der allmählichen Abkühlung der Erde wird das Wasser von dem Magma freigelassen. Es ist oftmals die auch meinem Urteil sehr willkommene Vorstellung vertreten worden, daß in dieser Weise überhaupt die Entstehung des ganzen Weltmeeres zu erklären sei, und daß die heißen Quellen uns wenigstens zum Teil einzelne der Wege zeigen, wo das aus den Tiefen der Erde durch Abkühlung freigewordene und durch den Erddruck herausgepreßte Wasser dem Ozean zugeführt wird. —

Noch eine Schlußbemerkung. Die Nachgiebigkeit der Erdrinde gibt Anlaß zu einer eigentümlichen Instabilität der Oberfläche. Wird bei Niveauunterschieden von einem Teil der Erdoberfläche durch das Wasser Masse fortgespült und auf einem andern Teil abgelagert, so quillt die Erdrinde an den Stellen der Abspülung infolge der Druckerleichterung empor und sinkt an den Stellen der Auflagerung infolge der Druckvermehrung tiefer ein. Es steigen dann an den Stellen der Abspülung heiße, wasserhaltige und daher weniger dichte Gesteinsmassen von unten auf, und es sinken an den Stellen der Auflagerung wasserfreie, kalte und daher dichtere Schichten von oben herab. Folglich werden im Endresultat die früheren höheren Erdteile weniger dicht, so daß ihre Oberfläche trotz der Abspülung noch höher gehoben werden muß, als sie vorhin schon aufragte. Die vorhin tieferen Erdteile aber werden dichter und sinken mit ihrer Oberfläche noch tiefer ein, als sie vorher schon lagen. So werden denn die Niveauunterschiede durch die Wirkung der Abspülung und Auflagerung zunächst nicht etwa ausgeglichen, sondern im Gegenteil verstärkt, — Gebirge erhöhen sich, der Meeresboden sinkt tiefer ein, — und das muß fortgehen, bis Gegenwirkungen andrer Art eintreten. Wir sind hier zu den äußerst verwickelten geologischen Vorgängen gekommen, die Festland und Meer, Flachland und Gebirge in Entstehung und Umwandlung beherrschen, und es ist nun Zeit, die Erörterungen zu beenden; denn die Besprechung des Themas würde eine eigene Abhandlung erfordern. Ich bin um so mehr verpflichtet, hier abzubrechen, als schon die Andeutungen, die ich machte, über das hinausgehen, was in der Geologie gewöhnlich angenommen wird, ich also die Berechtigung meiner Behauptungen an andrer Stelle vor der Wissenschaft werde zu begründen haben.

Weltstellung und Kultur Venedigs[1].

Von

K. Brandi.

I.

In Italien wird seit Menschengedenken dem Fremden die höchste Weihe erteilt am Grabe Dantes zu Ravenna. Nirgends berührt sich so eng das Nationale mit dem Universalen. Keine Stätte ist dem Italiener heiliger und kein Grab hat einen Friedhof, der größer und würdiger wäre. Die ganze Stadt ist nicht zerstört, sondern gestorben. Die Natur selbst trauert um ein unwiederbringliches großes Leben, das der Welt gehörte, und so strömt aus den Steinen von Ravenna eine historische Stimmung, wie sie den Wanderer derartig nur an wenigen Stätten der Erde überkommt.

Zerstreut, wie vergessen liegen da die Taufkirchen und Basiliken. Der Staub und der träge Schutt von anderthalb Jahrtausenden hat sich darum gelegt, so daß, was einst hoch aufgebaut war, heute betreten werden muß durch Stufen, die hinabführen. Der Boden dieser Räume ist grüngefärbt von Feuchtigkeit, und manchmal steht in ihnen hoch das Wasser. Einige liegen auf freiem Felde, das Land ringsum ist platt und leer und öde. Andre sind umgeben von ärmlichem Dasein und kümmerlichen Sträßchen. Wie verwünscht liegt in Gärten das mächtige Grabmal des Theoderich, gedeckt von einer hünenhaften Steinkappe, — doch ausgeraubt und dröhnend leer; seine Silhouette ist alles. Und ganz versunken zwischen Nutzgebäuden das Grabkapellchen der kaiserlichen Witwe Galla Placidia, dem flüchtigen Auge scheu entzogen, innen aber, wie die ewige Erinnerung an eine vergangene Herrlichkeit, von unvergänglicher Pracht bunter Steine und goldener Mosaiken. Und so alle

[1] Wir haben seit kurzem den ersten Band einer neuen Geschichte von Venedig. H. Kretschmayr, Geschichte von Venedig. Bd. I (bis 1205). Gotha 1905. Eine ausführliche Inhaltsangabe hat mit begründetem Lobe H. Simonsfeld gegeben, Beilage zur Münchener „Allgemeinen Zeitung", Nr. 157—159, 1906. Die Kritik von Daniels, „Preußische Jahrbücher", Bd. I, 1906, beruht auf unrichtigen Voraussetzungen. — Außer der Zusammenfassung von Kretschmayr haben die letzten Jahre noch einige Monographien zur älteren venetianischen Geschichte gebracht. Für die späteren Jahrhunderte fehlt es noch an beidem.

die Basiliken und das einzige San Vitale, wie Cimelien unter verstaubten Glasglocken. Die öden Straßen führen auf ein noch öderes Land; fern liegt das Meer, und nicht einmal der Pinienhain, die Pineta Dantes, Boccaccios und Byrons vermag hier auszuhalten, sie schwindet dahin.

Vor nahezu zwei Jahrtausenden aber war hier überall das bewegteste Leben. Auf den Feldern zwischen Ravenna und Classe dehnte sich die Vorstadt Caesarea. Am Hafen Classis und da, wo heute fern in der Ebene sich verloren die Basilica Santa Maria in Porto fuori erhebt, da rauschte die See. Das Ostseegeschwader des römischen Reiches hatte hier seinen wohlbefestigten Hafen, und der Flottenadmiral gebot als Kommandant auch in der Stadt. Im Schutze der Kriegsflotte blühte der Handel, der den Orient mit dem Okzident verband. Nach rückwärts öffneten längst vergangene Land- und Wasserstraßen die reiche Poebene; gegenüber aber lagen die Gestade von Illyrien, gleichfalls mit einem weiten, fruchtbaren und viel umstrittenen Hinterland; kurz bevor Konstantin die eigentliche Residenz des Reiches von Rom in das Herz der griechischen Welt nach Byzanz verlegte, saß hier in Dalmatien der große Diocletian, da wo in seinem bereits halborientalischen Palatium später die davon genannte Stadt Spalato nistete. Ebendort berührten sich die griechische und lateinische Welt in Sprache und Kultur fast unverrückt für Jahrtausende. Das alles beherrschte Ravenna mit seinen Häfen, das geöffnete und getürmte Tor Italiens und des Abendlandes.

Es war erbaut auf Pfählen im nassen Grenzgebiet des Meeres, in der Lagune, bespült von Wasser seiner durch Ebbe und Flut lebendigen Kanäle, gegen das Meer geschützt durch eine Nehrung, einen Lido, dessen Zug man noch heute in einer flachen Landschwelle verfolgen kann. Keine Stadt Italiens hatte soviel natürliche Befestigung. In dieser Wasserburg ließen die Römer den Markomannenkönig Marbod enden, vielleicht Thusnelda, jedenfalls ihr und des Arminius spätgeborenes Söhnlein. Hierhin flüchteten aber auch vor den rächenden Germanen im 4. und 5. Jahrhundert die römischen Kaiser, und in den letzten Zeiten war Ravenna sogar die bevorzugte Residenz der westlichen Reichshälfte. Honorius hat hier Hof gehalten und Galla Placidia als Regentin, — lange Jahre nachdem sie, gezwungen aber verehrt, den ersten Barbaren, Athaulf, an ihrer Hand in die erlauchte Familie des Theodosius aufgenommen hatte. In denselben Mauern ist das westliche Imperium mit Romulus Augustulus zugrunde gegangen, sogut wie das erste germanische Königtum des Odovakar und das nur wenig beständigere der Ostgoten.

Nach den Siegen der Belisar und Narses hielt das griechische Kaisertum Ravenna fest als seinen Brückenkopf an der Adria, und noch zweihundert Jahre haben byzantinische Exarchen mit prunkenden Titeln und Kleidern den Schimmer alter Macht erhalten, gestützt auf ihre Flotte. Sie bauten aus und schmückten, was die letzten römischen Kaiser und nach diesen die Ostgoten begonnen hatten. Noch immer war der Bischof von Ravenna eine Art Residenzbischof, an höfischen Beziehungen dem Bischof von Rom voran und noch lange eifersüchtig auf seine Autokephalie. Noch erhoben sich, bis zuletzt verteidigt gegen die Langobarden, in den Basiliken und auf den Plätzen die alten Schmuckstücke, Statuen

und kostbare Säulen, bis der große aber barbarische Frankenkönig mit dem Standbild des Theoderich ganze Wagenlasten davon fortschleppen ließ, um an den warmen Bädern seiner Heimat Aachen zu wohnen wie ein Kaiser und Exarch im Kriegshafen von Ravenna, geschmückt vom Orient. Zu seiner Zeit besuchte wohl zuletzt der orientalische Verkehr den Hafen von Ravenna. Er brachte bescheidenere Ladungen, seltene Boten und hie und da noch griechische und armenische Mönche.

Dann hört selbst das auf. Ravenna wurde entthront und vergessen. Der Sand hat seine flutenden Festungswerke geebnet, die Häfen verstopft, den Handel ausgetrocknet. Eine Zeitlang kommen Handel und Verkehr an die großen Mündungen des Po und an die griechisch-sarazenischen Küsten des Südens. Bari, Otranto, Amalfi hatten ihre Zeiten im 9., 10. und 11. Jahrhundert. An der Adria schützte auch der Felsen von Ancona einen Hafen, dem es aber an Hinterland gebrach. Die wahre Erbin von Ravenna, die geschützte und gerüstete Beherrscherin der Adria, die glückliche Mittlerin zwischen Orient und Okzident wurde die um ein Jahrtausend jüngere Lagunenstadt der nördlichen Adria, — Venedig.

II.

In den Zeiten, da die Ostgoten in Ravenna Hof hielten, um 500, da der Römer Cassiodor für den großen Theoderich die Politik in kunstvollen Briefen und Noten redigierte, sah es noch ärmlich aus in den Lagunen von Venezien. Man kann daran nicht zweifeln trotz der Wohlhabenheit des Hinterlandes und der Zahl der Häfen. Doch liest man schon bei Cassiodor, wie das eifrige und mutige Volk der Fischer und Schiffer von Seevenezien in nicht geringer Achtung stand und wie die Bedingungen ihrer Siedelung sich formten. „Ihr seid geborene Schiffer", schrieb ihnen der ostgotische Minister, „denn von Haus zu Haus führt Euch allein das Wasser. In dem Gebiete, um das sich Meer und Erde streiten, habt Ihr Euch Hütten aufgerichtet wie Nester von Wasservögeln; durch Reisig und Dämme verbindet Ihr die Bänke; an dem gehäuften Sand laßt Ihr die Flut sich brechen; Fische sind Eure Nahrung, und die gleiche Bescheidenheit hält fern von Euch Neid und Feindschaft." Fast idyllisch dünkt den überbildeten Höfling das Dasein der Lagunenleute.

Es ist ziemlich gleichgültig, wer alles vor dem Sturm der Hunnen, Goten und besonders wohl der Langobarden aus Padua und Aquileja und den andern reichen Städten des alten Venezien an die Küste nach Heracliana und Grado und in die Siedlungen der Lagunen, nach dem späteren Chioggia und Torcello und Murano geflohen ist. Die flüchtigen Familien, die den Namen des Landes ins Meer tauchten, um sich aus dem Grenzgebiet des Meeres eine neue Heimat zu holen, diese Menschen selbst sind neu geboren aus dem feuchten Element. Ihre Kinder wuchsen heran als Söhne und Töchter des Meeres. Und da ihre Augen ganz dem Meere zugewandt waren und nur ihr Handel das Hinterland berührte, so hielten sie allein von allen Lateinern sich von den barbarischen Mächten des Landes fern und fanden auch politisch ihren Anschluß auf der See. Ein kaiserlicher Befehlshaber aus dem alten Reiche, der Dux von Seevenetien, blieb das Haupt der Leute in den Lagunen, und

wenn sie diesen Dogen auch seit dem 8. Jahrhundert sich selbst erwählten, wenn er auch seinen Sitz verlegt hat aus dem im Sande begrabenen Heracliana auf den Lido von Malamocco, und als hier die alte Siedlung von furchtbaren Sturmfluten zerrissen war, auf die Insel Rialto, — in dem Dogen war sogut der Zusammenhang mit dem alten Staat wie die erste Bedingung einer neuen politischen Existenz, die Zusammenfassung unter einem Oberhaupt gegeben.

Und doch entstand kein Fürstentum. Zwar ist durch die ersten Jahrhunderte anhaltend und blutig darum gekämpft worden, aber es siegte immer wieder die Gesamtheit über das Machtstreben einzelner und ihrer Familien. Diese Kraft des Gemeinwesens war das zweite Erbstück der Antike; denn auch wirtschaftlich war Venezien eine Tochter der alten Welt, der größeren Lebensverhältnisse.

Von dem ganzen übrigen Abendland, der gesamten lateinischen Welt unterschied sich dies Gemeinwesen von vornherein und dauernd durch das Fehlen alles dessen, was sich an den Begriff Feudalität knüpft. Es war vielleicht weithin das einzige Gebiet, das sich nicht selbst ernährte; es bedurfte der Einfuhr, also auch der Ausfuhr, des Handels, des Geldes. Nicht Grundbesitz und der an Landleihe gebundene Kriegsdienst formten den Staat, sondern die Sorge um das bewegliche Kapital. Selbst Kirchen und Kirchenherren lebten von Geld und Unternehmungen. Es waren schließlich doch Reste des antiken Reichtums, aus denen sich erst in kleinen, stets in gewagten Geschäften eine neue Vermögensbildung ergab. Man begann bescheiden mit Salz und Fischen auf gewohnten Wegen; dann nahm man sich unter anderm auch jener gefährlichen Waren an, die zu allen Zeiten Wuchergewinne abwerfen, des Sklavenhandels und der Konterbande, der Lieferungen von Eisen und Holz an die Sarazenen. Bald ist in Stiftungen und Testamenten schon wieder von beträchtlichen Vermögen zu lesen. Leute von Geld bildeten den herrschenden Stand, der seinerseits, wenigstens in der scheinbaren Kontinuität der Titel, aus dem römischen Provinzialadel in das spätere Patriziat hinüberführt. Dieser Stand ist jedenfalls der eigentliche Träger der venezianischen Geschichte von Anfang bis zu Ende.

Die berühmte Verfassung von Venedig war nichts als die Organisation und Sicherung dieses Standes, der sich zuletzt im großen Rat verkörperte; sein politisches Dasein aber begann im Ringen mit der überlieferten Gewalt des Dogen. Die Geschichtsblätter des 9. und 10. Jahrhunderts haben einen blutigen Schein; ganze Reihen dieser Dogen wurden geblendet und gewaltsam umgebracht. So stark war immer der Reiz der Monarchie und das Vorbild der Kaiser beider Welten, daß einer nach dem andern das hoffnungslose Wagnis unternahm, ein wahres und erbliches Fürstentum zu begründen. Nach dem Vorbild der Kaiser nahmen sie gern ihre Söhne zu Mitregenten an, bis die Bestellung von Mitregenten überhaupt durch Gesetz verboten wurde (1032). Dazu sorgten strenge und immer raffinierter ausgebildete Wahlordnungen dafür, daß die Zeiten der Dogendynastien der Partecipaci, der Candiani und Orseoli nicht wiederkehrten. Im 12. Jahrhundert schien die Republik wirklich für alle Zukunft gesichert.

Erst nach langer Zwischenzeit reizte ein neues Beispiel verlockend zu demselben Ziele. Um die Mitte des 14. Jahrhunderts machte Marin Falieri Anstalten, wie die Signoren italienischer Städte als Fürst zu herrschen; aber auch sein Beginnen mißlang; er wurde peinlich prozessiert und hingerichtet (1355). Was anderswo in Italien zur Signorie geführt hatte: die verzehrenden Fehden der Geschlechter inmitten jener trotzigen Türme und Kastelle, die Massenerhebungen weiter Quartiere arbeitenden Volkes, die Zetteleien mit auswärtigen Mächten, alles das konnte in dem engen, offenen und doch gleichsam vergitterten Dasein der Lagunen nicht zur Wirkung kommen. So sind im großen die Bedingungen der Siedelung dauernd auch maßgebende Bedingungen des politischen Daseins geblieben.

Doch nur Bedingungen. Die Schiffer und Händler, die, wie im Norden Normannen und Hansen, die Straßen und Tore, die gefährlichen Ecken und geschützten Winkel des Meeres kannten, fuhren aus den Flüssen und Lagunen zeitig kühn und unternehmungslustig weit in die Adria, früh auch in fernere Gebiete des griechischen Reiches hinaus. Sie kämpften auch und exzellierten mit gerüsteten so gut wie mit befrachteten Schiffen. Ihr Arsenal wurde das Herz des Gemeinwesens, und es ist ganz in der Ordnung, daß die Venezianer später die Zeichen der vornehmsten alten Seemächte davor setzten, die antiken Löwen vom Piräus mit den geritzten Runen der Normannen.

Aus den Verstecken und Raubnestern von Dalmatien vertrieben sie die Piraten, die Schmarotzer ihres wachsenden Verdienstes. Aber nur zögernd setzten sie von den Häfen aus den festen Fuß aufs Land. Denn im Grunde begehrten sie jahrhundertelang keine andre Herrschaft als diejenige auf dem Meere, in den Häfen, an den Mündungsstellen der Flüsse und andrer Handelsstraßen. Von den karolingischen und deutschen Kaisern und Königen, denen sie jetzt die Post aus dem Orient brachten, ließen sie sich (seit 880) in feierlichen Verbriefungen, den „Kaiserpakten", die Handelsfreiheit für das ganze Königreich Italien zusichern. An den Seeküsten des griechischen Reiches aber, von Dalmatien bis tief in die Levante, begehrten sie noch größere und reichere Freiheiten.

Sie kannten längst den Preis, als ihre Seetüchtigkeit eines Tages für die Griechen den höchsten Marktwert erlangte. Das war in dem Augenblick, da das Griechenreich noch vor Beginn der Kreuzzüge durch die in Unteritalien sich festsetzenden Normannen aufs äußerste gefährdet wurde. Als Robert Guiscard die Griechen aus ihren unteritalischen und sizilischen Provinzen völlig verdrängt hatte und nun unversehens nach Dyrrhachium übersetzte und ausholte zu einem Vorstoß in den Balkan selbst, da leisteten die Venezianer unter dem Dogen Domenico Silvio dem purpurgeborenen Kaiser, der ihnen längst nichts mehr zu sagen hatte, freiwillig die siegreiche Hilfe ihrer Galeeren, und sie gewannen darüber die Goldene Bulle vom Jahre 1082 mit der geschützten Freiheit des Handels im ganzen griechischen Reich. Erst auf Grund dieses Privilegs begründeten sie eigentlich ihre Weltstellung und Größe.

Mit der kaiserlichen Meistbegünstigung weit im Vorsprung vor den andern italienischen Handelsstädten, begannen sie alsbald ihr Handelssystem

in der Levante auszubauen. Sie setzten sich fest in allen Häfen und an allen Zielpunkten der Karawanen. Sie eroberten auch hier nicht. Noch lange hin bewiesen sie eine entzückende Rücksichtnahme gegen die lokalen Machthaber, denen sie gern die Sorge um die Last der Herrschaft überließen, wenn ihnen nur gesichert waren die Landungsstellen und Stapelplätze, Zollfreiheiten und Handelsgerichte. Um solche Ansprüche haben sie freilich zähe und verschlagen gekämpft, und die gefürchtete venezianische Diplomatie der jüngeren Jahrhunderte war doch nur die uralte Besonnenheit der Händler und Reeder.

Sie scheuten sich keineswegs, gelegentlich auch gegen die Griechen ihre Macht und ihren Handel auszubreiten. Sie beförderten unbedenklich die Züge der Kreuzfahrer, die am Goldenen Horn mit nicht ganz unberechtigtem Mißtrauen betrachtet wurden. Sie hielten es mit den kriegstüchtigen fränkischen Baronen, verdienten ein gutes Geld bei den Transporten und freuten sich, an den Waffen Hilfe und darüber doch in den Geschäften keine Konkurrenz zu finden. Auch nahmen sie es mit dem Glaubenskampf nie zu ernst. Keine Kreuzzugstimmung hinderte sie, ihren Konkurrenten, den Pisanern, noch im heiligen Jahre 1099 vor Rhodos ein blutiges Seegefecht zu liefern. Die Freundschaft der Moslim war ihnen stets wertvoll, und es kam vor, daß sie ihnen auch während der Kreuzzüge, wenn es sich nicht anders machte, Hilfe gaben. Die Könige von Jerusalem unterstützten sie mit Maß und nie ohne das bekannte Entgelt eines Marktplatzes und einer Kirche in jeder eroberten Stadt.

Als nach und nach im griechischen Reiche doch eine Reaktion eintrat, als Kaiser Manuel, der nichts Geringeres anstrebte, als selbst das westliche und östliche Kaisertum in sich zu vereinigen, eines Tages alle venezianischen Kaufleute in seinem Reich gefangen setzen, alle Gelder und Waren mit Beschlag belegen ließ, da nahmen sie fürchterliche Rache. Denn schließlich waren es doch die Venezianer, die bei günstiger Weltlage dem vierten Kreuzzuge die Richtung gaben auf Byzanz (1204).

Der greise Doge Enrico Dandolo trieb seine Galeeren erst zu Eroberungen in Dalmatien, dann trotz Verbot und Bann des Papstes Innocenz gegen Byzanz. Die Barone und der Doge begehrten anfangs nur, einen griechischen Kaiser ihrer Gnade einzusetzen; als der sich nicht halten konnte, schritten sie selbst zum Sturm auf die Kaiserstadt, eroberten sie und teilten das Reich. Wie ein neuer Neptun führte Enrico Dandolo das vergoldete antike Viergespann als Beute übers Meer. Der Doge nannte sich seit diesen Tagen „auch Herrscher in $^3/_8$ des ganzen römischen Reiches". In den Landschaften und Inseln dieses Reiches fielen nicht bloß die besten Häfen, Märkte und Konsulate, sondern, ähnlich wie für die französischen und flandrischen Barone, auch für die venezianischen Nobili Fürstentümer und Marchesate ab. Gegen Ende des 15. Jahrhunderts legte eine Tochter Venedigs, Caterina Cornaro, wie sich das gehören mochte, die Königskrone von Cypern der Republik zu Füßen.

Die Konkurrenz der Griechen war von selbst erlahmt; diejenige der italienischen Normannenstädte war überwunden; Ancona, das schüchtern Anteil begehrte am Handel im Pogebiet, schlugen die Venezianer nieder, wie vorher die noch günstiger gelegenen Ferrara und Comachio. Aber in den Häfen der Levante rieb man sich längst mit dem letzten großen Rivalen, der

auf denselben Wegen durch Gefahr und Unternehmungslust emporgekommen war und kleinere Nebenbuhler siegreich unterdrückt hatte, — mit Genua.

Verwandtes und stark Gegensätzliches in diesen beiden Republiken! Auch in Genua, das vom Kontinent abgetrennt ist durch den Felsengürtel, an dem es sich aufbaut, war der regierende Adel die alte seetüchtige, in Kämpfen großgewordene kaufmännische Nobilität, ihrerseits fürstlich auf Corsica und Sardinien, stolz geworden in glücklichem Wettstreit mit dem älteren Pisa. Das öffentliche Leben wurde wohl stärker als in Venedig beunruhigt durch den Widerstreit der großen Familien und die Ansprüche des Volkes, die an der kastellbesetzten Felsenküste und zwischen den mächtigen Häuserreihen von Genua sich hartnäckiger geltend machten. Allein die, man möchte sagen, politische Polsterung Venedigs, diese Sicherheit gegen Katastrophen, die Gewähr unendlicher Ruhe und Stetigkeit seiner Entwicklung, wurde auf seiten Genuas reichlich ersetzt durch den kühnen, verwegenen Wagmut seiner Geschlechter, deren Geschichtsbücher zuerst in Italien die Sprache des seiner selbst bewußten Staates reden.

Nun brach der Konflikt zwischen den beiden seemächtigen Rivalinnen ziemlich plötzlich mit der größten Heftigkeit auf, als nach dem Sturz des lateinischen Kaisertums in Konstantinopel (1261) sich für Genua die Aussicht eröffnete, durch Bündnis mit dem restaurierten Kaisertum der Paläologen an die Stelle des bis dahin meistbegünstigten Venedig zu treten. In den Häfen des Schwarzen Meeres kam es zu hitzigen Zusammenstößen, und Genua errang zunächst einige Vorteile. Seine Führer erfüllten sich erst recht mit Zuversicht seit ihrem entscheidenden Siege über die Pisaner 1284. Sie brannten vor Begier, nun auch mit Venedig endgültig abzurechnen; mit einer stolzen Armada gingen sie 1294 in See, — aber die klugen Venezianer stellten ihr keinen Gegner, so daß der riesige Aufwand an Material und Leuten umsonst blieb. Immerhin machten die Venezianer gar bereitwillig mit ihnen Frieden und Vertrag auf gegenseitige Anerkennung des Besitzstandes und der Interessensphären. Ein halbes Jahrhundert gönnten sich die beiden Konkurrenten Ruhe, dann schlugen die Genuesen doch noch einmal los, und seitdem erneuerten sie den Krieg wiederholt.

Schließlich führte Lucian Doria ihre Flotte in die Adria, wo ihm die ungarische Macht gegen Venedig verbündet war; er schlug den eben noch siegreichen Admiral Vittorio Pisano bei Pola, und Pietro Doria drang bei Chioggia geradezu in die Lagunen ein. Nie war die Stadt in größerer Gefahr; auch Padua hielt sich feindselig. Zunächst mochten die Untiefen der Lagunen, die eine Entfaltung der Flotte zum Angriff nicht gestatteten, Schutz gewähren; aber auf die Dauer konnte doch Venedig die Nähe des überlegenen Feindes nicht ertragen. Da holten in der höchsten Not die Venezianer den schon verurteilten Vittorio Pisano wieder aus dem Kerker, stellten ihn aufs neue an die Spitze aller Streitkräfte und erlebten wirklich, daß der Admiral mit dem letzten Aufgebot, unter Taten verzweifelter Tapferkeit seinerseits die Flotte der Genuesen in der Lagune von Chioggia blockierte, ihre 32 Galeeren immer enger zusammendrängte und endlich mit 5000 Mann Besatzung zur Übergabe zwang (24. Juni 1380).

Seit dieser Zeit ist die Alleinherrschaft Venedigs auf den Meeren der Levante entschieden. Genua richtet wieder wie früher seine Blicke nach dem Westen. Verbunden mit Aragon und Castilien suchte Genua sich anderweitig zu entschädigen, oft im Kampfe mit den türkischen Piraten von Nordafrika. Genuas größter Sohn holte für die Königin von Castilien das neue Indien aus dem Meere, und Andrea Doria hat mehr als einmal ihrem Enkel Karl V. siegreiche Galeeren zugeführt. So neigten denn die Genuesen auch in den folgenden Jahrhunderten dem westlichen Abendlande zu und nahmen teil als große Herren an der schwerfällig pomphaften spanisch-römischen Kultur des 16. und 17. Jahrhunderts. Nirgends ist die Architektur des Barock so großartig, wie aus dem Felsenboden selbst herausgereckt, mit ihren Tiefen und Massen, und nirgends schauen die schwarzen Seidenporträts des van Dyk mit den vornehmen Händen so natürlich von den Kaminen wie in diesen Palästen der Spinola, Doria, Brignole-Sale, Durazzo und Balbi-Senarega. Spanien und die spanischen Niederlande haben damit der großen Seestadt dankbar den Tribut entrichtet, bevor noch Frankreich als die Erbin aller Macht des Westens auch die maritime Macht von Corsica bis Tunis an sich nahm und die inzwischen oft beherrschte Stadt dem neuen Königreich überließ.

Venedig aber behauptete den Osten bis tief in die Zeiten der Türken hinein. Seine jungen Edelleute gewannen in den Kolonien jene weltmännische Sicherheit und Kühle, jene undurchdringliche Maske im Verkehr mit Fremden, jene Ruhe der Beobachtung und Nüchternheit der Beurteilung von Persönlichkeiten, politischen und wirtschaftlichen Verhältnissen, wodurch sie zu den ersten Diplomaten und zu den glücklichsten Reisenden geworden sind. Lange bevor Christoforo Colombo aus Genua seine waghalsige Fahrt gen Westen richtete, hatten Venezianer die abenteuerlichsten Reisen in den äußersten Osten des Kontinents unternommen. Die Entdeckung Chinas beginnt für uns mit Niccolo und Matteo Polo, die ihren Sohn und Neffen Marco Polo dieselben Wege lehrten; und dieser Marco Polo blieb im Osten für lange Jahre, lernte die vier Sprachen des Reiches der Tataren und diente dem Kublai Khan in wichtigen Missionen und Stellungen. Nach fünfundzwanzig Jahren (1296) kehrte er heim, ward anfangs nicht wieder erkannt, erwies sich aber sofort als echter Venezianer, als er sich gleich mit in den Kampf stürzte gegen Genua. Es ist ein Stimmungsbild aus diesen Zeiten, daß Marco Polo in genuesischer Gefangenschaft einem mitgefangenen Pisaner zuerst die Geheimnisse des Ostens in die Feder diktierte.

Was die Reisenden mitbrachten, war ein erweitertes Weltbild. Sie sahen die fremden Kulturen mit Staunen und Gewinn; aber sie fühlten sich weit darüber erhaben. Als die Venezianer in den Orient kamen, war die überlegene Kultur der Araber längst vergangen; sie hatten ihr griechisches Erbe, leidlich verwaltet, auf Sizilien und in Spanien an das Abendland überliefert. Im Orient fanden die Venezianer überall nur Trümmer. Darin zu unterscheiden war ihnen nicht möglich; das Zusammenfassende war für sie das griechische Reich. Was sie, zunächst in steigendem Maße, bewunderten, war die griechische, die romäische Kultur. Diese Kultur mit ihren alten Ehren, ihrer strengen

Kirchlichkeit, ihren technischen Künsten, ihren vornehmen Sitten und ihrer in der Residenz noch immer berückenden Pracht wurde für Venedig offenbar die Kultur schlechthin.

So wetteiferten denn die Venezianer mit Byzanz in der Pracht wie in der Konvention des Kultus und der Weltanschauung. Diese weltläufigen Nobili waren kirchlich in hohem Maße bigott. Marco Polo bekreuzigt sich vor Ketzern. Reliquien waren Staatskleinodien, und kirchliche Feste und symbolische Akte wurden ernsthafter und pomphafter begangen als heute in St. Petersburg. Unlöslich schienen, wie in Byzanz, Staat und staatlicher Kultus. Der Doge, von dem so nur hier im Abendland die Stadtgeistlichkeit dependierte, nahm selbst geistliche Funktionen vor. Bei zwölf großen Prozessionen wirkte er mit, und eine sonderbare Mischung von Heidentum und Kirchlichkeit war jene rauschende Vermählung mit dem Meere, die der Doge vom Bucintoro aus alljährlich vornahm am Tage von Christi Himmelfahrt, — wo er den geweihten Ring hinauswarf in die blaue Flut mit den feierlichen Worten:

„Desponsamus te mare in signum veri perpetuique dominii" — o Meer, wir vermählen dich uns zum Zeichen eines wahren und ewigen Besitzes!

Nichts stand zu Venedig höher im Werte als Reliquien. „Für den ungenähten Rock beschloß man (noch 1455) bis 10000 Dukaten aufzuwenden, konnte ihn aber nicht erhalten". Um Sankt Lukas kam es fast zum Krieg; der Raub des heiligen Nikolaus aus Myra war der erste Ertrag der Kreuzzüge für die Venezianer (1100), und lange vorher, schon zu Beginn des 9. Jahrhunderts, wollte man den heiligen Markus aus Alexandrien nach dem Rialto entführt haben. Zwar behaupteten die Mönche auf der Reichenau, Bischof Ratold von Verona, der Gründer von Radolfszell, habe die kostbaren Reliquien alsbald zu ihnen über Berg gebracht, in der Tat waren sie in Venedig lange Zeit verschwunden; allein dem Kultus tat das keinen Eintrag. San Marco erhielt nicht geringere Ehren als Pallas Athene auf der Akropolis; sein Löwe wurde das Sinnbild der Republik, und im Schmuck seines Tempels, der Palastkapelle des Dogen (der Patriarch residierte in Grado, später bei San Pietro in Castello) konnte man sich nie genug tun.

Auch das Vorbild für dieses Bauwerk holte man sich im 11. Jahrhundert aus Byzanz. Früher hatte man in Venezien lateinische Basiliken gebaut, und der einsam gewordene Dom von Torcello hat seine nächsten Verwandten in Ravenna und Rom. Jetzt sollte sich die viel bewunderte Zwölfapostelkirche von Byzanz mit ihren fünf Kuppeln an der Lagune noch einmal erheben[1]). Es war zunächst ein roher Bau, den man aufrichtete, und Friedrich Barbarossa begrüßte wohl 1177 den Papst Alexander III. in einer noch ungeschmückten Backsteinhalle. Allein die majestätische Anlage dieser Zeit zeugt doch schon von der Größe des Ehrgeizes. Der Doge, der den Neubau begann, war mit einer Griechin vermählt; aber noch Jahrhunderte nachher holten die

[1]) Für den Stimmungsgehalt venezianischer Baudenkmäler sind in der deutschen Literatur unvergleichlich die Aufsätze von Carl Neumann, Die Markuskirche in Venedig (Preußische Jahrbücher, Bd. 69, S. 612 ff., 757 ff.). John Ruskin ist heute nicht mehr jedermanns Sache; doch bleibt Taine.

Venezianer den vornehmsten Schmuck ihrer Kirche aus Byzanz und von den Griechen. Freilich nahmen sie aus deren Händen auch den fremden Schmuck des Orients; neben steifen byzantinischen Bildern der MP ΘY, der Gottesmutter, sieht man antike Reliefs und das uralte asiatische Schmuckwerk des Lebensbrunnens mit dem Pinienzapfen und den Greifen[1]), jagendes Getier oder prachtvoll stilisierte Pfauen. Die Söhne von San Marco benutzten fort und fort ihre Siege und Zecchinen, um mit Gewalt oder in Geschäften alle jene glitzernden Kostbarkeiten zusammenzubringen, aus denen das „orientalisch phantastische Feengewand" von San Marco gewoben ist. Es sind oft grelle Flicken eingesetzt, und doch ist der Eindruck noch heute zauberhaft: feingemaserte Marmorplatten überziehen alle Wände wie mit seidenem Moiré von unvergänglicher Leuchtkraft; blendende Mosaiken wölben sich in weichen Bogen; ein Wald kostbarer Säulen vertieft alle Pforten und Durchblicke, und aus geheimnisvoll dunklem Grunde glänzt an Festtagen im Scheine unzähliger Lampen und Kerzen die herrliche Pala d'oro. Die Vorhalle aber verkündet der Welt die Herrlichkeit venezianischer Waffen; sie trägt die Trophäe des Enrico Dandolo, die vier vergoldeten Bronzerosse, die erst in Rom, dann in Byzanz den Triumph eines Kaisers bedeutet hatten. Entlehnt ist schließlich alles, Plan, Dekoration und Kunstwerke, — nur der Wille solcher Prachtanhäufung ist das venezianische.

Darin aber fanden diese Kaufleute ihr Genüge. Niemand dachte daran, aus Byzanz auch griechische Gelehrsamkeit und Literatur einzuführen. Die Venezianer waren nicht fromm und sie hatten keine Fragen an die Philosophie. Man hörte über den Lagunen auch weder das Helden- noch das Liebeslied der Toskaner. Die Kunst der Venezianer war, wie ihr Leben, Konvention und Pracht; sie haben keine neuen Formen gesucht und gefunden, nicht geträumt von einer höheren Welt der Schönheit. Ihre Rede war klug und gehaltvoll, aber die schöne Form verklang umsonst an ihren Ohren. Es war in den Zeiten des genuesischen Kriegs, daß Francesco Petrarca sich um den Frieden bemühte zwischen den beiden Seemächten, damit sie vereint gegen die Ungläubigen kämpften. Aber es hört sich doch an wie schneidender Hohn, wenn ihm der Doge Andrea Dandolo antworten ließ, „sie, die Venezianer, seien allein im Recht, deshalb würden sie nur einen Frieden nehmen mit Ruhm und Ehre. Der Brief des Petrarca, der unzweifelhaft sehr schön sei, werde gewiß am besten wirken auf die Genuesen. Im übrigen möge der Dichter dem Dogen das nächste Mal lieber von seinen eigenen Angelegenheiten erzählen".

III.

Um die Mitte des 14. Jahrhunderts vollzog sich eine überaus tiefwirkende Wendung in der venezianischen Entwicklung. Neben die Interessen der Levante, ja zum Teil an ihre Stelle, traten die Gebiete der Terra ferma des italienischen Festlandes. Fünf Jahrhunderte war Venedig vorzüglich im Bann der griechischen Welt gewesen; jetzt sah es sich in die lateinische Völkerfamilie zurückgewiesen.

[1]) Strzygowski, Der Dom zu Aachen. 1904. S. 19 f.

Von den Nachbarstädten des alten Venetien, der späteren Mark Verona, dann aus der Lombardei und aus Toskana drängten seitdem Anregungen nach Venedig hinein, die nach und nach über den byzantinisch-orientalischen Geschmack völlig triumphieren sollten.

Im Verlaufe des 14. Jahrhunderts gewann Venedig ein Territorium auf dem Festlande als Preis der Kämpfe, die es führte um seine Handelspolitik, um seine Getreideeinfuhr und um das mit Härte gehandhabte Salzmonopol. Das nahegelegene Treviso war die erste größere Erwerbung der Republik. Dann unterstützte Venedig die Herren von Mailand gegen die Tyrannen von Padua und Verona, um wenigstens später, nach dem Verfall der Herrschaft der Visconti, alle die großen und kleinen Städte für sich zu nehmen — im Norden bis an die Grenze des Bistums Trient, im Westen bis zur Adda, im Süden bis an den Po, im Osten bis an die Fürstentümer der Habsburger und die Adria entlang weithinab die Küste von Dalmatien mit Zara, Trau und Spalato.

Man hat sich, auch neuerdings wieder, viel Mühe gegeben, darzutun, daß die Gebietserwerbung auf der Terra ferma sozusagen der politische Sündenfall der Venezianer gewesen sei, da sie damit in alle Händel großer Potentaten verwickelt worden seien, und schließlich doch nicht Mut und Ausdauer gehabt hätten, die zerrissenen Staaten Italiens zur Einheit zu führen. Auf der andern Seite legt L. v. Ranke[1]) vorzüglich Wert darauf, die außerordentlich hohe Bedeutung der Terra ferma für den venezianischen Staatshaushalt nachzuweisen; die Einkünfte dieses wohlhabenden Landes hätten dazu gedient, arme Gemeinden in Dalmatien wie in der Levante zu subventionieren. Allein diese Rentabilität der Herrschaft war eine glückliche Folge jüngerer Verwaltung und an sich schwerlich zu vergleichen den privaten Geschäftsgewinnen im Levantehandel. Jedenfalls hätte sich Venedig weder zum Erwerb noch zum Verzicht auf diese Gebiete frei entschlossen. Schon die hohenstaufische Einheitspolitik berührte venezianische Interessen; später brachten die genuesischen und dalmatinischen Kriege größere Koalitionen gegen Venedig zuwege mit Neapel, Ungarn, Padua. Die schwächeren Nachbarn aber spürten nicht bloß den handelspolitischen Druck von Venedig; sie riefen unter Umständen auch nach dem Schutz der Republik. Konnte nun Venedig es wirklich ertragen, daß die Visconti ein Königreich Italien gründeten bis an die Gestade der Lagunen? Sollte es die kleinen Gemeinwesen schutzlos preisgeben? Und fand es nicht anderseits in Italien stets seine sehr bestimmten Grenzen? Wie sollte wohl angesichts der Natur des Papsttums Venedig erreichen, was Kaiser und Könige vergebens angestrebt hatten!

Unzweifelhaft, Venedig war je länger je mehr gezwungen, sich wohl oder übel um die Mächte in seinem Rücken zu kümmern, da hier aus isolierten und sich gegenseitig bekämpfenden Herrschaften und Städten des lockeren, alten Reiches mittlerweile moderne Staaten geworden waren mit eigener Wirtschaftspolitik und weiten auswärtigen Verbindungen. Notgedrungen

[1]) Zur venezianischen Geschichte. Sämtliche Werke, Bd. 42, S. 21 ff.

und bewußt zurückhaltend trat Venedig in nähere Beziehungen zum übrigen Italien; es nahm teil an seinen Bündnissen und Kriegen, seinen wechselnden Schicksalen und Besorgnissen.

Das bedeutete zugleich, daß Venedig sich nach langer Zwischenzeit wieder enge berührte mit der ihm bis dahin fast fremdgewordenen abendländischen Zivilisation. Die Republik wurde Herrin von Kommunen und Kastellen, in denen jene ganz andre Kultur der Lombardei und von Toskana mit ihrem stark literarischen, ihrem gotischen, französischen Beisatz blühte.

Nur langsam drangen die neuen Künste und Wissenschaften ein in die Lagunen. Venedig erscheint noch später fast um ein Jahrhundert zurück. Die Periode der großen Freskenzyklen der Toskaner hat nach Venedig kaum hinübergewirkt. Das wenige, was jetzt im Dogenpalast wieder zum Vorschein gekommen ist, erscheint fremd und altertümlich. Die Gotik war spät gekommen und hielt sich über ihre Zeit. Als man in Florenz längst die schwere, gerade Baukunst der erneuerten Antike (die sogenannte Renaissance) mit innerem Verständnis für ihr körperhaftes Wesen pflegte, zierten die Venezianer noch ihre Kirchen, Staatspaläste und Familienhäuser mit dem Spitzenschleier gotischer Dekorationen. Die Art freilich, wie sie das vollbrachten, zeigt überraschend eine ältere Tradition spezifisch venezianischen Kunstempfindens: die Verarbeitung abendländischer und morgenländischer Motive nach den besonderen Geboten dieser Siedlung.

Man baute in Venedig doch unter sehr eigenartigen Bedingungen. Statt Berg und Fels, Abhängen und Terrassen der fließende Grund, in den die Pfähle tief getrieben werden mußten, um zu tragen. Statt unbegrenzter Erweiterung die genau bemessenen Eilande. Keine Tore und Mauern; offen stellte man Haus bei Haus ans Wasser, ein leichtes Kästchen neben das andre, so eng gedrängt wie möglich, fast nirgends mit freier Entfaltung im Raume, über schmalen Gäßchen gern durch leichte, hohe Bögen gegeneinander abgestemmt. Belebt meist nur die Fassaden am Rande der Lagune und an den wenigen breiteren Verkehrsadern der inneren Stadt, zumal am Canal grande. Leichtigkeit und Eleganz, offene Hallen und Balkone, das entsprach den Forderungen dieser scharf begrenzten Wasserstraßen, und das spielende Zierwerk der Gotik bot in der Tat dafür die passendsten Formen. Dazu viel Gold und bunte Steine. Die Arkaden in alter Überlieferung gern überhöht oder eingedrückt zu Eselsrücken. Rahmenwerk mit wechselndem Zahnschnitt, musivisches Zierwerk und fremdartige Schmuckstücke alten Imports mit Getier und Rankenwerk. Was von all dem ein späterer Geschmack zerstört hat, lassen, besser als die Berichte des Sabellico, die alten Bilder und die ersten Holzschnitte des Museo Civico erkennen. Heute ist gewiß die Cà d'oro der reichste Ausdruck altvenezianischen Geschmacks. Aber wie in Venedig stets der Staat alles Individuelle überragte, so erscheint als die genialste Versinnbildlichung aller venezianischen Baubedingungen überhaupt der Palazzo ducale mit seinen Fronten zur Piazzetta und zum Meere: die schweren Pfeiler des Erdgeschosses in den Grund gestellt wie tragende Pfähle, die doppelte und dreifache Reihe der Bogen und Vierpässe mit der gleichen

Melodie des leichten Schwebens über dem Wasser, und kühn darüber der musivisch buntgezierte Bau der Prachtsäle mit den großen, weiten Fensterbögen; seine Struktur erinnert an Flechtwerk, und die rötliche Tönung gibt ihm erst recht die fröhlichste Leichtigkeit. Bildwerke sitzen darin wie Gemmen in dem Diadem der Königin an den Lagunen.

Es ist nun sehr fein bemerkt worden, diese Venezianer des 15. Jahrhunderts bauten nicht nur nach den Bedingungen ihres Bodens, sondern zugleich nach den Bedingungen der Luft. Die Fassaden sind leicht durchbrochen mit reichlichen Säulen — auch die Simse und Bekrönungen haben ihren Spitzenbesatz, der im Licht des feuchten Äthers mitzuzittern scheint, bewegt wie die unablässig schaukelnde und schimmernde Wasserfläche, auf der sich all diese Herrlichkeit abspiegelt. Alles rankt sich zierlich in das weiche Element — anstatt der Büsche und Wipfel, die das Auge hier entbehrt. Fast komisch strecken sich die zahllosen Schornsteine mit ihren ehemals noch viel reicher verzierten Töpfen; aus eckigen Zinnen wurden durchbrochene Zacken, leichte Bögen mit geraden Spitzen im Wechsel oder Kleeblattstengel wie die Zinken alter Kronen. Ja, so gemäß fand man, wie Neumann bemerkte, die rauschenden und spritzigen Zierformen der Gotik diesem Milieu, daß man nachträglich auch die stumpfen, runden Bögen der Fassade von San Marco durch dünn aufgebaute Tabernakel sonderte und mit gotischen Wimpergen und Spitzen umsäumte, die mit ihren geflügelten Engeln, ihren krausen Blumen und versiegenden Linien die schweren Massen des Gebäudes der lichten Luft versöhnen.

Diese Freude am Schmuck, an den Farben, an Hallen und zierlichen Bekrönungen überdauerte die Gotik. Als noch im 15. Jahrhundert die fremden Meister statt der gotischen Formen die neuen antiken Dekorationen einführten, bediente man sich ihrer mit der gleichen Virtuosität. Die reizenden Frührenaissancepaläste und unter den Kirchen etwa das Prezioſenkästchen der S. Maria dei Miracoli sollten nicht als Kunstschreinerei verspottet werden. Sie zeigen mit ihren bunten Inkrustationen, ihren gebogenen Balkons und (etwa auf Carpaccios Bildern) dem alten Spitzenhäubchen auch die junge Schönheit in dem ererbten Aufputz. Es spricht daraus dieselbe Delikatesse, die noch an der „Riesentreppe" für die Marmorintarsien jeder Stufe ein neues, entzückendes Spitzenornament verlangte.

IV.

Inzwischen ist zum dritten Male Geschmack und Lebenshaltung abgewandelt. Wie ganz fremde Elemente erscheinen in der Tat die großen Neubauten der Hochrenaissance, die sich so gradlinig, breitschultrig und selbstbewußt zwischen das Märchenwerk der alten Gotik eingedrängt haben. Aber man sollte nicht aus einer Rettung in eine neue Intoleranz verfallen und wegen der Störung des alten Bildes überhören, was diese robusten Werke zu sagen haben. Erscheint uns nicht die Kuppel der Salute unentbehrlich? Wie, wenn das begonnene Werk vollendet wäre, die Gotik ausgetilgt und ein blendender Marmorpalast mit schweren Balustraden sich an den andern schlösse? Diese

Palazzi sind doch der wahre Ausdruck des neuen Venedig, das im 16. Jahrhundert aus einer klug dienenden Handelsstadt zu königlicher Macht gelangte, und eine wahre Herrschaft behauptet inmitten völlig veränderter Weltverhältnisse.

In der inneren Struktur des langsam vollendeten Weltstaates ist eine Änderung nicht zu bemerken. Dieselben Grundlagen der Verfassung, dieselbe Ruhe und Zweckmäßigkeit der Administration und der gemeinnützigen Veranstaltungen. Nur daß die wachsenden Schwierigkeiten in der Levante wie auf der Terra ferma sich äußerten in einer gewissen nervösen Überspannung der Sorge für den Bestand des Staates überhaupt. Der außerordentliche Rat der Zehn, jährlich gewählt und verantwortlich, sollte neben dem Dogen und seinem Rat, der Signorie, neben Senat und Pregadi, ja neben der gesamten Verwaltung und Jurisdiktion eine kontrollierende und nötigenfalls sofort eingreifende Behörde sein. Um Zetteleien mit den fremden Mächten fernzuhalten oder aufzudecken, erhielten die „Staatsinquisitoren" unbeschränkte Vollmacht der Untersuchung. Man hatte eben ringsum gewaltige und wieder unter sich schwer ringende Mächte zu bestehen.

An die Stelle des erstarrten und bequem gewordenen byzantinischen Reiches war die nervige Militärdespotie der Türken getreten, mit denen wohl von Fall zu Fall erfolgreich zu kämpfen oder zu paktieren war, deren Vordringen aber im großen vom 15. bis zum 18. Jahrhundert unaufhaltsam schien. An Stelle der kleinen italienischen Staaten sah man den kaiserlichen König von Spanien und Deutschland im Kampfe mit dem einig und mächtig gewordenen Frankreich um Neapel und Mailand. Zwischen beiden das Papsttum, das Florenz opferte und nach Not oder Neigung bald nach Frankreich, bald nach Spanien gravitierte. Die Christenheit zwar mit Worten groß gegen die Türken, in Taten uneins und matt; die Franzosen nicht selten mit dem Großherrn selbst im Bunde. Daß die Venezianer das griechische Reich, von dessen Schwäche sie lebten, beizeiten gegen die Türken hätten stützen sollen, heißt historisch Unmögliches verlangen; daß sie, wie etwa in früheren Zeiten, sich der Macht fügen und nur den Handel erhalten sollten, — ebenso, die Entwicklung der Republik zu einer kriegführenden Weltmacht verkennen. Sie kämpfte jetzt um ihre Ehre. Aber gerade weil die Venezianer vom 15. Jahrhundert ab als Großmacht im Gedränge der Weltpolitik standen, sind ihre Taten in diesen Jahrhunderten doch die größten, mögen sie immer im ganzen nur einen unglücklichen Rückzug aus einer fast zu leicht gewonnenen Position verdecken.

Auf der Terra ferma kämpften sie nach Art aller italienischen Staaten mit Söldnern und mit Condottieren; man sieht die ungefügen Rosse, auf denen diese Kerle verewigt sein wollten, in und bei den Kirchen Venedigs. In dem Getriebe der Weltpolitik war das neue Mittel die sorgfältigste Diplomatie, darin die Venezianer mit ihren Depeschen und Relationen unzweifelhaft im 16. Jahrhundert allen Staaten überlegen waren; die politische Wetterlage übersah man schwerlich irgendwo gleichmäßiger und besser als in den Gemächern der erlauchten Signorie. Für die Levante aber bedurfte es nicht nur der Flotte und des Arsenals; hier befehligten und fochten und litten die Nobili selbst. Von dem

ersten ruhmreichen Waffengang Loredans bei Gallipoli (1416) über den glänzenden Seesieg bei Lepanto und den gleichzeitigen Verlust von Famagosta auf Cypern (1571) bis zu den Taten des „Peloponnesiers" Morosini auf Morea (1687) liegt eine lange Reihe blutiger Ehrentitel der herrschenden Familien. Diese Kapitalisten, Diplomaten und Krieger haben gewiß nachgerade das Prächtige und Vollsäftige gehabt, das die Bilder der Tizian und Tintoretto verraten. Die pompösen Paläste der Sanmichele und Palladio mochten ihrer breitgewordenen Lebensart gemäß sein. Heute fügen sich die leichten Ordnungen des alten Stils besser in die allgemeine Stimmung der Auflösung, des Verfalls; aber es gab auch hier einmal eine laute und trotzige Lebenskraft von der Art dieser Hochrenaissance- und Barockpaläste. Ihre Erbauer waren selbstbewußt und hochmütig, da sie wie sonst kein Fürst und kein Kaufmann die Existenz ihres Staates selbst erlebten.

Ihr öffentliches und privates Leben umgab sich mit auserlesenem Prunk, und da das übrige Italien in allen Künsten eben die höchste Leistungsfähigkeit, aber eine sehr geminderte Nachfrage aufwies, so strömten die Werkmeister und Literaten, die Buchdrucker und Künstler nach Venedig. Anfangs waren sie alle Fremde, und ihre Kultur erscheint zunächst durchaus als eine neue.

Als der Condottiere Bartolomeo Colleoni in seinem Vermächtnis auch der Republik gedachte, aber zugleich die Erwartung aussprach, daß man ihn eines öffentlichen Standbildes für würdig erachte[1]), schrieben die Venezianer eine Konkurrenz aus, die dem Florentiner Verrocchio den Preis brachte und ihnen selbst in der Tat das „großartigste Reitermonument der Welt" geschenkt hat. Nicht lange nachher beschrieb man den Florentiner Jacopo Sansovino für die Libreria und die (1902) auf ewig verlorene Loggietta, — das wirklich Klassische kommt überall aus Florenz; es ist auch schwerlich ein Zufall, daß gerade Leopardi, dessen Grabmal des Dogen Vendramin in San Giovanni e Paolo mit der überlegenen Bewältigung eines oft variierten Motivs alles andre weit hinter sich läßt, als Genosse des Verrocchio erscheint. Sonst aber dankte Venedig alles den Lombarden und den unterworfenen Kommunen der Terra ferma. Die Bellini lernten die Romantik in Padua und die jüngeren, Gentile und Giovanni, die Söhne des Jacopo, waren Schwäger des Mantegna. Giovanni starb 1516, — mit ihm beginnt, wenigstens in der Malerei, eine eigentliche und nun bald sehr glänzende Schule von Venedig. Das heißt: als die guten Tage von Verona und Padua, Mailand und Florenz vergangen waren, da bemächtigten sich die beiden Städte, die weitaus am spätesten vom Geist der Renaissance berührt waren, Rom und Venedig, seiner letzten Herrlichkeit.

Die Beobachtung wird auch sonst gemacht, daß die Verpflanzung einer Kultur auf einen neuen Boden geeignet ist, ihr eine neue Steigerung zu geben. Die Steigerung von Florenz heißt Rom, — die Steigerung der Lombardischen und Veroneser Kunst heißt die venezianische. Der Heros von Rom ist der

[1]) v. Graevenitz, Gattamelata und Colleoni und ihre Beziehungen zur Kunst. Mit 16 Illustrationen. Leipzig 1906. Ein glücklicher Gedanke, einmal die Bedeutung des Vermögens der Condottieren für die Kunst an den beiden hervorragendsten Vertretern im einzelnen nachzuweisen.

Florentiner Michelangelo, der Heros von Venedig ist Tiziano Vecellio aus Pieve di Cadore in der Terra ferma. In Rom ist das letzte Wort die Architektur des Barock; Architektur, Massen, Gleichgewicht und Entfaltung des Körperlichen überall, auch in der Malerei. In Venedig dagegen liegt alle Vollendung im Kolorit, im Zauber des Lichts und in der Tiefe des gesehenen Raumes. In Rom schließlich doch die stärkste Wirkung der Antike im Klassizismus. In Venedig eine Fortführung der Entdeckungen des Quattrocento, ein Drängen zur Intimität. Hier fehlen alle die gelehrten und literarischen Anregungen und Fesseln der Kunst; ungehindert durch die Tradition gab man sich bald der einfach schönen Gegenwart hin, um hier die höchsten Triumphe zu feiern. Und eben deshalb gelang es dieser vorwiegend malerischen Interpretation der Erscheinungswelt auch zuerst in Italien, die Landschaft in ihrer Stimmung zu erobern. Aber man beachte: es ist nicht die weite Ferne und die großartige Unraft des Meers, nicht einmal die Luft der Brandung oder die Öde der Küstenlandschaft, sondern durchaus das wohlige Hügelland der Terra ferma mit dem blauen Saum der Alpen, das Land der Heimat. Denn von Castelfranco und von Conegliano, von Treviso, Cadore und Verona kommen noch immer die Meister, die Venedigs Kunst bedeuten.

Die große Linie der Führer und Eroberer geht von Giorgione aus Castelfranco auf Tizian. Giorgione ist einer von den sicheren Lieblingen der Menschheit, die ihr die Genialität des eigenen Geschlechts gewährleisten in der unergründlichen Ursprünglichkeit ihrer Anschauung und Erkenntnis. Und doch, was muß das für eine Luft gewesen sein in dem Venedig des frühen 16. Jahrhunderts, in der dieser Bursch vom Lande mit einem Schlage so Unerhörtes leisten konnte. So schüchtern der junge Maler scheinen mag, so vollkommen befriedigt er das Auge durch die süße Harmonie seiner Farben und die lichte Gestaltung des Raumes, so sicher hebt er aus mythologischen Szenen den rein menschlichen Gehalt heraus. Man denke an die keusche Andacht seiner köstlichen „Familie" im Palazzo Giovanelli. Das tiefsinnige Motiv kehrt wieder im Museo Civico aus ganz anderm Kulturkreis (auf dem kostbaren Stoff, den der Schah Abbas von Persien 1603 dem Dogen verehrte), eine Frau, die dem Kind die Brust reicht, beide in der geflammten Glorie, und ein stehender Mann in reicher Gewandung, noch wirksam in der dekorativen Erstarrung; unzählige Male hatten die Künstler aller Schulen dasselbe Motiv in der Madonna gestaltet, bis dieser Jüngling es wagte, der Szene die wundervolle Reinheit der Natur zurückzugeben. Und in welcher Stimmung der Landschaft!

Et ecco d'improviso tutto fu
Silenzio. Il vento si tacque. Jo udii
Battere il tuo piccolo cuore, solo. (d'Annunzio.)

Von Giorgione ist untrennbar Tizian, er ist wie sein Vollstrecker. Der Maler der Weltstadt ist Maler der großen Welt geworden, und der Stoffkreis ist nun auf einmal ganz umfassend. Wir sind von der unendlichen Produktion dieser gewaltigen und stets harmonischen Schöpferkraft überall umgeben; und doch möchte man die Nachwelt beneiden, die sicher einmal das zerstreute Riesenwerk in echten Farben reproduzieren und so allgemein zugänglich machen

wird wie Beethovensche Sonaten. Dann wird man auch hier nach dem unaussprechlichen Wohllaut der früheren Werke den unendlichen malerischen Reichtum der späten und spätesten vollkommen genießen. Man darf mit Hoffmannsthal von dieser Eroberung der Natur nur in Gleichnissen reden:

Was für die schlanke Schönheit Reigentanz,
Was Fackelschein für bunten Maskenkranz,
Was für die Seele, die im Schlafe liegt,
Musik, die wogend sie in Rhythmen wiegt,
Und was der Spiegel für die junge Frau
Und für die Blüten Sonne, licht und lau, —
Ein Auge, ein harmonisch Element,
In dem die Schönheit erst sich selbst erkennt,
Das fand Natur in seines Wesens Strahl:
„Erweck uns, mach aus uns ein Bacchanal"
Rief alles Lebende, das ihn ersehnte
Und seinem Blick sich stumm entgegendehnte.

Seit Tizian gibt es eine große venezianische Kunst — neben und nach Tizian zauberten die Pinsel der Paolo Veronese und Tintoretto und noch zweihundert Jahre später des Tievolo ein Bacchanal nach dem andern auf die Leinwand und auf die Mauern der Paläste und Kaufhäuser. Mochten sie nun biblische oder profane Historien malen, sie schufen immer die höchste Verklärung glänzenden Genußlebens in den Festen ihrer Bella Venezia. Nur in diesen Schöpfungen leben noch heute jene herrlichen Paläste mit ihren Loggien und Höfen, erfüllt von reichem und bewegtem Dasein.

Merkur hatte wahrhaftig alle Grazien nach Venedig geführt; Paolo Veronese malte sie im Dogenpalast, die erste stützt sich auf den Würfel und zieht die andern nach. Es kam auch das Gesindel.

In Venedig sammelte sich seit dem zweiten Viertel des 16. Jahrhunderts alle aus dem übrigen Italien ausgewiesene Lebenslust und Kunst. 1527 kam aus Rom der Literat Pietro Aretino, um zu Venedig noch fast dreißig Jahre in einem Kreise von Freunden, Kurtisanen und Spaßmachern das Leben zu genießen. Sein keckes Schlagwort war das „Vivere risolutamente", der Entschluß zum Leben. Niemand hat die Welt der sinnlichen Vergnügungen, des Lasters und der Verkommenheit so intim und frech geschildert wie dieser Mensch, der sich dabei der Freundschaft edler Frauen und der größten Künstler rühmen durfte. Man bewunderte an ihm die aufdringliche Pracht des Stils, die man für bedeutend hielt, und die Fülle seiner Bilder; und wirklich hatte dieser gefährliche Literat in seiner derb sinnlichen Existenz ein echtes Verhältnis zu der bildenden Kunst. Man mag ermessen, was in diesem Kreise der Sansovino, Tizian und Aretino an Pracht der Erscheinung entfaltet worden ist.

V.

Mit der Zeit wurden die Ausdrucksmittel allgemein anspruchsvoller und pathetischer. Die Strenge geht verloren, die Szenen erscheinen leer, die Bilder werden Additionen. Im umgekehrten Verhältnis zu der Entwicklung der Vermögen macht sich eine derbe prahlerische Prachtentfaltung breit. Die Maler

haben es gelernt, kolossale Historien und Allegorien an Wände und Decken zu werfen; die Säle und Gemächer strotzen von Gold, die Gewänder schleppen schwer. Man beginnt Kultus zu treiben mit der eigenen Existenz. Noch immer huldigen einige Dogen auf ihren Zeremonienbildern Christus und der Gottesmutter, aber dicht daneben thront die Venezia, und auch vor ihr knien die Menschen. Und nicht bloß der Staat erhält einen offenen Kultus; in dem Vorsaal zur Kapelle des Dogen werden alle Mächte und Ideen verherrlicht, die das Mittelalter verbannt hatte. Der Lebensgenuß spottet seiner Knechtschaft. Während überall in Italien die Renaissance nur Rückbildungen erlebt in die ältere Kultur, kommt die lange verschwiegene Pracht Venedigs an die Sonne, der weiche Luxus des Orients, süße Genüsse, schwellende Pfühle und blinkende Juwelen; und was fügte sich harmonischer in das neue Bild als die eigenen zarten Spitzen und die kunstvoll schillernden Gläser von Murano. Jetzt sind auch im gesellschaftlichen Leben weithin die strengen Bande der Konvention gelöst und nach jahrhundertelanger Gefangenschaft tritt die vornehme Venezianerin selbst auf als Königin der Feste, — nachgerade in erfolgreicher Konkurrenz mit der sonnengefärbten Schönheit der Kurtisanen. Aufzüge und ausgelassene Schaustellungen statt der altbyzantinischen Langeweile.

Der Staat hat große Verluste gehabt. Nicht sogleich, aber im Laufe der Dezennien hatte sich doch die Wirkung der neuen Seewege fühlbar gemacht. Zwar kamen noch immer türkische Händler und handelten mit den Venezianern um teures Geld, allein auch der Absatz nach dem ärmer gewordenen Norden ließ zu wünschen. Politisch gab es immer noch, bis tief ins 18. Jahrhundert, gelegentlich kleine Siege und glückliche Verhandlungen, aber in alledem hat sich doch nur die unaufhaltsame politische und materielle Verarmung der Republik maskiert. Langsam ist die alte Nobilität verschlissen und verkommen; jüngere Geschlechter rückten nach, und das allgemeine Hinabsinken ließ alle die Triebe ans Licht, die Konvention und Wille bis dahin zurückgehalten hatten.

So wurde das Venedig des 17. und 18. Jahrhunderts mit seinen Ridotti und Casini nach und nach die leichtsinnigste und amüsanteste Stadt der großen Welt. Niemand ging dahin um tieferer Studien willen, Unzählige um sich in der weichen Luft der Lagunen zu vergnügen und auszuruhen. In dem bunten Kostümfest des Rokoko hat Venedig mit seinen intimen Kulissen, seinem geräuschlosen Szenenwechsel aufs glänzendste mitgespielt, und für die Komödie erzeugte dieser Boden den ersten und einzigen Dichter in Carlo Goldoni. Die angemaßte Würde der Talare und Perücken wurde flatterhaft, die Welt der Damen flink und keck, und um sie schwebten die letzten Grazien der alten Gesellschaft. Der lustige Goldoni sang zu ihrem Preise schelmisch die oft zitierten Verse:

Son sta in Franza e son sta in Spagna,
Son sta a Londra e in Alemagna,
Ma ste care cocolete, Veneziane graziosete,
Ma ste care trotolete, non se trova altro di quà.

Unter Lüstern und Spiegeln von Murano, in Spitzen gehüllt und geschmückt mit dem graziösesten und — billigsten Schmuck aus Filigran treiben sie ihr

Wesen an den Spieltischen und auf der Piazza; abends in der Baüta, dem schwarzen Mäntelchen mit dem Dreispitz, unter der obligaten Halbmaske. Zahlreiche Kupfer und die Bilder Longhis in Venedig und Bergamo erzählen davon mit breiter Geschwätzigkeit. Ein ewiger Karneval; Arlechino und Colombina, so endet das Leben dieses glänzendsten aller — Marktplätze.

Bis dahin hat die Stadt ihre Mission erfüllt. Sie hat die Sitten nicht verbessert, aber gelegentlich doch auch die höhere Freiheit beschützt in der Person des Serviten Paolo Sarpi, der die Geschichte des Trienter Konzils schrieb und für seine Stadt kirchenpolitische Denkschriften verfaßte. Sonst war das Bündnis mit den Niederlanden gegen Spanien kein innerliches und nur vorübergehend. Immerhin, wie Genua in die Kultur des Westens eingetreten ist, so gewann Venedig seine Bedeutung für die deutsche Kultur, insbesondere für die oberdeutschen Städte, deren Verkehr mit Venedig spätestens seit dem 15. Jahrhundert ein sehr erheblicher war. Der Fondaco dei Tedeschi, das Kaufhaus der Deutschen mit Fresken von Tizian und Giorgione, war eine der vornehmsten Stätten am Kanal. Die deutsche Buchdruckerkunst fand in Venedig eine glänzende Vertretung in der Offizin des Aldus. Albrecht Dürer in seinen reifsten Werken ist undenkbar ohne das Venedig der Bellini.

Gewisse Anregungen überdauerten das Jahrhundert. Es war noch einmal ein leuchtendes Gestirn, das in Giambattista Tiepolo über Venedig aufging; es füllte die Schlösser von Madrid und Würzburg mit seinem Glanze; aber es ist die letzte Kraft. Die Porträts der letzten Venezianer blicken müde aus dem weichen Puder des Pastell, und die Phantasie begnügt sich mit Vedutten von der Bravour des Canaletto.

Noch immer wurde ein Doge gewählt, gekrönt und überschwenglich geehrt; in hohl und leer gewordenen Formen bewegte sich das öffentliche Leben. Stadt und Staat von Venedig wurden sich selbst wie den Besuchern interessant um ihrer Geheimnisse willen. Man haschte nach den Kuriositäten der Szene wie nach den Pikanterien des Daseins.

In solcher Zeit kam Goethe nach Venedig, und nun wandelt sich das Ganze unter seinen durchdringenden Augen noch einmal — aus der Nichtigkeit des letzten Daseins zur historischen Erscheinung:

„Alles, was mich umgibt, ist würdig, ein großes, respektables Werk versammelter Menschenkraft, ein herrliches Monument, nicht eines Gebieters, sondern eines Volkes. Und wenn auch ihre Lagunen sich nach und nach ausfüllen, böse Dünste über dem Sumpf schweben, ihr Handel geschwächt, ihre Macht gesunken ist, so wird die ganze Anlage der Republik und ihr Wesen nicht einen Augenblick dem Beobachter weniger ehrwürdig sein. Sie unterliegt der Zeit, wie alles, was ein erscheinendes Dasein hat" — Venedig wie Ravenna.

Goethe, Marianne von Willemer und Sulpiz Boisserée.

Unveröffentlichtes aus Boisserées Nachlaß.

Von

Franz Schultz.

I.

Die im zweiten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts sich vollziehende Verbindung Goethes mit Sulpiz Boisserée ist von einer über alles Persönliche hinausweisenden Bedeutsamkeit. Zwei Gedankenwelten durchdringen sich da, die, ungleichwertig an Weite, Tiefe und Fruchtbarkeit, für das deutsche Geistesleben repräsentativ erscheinen. Bei dem deutschen Literaturaufschwunge des 18. Jahrhunderts geben die Rheinlande den selbstzufriedenen Zuschauer ab. Wohl vergleicht sich in den siebziger Jahren „rheinischem Most" das Gären und Quirlen der jungen Genies, die sich gern im geistig regsamen oberrheinischen Gebiete tummelten, wohl wird auf dem alten Kulturboden der Rheinufer von Mainz bis Köln in den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts der Verbreitung literarischer Bildung durch die Gründung von „Lesegesellschaften", durch die Förderung des brachliegenden Buchhandels Vorschub geleistet, wohl bringen die geistlichen Kurfürstentümer und die Reichsstädte Köln und Aachen, sieht man von der singulären Erscheinung eines Joseph Görres ab, den einen und andern Schriftsteller dritten Ranges hervor; doch nur Befangenheit oder eine historische Kurzsichtigkeit, die vereinzelten Regungen ein ungebührliches Gewicht beilegt, kann leugnen, daß die Werte und Taten, denen unsre neuere Literatur verdankt wird, in diesen Gebietsteilen ein an der Tradition haftendes, engeren Daseinsbedingungen und derberen Daseinsfreuden hingegebenes Geschlecht kalt ließen. Einen festeren Zusammenhang mit dem literarischen Gesamtgeschehen mußten die Rheinlande aber in dem Zeitpunkte wiedergewinnen, da die Beschäftigung mit der Kultur und Kunst des Mittelalters, der antiquarische Sinn — am Rhein früher als anderwärts erwacht — allenthalben in Deutschland eine

Angelegenheit der Nation, bald eine Mode wurde. Und für dies Einmünden des rückwärtsgewandten rheinischen Sonderlebens in den machtvoll angewachsenen deutschen Bildungsstrom ist die Annäherung Sulpiz Boisserées an Goethe symbolisch, der, für Boisserées Bestrebungen gewonnen, nunmehr „Kunst und Altertum" am Rhein beschaute und behüten half.

Weder die Neigungen noch die Befähigungen der beiden unabhängigen, regsamen und charakterfesten Kölner Kaufmannssöhne Boisserée lagen auf literarischem Gebiete, mochten auch Aufklärung und Romantik, die miteinander ringenden Mächte, ihnen in ihrer Jugend gleicherweise nahe treten und zu schriftstellerischer Betätigung anreizen: jene durch Berührungen mit der Familie Reimarus zu Hamburg, diese durch die freundschaftlichen Beziehungen zu Friedrich Schlegel. Nicht nur dem Einfluß der um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts in verzweigten Adern sich verbreitenden Romantik, sondern der frühen Wirkung, die Georg Forster mit seinen „Ansichten vom Niederrhein" (1791) auf ihren von Hause aus gleich gerichteten Kunstsinn ausübte, ist es zuzuschreiben, daß die Brüder, zäh und zielbewußt, sich an zwei dem Heimatboden entstiegene Lebensaufgaben hingen: die Rekonstruktion des Kölner Doms und die Begründung, Erweiterung, Unterbringung ihrer Sammlung altdeutscher und altniederländischer Gemälde, denen es in immer weiteren Kreisen Beachtung zu verschaffen galt.

Der überraschende Eindruck dieser Bilder auf Goethe, als er im Herbst 1814 — zum ersten Male „am Rhein, Main und Neckar" — ihnen in Heidelberg gegenüberstand, ist bekannt genug. Berichte Sulpiz Boisserées und Johann Baptist Bertrams, des den Brüdern in gleichem Streben verbundenen Jugendfreundes, zeigen deutlicher noch als Goethes Briefe, daß diese Kunst auf ihn, der den klassizistischen Höhepunkt überschritten hatte, mit der Gewalt einer neuen Offenbarung wirkte. Jenen, in der Biedermannschen Sammlung von Goethes Gesprächen (III, 144—151) nebeneinander gestellten Mitteilungen läßt sich nun das Zeugnis des Dritten im Bunde, Melchior Boisserées, anreihen. Deckt es sich auch im wesentlichen mit den früher veröffentlichten Berichten, so ist es doch als Bestätigung und Ergänzung nicht unwillkommen. An seinen jüngeren, das väterliche Geschäft verwaltenden Bruder Bernhard schreibt Melchior Boisserée aus Heidelberg am 31. Oktober 1814:

Lieber Bernhard!

Wie Goethe über unsere Bilder sich verwundert und gefreut, wird Sulpitz Dir schon geschrieben haben. Aus 4 Tagen, die er anfangs zu bleiben gedachte, wurden 14, wo er von morgens bis abends sich mit ihnen beschäftigte. Er denkt nun diesen Winter darüber zu schreiben, dann Ostern wieder hierher zu kommen, das Ganze noch einmal zu revidieren und drucken zu laßen. Da Goethe unter allen Gelehrten, die in neuerer Zeit über Kunst geschrieben bey seiner großen Erfahrung und praktischen Einsicht die ausgebreitste und gründlichste Autoritaet hat, so wird sein Urtheil bey dem gebildeten und vornehmen Theil des Publikums ungeheures Aufsehn erregen, um so mehr da er vor einigen Jahren in seiner Schrift über Winkelmann sich sehr ungünstig gegen altdeutsche Kunst erklärt, und diese tief unter die italienische heruntergesetzt. Ja selbst bei seiner Ankunft in Frankfurt äußerte er sich noch sehr zweifelhaft: er glaube zwar sehr schöne Sachen zu finden, halte aber das allzu große Geschrey über die Vortrefflichkeit dieser vorhin nicht gekannten alten Meister für

übertrieben und eine Exaltation, die sich aus der Zeit, die alles alterthümliche Deutsche wieder hervorheben wolle, sehr natürlich erklären laße. Von dieser Meinung aber kam er gleich am ersten Tage, wo er das große Bild Joh. von Eyck (aus St. Columba) gesehen, so gänzlich zurück, daß er gestand, es gehe das, was er finde nicht allein über alle seine Begriffe, sondern diejenigen, die ihm diese Bilder in den allerschönsten und herrlichsten Ausdrücken geschildert, hätten doch nur die Hälfte von dem wahren und einzigen Werth dieser Kunstdenkmale erkannt, und er freue sich sehr, daß es ihm noch aufbehalten sey, eine beßere gründlichere Ansicht für die künftigen Zeiten wiederherzustellen. Du kannst Dir leicht denken, lieber Bernhard, daß bey dem großen Ruf, den unsere Sammlung ohnehin schon hat, dieses Urtheil von Goethe, wenn es einmal gedruckt erscheint, unsere Absichten und Pläne für die Zukunft auf alle mögliche Weise befördern wird.

Diese Mitteilung erklärt sich selbst. Höchstens wäre man versucht, anzumerken, daß Goethe die hier von Melchior Boisserée mit freudiger Bewegung weiter verkündete Absicht, über die Gemäldesammlung zu schreiben, wahr machte in jener „Über Kunst und Altertum in den Rhein- und Maingegenden" betitelten Sammlung von Eindrücken, Betrachtungen und Ratschlägen, die seine Zeitschrift „Über Kunst und Altertum" im Jahre 1816 eröffnete. Eine eindringende Erörterung seines Verhältnisses zu den Boisseréeschen Bildern gehört nicht hierher. Daß er in „Winckelmann und sein Jahrhundert" sich „sehr ungünstig gegen altdeutsche Kunst erklärt und diese tief unter die italienische heruntergesetzt", ist im strengen Wortsinn nicht zutreffend. Wohl aber schließt dies klassizistische Manifest der Weimarer Kunstfreunde als Ganzes eine solche Auffassung in sich, und manche Einzelbemerkung ließ sich, ohne daß die polemischen Zielpunkte deutlicher bezeichnet sind, ebendahin auslegen. Vielleicht hat Melchior Boisserée aber auch die Äußerungen Goethes gegen das „klosterbruderisierende, sternbaldisierende Unwesen" im Auge, die er den die Weimarischen Kunstausstellungen kommentierenden Programmen Heinrich Meyers in der „Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung" von 1805 beifügte. Betonte doch die Vorrede zu dem Winckelmann-Werke die Zusammengehörigkeit dieser Programme mit der aus dem gleichen Geiste hervorgegangenen größeren gemeinsamen Arbeit.

II.

Als Melchior Boisserée frohe Botschaft von dem bekehrten Saulus zu melden wußte, war Goethe in eine neue Epoche eingetreten. Jener Umschwung seines Wesens vollzog sich, den erst Konrad Burdach so tief und allseitig gedeutet hat. Die beiden Reisen „zu des Rheins gestreckten Hügeln, hochgesegneten Gebreiten" in den Jahren 1814 und 1815 bezeugen die neue Lebens- und Aufnahmefähigkeit des Verjüngten und vom Drucke der politischen Weltlage Aufatmenden, dessen westöstlicher Divan als dichterische Frucht dieser „zweiten Hegire" die künstlerische Wandlung in Stimmung, Stoff und Stil zur Schau stellt. Die unvergeßlichen August- und Septembertage des Jahres 1815, das Wunder der Divanhochblüte, genießt Sulpiz Boisserée als Begleiter des in seine Jugend zurücktauchenden „alten Herrn", der bei Willemers auf der Gerbermühle und zwischendurch in der Stadt Frankfurt Wohnung nahm, in vollen Zügen mit. Wieviel würden wir missen ohne die

sorglichen Aufzeichnungen des Boisseréeschen Tagebuches! In seiner nicht wieder zum Vorschein gekommenen Handschrift hat aber vielleicht noch mehr gestanden als der Druck in dem Werke „Sulpiz Boisserée" (Stuttgart 1862) enthält. Eine solche Vermutung wird nach dem Folgenden nicht ganz abzuweisen sein.

Der „gute Sulpiz" gehörte zu den „Wissenden". In dem unvergänglichen Aufsatz Herman Grimms vom Jahre 1869, worin mit zarter Hand vom scheu bewahrten Geheimnis der Mitarbeit Marianne-Suleikas am Diwan der Schleier beiseite geschoben ward, ist ein Brief Mariannens wiedergegeben, der ihre wenigen ganz nahen Freunde nennt. Sulpiz Boisserée ist unter ihnen. Und Herman Grimm, der im hellen Stübchen des „Großmütterchens" unter ihren die Wände bedeckenden Erinnerungen, inmitten des altertümlichen Hausrates auf dem kleinen Kanapee sitzend der unversieglichen Quelle anmutigsten Geplauders lauschte, ist 1848 auch noch aus- und eingegangen in dem geräumigen, schlichten, grauen Hause an der Poppelsdorfer Allee zu Bonn, in dem die Brüder Boisserée, wie eine Inschrift heute besagt, „ihr der Kunst geweihtes Leben beschlossen". „Jedenfalls haben Boisserées Mariannen näher gestanden, als ihr (in der Sammlung ‚Sulpiz Boisserée') gedruckter Briefwechsel erkennen läßt", — das war Herman Grimms Empfindung. Sie wurde acht Jahre später durch den Briefwechsel zwischen Goethe und Marianne v. Willemer bestätigt. Kaum ein Jahr vergeht, das dem Willemerschen Ehepaare nicht ein Wiedersehen mit dem treuen Freunde bringt. Wenn Marianne und Sulpiz nach den August- und Septembertagen 1815 einander begegneten, so standen sich zwei innerliche Menschen gegenüber, in denen gemeinsam Erlebtes, Gefühltes, Gedachtes nachhallte, das nie wiederkehren würde. Sie besaßen etwas Verschwiegenes und Köstliches, das nur ihnen gehörte, weil nur sie es so empfanden, und das sie einem Dritten verdankten. Eine seelenformende Kraft hatte sie angerührt. Und Mariannens Pulse schlagen schneller, wenn tröstliches Gespräch mit dem werten Mittler ihr vergönnt ist, der auf dem Wege von oder nach Weimar auf der Gerbermühle einkehrt. „Der kleinen Frau besonders machte es herzliche Freude, sich der glücklichen Tage des Jahres 1815 zu erinnern, so gedachten wir einer Menge einzelner Umstände, wodurch wir uns jene Zeit wieder auf einen Augenblick vergegenwärtigten", berichtet Sulpiz am 2. Juni 1817 an Goethe. Mariannen ist im August 1819 in Baden-Baden durch Sulpiz Boisserée „durch Gespräch und Mitteilung die vergangene Zeit fast zur Gegenwart geworden"; das wollte sie Goethe schreiben, so gut sie es vermochte. Wenn Sulpiz kommt, dann wollen sie sich im September 1824 „gegenseitig beklagen und trösten, so gut es geht". Zeilen Mariannens trägt er im Mai 1826 zu Goethe, die mit dem Wunsche anheben, es möge ihm vergönnt sein, „den Anklang gemeinsam verlebter Stunden einer glücklichen Zeit zu erwecken". Und im Juni von dort zurückkehrend, muß er auf der Gerbermühle der „Müllerin" „nach Herzenslust" von Goethe erzählen, den wiedersehen zu dürfen sich ihr als eine mehrmals wachgewordene, aber nie erfüllte Hoffnung erwiesen hatte. Mir hinterläßt keine andre Zeile ihrer Briefe an Goethe den gleichen Eindruck schmerzlich-süßen Auflebens längst entschwundener

und gewandelter Bilder und Zustände als die wenig aussprechenden, aber soviel erraten lassenden Worte, mit denen sie Goethen am 25. September 1829 von einem Besuch in Heidelberg erzählt: „Das Schloß habe ich diesmal nicht besucht, an dem Hause, wo Boisserée wohnte, gingen wir vorüber, ich konnte mir nicht versagen die Tür zu öffnen und hinein zu sehen.“ Fühlt, wer die Obertöne mitschwingen hört, hier nicht noch tiefer Wurzelndes und Innigeres heraus als aus der hinreißenden Rhetorik jener machtvollen Strophen[1]), mit denen sie fünf Jahre vorher die Erinnerung an Heidelberg beschworen hatte? An ihr Zusammensein mit Goethe, der sich als Boisserées Gast von Frankfurt dorthin begeben hatte, vom 24. bis 26. September 1815. Damals stand die Sonne des Glückes für die in Hatem-Goethe aufgehende „liebe Kleine“ im Zenit. Heimgekehrt sandte sie an Boisserée ein Briefchen, das — ein „Zeuge allerschönster Zeit“ — nun zum erstenmal bekannt wird:

D. 9 8ber 1815.

Ein freundlicher Gruß und ein artiges Liedchen sind an und für sich ganz angenehme Dinge. Wenn nun vollends eins im andern enthalten ist so steht zu hoffen, daß sie sich wechselseitig empfehlen, und entschuldigen daß sie nicht früher geschickt wurden. Wenn Sie den Gruß im Liedchen Ihrer schönen Nachbarinn übergeben, so ersuche ich Sie meinen Dank für den Printz Pipi dem Bothen aufzutragen, und wie gerne fügte ich auch einen Gruß hinzu, aber von einer Unbekannten ist er ohne Werth, doch komt mir vor als ob sich in diesen Zeilen die Grüße auf eine wunderbare Weiße vermehlt hätten und ich übersende die musikalischen und nicht notirten (ein neues Wort für das Privatisirende Lexikon) zu beliebigen Privatgebrauch.

Das Wetter ist so schön, die Bäume so bunt, und der Himmel so klar — gewesen, daß wir trotz der Kälte in den Morgen und Abendstunden erst seit gestern in der Stadt wohnen, worüber wir samt und sonders sehr erfreut sind, denn der Westwind hat sein Amt angetreten, und hat uns regen gebracht. Willemer konte sich dießmahl nicht von der Mühle losreißen, und behauptete der Zauber — er habe den Talisman verstärkt, denn es gehe nicht mit natürlichen Dingen zu, seine Anhänglichkeit ist so groß, daß er mir gestand, wenn er je in den Fall kommen sollte zwischen der Mühle und der Müllerin wählen zu müßen, so wüßte er nicht wozu er sich entschließen sollte. man sehe wie gewaltig der Zauber seyn muß. wüßte ich nur den Talißman zu finden, ich würde der Müllerin einen Theil der anziehenden Kraft zuwenden.

Der Nachricht zufolge die einige Damen (ich weiß nicht ob sie unter die Odiosa zu rechnen sind) nach Frankfurt brachten, dürfte ihr Gast wohl schon abgereißt seyn, und mit ihm verschwindet auch unsre Hoffnung den 18 8bre in seiner Gesellschaft zu erneuen; der Thurm auf dem Mühlberg wird sich gewaltig wundern, mag er; so lange man sich wundert betrübt man sich nicht, und so hat er das beste Theil erwählt.

Ich glaube es wird Zeit seyn Sie durch mein Schwarz auf Weiß nicht länger von dem Farbenglantz der Sie umgiebt abzuhalten, und ich füge nur noch das Thema womit ich anfing zur Schlußcadenza, indem ich W: und Rosettens[2]) Grüße an Sie und H. Bertram, und dem dritten der heiligen 3 Könige in einen rauschenden Quoad zu bringen nicht unterlaßen will. auch den Aposteln und dem heiligen

[1]) „Briefwechsel zwischen Goethe und Marianne v. Willemer“. Herausgegeben von Th. Creizenach. Dritte Auflage. Stuttgart 1878. S. 200 f.

[2]) Willemers und seiner ältesten Tochter erster Ehe, der verwitweten Rosette Städel, der späteren Gattin des Senators und Bürgermeisters Thomas.

Bartholomeus sagen Sie von mir die dankbarsten Worte, empfelen Sie mich dem Schutze der sterbenden Maria, der Fürbitte des heiligen Christoph Johannes, der Gewogenheit der heiligen?? drey Könige, und der Freundschaft des heiligen Dominikus. Zum Lohn für die Bemühung verhelfe Ihnen bey Übergabe des Liedchens der segensreiche Einfluß Ihres Namens-Patron zu einem seligen Ende.

Mariane Willemer.

So eben erhielten wir Goethes Brief, und erfahren mit Bedauern, daß er über Würtzburg nach Weimar reißt[1]).

Hübsch spiegelt dieser Brief Mariannes Art. Stimme und Gebärde, Tonfall und Accent ihrer neckischen Grazie werden sinnfällig. Der erste Abschnitt enthält Beziehungen und Anspielungen, die sich mir nicht völlig enträtselten. Ist mit dem „Prinzen Pipi" eine Komposition von Goethes Gedicht „Der neue Amadis" gemeint? . . . „Notiert" in der Bedeutung von „in Musik gesetzt" gilt der Schreiberin als neologischer Ausdruck. Andres ist wichtiger.

In einem bekannten zart andeutenden und verhüllenden Schreiben vom 6. Oktober 1815 gab Goethe den Frankfurter Freunden seinen Entschluß kund, den Rückweg von Heidelberg nach Weimar nicht über Frankfurt, sondern über Würzburg zu wählen. Er verzichtete nach den Frankfurter und Heidelberger glücklichen Stunden auf ein erneutes Zusammensein mit Marianne, damit die Flut der Leidenschaft nicht doch das bisher unbezwungene feste Land einnehme. Dieser Brief ist, wie man nun sieht, am 9. Oktober in Frankfurt eingetroffen; mündliche Nachricht gleichen Inhalts war ihm vorausgeeilt. Er bereitete Mariannens seit der Rückkehr von Heidelberg gehegten Erwartungen ein jähes Ende. Die schmerzliche Enttäuschung verbirgt sich hinter scherzhafter Wendung. Der Turm auf dem Mühlberg, dem sie menschliches Fühlen leiht, ist jenes „Thürnchen" (wie Goethe am 21. September 1814 an Christiane schreibt), das Willemer auf einer der Gerbermühle benachbarten Anhöhe als Luginsland hatte errichten lassen. Auch Goethes soeben erwähnter Brief gedenkt der „glänzenden Jahresfeier (d. i. der Leipziger Schlacht) auf dem Mühlberg", die Creizenach in seiner Ausgabe des Briefwechsels zwischen Goethe und Marianne v. Willemer (3. Auflage 1878, S. 36) beschrieben hat. — Der „Zauber", von dem Marianne spricht, geht natürlich von Goethe aus.

Eine Stelle aber vor allen spendet überraschendes Licht: „Der Westwind hat sein Amt angetreten und hat uns Regen gebracht." Wir erblicken den bloßgelegten Keim, aus dem Mariannes berühmtes Sehnsuchtslied „Ach, um deine feuchten Schwingen, West, wie sehr ich dich beneide" erwuchs. Die Urschrift dieses Liedes, ihrer kostbarsten Konterbande im Diwan, hat sich nicht erhalten, ebensowenig läßt sich angeben, wann Marianne es Goethen übersandte. Kein gleichzeitiges Zeugnis verriet bisher das Mindeste über seine Entstehung. Nun kommt man durch diesen Brief an Boisserée der Konzeption des Gedichtes ganz nahe. In Goethes Reinschrift trägt es das Datum des 26. September, das auch Creizenach ihm beilegt. An diesem Tage nahm

[1]) Sprachform, Orthographie und Interpunktion Mariannes sind in diesem und den folgenden Briefen, auch in allen Inkorrektheiten und Inkonsequenzen, getreu bewahrt.

das Willemersche Ehepaar in Heidelberg von Goethe Abschied. Hat er oder hat schon Marianne dies Datum hinterher als ihre Trennung besiegelnd eingesetzt? In Wirklichkeit ist das Gedicht, wie unser Brief wohl zweifellos macht, nicht vor dem 9. Oktober entstanden. Daß Marianne selbst später das richtige Entstehungsdatum mit dem Heidelberger Abschied kombinierte, zeigt ihre an Herman Grimm gesandte Abschrift, in der das Lied betitelt ist: „Westwind. Rückkehr von Heidelberg. Oktober 1815“[1]). Nicht die Trennung in Heidelberg, nach der ein baldiges Wiedersehen in Aussicht stand, sondern Goethes entsagender Brief, der ein Wiedersehen in weitere Ferne rückte, hat diese klagenden Frauenstrophen hervorgerufen. Nach klaren kühlen Herbsttagen, noch auf der erinnerungsreichen Gerbermühle ausgekostet, ist nach der Übersiedelung in die Stadt ein regnerischer, weicher, melancholischer West eingefallen. Er stimmt zu der gleichzeitig erhaltenen betrübenden Gewißheit langandauernden, vielleicht immerwährenden Entferntseins von dem, dessen Gegenwart ein erhöhtes Dasein schuf. . . Der Liebesgruß durch den Wind ist ein weitverbreitetes Volksliedmotiv, das noch jüngst Boeckel aus dem Deutschen, Schottischen, Italienischen, Neugriechischen, Baskischen, Slawischen, Arabischen belegt hat[2]). „Ich habe weder Ruhe noch Rast und beauftrage jeden Windhauch, Dir zu sagen, wie sehr ich Dich liebe,“ ruft selbst der indonesische Jüngling[3]). Ähnliches begegnet, wie unsre Diwankommentare aufzeigen, mehrfach in der Liebesdichtung des Hafis. Als Marianne am 23. September dem Wiedersehen mit Goethe von Frankfurt nach Heidelberg entgegenfuhr, glücken ihr die hellen Durakkorde ihres Liedes an den von dem „Vielgeliebten“ Kunde und Grüße bringenden Ostwind, die, sich eng an das persische Muster haltend, den geographischen Verhältnissen keine Rechnung tragen. Hafisschen Einschlag verrät auch noch der Gedanke in den beiden letzten Strophen des Westwindliedes. Aber ein tiefes Weh hat dies Gedicht als Ganzes von der spielenden Nachahmung des literarischen Vorbildes abgerückt, dem Volksliede genähert, in die Naturstimmung aufgelöst. Bei aller Unmittelbarkeit des Empfindens zeigt es ein verstandesmäßiges Erfassen der Situation. Es hat innere und äußere Wahrheit. Der Westwind konnte ihm wirklich ihren Hauch zutragen. Denn als Marianne die Verse dichtete, war Goethe — das mußte sie aus seinem soeben eingetroffenen Briefe schließen — längst östlich von ihr auf dem Wege nach Weimar; er befand sich auf der Strecke zwischen Würzburg und Meiningen und sandte seine Abschiedsgrüße mit dem „geliebten Wasser“, dem Main, nach Westen wie Marianne die ihren auf den Flügeln des Windes nach Osten[4]).

Der Zufall ermöglicht es hier, ein in Urtönen redendes lyrisches Meisterstück der Weltliteratur fest an die Bedingungen seines Werdens zu knüpfen.

[1]) „Westwind. Oktober 1815“ ist es auch überschrieben in der unzuverlässigen Publikation von E. Kellner, Goethe und das Urbild seiner Suleika. Leipzig 1876. S. 29.

[2]) Psychologie der Volksdichtung. Leipzig 1906. S. 269 f.

[3]) Bezemer, Volksdichtung aus Indonesien. Haag 1904. S. 206. — Reuschel, Zeitschrift des Vereins für Volkskunde. Bd. XVII, S. 120.

[4]) Goethe an Rosette Städel, 10. Oktober 1815: Creizenach, S. 73: Tagebücher, Bd. V, S. 186.

Ich meine, es hätte dadurch eher noch gewonnen, und es spräche auch dies Beispiel gegen das Bestreben, die Würdigung lyrischer Kunstwerke von der Person ihrer Urheber loszulösen.

III.

Es erhebt sich die Frage, aus welchen Gründen Boisserées Witwe, die Herausgeberin seines Nachlasses, die kluge Frau Mathilde, eine Tochter des goethereifen Stuttgarter Hauses Rapp, dem charakteristischsten Briefe Mariannes 1861 die Aufnahme in die unbehilfliche Publikation „Sulpiz Boisserée" versagte. Man ist versucht zu glauben, daß sie, dem Vorwort nach ängstlich besorgt, die Diskretion nicht zu verletzen, darin doch Andeutungen zu finden meinte, die der Öffentlichkeit, entsprechend dem Wunsche Mariannes und Sulpizens, besser vorenthalten blieben. Auch im übrigen hat sie lieber zu wenig als zu viel von den Briefen Mariannes, seit deren Hinscheiden erst ein Jahr verflossen war, drucken lassen, nämlich einen Brief vom 24. Januar 1831 (Sulpiz Boisserée I, 569) vollständig, von einem zweiten vom 6. Oktober 1831 (I, 604) den Anfang und Schluß. Was sich demgegenüber in Boisserées Nachlaß weiterhin gefunden hat und allgemeineren Interesses sicher ist, sei im folgenden wiedergegeben.

Zu Anfang des Jahres 1816 wurde Sulpiz Boisserée von der philosophischen Fakultät der Heidelberger Universität zum Ehrendoktor ernannt[1]). Wie an Goethe sandte er an Willemers einen Abzug des Diploms, wohl mit einem scherzhaften Schreiben. Darauf bezieht sich offenbar der folgende Brief Mariannens:

D. 18. Feb. 16.

Obschon mir jenes Sprüchwort sehr verständlich ist, und ich mir bewußt bin, so wohl redend als schweigend die sprechendsten Beweise gegeben zu haben, daß ich seinen tiefen Sinn erforscht, so reicht doch meine Kenntniß der lateinischen Sprache nicht zu, das mir überschickte Diplom zu verstehen; ich war also genöthigt mich nach einem tüchtigen Philologen zu deutsch Wortliebhaber umzusehen, der es mir treufleißig übersetzte. Da es mir vorkommt als habe er ein Meisterstück geliefert so hoffe ich Sie werden mir Dank wissen daß ich Ihnen beiliegend Abschrift sende wie denn auch an Göthe eine noch zierlicher geschriebene bereits abgeschickt ist. Indem ich mit Rührung erkenne welche Auszeichnung mir durch Übersendung und Mittheilung des Diploms worden, statte ich hiermit meinen gebührenden Dank dafür ab, so wie auch zu der erlangten Würde nebst meinem Segen den feyerlichsten Glückwunsch, mit welchem ich verbleibe meines Herrn, der Liebhaber-Weißheit Lehrer und der freien Künste Meister

in größter Eile

ersterbende Dienerin
M. A. C. T.[2]) Willemer

Viele Grüße an die heilosen 3 Könige.

Die komische Grandezza und versteckspielende Schelmerei dieses Briefes bewährt Marianne öfters in Vers und Prosa. Wie sie hier Sulpiz launig in zwei Personen zerlegt — die eine ist die des neugebackenen Ehrendoktors, die andre gehört dem Bunde der „heillosen" „drei Könige" an — und tut, als

[1]) Sulpiz Boisserée. Bd. I, S. 304; Bd. II, S. 105 ff.
[2]) Marie Anna Catharina Therese.

wüßten beide nichts voneinander, so sendet sie 1818 zwei an aufeinander folgenden Tagen geschriebene Briefe in demselben Kuvert an J. C. Passavant, von denen der eine an den „Doktor", der andre an den „Freund" gerichtet ist[1]). Die vermutlich humoristische deutsche Fassung oder Parodie des Doktordiploms rührte gewiß von ihr selber her, wobei sie sich ihres Gatten Willemer als des „wortgetreu übersetzenden Philologen" bedient haben wird. Das Schriftstück hat sich in Boisserées Nachlaß nicht erhalten. Von einer Sendung an Goethe war bisher auch nichts bekannt. Es ist hier zu beachten, was Creizenach (S. 87) sagt: „Das Jahr 1816 ist an Briefen ärmer, als das tief und lebhaft bewegte Vorjahr erwarten ließe. Doch zeigt sich manche Spur, daß Grüße und kleine Sendungen vielfach gewechselt wurden."

Sulpiz Boisserées Übersiedlung nach München zu Ende des Jahres 1827, seine Verheiratung im nächsten Jahre ließen seine Besuche bei „Müller und Müllerin" seltener, ihre Korrespondenz spärlicher werden, ohne daß die Innigkeit der Freundschaft darunter litt. Im Alter finden sich die beiden tiefen und reinen Naturen immer wieder zurück in die Tage von 1815 wie in ihre traute geistige Heimat. Das veranschaulichen die nachstehenden Briefe. Was sich daneben ergibt, bedarf kaum einer eingehenden Erläuterung. Einiges familiäre Alltagsgeplauder konnte ohne Schaden fortbleiben.

Zur Begleitung seines von Cornelius gezeichneten Porträts schrieb Sulpiz das Folgende, dessen Konzept mir in die Hände fiel:

M[ünchen]. 18. Januar 1831.

Nachdem meine Frau und mein Bruder das Bildniß, welches ich von Cornelius für Thomas habe zeichnen laßen, nicht treu genug gefunden, hat es mich auf das angenehmste überrascht von Thomas zu hören, daß Sie, liebste Freundinn, sowie unsere Bürgermeisterinn mit der Ähnlichkeit sehr zufrieden seyen, ja daß Sie eine große Freude daran hätten. Ihre Freundschaft, der ich den größten Theil von der günstigen Beurtheilung meines Bildes zuschreiben muß, kam einem lange von mir gehegten Wunsche entgegen, Ihnen ein Zeichen meines freundschaftlichen Andenkens senden zu können. Auch wurde bei Ankunft jener Nachricht die erste Hälfte der allerliebsten Blätter „Die vier Jahreszeiten" von Weipprecht[2]) fertig, wodurch es mir vergönnt war, meinem ernsthaften Angesicht eine heitere freundliche Begleitung zu geben, die meiner Erinnerung an Sie und an die schönen mit Ihnen und Willemer verlebten Tage und Stunden einigermaßen entspricht. Ich kann mich an diesen Blättern, wozu ich die Entwürfe schon seit mehreren Jahren kenne, nicht satt sehen; diese einfache und doch höchst mannichfaltige, treue und anmuthige Darstellung des Landlebens entzückt mich immer aufs Neue. Es geht mir damit, wie mit Allem was ich bei Ihnen auf der Gerbermühle erlebt habe; ich denke immer mit der reinsten Freude an die sonnigen Morgen, Mittage und Abende, ja an die mondhellen Nächte, die ich mit Ihnen und Willemer, mit dem alten Herrn und mit den

[1]) Die Autographensammlung Alexander Meyer Cohns. Berlin 1905. Nr. 1513.

[2]) Das ist der schwäbische Bildhauer Georg Konrad Weitbrecht, dessen „Vier Jahreszeiten", eine Folge ländlicher Darstellungen — größtenteils in Basrelief ausgeführt als Fries in dem königlich württembergischen Landhaus Rosenstein — bei Cotta in lithographischer Wiedergabe erschienen; man vgl. den Brief Boisserées an Goethe vom 25. März 1825 und A. Winterlins Aufsatz „Der Bildhauer Georg Konrad Weitbrecht" in den „Württembergischen Vierteljahrsheften für Landesgeschichte". Neue Folge. Fünfter Jahrgang. 1896. S. 333—359.

übrigen Freunden in mannichfaltigstem Wechsel vertraulicher Geselligkeit und schöner Gespräche zugebracht habe. So bewegt und sorgenvoll auch dann und wann mein Gemüth dabei war, so trostvoll und heilend war mir diese heitere geistreiche Umgebung der Freunde. Es sind mir davon die schönsten Bilder unauslöschlich in der Seele geblieben, worin sich denn die Erinnerungen an die Liebe und Freundschaft, die ich bei Thomas und seiner Rosette erfahren, in natürlichster Folge verschlingen und verweben. Gedenken Sie deßen, liebe Freundinn, wenn Sie mein Bildniß und die begleitenden Blätter betrachten, die Sie als ein Gleichniß der in Ihrer und der Ihrigen Umgebung empfangenen Eindrücke ansehen mögen!

Es würde mich höchst glücklich machen, wenn das was mich in der Erinnerung so sehr erfreut, sich in der Wirklichkeit noch wiederholen könnte; ich gebe die Hoffnung dazu trotz der Weltverwirrung, die uns jetzt von allen Seiten bedroht, nicht auf. Der Besuch von Thomas und meines Bruders Erzählung von seinem Aufenthalt bei Ihnen erregten mir aufs lebhafteste den Wunsch des Wiedersehens. Behalten wir Frieden, so gehe ich im Sommer mit meiner Frau an den Rhein, und dann besuchen wir Sie, und Sie kommen auch wohl zu uns auf den Apollinarisberg, wo wir bis zum Winter bleiben werden. Auf jeden Fall bewahren wir an unserer Freundschaft einen Schatz, der uns in allen Zeiten wie Verhältnissen unvergänglich Trost, Zuversicht und Hoffnung gewähren wird.

Nun leben Sie wohl, grüßen Sie Willemer und alle Angehörigen und Freunde herzlich und laßen Sie mich auch einmal wieder von Ihnen selbst vernehmen, wie es Ihnen geht.

Mein Bruder und meine Frau sowie auch Bertram grüßen und wünschen mit mir das Beste und Schönste.

Ganz Ihr treuer Freund
Sulpiz Boisserée.

Gerhard Thomas, der zweite Gemahl von Willemers ältester Tochter Rosette, der bekannte Frankfurter Bürgermeister, hatte die erwähnten Urteile der Damen über das Porträt am 2. November 1830 (Sulpiz Boisserée I, 559) an den Freund berichtet. Auf den hier veröffentlichten Brief von Sulpiz antwortet Marianne am 24. Januar 1831 (Sulpiz Boisserée I, 569). Sie schließt: „Ich empfehle Ihnen nachstehendes Verslein zur Beherzigung:

Kennst du den Weg durch Feld und Wiesengrün?
Willkommen! ruft der Schafe friedlich Zieh'n;
Fern unter Bäumen rauscht der Mühle Bach,
Ihr Schatten birgt dem Freund ein gastlich Dach
nebst Müller und Müllerinn[1]).

Die Strophe gehört zu ihrer 1817 oder 1818 an Boisserée gerichteten prächtigen Mignonkontrafaktur: „Kennst du die Stadt an dem bescheid'nen Strom?" (Creizenach S. 96). — Auf dem Apollinarisberg bei Remagen am Rhein lag Boisserées Landgut.

Am 19. Oktober 1838 hatte Johann Jakob von Willemer das Zeitliche gesegnet. Anderthalb Jahre nach dem Tode ihres Gatten empfing Sulpiz Boisserée von Marianne das folgende Schreiben, das man mit dem „Briefwechsel zwischen Goethe und Marianne" S. 332 zusammenhalten muß.

Frankfurt d. 10. April 1840.

Die Antwort auf Ihren freundlichen Brief habe ich freilich etwas lange im Herzen herumgetragen, hoffe aber daß sie nun vermittelst unsrer gemeinschaftlichen Freunde desto wärmer an Ort und Stelle gelangt; gewiß war es für mich eine

[1]) So im Original.

große und rührende Freude die wohlbekannte Handschrift wiederzusehen, die mir eine schöne Zeit ganz nahe vor die Erinnerung brachte, und in wunderlichem Contrast mit der Gegenwart drängte die Vergangenheit sich zwischen jede Zeile; das Resultat bleibt für mich jedenfalls ein erfreuliches; da ich denn in jeder Zeile den treuen theilnehmenden Freund wieder zu finden glaube, so will ich auch gern von meinem Leben und Thun berichten, wenn Sie es nur nicht bereuen, ein Großmütterchen zum Plaudern aufgefordert zu haben.

Ich weiß nicht ob Sie wißen daß Rosette gleich nach unserem traurigen Verlust mir das Anerbieten machte bey ihr zu wohnen; nach reiflicher Überlegung und Berathung mit meinen Kindern[1]) und Freunden glaubte ich genügende Gründe zu haben es auszuschlagen, und nach wechselseitiger herzlicher Erklärung, sprach ich mich entschieden aus, daß ich auch zu Keiner andern von meinen Töchtern ziehen würde, um, da die Entfernung, in der sie wohnen wirklich etwas Trennendes hat, keiner wehe zu thun, da ihre Liebe zu mir sie zu der möglichen Täuschung verleitete, meine Gegenwart sey ihnen so angenehm als sie sich vielleicht nur einbilden; ich bin also vor der Hand in meiner alten Wohnung, das heißt nicht im rothen Männchen, das wie Sie vielleicht wißen verkauft, fast ganz neu gebaut, und größtentheils vermiethet ist, sondern am Untermainthor, in dem Hauße wo früher General Wollzogen wohnte; laßen Sie sich von der guten Steingaß[2]) die Örtlichkeit beschreiben, und mögen Ihre Freundesgedanken mich recht oft in der für mich so traurigen Wohnung aufsuchen, 4 Tage nach unserem Einzuge in dieses Hauß trug man meinen guten Willemer in seinem Sarge hinaus, und seine Leiche fuhr über die Brücke, 14 Tage später sah ich Thomas Leiche nachfolgen.

Sie können sich denken, lieber Freund, daß ich keine große Anhänglichkeit an dieß Haus habe, ja in der ersten Zeit nach Willemers Tode, da war es mir als wäre ich nirgend zu Hauße; keine Gärbermühle, kein Fahrthor, und in meiner Wohnung keine Heymath; es waren schmerzliche Stunden die ich durchleben mußte, ein Gefühl von Verlaßenheit bemächtigte sich meiner, welches mich fast überwältigte; ich bin kein selbständiges Wesen, mein armer innig geliebter und heiß beweinter Kranker war aber doch meine einzige Stütze, alles in meinem Leben war auf ihn berechnet; das war mit einemmahl vorbey. — Meine Kinder, meine Freunde bezeugten mir die herzlichste Theilnahme, und vor allen die Familie Brentano deren inniger Anhänglichkeit ich mich fortwährend zu erfreuen habe, sie betrachten mich fast als zur Familie gehörig, und außer meinen Kindern ist es mein liebster Umgang. Schöff Bansa und deßen Frau sind auch liebe Freunde, die Musik habe ich ganz aufgegeben, obschon wieder ein junges Mädchen zu mir kommt die ich bey mir singen laße; ferner sehe ich noch den Doctor Passavant, den dicken Herrn, jedoch selten. Aber bey Schloßers bin ich sehr oft, Veit, Steinle und sogenannte bekante habe ich so viele, daß ich mir manchmahl nicht zu helfen weiß. Steingaß möchte ich wohl öfter sehen, aber sie wohnen gar weit von mir, und ich habe schon weite Wege zu den Kindern; wenn mein Contrakt zu Ende ist oder vielmehr wenn Meline Scharff[3]) ihren Garten auf der Hanauer Chaussee verkauft, dann ziehe ich aus, und suche mir ein recht behagliches Eckchen am Mayn, in einem alten Häußchen, warm und mit schöner Außicht. Da meine lieben Kinder und Freunde Ihnen alle lieb und werth, so will ich auch von diesen einiges melden . . . . . .

. . . . . .

Da Sie, mein lieber teurer Freund, auch nach den alten Dienern fragen, so muß ich noch erzählen, daß der alte Kutscher Johann seinem Herrn in wenigen Wochen folgte, daß unser Georg, der bediente, der sich im Rheingau etablirt hatte, vor 8 Tagen starb, und mein kleiner Haußhalt noch aus dem alten Lenchen, und der

[1]) D. h. Stiefkindern.

[2]) Joseph Görres' älteste Tochter Sophie, an Professor Steingaß in Frankfurt verheiratet.

[3]) Willemers zweitälteste Tochter.

etwas jüngeren Lotte, meinem Hausmädchen, besteht und so lange bestehen wird als Gott will, doch letztere kannten Sie wohl nicht so genau, obschon sie von Ihnen weiß und Sie auf der Mühle oft bediente, die arme Mühle steht ganz verlassen, doch das Häuschen auf dem Mühlberg ist wieder neu aufgebaut, und mein Eigentum; und wenn ihr beide komt so wollen wir da oben der alten Zeit gedenken die uns freilich den Mehlstaub nicht ersparen konnte; aber die herrlichen Berge, der schöne Fluß, die freundliche Stadt glänzt wie damals in frischer Jugend.

Nun die herzlichsten Grüße an den Bruder, an Bertram und die Versicherung treuer Anhänglichkeit von Mariane.

„Spät erklingt, was früh erklang". Fast mit gleichen Worten wie Marianne am Schluß dieses Briefes, hatte Boisserée schon 1824 von der Gerbermühle aus Goethen die teure Szenerie, die, ihn vermissen lassend, zu elegischen Rückblicken Veranlassung gab, wieder vor die Seele gerufen. „Nach Jahren", so schrieb er am 23. September 1824 (Sulpiz Boisserée II, 375), „führt mich mein Weg wieder hieher zu den guten und liebenswürdigen Menschen, mit denen ich hier in Ihrer Gesellschaft so schöne reichhaltige Tage verlebt habe. Die Sonne, die schattigen Bäume, der Spiegel des Flusses, die Stadt, das Gebirge, die farbenreiche Abendröte, alles ist und glänzt wie damals . . . — aber der Freund und Dichter fehlt, der diesem Leben durch seine frohe, geist- und lehrreiche Teilnahme einen höheren Schwung und doppelten Wert gegeben."

Mariannens nächster Brief schlägt nach zweieinhalb Jahren sofort wieder denselben Ton erinnerungsschwerer Wehmut an, um aber gleich darauf, voll der Eindrücke eines Besuches in München, von Laune und Lebenslust zu sprudeln:

Frankfurt d. 7. 9bre 1842.

Gestern theilte mir Rosette den Inhalt Ihres Briefes mit, woraus ich schließe daß die Freunde mein gedenken, wenn es nun beynahe scheint als ob ich ganz und gar unempfindlich für so viele Liebe und Freundlichkeit noch kein Zeichen der Erinnerung und des Dankes nach der Hochebene schickte; so ist dies keineswegs und hier ganz eigentlich buchstäblich zu nehmen, die Gedanken fliegen ohne Paß über die Gränze, und ich habe sie nur bis jetzt nicht aussprechen können . . . . . Ich bin nun auch nicht mehr der Vogel auf dem Stängelchen, sondern im Nestgen wie wir sonst zu sagen pflegten, und sitze in meiner alten Mainzergasse, wo wir vorigen Winter so behaglich beysammen saßen; damit ich aber nicht in den Himmel wachse, oder vielleicht gerade weil ich für den Himmel wachsen soll, ist mir mein Lenchen so krank geworden, daß ich befürchte wenn Sie diese Zeilen lesen, ist sie wohl schon gestorben; es thut mir so wohl, mein lieber Freund, daß ich Ihnen darüber schreiben kann und daß Sie die gute Jäger kannten, sie gehörte auch zur Gärbermühle und hat Ihnen wohl manchmahl das Licht angezündet, wenn Sie hinauf in Ihr Stübchen gingen. Es ist mir gar unbehaglich, wenn ich mir denken muß daß sie ganz fort ist, und zugleich kann ich nicht leugnen, daß, so krank sie jetzt ist, dies in meinem kleinen Haußhalt recht fühlbar wird, das ging so von selbst ohne Anstrengung, von keiner Seite, aber es machte sich, und nun ist ein Zähnchen aus dem kleinen Getriebe schadhaft, und die Mühle mahlt nicht. Traurig bin ich nun wohl, aber nicht trübselig und wenn ich mir ein gutes Stündchen machen will, so erzähle ich von München; daß ich dabey der lieben Freunde herzlich und innig gedenke versteht sich von selbst, denn was wäre München für uns gewesen ohne die liebevolle Aufnahme die uns von Euch so wohl als von dem guten Melchior zutheil geworden, unsre liebe Linder [1]) nicht zu vergeßen, die ich wenn schon nicht zu den

[1]) Emilie Linder, die späte Freundin Clemens Brentanos. Vgl. „Erinnerungen an Emilie Linder (1797—1867). Zum Säkulargedächtnis ihrer Geburt". Von Dr. Franz Binder. München 1897.

alten, doch zu den neuen Freunden zähle, möge es Euch im Herzen klingeln wie man sagt, daß man bey guter Nachrede ein Klingeln im rechten Ohr hört. Melchior sey mir besonders gegrüßt. Durch ihn sind mir die baierischen Dampfnudel zu einem Ideal geworden, ich sah sie bey jenem bewußten Abschied in einer gewißen Verklärung, mein Herz und mein Magen waren zu gleichen Theilen gerührt und entzückt; und gewiß ohne Scherz: es war eine Freundlichkeit die aus dem Herzen kam und zum Herzen ging.

Schwanthalers Gruß sey herzlich erwiedert. ich prahle hier ganz außerordentlich mit seiner Bekantschaft, und schildere ihn so schön und liebenswürdig, daß die Frauen vor Neid platzen möchten; man kann des Guten nicht zu viel thun; gestehen will ich, er hat mir sehr gut gefallen und ich weiß nicht soll ich sagen, es ist mir leid, oder es ist mir lieb, daß ich nicht 30 Jahre weniger habe, sonst stünde ich nicht dafür daß ich mich nicht in ihn verliebt hätte. auch den guten General Weber laß ich schönstens grüßen, daß steht und geht auf beiden Füßen! und meine? ja auch meine liebe Linder möge nicht zürnen daß ich über das Bild und über den Eindruck den es machte noch nichts geschrieben habe, im Ganzen wars ein günstiger, man fand es sehr ähnlich, was ich allenfalls dabey zu bemerken wüße, will ich ihr bald und ausführlich schreiben. Zur Nachricht für die Görres sey gesagt daß die Steingaß in Coblenz, und Er hier in Frankfurt wohl und vergnügt sind, auch die Kinder sind gesund, und Franz noch immer mein Anbeter hat sich die Haare schneiden laßen. wer allenfalls noch von mir gegrüßt seyn will, den bitte ich zu contentiren und mir a conto zu schreiben, die Grüße an die Guaitas, Brentanos, Veit und Grunelius sollen hier schönstens ausgerichtet werden, meine Gratulation über die Cölner Freude und Ehre[1]) will ich noch hiemitt gehörig erstatten, es hat mich herzlich gefreut, daß Sie diese Freude hatten, und daß bey Ihnen wie so manches andre gute Wort auch das treffliche unsers Freundes sich bewährte: was man in der Jugend sich wünscht, hat man im Alter die Fülle. Nicht als ob wir gerade alt wären, aber jung waren wir gewiß. Nun hoffe ich haben sich auch alle üblen Folgen der Reise bey Ihnen und Ihrer lieben Frau ausgeglichen, und wenn wie Sie mir schreiben, die Langeweile einiges zu Ihrer Genesung beygetragen, so hoffe ich daß mein Brief die Cour vollenden hilft wozu ich den besten Erfolg wünsche. Und nun lieben Freunde und liebe Frau Matilde nochmals den besten Dank auch daß Ihr so treu meiner bey den schönen Festen gedacht; gewiß würde ich ganz bezaubert von all den schönen Farben, Lichtern, Fahnen und Menschengesichtern gewesen seyn, und ich gestehe Euch gerne, daß in einsamen Stunden ich mich sehr nach München gesehnt habe . . .

. . . . . .

Bettine ist hier. Kindlicher wie je! Alaaf[2]) München und die Freunde
treu ergeben
die Großmutter

Auf einigen dem Jahre 1843 angehörigen Briefblättern Mariannes liest man noch die folgende Aussprache über den viel Staub aufwirbelnden, der antinazarenischen Strömung zuzuschreibenden Rücktritt Philipp Veits von der Leitung des Städelschen Instituts[3]) und über die Aufstellung des von Schwanthaler modellierten Frankfurter Goethe-Monuments:

Was nun unsern Freund Veit anbelangt, so wäre von seiner Abdankung und deren Ursachen ein ganzes Buch zu schreiben, die zuerst genannte ist der Ankauf des

[1]) Die feierliche, in Gegenwart Friedrich Wilhelms IV. stattfindende, mit hoher Auszeichnung für den anwesenden Boisserée verbundene Grundsteinlegung des Kölner Doms (Anfang September 1842), der Krönungstag für sein Lebenswerk. Bewegte und ergreifende Briefe von Sulpiz und Mathilde an Melchior in „Sulpiz Boisserée", Bd. I, S. 815 ff.

[2]) Niederrheinisches Dialektwort für „hoch", „vivat".

[3]) Vgl. Martin Spahn, Philipp Veit. Bielefeld und Leipzig 1901. S. 83.

ominösen Bildes, ohne sein Vorwißen, man hat ihn gar nicht gefragt, also konnte er auch nicht protestiren. Dieß war ein Hauptgrund und ein sehr gültiger, der zweite beruht auf der Behandlung des von Leßing gewählten Gegenstandes. Veit konnte nicht anders als seiner Überzeugung gemäß entschieden dagegen auftreten, aber Sie haben keinen Begriff von der Aufregung, die sein Entschluß im Institut, ja in der ganzen Stadt verursacht. Alles nimt Parthey für oder gegen Veit. und was das schlimmste bey der Sache ist, das Bild[1]) im eigentlichsten Sinn populair und wundervoll gemahlt, verletzt und verhetzt die Catholiken und Protestanten auf eine Weise die ich nicht für möglich gehalten hätte, und so ist es recht eigentlich ein Zankapfel geworden; Sie werden die Geschichten wohl schon in den Blättern gelesen haben, nun aber fragen Sie mich was sind Veits Pläne für die Zukunft? Da weiß er freilich noch nichts bestimtes. Sowie die Stellung als Director eine ganz verfehlte und falsche für ihn war und seinem ganzen Wesen entgegen, so halte ich es für ein Glück für Veit daß es endlich zum Bruch gekommen, es hätte doch nicht lange mehr gehalten. Die Nothwendigkeit etwas zu thun weckt ihn aus seiner Lethargie und Unentschloßenheit; er hat Bestellung für 14 Bilder, worunter ein großes Altarbild für die hiesige Domkirche, welches die Catholiken bei ihm bestellen wollen, zu dem hat Veit Vermögen, und so wie er sich darüber ausspricht scheint ihm an der hiesigen Anstellung wenig zu liegen. Man hat ihm von Mainz aus ein Lokale für Attelier und Wohnung angeboten, wenn er sich dort gefallen lassen könte, aber erst damit einverstanden, hat er es später abgelehnt, nun will er hier ein Attelier öffnen und Schüler bilden, aber daß giebt ihm eine durchaus feindliche Stellung dem Institut gegenüber, und zudem ist es seine Sache nicht, er hat sich unter uns gesagt nie um die Schüler bekümmert. und wird es jetzt noch weniger thun, da er fleißiger mahlen muß. Bis zum July hat er noch alle Zeit sich die Sache zu überlegen, wenn er nur bis dahin zu einem Entschluß komt. ich hätte über diesen Gegenstand noch manches zu sagen, aber es liegt außer den Grenzen eines Briefes, so was läßt sich wohl besprechen aber nicht beschreiben.

Über unsern alten Freund ist auch viel Gerede, wohin das Monument zu stellen sey und für den Comedienplatz sind wenig Stimmen; Schwanthaler hat sich freilich dafür ausgesprochen, aber damals sollte der Platz unter den Bäumen der Stadtallé gelichtet werden, nun soll er aber auf dem Platz selbst stehen, und zwar nicht einmahl in der Mitte, denn steht er der Allée nach in der Mitte so steht er neben dem Theater, und steht er in der Mitte des Platzes so guckt er in die Tippegaß (?), zudem ist er viel zu klein; möchte Schwanthaler sich an Ort und Stelle überzeugen daß es fast unmöglich ist. einstweilen, lesen Sie ihm doch das Frankfurter Conversationsblatt Nr 53. 56. 59. wo alle Gründe für und gegen diesen Platz erwogen und manche gute Bemerkungen angebracht sind. ich fürchte immer wenn es erst einmahl steht, wird man wünschen daß es wo anders stehen sollte.

So blieben Mariannes Gedanken geschäftig im Reiche ihres großen Beglückers.

[1]) „Huß vor dem Konzile zu Konstanz".

Die Gebärde des Weibes.

Von

Anselma Heine.

Gebärden sind Rudimente von Handlungen. Statt des Faustschlags droht die geballte Hand: das Achselzucken ersetzt das faktische Abwerfen einer Last; das Winken ist an Stelle des gewaltsamen Herbeiziehens getreten; das Ja-Nicken symbolisiert den vollständigeren Gehorsam, mit dem der Überwundene sein Haupt in das Joch des Siegers beugte. Denn die Gebärde ist es, die — weil sie sich im Unbewußten als etwas scheinbar Spontanes entwickelt — dem Polizeiblick der Kultur am längsten entgehen konnte und so in unsrer nivellierenden Zeit, die Taten, Worte und Gedanken aller Länder einander zum Verwechseln ähnlich gemacht hat, das Verbindungsglied darstellt zwischen den Kulturen der Vergangenheit und unsrer heutigen. Unverlöschlicher als Züge und Körperformen vererbt sich die Gebärde.

Ich sah in einer alten, aristokratischen Familie Finnlands ein kleines, feines und goldhaariges Mädchen, das bei einer freundlichen Mahnung der Mutter blitzschnell den Arm erhob, um gleichsam das Gesicht damit zu schützen. Später hörte ich, daß die Familie ihren Ursprung mütterlicherseits auf russische Leibeigene zurückführte. Da verstand ich, daß dieses wohlgepflegte, ziemlich selbstbewußte und verhätschelte Kind irgendwo in seinem Blute noch unbewußt die Furcht vor der Peitsche bewahrte, die einmal, vor Jahrhunderten, über dem Haupte des Ahnherrn geschwungen wurde.

Hauptsächlich ist es die Frau, an der man so die früheren Schicksale ihrer Rasse, ihres Geschlechts ablesen kann. Und, soviel auch in neuester Zeit die allgemeine Erhebung des Weibes und ihr Bewußtwerden über sich selbst im Wesen der Frau verändert haben mögen, die festen Grundlinien ihrer Art, die Urmission ihres Geschlechtes, lassen sich nicht verwischen. Die lauten: Das Weib ist, war und wird sein erhaltender Art, widerspiegelnd mehr als gestaltend. Gerade ihr zäher Bewahrungstrieb macht sie zur geheimnisvollen Hüterin längst vergangener Zustände. Ihre Hände vermögen die großen, auseinandergerosteten Zusammenhänge wieder zu schließen; die Schlüssel trägt sie zu tiefverborgenen Heiligtümern, und auf ihren Lippen lächeln längst verstummte Offenbarungen.

Alle diese Wunderkräfte liegen als krause Runenschrift vor uns in der Gebärde des Weibes. Man braucht sie nur zu entziffern.

Amiél sagt einmal in seinem Tagebuche: „Die Frau erhält ohne Auswahl. Einerseits erhält sie Gottes Werk das Erhabene, Verständige, wirklich Menschliche am Menschen, Poesie, Religion, Tugend und Zärtlichkeit; anderseits das Vergängliche, örtlich Bedingte, die Künstlichkeiten der Gesellschaft, Sitten, Gebräuche, Lächerlichkeiten, Vorurteile, Kleinliches."

Amiél hat recht. Man kann leicht nachweisen, daß in Gebieten, die allein und von jeher der Frau überlassen wurden, die Tradition herrscht. Eine oft schädliche, retardierende, abergläubische Tradition. Im Haushalt, in der Kinderpflege, bei Verlobung und Heirat stoßen wir Schritt für Schritt an solche Mauern von Traditionen, die sich nur ganz, ganz langsam und mit großer Geduld abtragen lassen.

Gerade aber weil die Frau so „ohne Auswahl erhält", spiegelt ihre Gebärde nicht nur die großen, historischen Zusammenhänge wider, nicht nur die Art ihrer früheren Kultur, weit deutlicher noch verrät sie die Stufe ihrer jetzigen. Man kann an der Art, wie eine Frau geht, sich hält, sich kleidet, wie sie zuhört, spricht und schweigt, ihre Nationalität und Rasse, ihren Rang, Stand, Beruf, ja ihre Sinnesart erkennen, und der Händedruck einer verheirateten Frau ist verschieden von dem des gleichaltrigen Mädchens.

Bei dem Manne schleift das Leben alle diese verräterischen Zeichen ab. Er ordnet sich den Verhältnissen nicht unter, sondern ein, erweitert seinen Kreis nach seinem Bedarf, sprengt ihn und zieht ihn zur Linie einer gleichberechtigten Allgemeinheit auseinander; die Frau dagegen in der ihr eigentümlichen Eigenschaft als Bewahrerin respektiert ihr Milieu, sie empfängt Eindrücke, behält Spuren, sammelt Erinnerungen von allem, was an sie herantritt. Ihre Lebensgewohnheiten formen allmählich ihre Gebärde um. Und da diese Lebensgewohnheiten von Land, Klima, Sitte, Rasse abhängen, so greifen auch sie, in seltsamem Kreislauf, wieder auf das Historische zurück.

Gesittung und Gesinnung also sind es, die uns die Gebärde des Weibes verraten. Ich entsinne mich eines graubunten Herbstnachmittags in Paris, an dem ich stundenlang am Fenster stand und auf die Straße blickte. Frauen aller Nationen und Klassen zogen da an mir vorüber, und ich amüsierte mich damit, ihre Merkmale unter der fast gleich gearteten Kleidung herauszufinden, mir ihre Gebärde einzuprägen. Es war feucht, es galt also, da unten auf dem schmutzigen Makadam den Kleidersaum zu schützen. Schon das allein gab Anhaltspunkte. Die Pariserin aller Stände, ihres zierlichen Fußes, guten Schuhwerks und ihrer koketten „dessous" gewiß, rafft mit einer einzigen geschickten Bewegung den Oberrock sehr eng und hoch zusammen. Selbst die Mädchen ohne Hut, Bonnen und Arbeiterinnen stehen darin den Vornehmen nicht nach. Die Dame, die in langem Schleppkleide aus dem Wagen steigt, hebt gleichfalls mit unbegreiflicher präziser Grazie mit einem Ruck, wie achtlos, all das wogende und rauschende Gewirr. Ihre großen Augen, der liebenswürdig gewölbte Mund sind dabei das einzig Lebende in dem zarten Gesicht. Man ahmt diesen Gesichtsausdruck der vornehmen Französin, zur Maske

erstarrt, in unsern Modenblättern nach. Er stammt noch aus der Zeit des Rokoko, da die Riesenkrinoline eine sittsame Entfernung der Dame von ihren Verehrern wahrte, und ganz allein die Augen es waren, die zu verheißen vermochten. Diese Rokokomiene ist charakteristisch für die Französin, die immer noch — vielleicht aus unbewußter Vorsicht ihrem raschen Temperament gegenüber, — sorgfältigst die Etikette wahrt. Alle Toleranz ordnet sich dieser Etikette unter und nimmt erst von ihr die Erlaubnis zu Ausschreitungen entgegen. Auch an der Haltung erkennt man die Französin, die Pariserin. Paris ist die Stadt der Frau. Hier ist sie unbedingte Herrscherin. Jede Bewegung verrät, daß sie es weiß. Ihr Lächeln, ihre Grazie sind die freundlichen Äußerungen einer Wohlgelittenen, durch die allgemeine Gunst Verwöhnten. Ihr Gang zeigt Intelligenz, die der Bewunderung gewiß ist.

Die Deutsche dagegen trägt auf der Straße ein finsteres, kampflustiges Gesicht. Der holdselige Gretchenausdruck, der im Bewußtsein geschützter Hilflosigkeit mit bescheidener Bewunderung fremden Könnens gepaart war, ist verschwunden. Statt dessen haben unsre Frauen etwas Argwöhnisches, zur Gegenwehr Gewaffnetes in ihrem Gesichtsausdruck bekommen. Man sieht, sie fühlen sich nicht als Königinnen, sondern eher als Befreite. Auch in Tracht und Gang betont sich das. Noch haben sie, im Durchschnitt, nicht den Mut gefunden, ihren Geschmack als berechtigt anzuerkennen, und wo sie es tun, sieht man leider nur zu oft, daß sie recht hatten mit ihrer Zaghaftigkeit. Die Deutsche sieht mehr mit dem Verstande als mit den Augen. Das Kostüm, das sie sich aussuchte, weil es ihrem Wesen entspricht, entspricht darum noch nicht immer ihrem Milieu, und erst wenn man beides miteinander multipliziert, kommt die rechte Mischung heraus. Von meinem Fenster aus sehe ich vorurteilslose deutsche Malerinnen in pathetischem, fließendem Gewande einherwandern. Leider hat kein schneiderhaftes Raffinement die ernste Schönheit dieses Kleides zu einer Straßenrobe zu mildern vermocht. Die Trägerin kämpft unablässig damit, die langen, faltigen Stoffmassen zu meistern, sie vor dem Straßenschmutz zu schützen. Natürlich kommen ihr auch nicht die hochhackigen Stiefelchen der Pariserin zu Hilfe, und der große Hut, den sie trägt, eignet sich gleichfalls besser für stille Stuben und Theaterluft, als für die windige Straße. Ihre Freundin wieder ist nur praktisch, rücksichtslos praktisch gekleidet, kurzes Reformkleid, das an einen Sack erinnert und ohne Rücksicht auf ihre rundlichen Formen etwas Kindliches hat; mißfarbiger Regenhut, wollene Handschuhe, alles dokumentiert, daß die Trägerin weitab ist von weiblicher Gefallsucht und daß sie Gewicht darauf legt, das zu zeigen. Auch ihre Bewegungen haben etwas Unwirsches, und die Kopfhaltung, die der Kneifer ihr aufzwingt, macht die ganze Erscheinung ungeschickt. Die kurzsichtige Französin benutzt ein Lorgnon, die Engländerin eine gutsitzende Brille. Ich halte sie für eine Lehrerin, die hier in Paris wie mit Scheuklappen umhergeht und philologisch Französisch treibt. Nicht weit von ihr gehen zwei lustig Schwatzende, sicher gleichfalls Deutsche. Keine Französin trägt einen Hut, dessen Krempe über das Gesicht emporragt, ohne den Übergang mit einem Rahmen ihres Haars zu füllen. Und Süddeutsche sind sie nach ihrer

frischeren, lauteren Art, und aus einer kleinen Stadt, denn ihr Gang ist undisziplinierter; sie schauen sich bei jedem Schritt um, benehmen sich ungeniert, als wären sie zu Hause, tuscheln miteinander und fühlen sich als naive Kostgäste an der Tafel des Lebens. Die bernsteinhaarige Kokotte hinter ihnen mit ihrer fragilen Spitzenboa zeigt ihren Stand und ihre Lebensgewohnheiten ebenso deutlich. „Was macht's, wenn alles verregnet? Morgen kauft mir irgendeiner Schöneres!" sagt ihre Tracht, ihr wippender Gang, der alle Reize ihrer Gestalt zum Ausdruck bringen möchte. Hinter ihr schreitet mit kühn elastischem Gange die Amerikanerin, farbiger gekleidet, als es die Pariserin auf der Straße wagt, großzügig in jeder Bewegung, so daß die stelzende, zierliche und bewegliche Französin etwas beinahe Zofenhaftes bekommt neben ihr. Alles ist neu an der Amerikanerin, und nicht vom allerteuersten. Sie kennt nicht die Freude an wohlgefüllten Leinenschränken und Hausrat. Was und wer sie ist, zeigt sie in ihrer Person, die scharfäugig und souverän ihres Weges rasch dahingeht. Ihr Königinnentum ist andrer Art als das der Französin. Ihr ist es nicht erst durch die Chevalerie des Mannes zugesichert, nicht nur über ihn will sie herrschen; der Blick, mit dem sie die Menge überschaut, ist weder verheißend noch lächelnd. Sie sieht eben. Und wenn ein Mann kommt, so flirtet sie mit ihm, weil es ihr Spaß macht, sie erfrischt, nicht aber, weil ihr das die Hauptsache wäre im Leben.

Die Engländerin geht mit langen, gleichmäßigen, sportartigen Schritten und gut nach dem Fuß gearbeiteten Schuhen gelassen umher, fast ohne umzuschauen. Immer scheint sie ein Ziel zu verfolgen, konzentriert eine einzige Sache zu besorgen. Sie mag des Vormittags in praktischer Reisekleidung, des Nachmittags in eleganter „five o'clock"-Toilette erscheinen, immer liegt in ihrer Haltung, in der zufriedenen Art ihrer Bewegungen das Bewußtsein, tadellos nicht nur, sondern vorbildlich zu sein.

Und jetzt kommen, laut sprechend und gestikulierend, zwei Italienerinnen. Sie tragen allerlei Schmuck und sind weniger knapp angezogen als die nordischen Völker. Lebhaft schwirren die Augen umher, alles, was sie sehen, interessiert sie, namentlich die Kinder, wie es scheint. Die eine beugt sich über das weiße, spitzenumhüllte Baby auf dem Arme einer Negerin und will es küssen. Die Negerin protestiert entrüstet.

Zu bestimmter Stunde nachmittags kommt ein Trupp russischer Studentinnen vorbei, wenig sorgfältig gekleidet, immer mit Kameraden schwatzend und disputierend, ungleichmäßig im Gang, wie gestoßen von ihrem Temperament. Meist sind es Frauen jüdischer Rasse, aber auch ein paar blaßblonde unter ihnen, ruhiger, korpulenter und träger, mit runden Augen, die immer wie erstaunt um sich sehen. Und auch Slawinnen sind da, Böhminnen mit weichem, wiegendem Gang; Ungarinnen, die aussehen, als ob sie immer die Blicke eines Bewunderers auf sich fühlten. Sie haben etwas Orientalisches in der Art, wie sie sich von ihren Begleitern bedienen lassen, und man sieht ihnen an, daß sie sich putzen und pflegen als echte Weibchen, die auf ihre Männchen warten. Nicht sie anlocken, nein, mit heimlicher Sehnsucht warten. Und eigentlich ist es weniger der Mann als die Heirat, die sie erwarten.

Das Lächeln, mit dem sie Schmeicheleien hinnehmen, ist sanft und unterwürfig, dabei heimlich prüfend.

Polinnen kommen vorbei und sprühen wahllos ihre Blickraketen in die Menge. Ihr Gang ist wie Tanz, ihre Lippen öffnen sich dem Genusse, die schnellen, schlangenartigen Bewegungen haben etwas Hypnotisierendes. Ihre Toilette ist elegant und anreizend, mit einem Stich ins Exotische. Bernhard Shaw schreibt im Szenarium einer Szene seines Dramas „Helden" vor: „Sie trägt einen Schlafrock, von dem man sieht, daß es ihr einziger ist." Wäre es wirklich möglich, das darzustellen, man könnte das den Allüren der Polinnen ablesen. Ihre Eleganz ist ein wenig betont, nicht immer völlig durchgeführt und weit entfernt von der achtlosen Vornehmheit etwa der deutschen Landaristokratinnen, die nicht in den Spiegel sehen, wenn sie sich ankleiden, weil sie wissen, gerade so, wie sie sind, standesgemäß frisiert und angezogen, sind sie recht. Sie fühlen sich von ihrer Umgebung anerkannt als Trägerinnen eines geachteten Namens, Besitzerinnen etwa eines geordneten Anwesens; das genügt ihnen. Im Bois sieht man sie manchmal spazieren fahren mit dem ruhigen, blauen Herrenblicke der Germanin, der sauber und gefestigt wirkt.

Ein völlig andrer Charakter ist es, den jene blonde Achtlose zeigt, die da eben in einer Droschke die Straße heraufkommt. In ihrer ganzen Haltung prägt sich die Altruistin aus, die Idealistin. Möglichst unbequem sitzt sie in ihrem Wagen auf dem äußersten Ende des Polsters, wachsam, wie hilfsbereit. Ihre blonden Haare, im Verein mit dem schifferartig hellen Auge, verraten sie als Nordländerin, und es liegt ein wenig der Ellen Key-Typus in ihren Zügen ausgeprägt; ihr Blick zeigt jenes gütige, nachdenkliche Forschen der Humanisten. Seite an Seite mit ihr fährt der Wagen einer jungen Frau, die, wollüstig in die Polster geschmiegt, eine lange Stiellorgnette in der fein behandschuhten Hand, die Menge mustert, anscheinend nach Bekannten ausschaut. Sie genießt. Wenn sie die Lorgnette sinken läßt, sind die Augen halb verschleiert, gesättigt und müde. Ein orientalischer Typus — die Gebärde einer Frau, die nach uralter Tradition nur Zuschauerin, nicht Mitagierende sein darf.

Vielleicht lassen sich in diesem Kaleidoskop weiblicher Gebärden zwei Hauptgruppen unterscheiden: Die Frauen sonniger Länder und die aus Nebel und Kälte stammen. Südländerinnen und Nordländerinnen. Die einen sind gleichsam geöffneter für die Außenwelt, greifen mehr nach außen, geben sich furchtloser und unbefangener. Namentlich im Volke bei ihnen trifft man die große, furchtlose Gebärde, bei Italienerinnen, Spanierinnen, in Südösterreich, Südfrankreich. Dazu kommt dann noch die katholische Religion mit ihrer Gewohnheit des öffentlichen Lebens für die Frauen, Umzüge, Kirchenfeste, Schaustellungen, dazu auch der, den Romaninnen angeborene Sinn fürs Formale, dieses sich gleichsam von außen Besehen, was den Bewohnerinnen der Nebelländer abgeht, deren Gebärde meist etwas Vages, Unpräzises behält.

Die Nordländerin, gewöhnt, sich vorsichtig zu verhüllen, hat etwas Zusammengefaßtes, Stilleres, ihr Blick zieht mehr in sich hinein als nach außen, so wie jemand, der in der Kälte lebt, eben möglichst wenig von sich

selber preisgibt. Etwas Verhülltes liegt über ihren Bewegungen, auch im Volke, oft fast etwas Verstecktes oder Gedrücktes, so, als stünde sie im Nebel, und es sei nutzlos, den Kopf zu heben.

Ebenso stark wie Nord und Süd unterscheidet sich das westliche und östliche Element voneinander. Und hier ist es besonders die Stellung des Weibes zum Manne, die in Frage kommt. Die Orientalin, welchem Lande und welcher Kultur sie auch gegenwärtig angehören mag, hat etwas Passives; ihr Blick hat die tiefe Schwermut der Sklavin noch ein wenig beibehalten, ihr Gang hat nichts Entschlossenes, Zielbewußtes; er scheint daran zu mahnen, daß die Orientalin gewöhnt war, viele Stunden zu liegen und sich nur auf Geheiß ihres Gebieters zu erheben, um ihm zu dienen. In der Art, wie eine Frau reagiert auf das Eintreten des Mannes in einem Frauenkreise, wie sie unwillkürlich die Schultern bewegt, intensiver aufmerkt auf sich und ihre Wirkung, oder wie sie verstummt, wie demütig in sich zusammenfällt, nur mit dem Blicke jeder Bewegung des Mannes folgt oder passiv zu warten scheint, ihrer Macht bewußt, bezeugen sich Romanin, Germanin und Orientalin.

Um die Gebärde einer Frau zu schildern, müßte man sie beobachten beim Stehen, Gehen, Sich-beugen, Liegen, Nicken, Winken, Händefalten, Im-Hause-hantieren, Nähen, Streicheln, Sorgen, Küssen, Zuhören, Sich-langweilen, Gähnen, Überraschtsein, Abwarten — kurz immer. Denn nicht das, was sie ausdrückt, auch das, was sie verschweigt, macht die Gebärde der Frau interessant.

Die Dramatik der neuen Zeit hat es verstanden, neben dem Worte ein zweites ergreifenderes Drama der Gebärde zu bilden. Wenn die Duse ganz klein und schmerzlich in einen der großen, steifen Stühle sinkt, so fühlt man ihr gramvolles Versinken vor dem Sanktionierten, Unerbittlichen um sie her. Wenn die Sorma als Frau Alving in den „Gespenstern" entdeckt, daß sie ihren Mann nie verstanden hat, zieht sie fröstelnd das Tuch um ihre Schultern; ihr Blick wird weit und visionär, ihre Augen füllen sich mit Tränen: sie wird ganz steif, wie leblos, denn ihr Geist hat für einen Augenblick seinen Körper verlassen und wandelt in der Vergangenheit.

Dann wieder auf Oswalds egoistisches: „Sei doch fröhlich, Mutter!" macht sie sich, ihrem mütterlichen Appell gehorsam, stramm und ist „fröhlich".

Man könnte leicht ein stummes Drama schreiben, das im Damenkoupé der Eisenbahn spielte. Frauen aller Art sitzen sich da gegenüber, im engsten Raum, verschiedene Welten, die sich räumlich fast berühren. Die eine, Vorsichtige, Unselbständige behält von Anfang bis zuletzt all ihr Handgepäck bei sich, den Schirm legt sie auf das Polster hinter sich, wo er sie beständig in den Rücken sticht. Die Überlegene bringt mit ein paar kurzen Bewegungen alles in Ordnung, stellt die Heizung, inspiziert die Ventilation. Nun der stille Kampf der Heiß- und Kaltgewöhnten, der Sportgewöhnten und der Verweichlichten, der Rücksichtslosen und der Ängstlichen, der Höflichen und der Gerechten. Temperament, Bildung, aufrichtige Gesinnung und verstecktes Wesen, alles drückt sich ohne Worte aus in diesem engen Gegenüber und

Nebeneinander. Dabei das spähende Taxieren, das Aufmerken und Vergleichen — man wünschte sich manchmal einen Kinematographen.

Deutlicher als Nationalität, Rasse, Rang und Gemütsart der Frau erkennt man ihren Beruf. Die Schauspielerin, die Malerin, die Näherin, die kinderreiche Familienmutter, die Hausfrau, das Ladenmädchen, jede hat ihre immer wiederholten Handgriffe, die zu Gewohnheiten werden und so allmählich sich in die Gebärde einschleichen. Dies aber teilt die Frau mit jedem Manne; es ist kein besonderes Merkmal ihres Geschlechts und bleibt außerdem oft im Individuellen stecken, so daß man mehr von subjektiver Angewohnheit als von einer typischen Gebärde sprechen kann. Erst dann, wenn die Beschäftigung der Frau ihre Tracht verändert hat, verändert sich auch ihre Gebärde.

Wir können das auf alten Bildern deutlich verfolgen.

Wie sorglich gebückt erscheint die altdeutsche Frau beim Spinnen und in der Kinderstube und wie übertrieben feiertäglich steif am Arme ihres Mannes im Sonntagsstaat, die verarbeiteten Hände übereinandergelegt, als müsse sie sie gewaltsam zur Ruhe zwingen, den Blick gesenkt. Sie sieht geputzt aus, wie hineingeliehen in ihren Anzug. Zur Rokokozeit ist das anders. Haltung und Kostüm passen zusammen. Die seidenbeschuhten Edeldamen, die im wohlgepflegten Park mit ihren Galans herumspazierten und sich sentimentale Liebeserklärungen machen ließen, hatten Zofen und Dienerinnen genug zur Verfügung, die ihnen die häusliche Arbeit ersparten, ihnen bei ihrem Putz behilflich waren. Die unnützliche Grazie ihrer Bewegungen brachten die kostbaren Stoffe der Kleidung, das schillernde Farbenspiel ihrer Bänder, ihrer kostbaren Federn und edeln Steine zur Geltung, und der Anzug wiederum erhöhte und verklärte ihre Reize. Die künstliche Sittsamkeit der weißen, schlichten Empirekleidung gab wieder einen pikanten Gegensatz zu der immer noch pikanten Gebärde der Frau. Die jungen Mädchen von Greuze wissen ganz gut, wie unschuldig sie sind und wie reizend ihnen das steht.

Die griechische Tracht zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts war ein Kostüm, das mehr den intellektuellen Bedürfnissen des Zeitalters als dem faktischen entsprach, und wir können uns heute nicht genug wundern, wenn wir die Schühchen und Kleidchen jener Zeit betrachten und an den Zustand der damaligen Straßen denken. Freilich ging manche Frau damals im Winter überhaupt nicht aus dem Hause und wartete auf die gute Jahreszeit, um sich ein wenig Bewegung im Freien zu machen. Von dem daraus resultierenden ewigen Übelbefinden der Damen, ihre „vapeurs", Ohnmachten, interessanten Zufällen mag der resignierte Leidenszug herrühren, den wir auf allen Porträts jener Zeit bemerken, ein Lächeln, wie über tapfer verhehlten Zahnschmerzen.

Die moderne Frau hat andre Gebärden. Ihr Typus, der rein auftritt, ist leicht zu erkennen. Sie hat nicht mehr das Demütige, aufdringlich Sittsame, aber auch nicht mehr das stark in sich Beruhende der Renaissance und der Antike, nicht mehr das Kokette des Rokoko. Mit vorgestrecktem schlanken Halse scheint sie immer zu suchen, immer nach neuen Erkenntnissen zu hungern. Anstatt der seßhaften Spießbürgerin, die stundenlang an ihrem Strickstrumpfe

faß, ist eine Frau mit raschen Entschlüssen getreten, eine Frau, die Rad fährt, Schlittschuh läuft, Schreibmaschine schreibt, der die Maschinen und sonstigen industriellen Hilfsmittel nicht mehr feindliche Gewalten sind, die nicht mehr in freundlicher Muße lächelt und träumt, sondern ernsthaft und eilig mit knappen Bewegungen sich durch die Menge schiebt. Mit ihren ruhig geöffneten Augen, die sich nicht mehr beängstigt abwenden vor Ungewohntem, mit ihren rasch zugreifenden Bewegungen, ihrem aufmerksamen Verständnis auch für fremdes Wesen, hat sie sich erhoben aus dem Typus Weibchen, Nur-Frau; sie ist Mensch geworden, und ihre Gebärde ist die eines Wesens, das von sich selber weiß, ohne sich zu unterschätzen oder von sich berauscht zu sein. Ihr Blick auf den Mann ist wahlhaft, ohne Furcht und Abwehr, ohne listiges Anlocken; ihr Geschmack mildert die praktischen Notwendigkeiten in der Kleidung, ihr künstlerisch wohlgebildeter Geschmack, ihr erweiterter Blick lassen sie empfinden, wo Einfügen not tut und wo die Eigenart einsetzen darf, ohne als geschmackloser Eigensinn zu erscheinen.

Selten nur, ganz selten trifft man auf eine solche wahrhaft moderne Erscheinung, und wo man sie trifft, vergißt man, auf ihre Gebärde zu merken. Denn sie hat keine. Bei ihr sind Wesen, Sich-geben und Sich-tragen in eins verschmolzen, so daß man von dem einen nicht sprechen kann, ohne zugleich das andre zu meinen. Ihre Gebärde aber sagt, was im Grunde alle Gebärden aller Frauen aller Jahrhunderte von je gesagt haben: „Hier bin ich. Habt mich lieb."

Das Stumme.

Von

Per Hallström[1]).

I.

Zwischen Felsen lag das Dorf, gerade da, wo das Gebirge mit seinen letzten Stufen in das weite, flache Küstenland überging. Der Wald war damals höher und dunkler als heute und stand überall, wo nicht das fließende Wasser mit der steigenden Herbst- und Frühlingsflut die Bäume ferngehalten, Wälle von angeschwemmter Erde gebaut und sie mit grauem Weidengebüsch bekleidet hatte. Aber hier war ein Fluß, und in seinem geräumigen Tal hatten sich die Menschen schon früh niedergelassen. Sie hatten Wiesen ausgetrocknet und die besten zu Feldern gepflügt, sie waren den Wurzeln der Riesenbäume mit Axt und Feuer zu Leibe gerückt und hatten Geschlecht für Geschlecht ihr Gebiet erweitert. Jetzt lag es da und leuchtete in der Sonne, nicht übermäßig fruchtbar, aber gut und freundlich genug unter den Abhängen mit ihren roten Häuschen. Die kleinen Äcker fügten sich mit ihren verschiedenen Farben zu einer gestreiften und gewürfelten Decke zusammen, deren Gewebe im Vorsommer das Feinste und Leichteste schien, was man sehen konnte. Selbst die kleinen Häufchen der Ameisen glänzten dann silbergrau und glichen einer zerstreut ruhenden Herde. Der Boden war jedoch lehmig, und es erforderte ziemlich schwere Arbeit, ihn zu bestellen. Er wogte noch und hatte nicht die Ruhe der Ebene erreicht, er hob und senkte sich wie erstarrte Atemzüge aus einer breiten, kräftigen Brust.

Gleich darüber tat der Fluß seinen letzten Fall; da drängte er sich zusammen und brüllte ungebärdig, im Winter wie im Sommer. Wenn Frost kam, stieg da ein weißer Dampf auf und wälzte sich im Zug des Stromes, um an den Ufern als Eisrinde niederzufallen, ehe noch der richtige Schnee kam. Die Kinder sprangen im Nebel herum und riefen sich lachend und erschauerten plötzlich, und lächelten froh, wenn sie herauskamen und sich wiederfanden, die Wangen frisch von der Kälte, aber das Haar weiß gesprenkelt wie vom Alter.

[1]) Aus dem Schwedischen von Marie Franzos.

Tiefer unten gefror der Fluß, aber er war nie ganz sicher, wegen der noch unruhigen und leise wirbelnden Mächte der Tiefe. Es geschah oft, daß jemand hier ertrank, aber viel tiefer unten mußte man im Frühling nach der Leiche suchen. Die Arme waren dann über den Kopf emporgestreckt, wie wenn der letzte Schrei Heim und Freunde suchte; sie waren so erstarrt, krampfhaft nach allem greifend, was lieb und geborgen war. Der Sarg mußte sehr lang angefertigt werden und nahm sich unheimlich und drohend aus; auch das Grab mußte man groß machen. Den Kindern schien es, als müßten Rufe daraus ertönen, wenn die Sonne und die Wärme kamen und alles Gebundene lösten.

Die Berge schlossen mit steilen und sehr hohen Felswänden ab. Zu oberst stand Wald, und da es schwer war, das Holz ungebrochen herunter zu bringen, ja überhaupt nur dort hinauf zu klettern, blieb es stehen und wuchs und moderte, wild und unberührt. Die Riesenföhren wurden zu knochenweißen Holzskeletten, in denen die Adler ihren Horst bauten, wie es ihre Gewohnheit ist, hoch über der harten, zackigen Linie der Tannenwipfel. Wenn alles in Weiß gehüllt war, leuchtete und brannte es in der Morgen- und Abendsonne und hob sich von dem grünen Glas des Himmels wie Eisblumen von einer Scheibe ab, nur um vieles größer, trotz der Entfernung. Es war starr und groß und wunderlich, wie ein Gefilde aus einem Traum, das zurückbleibt, während die Erinnerung an das Seltsame, das sich dort begeben, verschwunden ist.

Das ganze Jahr über fingen die Felsen jeden Ton auf, der zwischen ihnen laut wurde, und spielten mit dem Widerhall Ball, bis er der menschlichen Beobachtung entschwand. Wenn das Hirtenmädchen die Herde mit allen liebkosend klingenden Namen heimrief, dann rief es tief drinnen im Gesteine dasselbe, und es war, als hätte das Märchenvolk dort drinnen auch seine Herden gesammelt, reicher, größer und prächtiger als die, die auf der Menschen Los fallen. Oder als hätten sie höhnisch die Laute arm und hohl nachgeäfft, oder in Haß und Schadenfreude andrer Eigentum an sich locken wollen. In so verschiedener Weise konnte es sich ausnehmen, je nach Zeit und Stimmung.

Wenn die Glöckchen der Schlitten auf dem Wege zum Flußursprung laut im Frost erklangen und plötzlich um die Ecke verschwanden, dann klang es im Ohr der Zurückbleibenden, als wäre es geradewegs in den Berg hineingegangen und sänge dort weiter auf verschlungenen Pfaden, die sonst den Sterblichen verschlossen sind oder von denen noch niemand je wiederkehrte.

Das Verschlossene und Geheimnisvolle, das durch Jahrhunderte und Jahrhunderte Unterdrückte und Verborgene, wurde der Hintergrund in aller Gefühl. Die Stimmen bekamen einen tiefen und verschleierten Ton, der im Ohre nachhallte. Die Augen blickten auch bei den einfachsten Verrichtungen des Alltags unter den festen Brauen gedankenvoll vor sich hin, in ernster und gleichsam feierlicher Ruhe. Die Lippen schlossen sich stumm, und der Schweigende schien nach innen zu lauschen.

Da wuchs ein starkes Volk heran, gewöhnt, sich zu beherrschen, aber feinhörig für die Regungen seiner Seele, stumm in seinem Wirken, noch stummer in seiner Freude.

II.

Einmal starb da ein Mann, und da der Wohlstand des Hauses schon durch mehrere Unglücksfälle erschüttert war, mußten die Kinder von daheim fort in fremde Dienste gehen. Die älteste Tochter hieß Ingert; sie war noch nicht ganz erwachsen, aber versprach groß und stark zu werden und auch schön. Sie kam auf einen Nachbarhof, wo der Bauer jung und unverheiratet war und seine Mutter im Hause hatte. Es war ein angesehener, guter und reicher Hof, und sie hatte es gut dort. In dem Maße, in dem ihre Kräfte und ihr Verstand wuchsen, bekam sie mehr und mehr zu versorgen. Da wurde sie fröhlicher, weil sie fühlte, daß sie das Ihre leistete; sonst bedrückte es sie sehr, daß sie aus der Klasse der Selbstbesitzenden herabgesunken war und fremdem Geheiß gehorchen mußte. Am schwersten war es, hier daheim so umhergehen zu müssen, wo die, die sie sahen, dasselbe denken konnten wie sie, und sie sich darum auch vor ihrem geahnten Mitleid zu schützen hatte.

Schließlich begannen die beiden jungen Menschen einander gut zu werden. Sie zeigten es nicht mit Worten oder Mienen, eher wurden sie noch fremder und fast verdrossen in ihrem Wesen. Ein jedes trug das Seine in einer Art Angst mit sich herum, die um so scheuer und stolzer wurde, je mehr das Gefühl in ihnen wuchs. Warum es so sein mußte, das machten sie sich in Gedanken nicht klar, gerade so wenig wie warum der Wolkenschatten Wind und Kälte brachte; sie war da, und man hüllte sich nur enger in seine Kleider. Prüften sie ihr Inneres, dann war es ihnen, als könnte ihnen eine Liebe, die tief und stark genug war, um sich mit der ihren zu messen, kaum begegnen, das war ebenso unmöglich, wie daß der Sturm von zwei Seiten wehte. Schon dadurch, daß sie ihre Unwürdigkeit ermaßen, fand ein jedes, daß es bei dem andern nicht so hoch stehen konnte, wie es ihn schätzte, und mit geringerer Echtheit in der Antwort als im Rufe hätte sich keines von ihnen zufriedengegeben. Das Mädchen fand auch, daß ihre Armut jedem Gedanken an eine Heirat hinderlich im Wege stand.

Sie waren im übrigen glücklich genug, nur Seite an Seite zu leben und die Arbeit den Tag mit Gewissensfrieden erfüllen zu lassen. Sie hätten noch lange kaum daran gedacht, etwas andres zu verlangen. Der Mann hätte auch nicht seiner Mutter zuwiderhandeln wollen, die überhaupt keine Schwiegertochter im Hause wünschte. Sie war krank und wußte, daß sie wenig Zeit vor sich hatte. Die sollte sie ungestört haben, sie sollte fühlen, wie ihr Wille stark und fest herrschte, bis die Stunde für ihn gekommen war, sich abzuwenden und zu brechen. Sie sah das Leben düster, aber mutig an, und wollte keinen Mummenschanz der Freude darüber breiten. Es mochte weiter spielen nach seiner Art, wenn sie unter der Erde lag, aber selbst wollte sie nicht mehr lächeln und den Mund verziehen müssen, wo sie doch klar wußte, was dergleichen wert war. Sie mochte Ingert gerade wegen ihrer stillen Art gut leiden, denn sie glaubte, daß dieselbe Kälte darunter läge wie unter ihrer eigenen, und war freundlicher gegen sie als gegen andre, weil sie keine lästige unnötige Vertraulichkeit zurückbekam. So ging die Zeit, bis sie starb.

Nun wußte der Mann — Gabriel hieß er — daß, wenn er überhaupt sprechen sollte, es im Zusammenhang mit den Veränderungen geschehen mußte, die sich aus dem Todesfall ergaben. Aber dies widerstrebte seinem Gefühl für das Passende, es schien ihm undenkbar, gleich nach einem solchen Verlust die Leere auszufüllen und Schmerz in Freude zu verkehren. Die Mutter hatte einen großen Platz eingenommen und eine starke, feierliche Erinnerung hinterlassen; selbst die wunderliche Kühle der Luft in den Zimmern hatte etwas Reines und Stilles, das nicht gestört werden durfte. Die Dahingegangene war noch unter ihnen, und ihr Schatten durfte nicht verscheucht und in das Dunkel hinausgejagt werden, um durch die Scheiben andrer Luft zu sehen.

Nur soviel durfte und mußte er tun, mit Ingert sprechen und sie fragen, ob sie, obgleich er jetzt allein war, dennoch im Hause bleiben und den Teil der Hausführung übernehmen wolle, den die Tote innegehabt hatte. Die Zeit würde dann schon das bringen, was kommen sollte, wenn es überhaupt kommen sollte.

Aber als er seine Frage an sie richtete, mit beherrschter Stimme und ohne ein Wort zuviel, konnte er seinen Blick nicht auch beherrschen. Der lächelte zärtlich der Möglichkeit der Zukunft zu; es kam ein Glitzern hinein, wie sie da auf der Schwelle standen und über dem Schnee des Märzabends das Frühlingslicht sahen. Und sie sah dieses Glitzern.

Und Ingert war sehr stolz und dachte rasch und scharf.

„Er hat mich noch nie so angesehen," dachte sie, „er findet mich schön; er weiß, daß ich arm bin und will mich hier behalten, allein mit ihm. Wenn er etwas weiter gedacht, wenn er etwas mehr gemeint hätte, er würde es jetzt gesagt haben. Es könnte meine Schande werden, zu bleiben, denn nichts könnte ich versagen, wenn er so recht innig bäte. Wenn er auch nur Liebe spielte. Ich weiß ja, was sich ein Mann in den Kopf setzen könnte, wenn wir sicher und gewohnt hier in der Einsamkeit hausten."

Und gerade weil sie selbst so sehr liebte, packte sie ihr Inneres härter und strenger an. Sie wußte wohl, daß, wenn es so gekommen wäre, wie sie fürchtete, dies für einen guten Mann wie Gabriel zu einer Heirat geführt hätte. Oder wenn sie sich in acht nahm, könnte sie ihn in allen Ehren dazu verlocken, trotz ihrer Armut. Aber mit der geringsten List oder Häßlichkeit wollte sie das Glück nicht haben, wenn dieses Wort da überhaupt paßte, nicht sie und nicht mit ihm, obgleich sie für andre derlei so vorurteilslos ansehen konnte, wie es in ihren Kreisen üblich war. „Nun gilt es Mut," dachte sie, und im selben Augenblick hatte sie schon genug und übergenug, und ihr Entschluß stand fest.

„Nein," antwortete sie, das wollte sie nicht.

Und in Gabriels Augen erlosch das Glitzern. Auch er rechnete mit seiner Liebe ab und faßte sie ernst und hart an.

„Sie erwidert sie nicht," dachte er. „Das hatte ich ja auch nicht erwartet. Nur, daß vielleicht einmal . . . Aber es war nicht so bestimmt. Sie hat recht; wenn sie so fühlt, ist es am besten, es gleich abzuschneiden."

Und damit war es für ihn noch unmöglicher als früher, irgend etwas von dem, was er gemeint, auch nur durchblicken zu lassen. Ihr Abschied war kurz, aber freundlich. Als guter Hausvater und gute Dienerin schieden sie, aber sehr schwer waren beider Schritte voneinander weg.

III.

Ingert wollte nicht in der Gegend bleiben. Hier umherzugehen, immer ferner von ihm, je mehr Zeit verstrich, zu sehen, wie er eine Frau nahm, auf seiner Hochzeit tanzen, seinen Kindern begegnen, das war unmöglich. Sollte sie wieder ein Zufall zusammenführen, dann drohte ihr wieder Schande, denn jetzt fühlte sie mehr als je, daß sie für ihn da war. Sie fuhr fort, um sich einen andern Dienst zu suchen, den Fluß hinunter, und dann südwärts in das Flachland.

Sie fand ihn bei einem Bauern namens Nils. Er hatte viel Land und viele Leute unter sich, war bei allen angesehen und ein guter, ernster Mann. Seit kurzer Zeit war er Witwer mit einem kleinen Söhnchen.

Er fand viel Gefallen an dem fremden Mädchen, das so still und würdig ihren Arbeiten nachging und so viel mehr schaffte als andre mit Fröhlichkeit. Sie schien einem andern Kreise anzugehören als die andern Dienstleute, ohne daß sie sich mit Willen von ihnen fernhielt. Aber was sie so machte, das war außer den Anlagen, die die Natur ihr gegeben, und die noch ein wenig trübe Erinnerung daran, daß sie für eine andre Klasse geboren war, die Liebe und die Sehnsucht nach dem, den sie verlassen hatte.

„Hätte er gefühlt wie ich," dachte sie, „er wäre mir schon nachgekommen und hätte mich geholt. Jetzt wäre ich gleich mitgegangen. Ich bin ja immer dort drüben, obgleich ich hier zu leben scheine. Jede Nacht muß es mich wohl dorthin ziehen, obgleich ich mich nicht daran erinnern kann, was ich gesehen habe. Seine Stimme höre ich noch im Wachen mit jenem wunderlichen Widerhall, der dort jeden Ton zurückwirft. Ich wäre nicht so müde, wenn ich in Wirklichkeit die Pfade dorthin gewandert wäre. Es ist gut, daß er nicht durch einen Zufall in meine Nähe gebracht wird, denn dann wäre mein Los gefallen. So kann es mit mir nicht weitergehen; ich muß, ich muß vergessen."

Als der Bauer sie nach einiger Zeit fragte, ob sie seine Frau werden wolle, wurde sie blaß anstatt rot.

„Das Schicksal will es so," dachte sie. „Ernst und gut ist es gegen mich, und beugt es mein Haupt, so daß es schmerzt, so ist das nur, damit ich meine Rettung sehen kann. Nur in der Pflicht habe ich bisher meine Ruhe gefunden, wenn sie auch karg und leicht gestört war. Nehme ich sie jetzt größer und feierlicher, dann weiß ich, daß sie mir noch mehr gibt, wenn sie auch mehr kostet. Dann muß ich meine Gedanken zwingen können, und bis in meine geheimsten Herzkammern werde ich so werden, wie ich soll. Der Mann, der mir seine Hand bietet, hat immer das Beste von mir gedacht. Etwas andres als ich ihm geben kann, hat er nicht verlangt — mein Leben soll er haben.

Das andre muß tot sein. Es wird dann ferne von mir liegen, und der Weg dahin wird endlich verschlossen sein."

Und sie nahm seinen Antrag an, und als die Zeit gekommen war, wurde sie seine Frau. Sie nahm sich als solche gerade so aus wie früher, ebenso ernst und ebenso still. Viele glaubten, sie sei stolz auf ihre Stellung, aber da es zu ihrem stillen, würdigen jungen Wesen gut paßte, achtete man sie darum nicht geringer.

In ihren Heimatsort kam die Nachricht erst Monate später. Gabriel war die ganze Zeit rastlos und unruhig gewesen, ohne daß jemand wußte, warum. Dazusitzen und über verlorenes Glück zu brüten, lag nicht in seiner Natur. Das war auch nicht die Art, wie das Volk das Leben nahm. Man verlangte viel von sich selbst, und reichte das nicht hin, um Ruhe zu finden, so forderte man noch mehr und rang sich durch. Das tat Gabriel auch.

Um etwas zu finden, was die Zeit ausfüllen konnte, da die Winterarbeit viel übrig ließ, verfiel er darauf, an seinen Hof, obgleich er ihm schon zu groß war, noch anzubauen. Solcher unnützer Überfluß war damals ebenso wie heute nichts Ungewöhnliches dort oben, und wunderte sich jemand darüber, warum er dies in der Einsamkeit tat, ließen sie es bei der Vermutung bewenden, daß es ihm schwer ankam, mit der Erinnerung an die Mutter im Hause zu wohnen. Selbst er ließ diese Erklärung gelten. Er nahm ungern Hilfe in Anspruch und holte sich allein jeden Stamm aus dem Wald. Da hörte er jeden Axthieb gegen das gefrorene Holz, von der Kälte der Luft verschärft, tief aus dem Berg zurückschlagen, und die Kette des Karrens dort drinnen rasseln. Es war, als ob neben seinem Bau ein andrer in dem vor Menschenblicken Verborgenen vor sich ginge, von ebenso geheimnisvoller und unbekannter Bestimmung wie der seine, aber größer und gewaltiger, so wie alles größer ist hinter der Pforte der Ungewißheit.

Zuweilen dachte er nach: „Ich habe das Glück von mir gehen lassen, und jetzt baue ich für dies verlorene das, was immer leer stehen wird. Ich will es dennoch fertig machen. Was bauen sie dort drinnen? Ist ihr Los wie das unsre? Aber was weiß ich übrigens von meinem? Vielleicht fügt es sich einmal so, daß das Haus nicht leer bleibt, vielleicht wird sie fühlen wie ich. Dann kommt sie wieder, und dann wird das Häuschen ihr entgegenleuchten und ihr sagen, daß sie immer in meinen Gedanken gewesen ist. Darum rasch weiter! Aber wie es auch kommen mag, es ist gut, sich müde zu arbeiten und ruhig zu schlafen."

Er war soweit gekommen, daß das Dach aufgerichtet war und die Stuben fertig, weiß und widerhallend in ihrer Leere.

Da kam die Nachricht, was sich begeben hatte. Jetzt war es ihm unmöglich, weiter zu arbeiten, und die Zeit wurde sehr schwer.

„Ich kann nicht hier bleiben," sagte er. „Da ist nichts mehr zu denken, nichts mehr zu tun. Sie hat sich nichts aus mir gemacht, sie kann nicht mehr zurückkommen." Jetzt begriff er, daß er nur für sie gebaut hatte, und daß die ganze Zeit eine starke Hoffnung in seiner Arbeit gewesen war.

Er schmiedete ein Schloß und hing es vor die Tür, und damit hatte er nichts mehr, was ihn an den Ort fesselte.

„Ich gehe zu ihr," dachte er. „Ihr kann es ja gleich sein, denn sie kann keine Ahnung von mir und dem Meinen gehabt haben. Ich sage, daß ich arm geworden bin und einen Dienst suchen muß, so wie sie früher. Dann gibt sie ihn mir wohl, wenn es möglich ist, denn wir sind ja als Freunde geschieden. Früher war ich schon glücklich, wenn ich nur in ihrer Nähe war. Das kann ich jetzt wohl ebensogut sein, da sie mir damals gerade so ferne war. Oder ich kann unglücklich werden — immerhin, wenn ich nur da sein kann, wo sie ist."

Und er gab seinen Hof in fremde Hände, sagte, daß er etwas von der Welt sehen wollte, und verschwand. Niemand wußte wohin oder warum, aber seine Erklärung mußte gelten. Derlei hatte sich schon öfters begeben, daß Leute in plötzlicher Müdigkeit und dem Verlangen nach Abwechslung alles, was sie besaßen, als gering hingeworfen hatten, um das zu erproben, was sie nicht kannten und darum wert fanden, dafür zu leben.

IV.

Eines Morgens kam ein fremder Mann und suchte Arbeit bei Nils, der im Walde beschäftigt war.

Wie er da im Schnee stand, frei und ungezwungen, sah er den Bauern mit einem forschenden, tiefen Blick an, ehe er sein Anliegen vorbrachte. Es war, als wollte er ihn wägen und sehen, was für ein Mann er war, bevor er etwas verlangte. Das gefiel Nils, der seinen Wert kannte und von andren auch dasselbe verlangte.

Arbeit gab es, und er konnte auf der Stelle zeigen, was er verstand. Es gab keinen, der ihm an Kräften und Geschicklichkeit gleich kam, und Nils beschloß, ihn als Knecht zu behalten, da er sich nach seiner Geschichte erkundigt und befriedigende Antworten, sowie auch weiter einen guten Eindruck seines Wesens erhalten hatte. Der Mann teilte die Kost mit den andern Arbeitern und ging des Abends mit ihnen heim.

Ingert stand am Herde und sah sie herankommen, in einer stummen Reihe, mit langen, weichen Schritten nach der Waldwanderung, die Axt in den Händen. Zuerst der Mann, dann nach dem Alter geordnet die andern, zuletzt, als die Tür sich hätte schließen sollen, der Fremde.

Sie wurde blaß, und ihr Blick glitt so rasch an ihm vorbei, daß sie ihn gar nicht bemerkt zu haben schien. Er stand regungslos da, mit einem bekämpften Zittern, während die andern stumm ihre Werkzeuge hinstellten und sich im Kreise um das Feuer versammelten.

Nun hatte Gabriel die Absicht gehabt, Überraschung zu zeigen, auf sie zuzugehen und sie zu begrüßen, mit jeder Gebärde ganz in seiner Macht, und ihr zu sagen, wie wunderlich es für ihn sei, sie hier zu finden. Auf ihre Frage hätte er dann die Geschichte wiederholt, die er sich eingelernt hatte. Sie hätte ihm in halb fremder Weise Teilnahme gezeigt, ein wenig unwirsch wohl auch, weil ihre Stellung zu ihm sich so wunderlich umgekehrt hatte, aber

es wäre doch schön gewesen, diese Teilnahme zu empfangen und ihre Stimme wieder zu hören. Aber er allein sah ihren Blick, ihr Zittern und ihre Blässe in dem roten Schein; etwas umklammerte hart und übermächtig fest sein Herz und drängte jeden Laut zurück. Am allerwenigsten wäre es ihm möglich gewesen, sein erstes Wort, seine erste Gebärde vor ihr eine Lüge werden zu lassen. Das hatte er nicht mit in Rechnung gezogen.

„Ich habe einen Mann aus dem Walde mitgebracht, wie du siehst," sagte Nils.

Ingert richtete ihren Blick dennoch nicht auf ihn. Sie sah auf den flatternden Schatten hinter ihm und über ihm und erzitterte bei dem Gedanken, seine Stimme zu hören. Es war nun lange her, daß sie aus ihren Träumen entschwunden war, aber wie einst dort würde sie noch jetzt die widerhallende Luft der Vergangenheit um sich haben.

„Ich sehe," antwortete sie bloß.

„Ich denke, ihn hier zu behalten," fuhr der Bauer fort, „da ein Platz frei ist und er einen Dienst sucht. Du mußt dafür sorgen, daß er sein Teil bekommt."

Da es sich um eine so einfache Sache handelte, fiel es ihm gar nicht ein, nachzusehen, was für eine Miene sie dazu machte. Es betraf sein Machtgebiet, und eine kurzgefaßte Mitteilung war genug. Wenn er auf sie geachtet hätte, er wäre erstaunt gewesen.

Ingert wurde noch einmal so blaß und machte eine Bewegung nach ihrem Herzen, als hätte etwas drinnen gestochen. Aber sie ließ die Hand den Busen nicht erreichen, sondern zwang sie wieder hinunter. Das ging unter Kämpfen, in abgerissenen Zuckungen. Sie beherrschte auch die Erregung der Stimme, als sie antwortete, aber es kam dennoch eintönig und kurz:

„Es soll geschehen!"

Nils achtete nicht darauf, müde, wie er war und ohne jeden Argwohn. Die andern dachten:

„Es ist ihr nicht recht, daß das so plötzlich gekommen ist. Vielleicht mag sie es auch nicht, daß er allein entscheidet. Willen hat sie!" Aber sie fanden das Ganze nicht sehr merkwürdig.

Gabriel stand ungestört und unbeachtet da und sah und sah, während sie sich wiederum dem Feuer zuwandte, und es flammte hoch hinter ihr auf von den Scheiten, die sie, um ihre zitternden Hände zu beschäftigen, hineinwarf.

„Warum ist sie so bleich," dachte er; „ist es Ärger? Ist es ihr nicht recht, daß ich, der der Herr gewesen, sie an diese Zeit erinnere? Ich hätte mich hineindenken müssen. Das ist nicht gutherzig von ihr, wenn sie mich arm sieht. Nicht einmal zu grüßen! Aber wie dem auch sei, ich verstehe, und ich muß gehen. Nein, es ist doch etwas andres, es ist mehr! Was ist es, das ihr Herz ergreift wie das meine? Ist es dasselbe? Gott des Himmels, habe ich mich geirrt? Ist mein Unglück viel, viel größer als ich glaubte? Oder ist es nicht vielmehr Glück, Glück im Kummer, das ich nie erreichen werde, aber Glück doch auf jeden Fall?"

In der roten Funkensäule und den glühenden Scheiten des Herdes, die wie Märchenschlösser leuchteten und zusammenbrachen wie vermoderte Glieder, die das Leben längst verlassen, sah er ihre verscherzte Zukunft, ihr großes und hartes Schicksal. Den ganzen Abend ruhten seine Augen darauf in Bitterkeit und Wehmut, in Schmerz und feierlicher Trauer. Aber er war nicht sicher, ob er recht gedeutet hatte, und konnte zu keinem Entschlusse kommen. In seiner Müdigkeit und im Zauber des Feuers glaubte er auch ein Recht auf die arme Freude zu haben, die ihm zugefallen war. Wie sie ab und zu ging, scheinbar ohne überhaupt zu merken, daß er da war, folgte sein Ohr ihren Schritten, ahnte ihre Pulsschläge, riet sich in ihre unterdrückten Gedanken hinein.

Aber Ingert dachte: „Er liebt mich. Warum wäre er sonst gekommen? Jetzt ist alles für mich verloren, jetzt kann ich nie mehr Ruhe finden. Nun brennt mein Leben dort im Herdfeuer herab." Als sie allein mit Nils in der Kammer war und frei sprechen konnte, sagte sie: „Du solltest diesen Mann nicht hier behalten."

Er war erstaunt. Diese Sache war abgemacht und schon vergessen.

„Wen meinst du? Warum?"

„Du weißt nichts von ihm. Das gefällt mir nicht."

Mehr konnte sie nicht sagen, denn das, was zwischen ihnen gewesen, auch nur zu streifen, hieß ihre ganze Seele, ihre ganze Wunde öffnen. Im selben Augenblick wäre alles zwischen ihr und dem Manne zu Ende gewesen, und sie hatte ja ihre Pflicht und ihren Schwur zu halten.

Nils war zum erstenmal mißmutig über sie.

„Das ist meine Sache," antwortete er. „Er hat mir gesagt, was notwendig war. Übrigens hat er auch mein Versprechen."

Da begriff sie, daß sich an dem Entschluß nicht rütteln ließ und sie sich hineinzufinden hatte, wie unmöglich es auch schien. Die ganze Nacht lag sie wach und grübelte.

„Vielleicht geht er von selbst," dachte sie. „Nein, das tut er nicht. Einmal sind wir getrennt worden. Jetzt gilt es für immer, auf Leben und Tod. Aber meine Pflicht ist, ihn fortzujagen, ob nun Hoffnung ist oder nicht. Wie es sich jetzt gefügt hat, darf kein Wort zwischen uns gewechselt werden. Nicht mit einer Miene darf es gezeigt werden, was wir einander waren, was wir einander sind. Jetzt ist die Zeit vorüber, da Worte helfen konnten. Es ist Feuer zwischen uns, und wie es auch brennt und sengt, keine Gebärde darf den Schmerz verraten."

V.

Am Morgen war sie weiß vor Müdigkeit, aber hielt sich aufrecht und ging ihren Obliegenheiten nach. Dem fremden Mann sagte sie kein Wort, als sie ihm zugleich mit den andern seine Kost reichte.

Es schmerzte in seinem Innern von unterwürfigem Kummer, und die Gabe war ihm demütigend und schwer in der Hand.

„Ich habe mich doch geirrt," dachte er; „das gestern war nur ein törichter Traum. Was sie fühlt, ist wohl nur Ärger. Aber wenn ich ihr gleichgültig

bin, dann macht ihr mein Bleiben hier wenig aus, im Vergleich zu dem, was es für mich ist, sie zu sehen. Und sonst, wie könnte ich ohne ein Wort gehen? Da läßt sich nichts tun; wenn ich es auch niemals erfahre, muß ich doch immer hierher zurück. Das Feuer am Abend, das zieht mich an wie einen Nachtvogel."

Die andern dachten: „Es ist, wie wir glaubten. Er ist ihr zuwider. Sie leidet es nicht, ihn ungefragt im Hause zu haben."

Nils vermutete dasselbe. „Das hätte ich nicht von ihr erwartet," sagte er zu sich selbst. „Aber so ist der Frauen Art. Vielleicht tat ich unrecht, es ihr abzuschlagen — bah, das läßt sich jetzt nicht ändern. Und es wird schon vorübergehen wie alles."

Aber es ging nicht vorüber, es wurde nichts anders.

Fast ein Jahr kam und ging der Fremde mit den übrigen Hausleuten von und zur Arbeit. Er schonte sich nicht, er mühte sich aus allen seinen Kräften, sein Bestes zu tun, und niemand brachte soviel zuwege wie er. Im Hause nahm er wenig Platz ein und suchte sich in keiner Weise hervorzutun. Es half nichts. Niemals sprach die Bäuerin mit ihm, niemals sah sie ihn an. Wenn sie ihm seinen Anteil am Essen reichen mußte, geschah es ohne offenkundige Unfreundlichkeit, aber stumm, als wäre er kein Mensch, sondern eines jener übernatürlichen und geheimnisvollen Wesen, denen man nach alter Sitte an Feiertagen die Opfer des Hauses darbrachte. Ebenso still nahm er es entgegen und schien nichts Wunderliches an ihrem Betragen zu finden. Er neigte nur den Kopf, und wenn Feuer im Herd brannte, saß er da und starrte hinein, ernst und anscheinend zufrieden, in Gedanken und Träume versunken.

Was er dachte und träumte, das war dies: Er war nicht da unter den andern, er sah Ingerts Bewegungen nicht, wie sie schön, bleich und ein wenig stolz in der großen Stube herumging; er hörte sie nur. Sein inneres Auge schuf rasch die Bilder zu dem, was das Ohr auffing. In den Hof, den er unvollendet und leer in der Winterkälte zurückgelassen, weit weg zwischen starren, kalten Felsen, zog es ihn Abend für Abend. Er war nicht allein dort, alles, was er vom Leben begehrt und nicht empfangen, war mit ihm. Die stumme Frau, die seine Seele besaß und nicht einmal den Blick darauf senken wollte, dort sah sie ihn klar und tief und strahlend an, dort sprach sie. Dort weinten und jubelten sie alle beide. Dort war der Zauber zwischen ihnen gebrochen, dort sollte das Leben beginnen. Aber es war noch nicht dafür bereit; feierlich und hell mußte es empfangen werden. Alle Pläne, die er unvollendet zurückgelassen, so daß sie froren wie ungeborene Seelen, jetzt wurden sie Wirklichkeit. Viel schöner als er es je gesehen oder geträumt, formte sich unter seiner liebevollen Arbeit das Hausgerät, das die Kammern füllen sollte; es wurde leuchtend und reich wie die Schätze der Berggeister, der Berggeister, die ihren Bau zugleich mit dem seinen begonnen hatten. Eines nach dem andern wurde fertig, und jedesmal freuten sich die beiden wie Kinder darüber und bewunderten es lange zusammen. Doch wie sie im besten Zuge waren, da konnte ein Teil des Werkes aus seinen Händen verrinnen und verschwunden sein, oder der ganze Platz zwischen ihnen stand leer. Das

wunderte ihn nie. „Es ist wohl so mit dem Glück," dachte er, „ganz hält man es nicht leicht fest." — Noch besser mußte es übrigens werden, um gut genug für sie zu sein; und Zeit hatte er ja genug und übergenug. — „Noch einmal darum und frischen Mut! Es ist eine so liebe und gesegnete Mühe." — Und ohne zu ermüden, begann er im Traume seine Arbeit aufs neue.

Still und lächelnd saß er da, und es leuchtete in seinen Augen auf von der gespiegelten Glut. Niemals wurde ihm die Zeit bis zur Nacht lang.

Aber jeden Morgen, wenn er Ingert begegnete, richtete er einen raschen, verlangenden und fragenden Blick auf sie: „Soll es nicht bald kommen? Weißt du noch, wo wir waren?" Obgleich sie sich abwandte, sah er, daß es traf, daß ein bleiches Leuchten über das Gesicht huschte und die Hand zu einer sogleich unterdrückten Bewegung nach oben zuckte.

„Ich quäle sie," dachte er; „was nun der Grund sein mag, groß oder gering, derselbe Stahl geht durch unser beider Herz. Ich hätte nie kommen sollen, und ich darf nicht hier bleiben."

Aber den ganzen Tag sehnte er sich, und es zog ihn wieder heimwärts. Er war wie verhext und fühlte, daß sein Wille nicht mehr in seiner Macht war.

„Ich habe mein Los gefunden, so wie es mir zugedacht ist," sagte er sich; „ich klage auch nicht. Sie ist mir ja nahe. Für sie hat es wohl nichts bedeutet, es ist nur verletzter Stolz. Ich war ihr Herr und erinnere sie an das, was sie vergessen will."

Das Ganze war schon eine Gewohnheit geworden, die sich nicht brechen ließ.

Nils und die Hausleute hatten sich auch an die Luft gewöhnt, die der Fremde in das Haus gebracht, und merkten meistens nicht den Unterschied gegen früher. Um ihre Kühle gegen ihn weniger offenkundig zu machen und sie allen Verdächtigungen zu entziehen, war Ingert sehr wortkarg gegen alle geworden und sagte nur das Notwendige. „Das ist wohl ihr Wesen," dachten sie, und sie fanden sie schön in ihrer stolzen, jungen Würde und wünschten sie kaum anders, namentlich da sie in allen ihren Pflichten nichts versah.

Dem Kinde des Mannes wandte sie nun all das zu, was sonst nicht an den Tag kommen durfte. Sie wurde für den Knaben die zärtlichste Mutter, die nur gab und nichts zurück erwartete. Wenn er krank war, konnte sie ihn stundenlang herumtragen und einschläfern, seinem Jammern und ihren eigenen Schritten lauschend. Dann saß sie da, alles vergessend, und wiegte ihn, als hielte sie einen Kummer in den Armen, über seinen lichten Kopf in die Schatten starrend, die sich dichter und dichter ausbreiteten und in die Dunkelheit, die von der Diele aufstieg wie eine alles überschwemmende Flut. Wurde sie zu etwas abgerufen, dann legte sie ungern und gleichsam aus etwas Süßem herausgerissen ihre Bürde nieder. Das Kind hatte auch sie lieb, aber in seiner eigenen Weise. Es schloß sich an sie an, aber lächelte selten in ihren Armen. Es wurde still und gedankenvoll, so als hätte es die Welt der Erwachsenen in der ernsten und erschreckenden Zukunft gesehen.

Nils schätzte sie noch höher, weil sie sich so gegen seinen Sohn zeigte und sah keinen Fehler an ihr, wenn es ihn auch zuweilen wunder nahm, daß ihr Leben so seltsam feierlich wurde. Aber das war ihm nicht unlieb, denn er

war eine bedächtige und würdige Natur, ganz davon erfüllt, seinen Pflichten nachzukommen.

Und so verging die Zeit für sie alle.

VI.

Eines Tages, als es wieder Winter war, geschah etwas.

Man war draußen im Walde und fällte Bäume. Es war viel Schnee gefallen, der in Nebel und Regen begann, aber nachher die Luft zu scharfem Frost gereinigt hatte. Infolgedessen hatte er sich in schweren Massen auf die Zweige der hohen Tannen gelegt. Da hingen sie nun in der Form wunderlicher, schlummernder Wesen und griffen mit ihren trägen Gliedern so fest zu, daß bei dem Zittern der Axthiebe in das eisenharte Holz kaum etwas zu Boden fiel. Nils zog dieses erhöhte Gewicht nicht mit in Rechnung, er blieb zu lange stehen und hieb auf die Wurzel eines großen Baumes los. Mit einem Male brach der Stamm ab, als wäre er Glas, und fiel gerade auf ihn.

Alle hörten den Krach zu rasch nach dem letzten Schlag kommen, alle begriffen die Gefahr, aber niemand fand Zeit, zu denken, was zu tun wäre. Nur der fremde Mann sprang herbei, behend wie ein Raubtier, riß den Bauer an sich, gerade als der Schlag seinen Kopf streifte, warf ihn unter sich zu Boden und rettete ihn so. Seine Hand konnte er nicht rasch genug zurückziehen. Die bekam einen Schlag, und ein alter, abgebrochener Zweig riß eine große, tiefe Wunde hinein.

Nils richtete sich auf und sah seinen Retter erstaunt an, ehe er sich noch klar war, was seine Tat bedeutet hatte. Doch auch da, mitten in seiner Dankbarkeit, mußte er sich über sein Betragen wundern.

Der Mann stand seltsam und starr lächelnd da, bleich, mit leuchtenden Augen, und sah sein Blut hinab in das Weiße rinnen. Nicht ein einziger Zug war von Schmerz verzerrt, im Gegenteil schien dieser ihm Genuß und Befriedigung zu sein. Er starrte den Fall der roten Tropfen an, so, als bildeten sie eine Schrift, deren Deutung für ihn von großem Gewicht war und die Antwort auf einen ganzen Strom von Fragen gab. Er bewegte die Lippen leise, und in seinem Innern sagte er: „So war es also, so sollte ich handeln und so habe ich gehandelt. So lernte ich mich selbst kennen."

Er war ebenso weit von allem rings um ihn entfernt, wie allabendlich am Herdfeuer, in Träume versunken wie dort.

Von Dank war nicht die Rede, denn man war es gewöhnt, seine Worte und Gefühle zu sparen; aber Nils berührte fast mit Ehrfurcht die verwundete Hand, als er die Verletzung untersuchte. Er mahnte zur sofortigen Heimkehr. „Es könnte gefährlich sein, wenn Frost in die Wunde kommt," sagte er.

Die Augen des Fremden flammten auf, als die Rede davon war, allein heimzugehen, und jetzt merkten alle, wie weiß er geworden war. Aber er bekämpfte die Schwäche, der Blick wurde wieder ruhig, und er war wieder der alte. Er wollte nichts von dem Vorschlag hören, mochte das Blut tropfen, solange es wollte, und nur widerstrebend fügte er sich darein, daß dann ein Verband angelegt wurde. „Zeit genug, abends danach zu sehen," sagte er.

Als sie heimkamen, war es Sache der Bäuerin, die Wunde zu behandeln. In wenigen Worten erfuhr sie, was geschehen war und was der Knecht getan hatte.

„Jetzt wird sie doch wohl zu ihm sprechen," dachte man, „jetzt wird wohl das Schweigen gebrochen werden." Und man sah sie gespannt an. Gabriel wollte sich fernhalten und verbarg wie beschämt seine Hand, deren geronnenes Blut und Eis bei jeder Bewegung raschelte. Aber man schob ihn gewaltsam zu ihr hin in den Feuerschein.

Ingert war ganz weiß — man sah es, daß sie den vollen Umfang der verhüteten Gefahr erkannte; man sah es ihr auch an, wie sie von dem Gedanken an den Verlust, der ihr gedroht, ergriffen war — ganz weiß war sie, wie eine Tote, und jetzt konnte sie ihr Zittern nicht beherrschen.

Die Augen öffneten sich weiter und weiter, die Atemzüge wurden kurz und heftig, und es zitterte gewaltsam und starr zugleich um den Mund, so, als wollten erregte und verwirrte Worte daraus hervorbrechen. Aber sie zwang sie zurück. Sie sah den Fremden nicht einmal an, nur seine Hand.

„Es ist doch etwas Erstarrtes und gar zu Hartes in ihr," sagte man zu sich selbst und wandte den Blick in leisem Unwillen ab. Die beiden blieben da gleichsam allein in der Stille und dem roten Glanz stehen.

Ingert wärmte Wasser, löste das Vereiste auf und nahm die Binde ab. Da fing das Blut wieder zu fließen an. Sie war nahe daran, bei dem Anblick umzusinken, aber sie bezwang sich still und tat, was sie mußte. Es gelang ihr auch beinahe, das Zittern der Hände zu beherrschen.

Der Verwundete stand da, ebenso wunderlich lächelnd wie eben erst, als er verletzt worden war; auch er sehr bleich, aber mit einem Leuchten in Gesicht und Augen. Es war, wie wenn ihm der Schmerz eine Wollust sei, als die festgeklebte Leinwand losgelöst wurde; aber als sie sie sanft wieder umwickelte, da zuckte der Mund, und die Tränen waren nahe. Als alles fertig war, stand er noch da und hielt die Hand ausgestreckt, als hätte er gern noch einmal dasselbe durchgemacht. Es kam ihm da vor, als deute ihre Gebärde einen Augenblick auf ein Zaudern, ob ihre Aufgabe auch beendet sei. Es konnte auch bei ihr ein Wunsch sein, länger fortfahren zu dürfen. Er war sicher, daß ihre Finger zitterten. Mehr erfuhr er nicht, ihr Blick begegnete dem seinen nicht, und sie zog sich rasch zurück.

Den ganzen Abend saß Gabriel da, jetzt rot vom Wundfieber, mit noch brennenderen Augen als sonst und sah in das Feuer.

Er war wieder weit weg, dort drüben. Sein Blut strömte warm aus der Wunde, und das Herz wurde leicht; wie die Tropfen strömten seine Worte wild und rot, und nun fanden sie Erwiderung. Dort war die Geliebte nicht stumm. „Du hast recht getan," sagte sie. „Nie wäre ich mit dir hergekommen, wenn du anders gehandelt hättest. Jetzt haben wir uns, jetzt haben wir uns, und nichts Kleines kann in unsern Gedanken aufkommen!" — Aber weil die Hand krank war, konnte er diesen Abend nicht an seinem Glück bauen wie gewöhnlich. Das verschlug nichts, die Zeit wurde nicht lang, und sie hatten die Zukunft vor sich.

Als er zur Ruhe ging, war er so herrlich müde, wie es ein Kind von Freude und Lichtern wird.

Jedesmal, wenn der Verband gewechselt wurde, war es ebenso. Nichts veränderte sich in ihrem Betragen gegeneinander, alles ging ohne Worte, auf die Mahnung andrer. Schließlich war keine Pflege mehr nötig, und da war es sehr leer für Gabriel. Endlich vergaß man das Ganze und auch das Staunen über Ingerts Härte.

Nachdem der Knecht Nils das Leben gerettet hatte, konnte jetzt noch weniger als früher die Rede davon sein, daß er ging. Er gehörte hierher, er würde immer da sein. Und alles wurde wie früher.

So kam Weihnachten heran.

VII.

In Nils Familie wurde eine alte Sitte beibehalten, die ehemals dort in der Gegend allgemein gewesen war.

Wenn Hausvater und Hausmutter sich auf den Weg zur Kirche zur Weihnachtsmette machten, dann nahmen sie feierlich Abschied von allem Hausgesinde, obgleich die meisten mit auf die Fahrt kamen. Dies bedeutete, daß man sich jetzt zu der großen Feier von allem löste, was im Alltag auf beiden Seiten als drückend empfunden worden sein konnte. Ganz frei von jedem belastenden Gedanken, mit ruhigem und starkem Gewissen mußte man vor seinen Gott hintreten. All das Verflossene sollte klar vor einem liegen, in seinem redlichen Streben, das wohl im kleinen und großen versagen konnte, aber dennoch alle die Zeit über im Innersten das Beste gewollt hatte. Mit ein paar schlichten Worten bat man einander um Verzeihung für das, was anders hätte sein sollen, oder wenn die Tränen zu nahe waren, begnügte man sich mit dem beredten Druck der Hand. Zurück bekam man den Dank für das Jahr, das vergangen war, und den Segen für das kommende. Das gab dem Gemüte Ruhe; und ohne weiter zu denken, warum, saß man während der Fahrt da und beobachtete, wie alle Sterne der Nacht mitten in ihrer Unendlichkeit so ruhig schienen. Man erblickte froher als sonst die festlich und klar brennenden Lichter der Kirche und dann das schwache Morgengrauen mit seiner Verheißung einer Sonne, die immer näher kam.

Auch diesmal befolgte man den alten Brauch. Nils ging in der hellerleuchteten Stube ringsherum, sah einem jeden treuherzig in die Augen, schüttelte treuherzig die Hand und sagte, was er zu sagen hatte, kurz, aber ruhig und sicher. Es lag etwas Kindliches in der Aufrichtigkeit des sonst so würdigen und ein wenig wortkargen Mannes, und alle nahmen sie wie Kinder auf.

Zuletzt im Kreise war Gabriel. Der Bauer schloß die Hand fest um die Narbe seiner Wunde.

„Ich weiß am besten, was du mir in diesem Jahre wert gewesen bist," sagte er. „Zwischen uns zweien steht es gut."

Der Fremde gab ihm den Blick zurück, ebenso klar und frei. Er antwortete ihm, daß es so sei, und gab ihm seine Glückwünsche und seinen

Segen mit auf den Weg. Selbst sollte er nicht mitkommen, und nun zog er sich unvermerkt aus der Gesellschaft und dem Zimmer zurück.

Nils ging, um den Schlitten in Ordnung zu bringen, während die Hausfrau Abschied nahm.

Ingert fiel diese Aufgabe sehr schwer. Sie schauerte vor Erregung, und der Lichtschein stach sie wie Nadeln. Freilich hatte sie es mit allen gut gemeint und ihre Pflicht getan, aber mehr hatte es nicht werden können. Kalt und stolz mußte sie den Uneingeweihten erschienen sein, und das schmerzte sie jetzt noch mehr denn je. Es war ihr doch eine Befreiung, zu fühlen, daß Gabriel fort war, denn ihm durfte sie nicht einmal an diesem Morgen ein Wort sagen.

So ging sie, bleich, aber mit raschen Schritten, von dem einen zum andern. Das stille, scharfe Licht leuchtete um sie, sie war schön, aber gebrechlich zart; es kam jedem in den Sinn, daß das verflossene Jahr mehr von ihr genommen hatte als ein Jahr nehmen soll. „Sie ist zu jung, um das Ihre zu tragen," dachte man, „das geht nicht lange." Sie vermochte nicht viel zu sagen, aber sie sah und sah, und in ihren Augen ahnten auch diese an Beobachtung wenig gewöhnten Sinne, was sich in ihrer Seele regte. Eines ganzen Jahres Kummer und geheimnisvoller Zwang lagen dunkel unter dem Glanz.

„Glaubt mir, glaubt mir," schien sie sagen zu wollen. „Das war nicht ich, nicht mein Wille. Das Schicksal hielt seine Hand auf meinen Nacken, da mußte ich mich sehr gerade halten, um nicht zu Boden zu sinken. Was ihr gefühlt habt, ist ein Nichts gegen das meine, glaubt mir, ein Nichts."

Die Tränen waren nicht fern, aber sie war glücklich wie jemand, der das, was durch unwiderstehliche Macht gebunden ist, wenigstens halb heraussagen darf.

„Bin ich dir eine gute Hausmutter gewesen?" fragte sie. Und sie antworteten, selber erstaunt, wie ergriffen sie sich fühlten: „Ja, gewiß, das bist du gewesen. Hab Dank für alles." Und sie erhielt ihren warm und ehrlich gemeinten Segen.

Schließlich war nur das Kind übrig.

Sie kniete vor den Knaben hin, der in seiner Ecke stand und mit großem, erschrockenem Blick dem zusah, was vorging. Jetzt waren die Tränen noch näher als früher.

Sie hielt seine beiden Hände und sprach zu ihm in hastigen, gejagten, für die übrigen fast unverständlichen Worten.

„Ich habe es dir nicht froh gemacht," sagte sie, „aber ich konnte nicht, ich hatte keine Freude zu geben. Nicht alle haben das. Vielleicht mußt du das einmal selbst lernen. Dann heißt es, sich dennoch aufrecht halten, siehst du. Bin ich doch ein bißchen wie eine Mutter für dich gewesen — dich, der du keine hast? Kannst du mir für das Jahr danken? Ich will dich nicht verlassen, ich will aushalten wie bisher, und bekommst du, was Gott verhüte, einmal Einsicht in mich, dann wirst du auch begreifen, daß es nicht mehr sein konnte, und das verzeihen, was gefehlt hat."

Der Knabe sah sie verwundert an. Soviel verstand er schon durch den Zusammenhang, der sich still und dunkel zwischen den beiden angesponnen, daß die Tränen hervorstürzten.

„Du bist gut gewesen, Mutter," stammelte er zwischen dem Schluchzen und schmiegte sich scheu an sie. „Du bist gut gewesen, Mutter."

„Du mußt auch danke sagen. Ich will es für dich sagen, wir wollen zusammen sprechen."

Aber ohne es zu wissen, faltete sie dabei ihre Hände und sprach ihren Dank an einen andern, in kämpfendem, schluchzendem Schmerz, mit einem Tonfall, der das Kind erschreckte. Sie mußte ihn in ihren Armen zur Ruhe wiegen.

Als sie sich erhob, schien sie erleichtert und frei. „So habe ich denn meine Probe bestanden; so liegt es hinter mir, dort unter all den andern Schatten!"

Aber sie sah sich nicht nach jemandem um, den sie vergessen haben konnte, sondern ging rasch hinaus.

Nils war fertig und hatte die Fackel angezündet. Nun hielt er sie ihr hin und sah sie genau an, während er fragte:

„Hast du allen dort drinnen Lebewohl gesagt?"

Die Farbe, die die Luft nach aller Erregung und allen strittigen Gefühlen auf ihr Antlitz gelockt hatte, verschwand ebenso rasch wie das Dunkel um sie. Aber sie antwortete ruhig: „Ja."

„Gabriel auch?"

Sie erzitterte, und ein Zug der Angst legte sich um ihren Mund.

„Er war nicht in der Stube."

„So suche ihn auf! Du darfst keinen vergessen."

„Bedenke, was du tust! Treibe mich nicht dazu! Bedenke wohl, was du tust!"

Ihre Stimme wurde wunderlich tief. Der Mann staunte, wie groß und schwarz und verzweifelt ihre Augen waren, während er dastand und ihr leuchtete; die Flamme der Fackel zuckte im Winde, die Dunkelheit wurde rot. Die Kälte knisterte und strömte aus der Erde.

„Das darf nicht vergessen werden," antwortete er fest. „Jetzt nicht mehr. Frei von allem müssen wir vor Gott hintreten."

Er konnte darin nicht nachgeben; er hatte es im Laufe des Jahres öfters getan, wenn er begonnen, diese Sache zu berühren, aber innegehalten, weil sie jedesmal mit der Hand nach dem Herzen gezuckt hatte, als wenn dort etwas gestochen hätte. Da hatte er gedacht: „das ist meinethalben, weil ich ihr zuwiderhandeln konnte." Aber der Fremde hatte unrecht gelitten, an diesem Tage mußte das den Ausschlag geben.

Ingert stand da und sah ihn unverwandt an und wiederholte seine Worte.

„Das darf nicht vergessen werden. Du sagst es, du weißt es wohl am besten."

Sie spähte in seinem Gesicht, ob er daran festhielt, aber flehte nicht mehr. Im Gegenteil, es lag beinahe etwas Drohendes in ihren Blicken.

Aber als er noch immer wartend dastand, regungslos und fest, ohne auch nur das, was er einmal gesagt, wiederholen zu wollen, da leuchtete eine wilde Flamme in der Dunkelheit ihrer Augen auf, ein wunderlicher Schein des Schmerzes und der Freude, den er nicht verstand. Er erkannte sie nicht wieder. Ihre Seele war nicht mehr da. Sie würde ihn nicht gehört haben, wenn er gesprochen hätte. Sie lauschte auf etwas in weiter Ferne, das sie verstrickte und band mit tiefen und geheimnisvollen Klängen.

„So gehe ich denn," antwortete sie, und rasch, aber dennoch nicht wie von eigenem Willen geführt, sondern von einer unbekannten Macht, verschwand sie in das Haus.

VIII.

Gabriel hatte sich in die Gesindekammer geflüchtet, um so weit weg als möglich zu sein; er war allein. Da brannte ein kleines Lichtlein, aber durch die Scheibe wälzte sich dunkel die Nacht herein. Es war kalt und einsam.

Er saß auf seinem Bett und dachte an dies und wie sein Jahr vergangen war, und ihn fror. Er sehnte sich danach, daß man fertig werde, damit er wieder zum Küchenherd gehen konnte. Da konnte er vielleicht seine Gedanken wieder finden und beinahe glücklich sein, während der Feiertagsmorgen anbrach.

Da hörte er Schritte und erkannte sie.

Er wußte sogleich, daß sie zu ihm führten und dachte: „jetzt kommt sie, um mit mir zu sprechen, man hat sie gezwungen. Es kann sich nur um eines handeln: daß ich gehen soll, daß ich nicht hier bleiben darf. Das ist es also, worauf ich ein ganzes Jahr gewartet habe. Sicherlich muß ich gehorchen, aber was habe ich dann noch auf der Welt?"

Und er blieb regungslos sitzen, den Blick unverwandt auf die Tür geheftet, halb in Angst, halb im Triumph. Nun kam doch der Lohn, für den er gedient, doch so armselig, daß er darüber lächeln mußte. Nun würde er doch für sie da sein! Als Mensch dem Menschen gegenüber würde er schließlich vor ihr stehen, ehe die Erinnerung das einzige war, was ihm blieb.

Ihre Hand lag auf der Klinke. Die Türe öffnete sich und schloß sich wieder. Aber Gabriel blieb regungslos sitzen.

„Sie soll mich von hier fortjagen," dachte er. „Nicht eines ihrer Worte will ich verlieren. Dazu sind sie zu kostbar, sind sie doch alles, was ich habe. Lange genug habe ich auf sie gewartet."

Sie schritt gerade auf ihn zu. Der Gang war sehr rasch, sie lief beinahe. Das Antlitz leuchtete im Dunkel vor Blässe, aber auch von etwas anderm, er wußte noch nicht was.

Als sie dicht neben ihm stand, öffnete sie den Mund, um zu sprechen, aber es kamen keine Laute. Sie war es so gewohnt, sie in seiner Nähe zurückzuzwingen; jetzt versagten sie den Dienst. Ihre Hand tastete zur Brust hinauf, zuckte zurück wie immer, erzitterte, stand still. Die tausend Stiche, die sie stumm gelitten, jetzt waren ihre Spitzen wieder da. Es kam eine starre Spannung in ihr Antlitz, und alles sammelte sich zum Kampf.

Da ließ sie das Unvermeidliche kommen. Die Hände flogen zum Herzen hinauf und preßten es zusammen, so, als wollte sie all das Scharfe da noch tiefer hineindrücken; sie schlossen sich krampfhaft, wie um einen Blutstrom zu hemmen. Es war ihr ein grenzenloses Leid, nicht sprechen zu können.

Nun regten sich die starren Lippen. Nun kam es.

Aber es wurde nicht mehr zu Worten, kaum zu einem menschlichen Laut. In einem wilden, befreienden Schrei brach es hervor, einem Sturm des Jubels, daß das Schweigen endlich gesprengt war, aber zugleich einer Angst vor etwas Neuem, etwas Gewaltigerem als all das andre. Und sie wankte und sank zu Boden.

Sie erreichte ihn nicht. Gabriel war aufgesprungen und hatte sie in seinen Armen aufgefangen. Er blieb stehen, obgleich die Last sehr schwer wurde.

Ihr Kopf war dicht an dem seinen, ihre Hände strichen über sein Antlitz in zitternden Zuckungen. Der Hauch ihres Atems liebkoste warm und bebend seine Lippen. Sie bat um Verzeihung für alles, sie stöhnte über ihren gemeinsamen Schmerz, sie lächelte ihrer Freude zu, sie beichtete ein ganzes Jahr des Schmerzes und der Liebe, das sie blutig gerissen.

Sie hatte keine Worte dafür, nur die Hände, die sie noch zu regen vermochte. Endlich — alles ging so rasch — hatte sie nur ihre Seele, und die gab sie in einem langen, seltsam gespannten Atemhauch dicht an seinem Munde. Dann wurde sie ganz still.

Gabriel hatte sie geküßt und wieder und wieder geküßt in Jubel und Tränen. Er glaubte ein unermeßliches Glück zu halten, und der ganze schwere Weg dahin lag vergessen da mit allem andern Harten und Schweren, vergessen über dem Glanz, der um sie war. Aber er begriff sogleich, was geschehen war, hielt inne und stand lauschend in der Stille.

Anders konnte es nicht kommen. Der Faden konnte sich nicht weiterspinnen. So mußten die beiden sich begegnen. Er wußte nicht einmal, was er davor empfand, nur daß es so war. Aber sie von sich lassen, jetzt, da er endlich all das Ersehnte in seinen Armen hielt, das konnte er nicht, und so stand er da und wiegte sie sachte, und sein Blick sah über ihre Schulter in die Dunkelheit dort draußen und in die frostigen Sterne der Nacht.

IX.

Als es allzulange dauerte, kam Nils, um sein Weib zu holen.

Da hatte der Fremde sich auf das Bett gesetzt, um eine Hand frei zu haben, mit der er sie liebkosen konnte. Er wiegte sie wie ein Kind und blickte starr zu dem Manne auf. Er sah aus wie sonst des Abends vor dem Feuer.

Auf das verstummte Staunen des Eintretenden hatte er keine Antwort. Er strich nur Ingert das Haar aus der Stirn und zeigte in der Liebkosung, wie weiß und verändert ihr Antlitz war.

„Sie ist tot," sagte er endlich. Und auf Nils erschrockene und tonlose Wiederholung des Wortes: „Sie ist tot, wie du siehst. Endlich ist sie zu mir gekommen."

Und er wiegte sie und drückte sie an sich wie zuvor, ohne daß es einen Unterschied zu machen schien, daß jemand zusah und wer. Wie gelähmt, ohne einen Gedanken, fuhr er fort:

„Ich hatte sie lieb, siehst du. Lange schon. Darum kam ich her. Ich hoffte nichts zu gewinnen, und ich bekam nicht einmal ein Wort. Ich wollte ihr nur nahe sein. Das erreichte ich. Ihr Leben konnte sie mir nicht geben, darum gab sie mir ihren Tod. Jetzt ist sie mein."

Nils verstand noch nichts. Nicht einmal, daß sie wirklich tot war, konnte er glauben. Das Ganze war ja so unfaßbar.

„Was hast du ihr getan?" fragte er und trat drohend näher. „Laß sie los! Gib sie her!"

Aber Gabriel blieb nur sitzen und wiegte sie und richtete seinen wunderlich ruhigen und erkältenden Blick auf ihn.

„Was sollte ich getan haben? Du hast sie hierhergeschickt, nicht wahr? Du hast sie mir gegeben, und nun ist sie mein, nun kann niemand sie zurücknehmen. Sie hat geschwiegen und geschwiegen, um ihren Schwur zu halten; jetzt verstehe ich es. Aber ich wußte bisher nicht, was es sie gekostet hat. Das Schweigen schnürte ihr Herz zusammen, denn es war mein, lange schon, und es wollte zu mir. Endlich wurden die Bande gelöst, aber da waren sie zu hart gewesen. Das Herz konnte seine Freiheit nicht tragen, alles war zu klein für es geworden. Da brach es im selben Augenblick; was hätte es auch sonst tun sollen? Sie hat es gut. Beide haben wir es gut. Nicht eine Träne habe ich vergossen."

Nun begann Nils zu fassen. Er erinnerte sich ihrer letzten Miene und Worte, er kämpfte mit den Tränen. Er fühlte sich von ihr ausgeschlossen durch den Blick des Fremden, und das tat weh. Aber sein eigener Kummer, wie heftig und tief er ihn auch empfand, war zu klein, um sich hier hervorzuwagen.

„Du, du hast sie getötet," jammerte er.

„Vielleicht hast du recht, aber was bedeutet das jetzt? Sieh sie doch an."

Und Gabriel strich wieder ihr Haar zurück und zeigte, daß sie zu lächeln schien. — „Siehst du nicht, daß es das Glück war? Mehr als das, das Schicksal selbst."

Nils sah es und erschauerte, noch mehr beiseite geschoben als früher, mit seinem blinden Schmerz.

„Wenn es ist, wie du sagst", begann er, „wenn es ist, wie du sagst" ...

Aber er zweifelte nicht, wußte auch nicht, was dann in seinen Gedanken folgen sollte.

Der Fremde knüpfte daran ruhig seine Worte:

„Dann ist auch das mein, was jetzt von ihr da ist. Das versagst du ihr nicht?"

Und als der Mann vor dem unerhörten Verlangen zurückprallte, fuhr er fort:

„Ich will sie dorthin bringen, wo sie geboren und aufgewachsen ist. Da wird sie am besten ruhen. Ich habe einen Hof dort, und ich baute einen

neuen. Ich ließ ihn leer stehen, als es sicher war, daß sie nie darin wohnen würde. Nun soll sie dort auf der Bahre liegen. Jeden Abend habe ich da gesessen und weiter daran gebaut, während ich ihre Schritte hörte. Doch dies ließ ich mir nie träumen. Jetzt paßt der Hof zu ihr, wie er ist. Nackte, reine Bretter. Jetzt ist er fertig, und jetzt soll sie heimkommen."

Und der Mann gab seine Zustimmung, gezwungen durch Gabriels Blick und das Gefühl seiner Geringheit vor diesem Großen, Halbverstandenen, Unergründlichen. Als Gabriel sich erhob und seine liebe, schwere Last losließ, war es, um sie zu ihrer letzten Fahrt zu rüsten.

Die Fackeln waren in all der Unruhe und dem Grauen unbeachtet niedergebrannt. Auch die Sterne waren erloschen. Das Licht des Feiertages brach herein, feierlicher und kälter in seiner grauen Bläße als je zuvor in vergangenen Jahren. Über weiße Felder und gefrorene Flüsse zog das Trauergeleite fort zu jener Stelle zwischen den Bergen, wo der Glöckchenklang aus dem Gesteine widerhallte, so als ob man dort drinnen, in dem Gedrückten und Gebundenen, dem unendlich Starken und Geheimnisvollen Platz bereite für etwas in Ingerts Wesen und Schicksal.

Die bildende Kunst der Gegenwart und das Problem des Inhalts.

Die bildende Kunst der Gegenwart. Ein Büchlein für jedermann. Von Josef Strzygowski. Leipzig, Quelle & Meyer. 1907.

Die Besprechung von Langes „Wesen der Kunst" (im März-Heft dieser Zeitschrift) hatte ich mit dem Ausdruck der Hoffnung zu beschließen, daß nun auch eine Darstellung des eigentlichen Mysteriums der Kunst, jenes dem Menschen eingeborenen Triebes zur Gestaltung, nachfolgen möge. Wenngleich das Strzygowskische hübsch illustrierte Werkchen nicht gerade solchem Zweck gewidmet ist, indem es sich nur mit den Fragen beschäftigt, welche durch die Betrachtung der modernen Kunst angeregt werden, so führt es uns doch durch die Art, wie der Verfasser seine Urteile begründet, diesem Ziele um ein gut Stück näher.

Alles, was uns während der letzten Jahre so lebhaft beschäftigt hat, ohne daß darüber Klarheit zu erlangen gewesen wäre: der „Fall Böcklin", der Impressionismus, der Wiener Sezessionsstil und die Kunsterziehungsfrage, der Kaiser und die Kunst, Hodlers Malereien und Minnes Plastiken; dies alles wird hier in anregender Weise besprochen und von einem festen Standpunkt aus beleuchtet.

Vielen wird es große Genugtuung gewähren, daß nun endlich einmal, nachdem der Impressionismus ein ganzes Menschenalter durchlebt hat, ein Kunsthistoriker, also ein grundsätzlicher Anhänger der modernen Kunstbestrebungen, mit dem Eingeständnis hervortritt, daß unsre Zeit doch nur wenig Werke von dauernder Bedeutung hervorgebracht habe. Alle diejenigen, die sich seit Jahrzehnten mit Entrüstungsrufen durch unsre Kunstausstellungen durchgearbeitet haben und solches auch jetzt noch tun in der Erwartung, etwas sie Befriedigendes zu finden, werden sich freuen, hier deutlich ausgesprochen zu sehen, daß die gedankenlose Naturnachahmung unkünstlerisch sei; daß der Sinn für die Auffassung der menschlichen Gestalt in ihrer vollen Kraft und Schönheit bedenklich abnehme; daß die dekorative Behandlung keinen Ersatz für das Fehlen künstlerischer Gedanken biete.

Solch offene Bekenntnisse hat man bisher kaum gehört, denn sie wären bei der feindlichen Stimmung gegen die neuen Bestrebungen nur zu deren Verurteilung mißbraucht worden. Jetzt aber, wo die alte Hydra des Akademismus nur gelegentlich von sich reden macht, kann getrost die Wahrheit ausgesprochen werden, weil dadurch an der Tatsache nichts geändert wird, daß die Richtung der modernen Kunst, wie Strzygowski es ausspricht, trotz aller Mängel und Ausschreitungen keine willkürliche und zufällige ist, sondern, dem Zeitgeist entsprechend, notwendig so sein mußte. Schließlich, heißt es dort weiter, ist alles unvollkommen, aber zeitgemäß besser als jede Art von Nachahmung. „Schuld daran, daß die Maler sich durch Jahrzehnte mit Gegenständen niederer, ja niedrigster Ordnung zufrieden gaben, sind nur wir selbst; denn es ist unsre, nicht des Malers Sache, eine neue Weltanschauung zu erringen." — „Eine neue Inhaltsart können wir nicht finden, weil unser eigenstes Empfinden alt und abgestorben ist." — „Habt ihr — ihr, das Publikum, die Menschheit — erst wieder etwas, an das sich euer Gemüt hängt, dann haben auch die Künstler wieder freie Bahn, vielleicht auf Jahrhunderte hinaus. Es ist meine

Überzeugung," fährt der Verfasser fort, „daß die moderne Kunst ihr Pfund mit einer Selbstverleugnung hütet, die nie dagewesen ist. Obwohl sie nichts zu sagen und niemandem zu dienen hat — die überlieferten Ideale sind alt und kraftlos geworden — arbeitet sie mit einer unverwüstlichen Ausdauer daran, sich in allen Qualitäten über Wasser und alle Mittel bereit zu halten, um schlagfertig eingreifen zu können, wenn dem Gemüt der neue Erlöser und damit der Kunst ein neuer, allgemein gültiger Inhalt erstanden ist."

Wenn Strzygowski, nachdem er die Bestrebungen auf den verschiedenen Gebieten der Kunst näher beleuchtet hat, schließlich in bezug auf die Malerei, die eigentlich moderne Kunst, zu dem Ergebnis gelangt, daß wir zurzeit wohl „Regimenter von Malern, aber eigentlich keinen Feldherrn, d. h. keinen Künstler besitzen — Max Klinger etwa und vielleicht auch Hans Thoma ausgenommen" (außerdem lobt er auch noch Uhde uneingeschränkt wegen seines „Komm Herr Jesu" in der Nationalgalerie) — so tröstet ihn dafür das Bewußtsein, daß wenigstens unter den Verstorbenen eine ganze Reihe von Künstlern war, die dauernde Werke geschaffen haben: Marées und Puvis de Chavannes, Whistler und Böcklin.

Man muß es bei ihm in dem Abschnitt über die Monumentalmalerei nachlesen, wie er die Kunst der beiden erstgenannten aus dem „Unzeitgemäßen" ihres Strebens in dem Sinne Nietzsches ableitet, aus dem „was immer an der Zeit war". Sie schildern nicht „Ereignisse, Taten oder Erlebnisse, sondern Zustände. Auch sind diese nicht zeitlich, lokal oder durch Persönlichkeiten bestimmt; die Gestalten geben sich vielmehr namenlos, gehören zur Erde wie der Hain, die Hügel und der See. Es ist die große Natur an sich, der Mensch ruhend in ihrem Frieden".

Böcklin wiederum nimmt er gegen Meyer-Gräfe in Schutz, der wohl auf gewisse technische Mängel des Meisters aufmerksam gemacht, durch das Übermaß seines Verneinens aber doch wieder das Gute geschaffen hat, daß wir die großen Eigenschaften Böcklins nun um so stärker empfinden. Wenn Strzygowski die Ausstellungen, die Meyer-Gräfe an dessen Kunst gemacht hat: daß sie eine Illustration ohne Buch, ein Mosaik ohne Wand, ein Theater ohne Bühne sei, schlechtweg für Ehrentitel des Meisters erklärt, so nehmen wir das freilich nur als Gegengewicht gegen die Maßlosigkeiten seines Gegners hin; wir glauben auch, daß er sich von Meyer-Gräfe hat überrumpeln lassen, wenn er Böcklin eigentlich nur als Landschaftsmaler gelten lassen will, das Ergreifende der „Pietà" dagegen, die an Kraft des Ausdrucks nur in Rembrandts und Giottos Werken ihresgleichen findet, übersieht: was er dagegen über Böcklin als Landschaftsmaler sagt, über seine Bedeutung als größten modernen Monumentalmaler, ferner die Würdigung der Toteninsel und der Burg am Meere (hier hätte auch der kleine „Sommertag" in Dresden angereiht werden sollen), das alles können wir durchaus unterschreiben. „Was der Frühling flüstert, der Wald schweigt und die Woge rauscht, das ist nur das Echo des Menschengemütes und klingt in Böcklins Schöpfungen ähnlich wieder wie bei Giorgione." Und dazu kommt, wie weiterhin richtig bemerkt wird, daß der Meister (wie die großen Maler der vorraffaelischen Zeit, können wir hinzusetzen, wie aber keine andern seit Tizian) sich schon in den Farben allein ausspricht.

Woher, kann man nun fragen, entnimmt denn Strzygowski den Maßstab, um gerade diese Künstler und keine andern aus der großen Masse ihrer Zeitgenossen herauszuheben? Woran soll man auch weiterhin bei all den neu auftauchenden Werken unterscheiden, was gesund und lebensfähig ist und was nicht? Der Verfasser stellt in einem besondern Kapitel eine neue und gute Theorie über das Wesen der Kunst auf, indem er sagt: die Kernfrage aller Kunst sei das „Problem des Inhalts". Dieser Inhalt als die Gesamtheit der aus dem Subjekt des Künstlers, aus seiner Seele entspringenden Regungen sei es, was im Kunstwerk nach seiner Darstellung ringe, nicht aber die von außen, von der Natur her in der künstlerischen Phantasie angeregte Vorstellung, die von dem Künstler nur als ein Gefäß für den Ausdruck jener seiner eigenen Regungen benutzt werde. Strzygowski belegt dieses Natur-

vorbild mit dem nicht durchaus glücklich gewählten, weil zu allgemeinen Namen des „Gegenstandes," was jedoch der Richtigkeit seiner Unterscheidung keinen Eintrag tut. Die Hauptsache ist, daß er damit zu dem Ergebnis gelangt, die Darstellung dieses Naturvorbildes oder, kurz ausgedrückt, der Natur bilde nicht den Inhalt der Kunst; die vom Künstler verwendeten Naturgestalten seien nicht Selbstzweck seiner Darstellung, sondern lediglich Verständigungsmittel für das, was er ausdrücken will, also für das, was Dürer unter der Bezeichnung der „öberen Eingießungen" zusammenfaßt. Ob eine solche Aussprache, fügt er hinzu, in Tönen oder Worten, mit dem Meißel oder Pinsel geschehe, sei ganz einerlei. Die verschiedenen sonstigen „Probleme," die von einzelnen Forschern aufgestellt worden sind, wie das der Schönheit (ältere Ästhetik), der Form (Hildebrand), der Illusion (Lange), bleiben dabei zu Recht bestehen, da sie von dieser Betrachtungsweise nicht weiter berührt werden.

Eine solche Unterscheidung von Inhalt und Gegenstand ist durchaus nötig und zweckmäßig, wenn sie auch freilich, wie der Kritiker der Beilage der „Allgemeinen Zeitung" (Nr. 126 ff.) richtig bemerkt, keine Formel für die Sonderung der Werke mit Inhalt von denen ohne Inhalt bietet. Alle Theorien über das ewig unlösbare Rätsel des Wesens der Kunst werden eben, wie sie aus der Vergleichung aller bereits bestehenden Kunstwerke untereinander hervorgehen, stets auf der besondern Erfahrung beruhen, die der einzelne Beurteiler oder eine ganze Zeit sich angeeignet hat. Je ausgedehnter diese Erfahrung ist und je tiefere Begründung sie besitzt, um so zuverlässiger wird auch das Urteil über die einzelnen Werke und Künstler ausfallen. Ganz neuen Schöpfungen gegenüber wird freilich stets die Schwierigkeit bestehen, die geeigneten Vergleichsgegenstände sofort herauszufinden, wobei unvermeidlich ein Rest verbleiben muß, der sich, eben weil er ein neues, d. h. noch nicht dagewesenes enthält, auch nicht durchaus auf dem Wege des Vergleichens belegen läßt. Solchen Werken gegenüber, die wie die hier behandelten bereits meist schon um eine gewisse Zeit hinter uns liegen, wird aber dieses Verfahren mit Erfolg anzuwenden sein.

Es kommt dabei nur darauf an, daß die Erfahrung, auf deren Grund die Urteile gefällt werden, auch umfassend genug sei. Das ist bei einem Forscher, der die Entwicklung der neuen wie der alten Kunst in all ihren Gestaltungen mit solcher warmen Anteilnahme und solchem Glück verfolgt hat wie Strzygowski, im allgemeinen wohl durchaus der Fall. In bezug auf einzelne Gebiete der neuesten Kunstbewegung, die man auf Ausstellungen und in den Museen nicht kennen lernen kann, da ihre Haupterzeugnisse die Privatsammlungen noch nicht verlassen haben, scheint aber seine Kenntnis nicht immer auszureichen; dazu kommt, daß seine Theorie, und zwar nicht bloß gegenüber Werken der neuesten Kunst, ihn manchmal über das Ziel hat schießen lassen. Denn während er Rembrandt freilich als echten Künstler würdigt, indem er sagt: „Wenn der uns nur Kunststücke in Licht und Farbe vorgemacht hätte und nicht zugleich der größte Inhaltskünstler gewesen wäre, den es je gegeben hat, würden wir ihn gewiß nicht als Erzieher anerkennen", stellt er Velazquez und Hals (zusammen mit den modernen Impressionisten) im Gegensatz zu ihm als solche hin, die nicht in erster Linie Künstler, sondern in erster Linie Maler schlechtweg gewesen seien.

Aus dem gleichen Grunde kann er auch Menzels Krönungsbilde, wenn er gleich dessen frühes Bild, die im Morgenwind flatternde Gardine (Nationalgalerie)[1]), voll-

[1]) Wenn in der „Allgemeinen Zeitung" dem entgegengehalten wird, daß der poetische Reiz dieses Bildchens nicht in einer „die Seele des Künstlers widerstrahlenden Schönheit" bestehe, sondern schon mit dem Motiv in natura gegeben sei, da die Wirkung viel schwächer, viel nüchterner hätte ausfallen müssen, wenn die Balkontür geschlossen dargestellt worden wäre, und damit sowohl der Lichtstreif auf dem Boden wie auch das Wehen der Gardine fortgefallen wären: so scheint mir dabei Menzels Ausdrucksfähigkeit während dieser Zeit nicht genügend berücksichtigt worden zu sein, da er damals auch den allereinfachsten Gegenstand zu beseelen vermochte, wie das z. B. die kleine Studie mit der nur von einem Wandlicht erleuchteten Wendeltreppe auf der Jahrhundert-Ausstellung bewies, bei der von irgendeinem schon in dem Naturmotiv als solchem liegenden Interesse gar nicht die Rede sein konnte.

auf würdigt, nicht gerecht werden; und ebenso wenig den französischen „Impressionisten" Manet, Monet, Degas. Manet muß man nicht nach seinen meist unbelebten Figuren, auch nicht nach seinen in Nachahmung von Velazquez gemalten Bildern oder seinen wenn auch noch so geschmackvollen Studien, sondern nach seinen Stilleben beurteilen, in denen er die besten holländischen Feinmaler des 17. Jahrhunderts an Kraft noch übertroffen hat, so daß er nur an Van Eyck und dessen Nachfolgern seinen Stärkeren findet; Monet ist ein Schnellmaler, der zu häufig von seiner Augenblicksstimmung abhängt, in seinen Anfängen aber, in der ersten Hälfte der siebziger Jahre, als er seinen eignen Stil gefunden hatte, Landschaften aus der Umgegend von Paris malte, die es mit allem aufnehmen können, was die Kunst der früheren Zeiten hervorgebracht hat, und dazu noch einen Sinn für die Schönheit des vollen Sonnenlichtes hinzufügte, der vorher unbekannt war; Degas endlich, von dessen Figurendarstellungen freilich viele, wie z. B. die wunderbaren Akte, nur als Stilleben anzusehen sind, bei denen die menschliche Seele überhaupt nicht in Tätigkeit tritt, verfügt in seinen besten Schöpfungen über eine Fähigkeit, die Gestalten mit wirksamstem, wenn auch verhaltenem Leben zu erfüllen, die in solchem Maße nur noch bei Giorgione anzutreffen ist.

Wie Strzygowski über die allermodernsten Franzosen, die Denis, Cézanne, Gauguin, Van Gogh urteilt, erfahren wir nicht, und empfinden das auch nicht als eine Lücke; denn das Neue, das sie bieten, die dekorative Ausfüllung des Bildes mittels des Gleichgewichts von farbigen Flecken, ist zunächst nur für die Künstler von Bedeutung, und es wird noch abzuwarten sein, ob diese daraus etwas werden machen können. Der Schweizer Hodler, der ähnliche Bestrebungen verfolgt, wird allein hier genannt und mit entschiedener Teilnahme behandelt; doch werden die Anhänger dieser seiner neuesten Richtung wohl nicht damit einverstanden sein, wenn er bei der Griffelkunst, statt bei der Malerei eingereiht wird.

Durchaus schlecht aber fährt Liebermann, der gerade in diesem Jahre bei Gelegenheit seines sechzigsten Geburtstages die öffentliche Erörterung in erneuter Stärke wachgerufen hat, und daher in diesem Zusammenhange und wegen der Bedeutung, die seine Einschätzung für die künstlerischen Fragen überhaupt besitzt, noch etwas ausführlicher besprochen zu werden verdient, als es ohnehin geschehen wäre.

Gewiß geht Liebermann — und mit ihm Meyer-Gräfe — zu weit, wenn er unerbittlich als erste Forderung an jedes Kunstwerk die der malerischen Einheitlichkeit stellt, und dadurch gegen alle „Gedankenkünstler" ungerecht wird; denn als Ziel ist solches wohl durchaus festzuhalten, nicht aber als unerläßliche Bedingung. Ein Werk, dem diese Eigenschaft fehlt, kann keinen Anspruch auf Vollkommenheit erheben: aber daß Großes und Dauerndes sich auch ohne malerische Vollendung erreichen läßt, zeigen sowohl Cornelius wie Klinger. Weiterhin legt Liebermann ein zu großes Gewicht auf die treue Wiedergabe des Natureindrucks in Farbe wie Modellierung: sonst würde die Kunst vor Manet nur aus den paar „Vorläufern" des Impressionismus bestehen, dem greisen Tizian, Franz Hals, den Greco und Goya nebst wenigen andern; ob Velazquez und Rembrandt dazu zu zählen wären, bliebe schon fraglich. Aber Liebermann wegen solcher Einseitigkeiten für seine Person die Künstlerschaft abzusprechen, geht nicht an, da er durch seine Werke wie durch seine Worte beweist, daß er nicht zu jener Art gedankenloser „Impressionisten" gehört, die nach Strzygowskis Worten keinen Drang zum Gestalten in sich fühlen, den Gegenstand lediglich zum Spielball ihrer Geschicklichkeit machen, nur das malen, was mit den Augen zu greifen ist, und den Hauptnachdruck auf die überzeugende Illusion legen.

Sieht sich Liebermann auch im Interesse einer gesunden Weiterentwicklung veranlaßt, bei denjenigen Berliner Ausstellungen, die mehr oder weniger von ihm abhängen, vor allem auf die Hochhaltung malerischer Einheit zu achten, so kenne ich doch kaum ein Werk von ihm selbst, worin er sich mit der bloßen Erfüllung dieser Forderung begnügt hätte. Mag man seine Biergärten, seine Schusterwerkstatt, seine Waisenmädchen, sein Altmännerhaus, seine Flachsspinnerinnen, seine Netze-

flickerinnen, seinen Schweinemarkt und wie all die Gegenstände aus dem Leben unsrer Zeit heißen, ins Auge fassen, so handelt es sich ihm nicht um eine bloße Kopie der Natur, sondern wie bei seinen reinen Landschaften und seinen Bildnissen, die über die Zufälligkeiten der Beleuchtung und Formgebung hinaus vor allem den bestimmenden Charakter des Vorbildes zu erfassen suchen, um eine untrennbare Einheit des lebendigen Menschen mit der ihn umgebenden und bestimmenden Natur. Führt uns der Künstler auch keine hochfliegenden, schönen Träume vor, sondern begnügt sich mit dem bescheidenen Glück, das das bloße Dasein schon gewährt, so zeigt ein Blick auf die früheren Jahrhunderte, wie von jeher Raum für die verschiedensten Auffassungen des Lebens vorhanden gewesen ist. Was aber die eigentlich technische Durchführung betrifft, auf die hier ein solcher Nachdruck gelegt wird, so bildet sie nicht gerade stets die starke Seite in Liebermanns Tätigkeit[1]).

Wenngleich ein großer Teil von Strzygowskis Buch der Erörterung dieser auf die Malerei bezüglichen Fragen gewidmet ist, so beschränkt sich der Verfasser doch nicht, wie das jetzt so häufig anzutreffen, auf die Betrachtung der Malerei, sondern zieht auch alle andern Künste in den Kreis seiner Betrachtungen. Bei der Baukunst werden als in die Augen fallende Tatsachen hervorgehoben der entscheidende Einfluß, der durch den Gebrauchszweck auch auf die Gestaltung des Äußern ausgeübt wird, und das Vorherrschen der tragenden Kräfte, wodurch der Konstrukteur über den Architekten das Übergewicht erlangt, während das Ornament hier ein Gebiet findet, auf dem es sich in voller Freiheit ergehen kann. Anknüpfend an die jetzt so häufig vorkommende Form eines Massenbaus für rein ideale Zwecke stellt Strzygowski den besondern Begriff des Denkmalbaus, namentlich für Mausoleen und Grabmäler, auf, der darauf ausgeht, das Andenken an große Männer zu verewigen; er denkt dabei, außer an Lederers Bismarck-Denkmal und den Bau, der eigentlich Klingers Beethoven hätte umgeben sollen, an Erinnerungsstätten für Christus, für Shakespeare, für Goethe, in der Schweiz auch für Böcklin. Wenn er auf das Elend unsrer Denkmalsplastik zu sprechen kommt, hätte man gern Stauffer-Berns Bronzestatuette des Bubenberg im Berner Museum erwähnt gesehen, die leider nicht für die Ausführung im großen angenommen worden ist. Bei der Griffelkunst, die ganz unter dem Zeichen Klingers steht, hebt er den belebenden Einfluß des japanischen Holzschnittes hervor. Daß in der Malerei die Landschaft ein starkes Übergewicht gewonnen und zu häufiger Vernachlässigung der menschlichen Gestalt geführt hat, wird auf das Emporkommen der Städte zurückgeführt, die eine erneute Sehnsucht nach der Natur geweckt haben. Dieses gibt dem Verfasser willkommenen Anlaß, hier wieder einmal Goethes viel zu wenig gekanntes Fragment „die Natur," und zwar im Zusammenhang mit Böcklin, zum Abdruck zu bringen. Das frisch geschriebene Buch ist somit reich an Anregungen der verschiedensten Art.

W. v. Seidlitz.

---

[1]) Der Ehrensaal, der in der gegenwärtigen Sezessionsausstellung dem Künstler eingeräumt worden ist und seine ganze Entwicklung zeigt, erbringt in unwiderlegbarer Weise den Beweis, daß wir in Liebermann jetzt überhaupt den bedeutendsten Maler von ganz Europa besitzen. Diese Tatsache schließt aber nicht aus, daß das deutsche Volk seiner Anlage gemäß weiterstreben muß, sich wieder eine „idealistische" Kunst zu erringen, sobald die Zeit dafür gekommen sein wird.

Ein französisches Urteil über Deutschland.

Jules Huret, En Allemagne. Rhin et Westphalie. Cinquième Mille. Paris, Bibliothèque-Charpentier, Eugène Fasquel, éditeur. 1907.

Dieses ist nicht das schlechteste unter den Büchern seiner Gattung. Aber ehe es ein Buch wurde, ist ihm ein Ruf bereitet worden, der an die Pamphletliteratur anklang, die wir seit Tissots „Reise nach dem Milliardenlande" zur Genüge kennen. Und das kam so, wie dergleichen öfter gekommen ist. Das Buch erschien zuerst in Form von Reisebriefen an den Pariser „Figaro" (im vorigen Jahre). Darin stand nun sehr viel Ernsthaftes und Anerkennendes über den Aufschwung Deutschlands, über sein Städtewesen und dessen Blüte, über die musterhafte Stadtverwaltung von Mainz, Frankfurt a. M., Köln usw., über die großen Mittelpunkte der Industrie in Rheinland und Westfalen. Aber wie wenn der Pariser Beobachter das Bedürfnis empfand, sich von all dem Ernst und all der Anerkennung für Deutschland zeitweilig zu erholen, so schaltete er zwischen die Kapitel über Krupps Stahlwerke, über das rheinisch-westfälische Kohlensyndikat und ähnliches mehr ab und zu ein kleines Hors-d'œuvre ein, von Schnödigkeiten über die Geschmacklosigkeit der deutschen Barbaren (und Barbarinnen), über ihre rückständigen Lebensformen, über ihre ungenießbaren Speisen usw. Nicht nur, daß diese pikanten Einstreuungen sich von der Sachlichkeit und Beweiskraft der ernsthafteren Kapitel durch ihre Willkür, Unkenntnis, Übertreibung unvorteilhaft unterschieden. Sie waren eben darum gerade das, was die deutschen Zeitungen brauchten, um den bekannten Pfeffer in die bekannte Wunde zu streuen. Es wurde beiderseits wieder ein Scherflein zu der Sache des Unfriedens beigetragen. Eine einzige Zeitung etwa hatte sich die Mühe gemacht, einen einzigen Brief oder das Pikanteste daraus zu übersetzen. Das ging nun auf den Flügeln der Papierschere durch die ganze deutsche Presse, und das zeitungslesende Publikum Deutschlands wußte wieder einmal, was der Autor — nicht gesagt hatte.

Wenn wir jetzt das Buch zur Hand nehmen, einen stattlichen Band von 530 Seiten, so ist es bezeichnend, daß sich das Titelblatt seinen Landsleuten mit einer abgekürzten Inhaltsangabe anpreist, in der fast jedes Wort die Absicht eines Werkes verrät, das Deutschland eher zu rühmen bestimmt ist als herabzusetzen. Dieser erste Eindruck wird bestätigt durch die Lektüre. Daß einem Fremden, der zunächst Rheinland und Westfalen besucht, der überhaupt nicht in die geistigen Sphären der deutschen Gesellschaft eindringt (und in so kurzer Zeit hier auch nicht eindringen kann), der von unsern Universitäten nichts als die Fechtböden und die Kneipen kennen lernt — bei dem besten Willen zur Bewunderung, weitaus voran die materiellen Fortschritte, die ziffermäßig erfaßbaren Tatsachen zugänglich werden, das ist natürlich. Und hierbei wiederum ist zu bemerken, daß er ein sehr gutes Auge für die großen Erscheinungen des neuen Deutschland, für die einem Franzosen erstaunlichen Leistungen der großen Stadtverwaltungen wie der industriellen Riesenwerke hat, dagegen nicht tief genug geblickt hat, um zu sehen, wie die Größe dieses neuen Kulturfortschrittes sich bis hinab in unsre kleinsten Ortschaften, in die bescheidensten Bahnhöfe bekundet, die in ihrer Weise noch lehrreicher sind für das heutige Frankreich als Berlin, Köln und Frankfurt. Er dagegen — der Pariser — nennt Städte von 35 000 Einwohnern, die glänzende Beispiele eines fröhlichen

Aufschwunges sind, „retrograde“ oder „veraltete“ — weil sie noch keine Straßenbahnen haben (die sie ihrer Kleinheit gemäß noch nicht haben können). Aus solch einer retrograden deutschen Kleinstadt könnte er dennoch sich Muster für die wichtigsten Einrichtungen mit nach Hause nehmen, die der Pariser Stadtverwaltung fehlen. Nicht bloß für das Straßenwesen und nicht bloß für das Straßenwesen Berlins ist es richtig, was Huret von dort schreibt: „Man muß in dieses Land kommen, um sich des Pariser Straßenwesens zu schämen.“

Er hat teilweise eine tüchtige Art, die tatsächlichen Erscheinungen festzustellen, läßt sich Drucksachen von Krupp usw. geben, aus denen er die wesentlichen Daten herauszieht, und manches Kapitel ist so ganz „matter of fact“, daß ein Engländer es geschrieben haben könnte. Bei den Rückfragen über dies und das wird es schon anders. Ab und zu hat er sehr gute Quellen. So bringt er ein treffendes Votum über die Besetzung der Bürgermeisterposten in deutschen Städten, klar und präzis dargestellt. Wo er sich selber überlassen ist, da bricht immer wieder der Pariser durch mit der Subjektivität und der naiven Beschränktheit seiner Kenntnisse von dem Lande, das er besuchen will. So ist er in Mainz glücklich, die Reste der französischen Sprache im täglichen Leben vorzufinden — Reste, die er alle miteinander der Herrschaft der Revolution und Napoleons dankbar zuschreibt. Man höre: auf den Ladenschildern steht „en gros, en détail“ — „spéditeur, spédition“. Hat er das wirklich in Mainz allein gefunden? Und weiß er nicht, daß noch andre Einwirkungen der französischen Sprache auf die deutsche stattgefunden haben, und viel ältere als die aus der Zeit der Revolution?

Wie dem nun auch sein mag, der Grundzug des Buches ist Bewunderung für die großen Fortschritte der Deutschen und Selbstkritik für Frankreich. Vielleicht das anziehendste, bestbehandelte und wohltuendste Kapitel ist dasjenige, das die Stadt Frankfurt behandelt mit deren vortrefflichen städtischen Institutionen, ihrer reichen, mannigfaltigen und intelligenten Wohltätigkeit, ihrem Schulwesen, wo denn der französische Sprachunterricht das höchste Lob erhält. Dieses immer wieder mit Seitenblicken nach Frankreich, die diesem keineswegs zum Ruhme gereichen. Huret ist hierbei wie bei manchem andern geneigt, den deutschen Leistungen etwas zuviel Ehre zu erweisen. Was er über Frankfurt sagt, ist gewiß zutreffend. Er hat hier gut beobachtet und gut ausgefragt. Aber er verallgemeinert etwas zu schnell das dort Beobachtete weit über die Grenzen von Frankfurt hinaus. Der Unterricht in den neueren Sprachen ist vielfach noch weit zurück auf deutschen Gymnasien samt den neuen Realgymnasien und Oberrealschulen, die ja ihrer Bestimmung nach gerade hierfür viel mehr zu leisten bestimmt sein sollten. Dagegen kennen wir aus neuester Zeit nicht wenige Beispiele von den Fortschritten der französischen Schulen im Erlernen des Deutschen, die wesentlich über das hinausgehen, was in deutschen Schulen im französischen und englischen Sprachunterricht erreicht wird.

Dann werden die hauptsächlichen Großindustrien vorgeführt im Wechselgespräch mit sachkundigen Fachmännern an Ort und Stelle. Immer wieder das Urteil zu gunsten deutscher Rührigkeit, Intelligenz, Wissenschaft, Disziplin, Organisation, und zu ungunsten Frankreichs. Ein besonderes Kapitel behandelt die „Disziplin“ und deren Bedeutung für die Leistungen Deutschlands. Im Hintergrunde der Bewunderung dieser „Disziplin“ liegt freilich das Jahr 1870/71, und die sentimentalarmoyanten Töne aus diesem Hintergrunde mengen sich dazwischen. Also die militärische Disziplin, die durch alles hindurchgeht, durch die ganze große Industrie der Deutschen, ja durch ihr gesamtes Leben, ist eine der mächtigen Kräfte des neuen Aufschwunges. Da geht es nun nicht ohne Übertreibungen ab nach oben und nach unten. Die Disziplin beginnt für die Reise nach Deutschland schon bei der Abfahrt von Paris mit den Beamten der Schlafwagengesellschaft, meint er. So weit wir uns entsinnen, beginnt auf den Pariser Bahnhöfen die Disziplin noch etwas früher, und nicht erst mit den blonden, uniformierten Beamten der Schlafwagengesellschaft, sondern in der fürchterlichen Enge, zu der man die des Einsteigens harrenden

Passagiere in den Wartesälen zusammengedrängt unter dem Kommando der durchaus französischen Beamten der Pariser Eisenbahngesellschaften.

Mit solchen Übertreibungen im einzelnen und ganzen tut Huret seinen Landsleuten — wenn man seine Bemerkungen ernst nimmt — zum Teil bitteres Unrecht. So behauptet er geradezu, sie kennen nicht das wahre Pflichtgefühl wie die Deutschen. Aber er sucht sich von dieser bitteren Erkenntnis wieder zu erleichtern, indem er die Sache ins Lächerliche zieht. Er mokiert sich über die vielen Anschläge mit „Verboten". Es wäre zu wünschen, daß sie überflüssig wären; aber ein Beweis von Disziplin sind sie eben nicht. Denn je mehr ein Volk diszipliniert ist, um so mehr Ungehöriges verbietet es sich selber aus schuldiger Rücksicht für andre. So ist es gar nicht einmal richtig, daß die Rauchverbote auf deutschen Eisenbahnen streng befolgt werden. Im Gegenteil. Er scheint England nicht zu kennen. Hier herrscht weit strengere Disziplin von innen und von außen für die Befolgung solcher Verbote. Er ist in dem Hörsale einer Universität gewesen. Da hat er ein Verbot gelesen, die Tische nicht zu beschädigen. Er ist aber nur in diesem einen Hörsaal gewesen, einem neuen. Hätte er die alten gesehen, so hätte er bemerkt, daß deren Tische alle miteinander durch eingeschnittene Namen u. dgl. stark beschädigt waren. Diesem alten kindlichen Unfug zu steuern, hat man die neuen Tische schützen wollen, und bisher mit Erfolg, aber auf wie lange? Was ist da nun Auffälliges an dem „Verbot" und an der „Disziplin"? So mit hundert Einzelheiten. Ja, kommandiert zu werden, ist für den Deutschen ein physisches und moralisches Bedürfnis. Selbst bei seinen Vergnügungen zeigt er das. Im Militärdienst sterben die letzten Velleitäten der Unabhängigkeit, wenn sie in ihm je vorhanden waren! Das sind Hurets Worte. Oder: die deutsche Polizei leistet so viel, weil sie von den Gesinnungen der Bevölkerung unterstützt wird — aus Disziplin. Es wäre zu wünschen, bemerken wir, daß dem immer so wäre. Aber der Franzose scheint nicht zu begreifen, daß dieses ein Stück von Staatsgefühl oder Ordnungssinn ist, von dem die Engländer wesentlich mehr haben als die Deutschen; daß darauf zuletzt alle politische Freiheit beruht, und daß es ein seltsamer Zug eines freien Volkes ist, wenn es die Organe der öffentlichen Gewalt als seine Feinde betrachtet. Das Räsonnieren und Revolutionieren macht nicht das Wesen der staatlichen Freiheit aus. Gerade das ist die Lehre des englischen Staatslebens.

Sind solche Bemerkungen nicht gar zu böse gemeint, weil sie ja nur die Zutaten oder Scherze zu jenen Darstellungen sind, die zuletzt auf die Bewunderung der deutschen Fortschritte hinauskommen, so ergeht sich der Spott über die deutsche Küche und die Art der Kleidung in schrankenloser Subjektivität. Es ist die Subjektivität des Parisers, nicht einmal des Franzosen. Eine typische Subjektivität. Über den Geschmack kann man nicht streiten — sagt der Philister. Wenn er den Geschmack des Essens meint, dann hat er beinahe recht. Die Deutschen brauchen keinen Pariser kommen zu lassen, um endlos darüber zu streiten, ob die süddeutsche Küche besser schmeckt als die norddeutsche, die westdeutsche besser als die ostdeutsche. Ob man Obstsuppen essen soll oder nicht, grünen Salat mit Rahm oder mit Essig und Öl, Kartoffeln oder Knödel usw. Die Borniertheit des Parisers, seine Gewohnheiten zur Norm des guten Geschmacks für die ganze Welt machen zu wollen, haben auch andre Städte und Landschaften. Und jeder Mensch hat sie um so mehr, je beschränkter er ist, und je weniger er von des Lebens Schauspiel gesehen hat außerhalb der vier Pfähle seiner Heimat.

Obenein, was wird denn bei solchen Bemerkungen eigentlich miteinander verglichen? Es müssen doch die gleichen Sphären der Gesellschaft, der Ansprüche, der Preise sein. Ich weiß nicht, ob die bekannten fragwürdigen Diners im Palais Royal besser sind als die Berliner zu gleichen Preisen. Und wenn wir wirklich die Neigungen einer ganzen Nation zum Gegenstande der Vergleichung nehmen, was meint der Franzose dazu, daß der weit verbreitete Geschmack seiner Landsleute für den Knoblauch in Deutschland mit ebenso weit verbreitetem Entsetzen betrachtet wird?

Braucht er als Sproß einer „lateinischen" Nation eine klassisch-lateinische Norm dafür, so mag er die bekannte Ode des Horaz nachlesen, der ein gleiches Entsetzen empfand wie die Deutschen heute. Hier haben wir wirklich eine objektive Norm, wie es scheint, wo wir über den Geschmack streiten können.

Und so mit der Kleidermode. Ein Deutscher, der in Epernay wohnt, hat zum Schutze seiner Landsleute den Pariser des „Figaro" eingeladen, sich die Mode von Epernay einmal anzusehen. Die Folge war, daß der Pariser die „Provinz" sofort preisgegeben hat. Mit Recht. Und Paris selber? Wie geht hier der „homme serieux" gekleidet? Etwa in strengerer Observanz des Modejournals als der Berliner Professor?

Bei alledem ist ja Wahres nicht zu verkennen — der Schick der Pariserinnen, auch in den ärmeren Schichten, die Mäßigkeit der Franzosen im Essen, die Neigung zum Übermaße bei den Deutschen, zumal die große Zahl der Mahlzeiten, und die Anekdote von der Wäscherin in Köln ist nicht übel gewählt. Aber auch hier Übertreibungen und Mißverständnisse, wie etwa dieses, daß der häufige Gebrauch des Wortes „Mahlzeit" (zum Gruße) etwas mit dem Essen zu tun hat. Zuerst ist bei diesem Worte der Segen fortgefallen, dann ist der ursprüngliche Inhalt verloren gegangen. Ein andres! In dem Kapitel vom Geschmack findet Huret es seltsam, daß man bei festlichen Einzügen in Deutschland die Fenster und Balkone mit Teppichen schmückt. Er ahnt nicht, daß diese deutsche Sitte sich schon im „Romancero del Cid" findet und wohl von den Arabern kommt, die den Spaniern die Teppiche gebracht haben.

Huret vermißt die guten Formen bei Tische, insbesondere hat er den zwanglosen Gebrauch des Zahnstochers übel vermerkt. Es muß nicht in sehr guter Gesellschaft gewesen sein, wie er denn aus natürlichen Gründen die meisten Beobachtungen in öffentlichen Lokalen gemacht hat. In Frankreich muß man in sehr hoher Gesellschaft auf noch Schlimmeres gefaßt sein. Der Botschafter des Deutschen Reiches besucht das Staatsoberhaupt von Frankreich und schreibt darüber in sein Tagebuch (Denkwürdigkeiten des Fürsten Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst, Bd. II, S. 272): „Heute bei Grevy ... Er mußte eben gefrühstückt haben, denn er reinigte seine Stockzähne mit dem Zeigefinger, was ihn veranlaßte, die halbe Hand in den Mund zu stecken. Dann vertiefte er den Zeigefinger in die Nasenlöcher usw." Daß es in Paris lange Zeit, und vielleicht auch heute noch, feine Sitte war, am Schlusse des Diners in großem Kreise Mundspülungen vorzunehmen, war gleichfalls um ein gut Stück schlimmer als der Gebrauch des Zahnstochers, und legte die Frage nahe: Was sonst noch?

Indessen genug von dergleichen.

Was Huret über die Göttinger Studentensitten schreibt, d. h. über das Fechten und Trinken, und das als typisch für die deutschen Studentensitten überhaupt, hätte Emile Zola geschrieben haben können. Ein wahres „document humain". Hier hat er in der Tat von einem noch höheren Standpunkt als dem des Parisers recht, wenn er von den Szenen des Blutvergießens und der sinnlosen Betrunkenheit sich mit Abscheu entfernt. Aber es ist eben Zolas Vorliebe für die Detailschilderung des Häßlichen, die uns fragen läßt: Warum zehn Tage in einer angesehenen Universitätsstadt Deutschlands auf solche Misèren verwenden und keinen Versuch machen, über die alten, schlechten Witze Heines hinauszukommen, die er dem geistigen Leben dieser Stadt gewidmet hat — einen Versuch, der freilich auf Fechtböden und Kneipen nicht gelingen kann.

Aber wir schließen, wie wir begannen: der Grundzug des ganzen Buches ist der gute Wille, anzuerkennen, zu bewundern und Frankreich eine Lehre zu geben, nicht in den Sitten der Studenten, aber glücklicherweise an vielen andern Dingen, die der Verfasser zu finden gewußt hat — sind es auch nicht gerade diejenigen, die sich dem Blicke eines fremden Reisenden am leichtesten entziehen müssen. Und daß er am Ende des Buches die „schimpfliche Sitte" der Trinkgelder tadelt, die man selbst in den besten Häusern für deren Gastlichkeit bezahlt, das wollen wir ihm am wenigsten verdenken. D.

Alesia (52 v. Chr.).

In der Auvergne verließ den Römer das Glück. Als Cäsar den Wällen der unbesiegbaren Gergovia den Rücken kehrt, gehen auch die Häduer, auf deren Hilfe er gebaut hatte, auf die Seite des Vercingetorix; und fast das gesamte Gallien steht in Waffen gegen den Eroberer.

Durch die Buchenwälder des felsigen Morvan, wo auf moosigem Grunde der rote Fingerhut leuchtet, wenn das Frühlingsgold des Ginsters zu Boden gefallen ist, ziehen Abgesandte nach Bibracte; und auf der Höhe des Mont Beuvray wird die Führerschaft des Auvergnaten bestätigt.

Aber im Gebiete der Lingonen[1]) unterliegt seine Reiterei nach schwerem Streit[2]); und um Alesia, eine der wichtigsten Stätten der Religion und des Handels, tobt der Kampf, der mit der Unterwerfung des Arverners unter den herzlosen Gegner seinen Abschluß findet[3]).

Der Purpur der Digitalis war verblichen, auf den Höhen und Heiden des Morvan zitterten die Glöcklein der Erika im rauhen Wind, da hielt der Sieger von Alesia seinen Einzug in Bibracte; und Vercingetorix trug seine Ketten gen Rom[4]).

---

[1]) Napoleon (Histoire de Jules César, Bd. II, S. 296, 1866) verlegt mit Defey die Schlacht an die Vingeanne und übersetzt, um den nötigen Abstand von Alesia zu gewinnen, das altero die des Cäsarianischen Textes mit le surlendemain, was den Altmeister deutscher Cäsar-Forschung, v. Göler, dessen Untersuchungen in vielen Fällen Napoleon die Richtung gewiesen hatten (vgl. meine Vacances d'été en Picardie, Ostern 1903, S. 8), und mit ihm Heller zu lebhaftem Widerspruch veranlaßten. v. Göler, Cäsars gall. Krieg. Zweite Auflage. 1880. S. 301.

[2]) Nach Plutarch (Cäsar 26) war die Lage der Römer zuerst mißlich, Cäsar entriß man sogar den Dolch, den er später in einem Tempel der Auvergne wiederfand. Im Widerspruch mit dem Text des Plutarch wollen Napoleon (S. 282) und mit ihm Benoist, Dosson, Lejay diese Angabe des griechischen Schriftstellers auf Gergovia beziehen.

[3]) Cäsar macht die Übergabe des Helden mit dem einen Worte deditur ab; 150, 200 und 250 Jahre später schmücken Plutarch, Florus und Dio Cassius den Vorgang mit beweglichen Worten aus. — Ein Vergleich drängt sich auf: Napoleon bei Sedan, ein Vorgang, über den Emile Leclercq De la prison de Ham aux jardins de Wilhelmshoehe, Bruxelles, 1871, p. 180) mit Härte urteilt: „Le patron, le grand prêtre, le demi-dieu du 2 décembre, après avoir joué la comédie de la reddition, bouffonnerie bien digne de la tragédie qu'il avait composée en société des Ollivier, des Leboeuf et des Gramont, se laissait conduire, en traversant le territoire neutre de la Belgique, au château de Wilhelmshoehe, près de Cassel, où il pouvait se comparer, avec l'orgueil du sot, à Napoléon Ier, exilé à l'île d'Elbe." Allerdings war der kranke, zu nichts mehr fähige Mann auf den Vorschlag des tapferen de Wimpffen: „Que Votre Majesté vienne se mettre au milieu de ses troupes, elles tiendront à honneur de lui ouvrir un passage" (de Wimpffen, Sedan, S. 170) nicht eingegangen. „Quelle n'eût pas été la gloire de Napoléon III, passant avec son armée sur le corps de l'ennemi, ou mourant au milieu de ses soldats pour ne pas rendre l'épée de Solférino à son bon frère de Prusse? . . ." (de Wimpffen, S. 177).

[4]) Bei dem Triumphe, den Cäsar über Gallien hielt, brach die Achse seines Wagens: Primum et excellentissimum triumphum egit Gallicum . . . Gallici triumphi die Velabrum praetervehens paene curru excussus est, axe diffracto. Sueton, Caes. 37.

Nordwestlich von Les Laumes an der Straße nach Montbard zu, dem Städtchen Buffons, liegt Seigny.

Wenn nach des Herbstes letzter Feldarbeit der Bauer das dürre Holz der fagots im großen Kamine zu heller Flamme lodern läßt, dann wird im Gespräch die Erzählung lebendig von dem großen Verbluten, das einst die Gefilde des Dorfes getränkt habe, und volksetymologisch wird sein Name auf saigner (sang) zurückgeführt.

Durch die Ausgrabungen Napoleons in den Jahren 1861 bis 1865[1]) auf den Ebenen und Hügeln rings im Kreise um den Mont Auxois ward dessen Fläche als die Stelle der alten Feste Alesia erkannt und der an seinem Südwestabhange auf halber Höhe gelegenen Ortschaft Alise-Sainte-Reine endgültig das (ihr durch jahrhundertlange Überlieferung immer gegebene) Zeugnis bestätigt, daß sie die Erbschaft großer geschichtlicher Vergangenheit in ihrem Namen trage und die Erinnerung an den Gott Alisanos, der der Mandubierstadt einst seinen Schutz verlieh, aber römischen Göttern und Adlern nicht wehren konnte.

Die heilige Reine jedoch, erzählt die Legende, war eine Jungfrau, die hier auf Befehl des Kaisers Olybrius, dem sie, die Christin, als Weib zu gehören verschmäht hatte, gemartert ward, und deren Gebeine man in der Karolinger Zeit in die Abtei auf der Höhe von Flavigny hinüberschaffte[2]). Ihr Fest wird noch alljährlich am 7. September feierlich begangen. Der Quell bei ihrer Kapelle wirkt Wunder.

Nach Abschluß der Arbeiten Napoleons war jeder andern Meinung, namentlich der Ansicht derer, die für Alaise-les-Salins in der Nähe von Besançon mit der Feder gefochten hatten, die Waffe des Beweises entwunden[3]).

Trotzdem hat es der Abgeordnete Alexandre Bérard in einer am 30. November 1906 an die Académie des Inscriptions et Belles-Lettres gerichteten Schrift im begreiflichen Lokalpatriotismus unternommen (wie das schon im Jahre 1848 Jacques Maissiat getan hatte), dem Dorfe Izernore im Departement de l'Ain den Märtyrerglanz zu sichern, der die Höhe von Alesia umschwebt. Der Streitruf Berards jedoch verhallt wirkungslos am Ohre dessen, der, wie der Verfasser der vorliegenden Zeilen, Alise, Izernore[4]) und die zwischen beiden Ortschaften gelegenen Länderstrecken aus viermaliger eigener Anschauung kennt, ganz abgesehen von den die Worte Cäsars über seine doppelten Schanzwerke bestätigenden Ausgrabungen des dritten Napoleon[5]),

---

[1]) Die rechte Hand und zu gleicher Zeit der Bote des Kaisers bei all seinen Forschungen, wo es galt, eine bestimmte Ortschaft festzulegen, war der Anfang April dieses Jahres (1907) verstorbene Baron Stoffel, der in seinen sofort nach dem Kriege veröffentlichten „Rapports militaires écrits de Berlin 1866—1870" erkennen läßt, wie richtig er preußische Verhältnisse beurteilt, und wie eindringlich er vor einem Kriege gewarnt hatte. Sein Zeugnis war später im Prozeß Bazaine von höchster Bedeutung. Es handelte sich darum, festzustellen, ob Stoffel die Depesche Bazaines vom 20. August empfangen habe, die, wenn sie Mac Mahon zugegangen wäre, die Katastrophe von Sedan verhindert hätte. Auch in der Affäre Dreyfus trat der scharfsinnige Militärschriftsteller und Cäsar-Forscher noch einmal vor die breite Öffentlichkeit.

[2]) Reste der Abtei und der Krypta der Heiligen sind noch erhalten und dienen einer Anisbonbonfabrik (es gibt deren zwei in Flavigny), die ihre Erzeugnisse weithin versenden) als Speicherräume. Als Gefängnis der Heiligen gilt Schloß Grignon.

[3]) Dazu gehörten unter andern Quicherat und Desjardins; zu denen aber, die für Napoleon und Alise-Sainte-Reine eintraten, neben Rossignol vor allem (1858) der Duc d'Aumale, dessen Urteil um so mehr ins Gewicht fallen mußte, weil er im Exil lebte. Für viele ward die Frage nach der Örtlichkeit von Alesia einfach zur politischen Angelegenheit, die sich, je nach dem Standpunkte, den man der Regierung des Kaisers gegenüber einnahm, für oder gegen Alise-Sainte-Reine entschied. Über Nacht entstand ein Alesia nach dem andern, und jedesmal berief sich sein Entdecker auf den Cäsarianischen Text, der bei seiner geringen Genauigkeit wissenschaftlicher Phantasie willig Hilfe gewährte.

[4]) Nordwestlich von Nantua, dem sauberen Vaterstädtchen des am 3. Dezember 1851 auf der Barrikade getöteten Deputierten Baudin.

[5]) Die Auffindung der gänzlich ausgefüllten Gräben war (nach Pernet) dadurch möglich, daß sie verschiedene Bodenschichten durchschnitten hatten, die überall da, wo keine Gräben gewesen waren, deutlich gesondert, an den Stellen der einstigen Gräben aber durcheinander geworfen waren.

ganz abgesehen von den Münzfunden am Fuße des Mont Réa[1]), wo die Kernschar des gallischen Entsatzheeres die Legionen des Reginus und Rebilus angriff, und zu geschweigen endlich auch einer 1839 auf dem Mont Auxois entdeckten Weihinschrift, die den Namen Alesia unter der Form Alisiia aufweist[2]); — und Millets gewaltiges Bronzebild des Vercingetorix steht zu Recht hoch über der Ebene von Les Laumes und Grésigny[3]) und schaut hinein ins burgundische Land; und zu den Füßen des Arverners kündet die vom Neffen des Korsen gewählte Inschrift: „La Gaule unie, formant une seule nation, animée d'un même esprit, peut défier l'Univers. Vercingétorix aux Gaulois assemblés. Caesar. de bello gal. liv. 7. chap. 29."

Armin auf der Grotenburg, liberator haud dubie Germaniae[4]), mit der Klinge, die gen Himmel ragt, und der Häuptling aus Gergovia, der sich auf der Höhe von Alise auf sein Schwert stützt! Es schwebt ein eigener Zauber um beide Gestalten. Freilich war jene Befreiungstat im Teutoburgiensi saltu, die es nach Florus[5]) vermochte, „daß die Herrschaft, die an des Weltmeers Gestaden nicht Halt gemacht hatte, an den Ufern des Rheinstromes zum Stehen kam", nur ein Überfall auf ein ermattetes, der Gegend unkundiges Heer, und der Kampf des Galliers ein Ansturm gegen die Kriegskunst — Cäsars.

Die Höhe des Mont Auxois selbst ward von Napoleon fast gar nicht ins Bereich seiner Forschungen gezogen; doch nun hat sich der Boden der denkwürdigen Stätte methodischen Untersuchungen im großen Maßstabe aufgetan[6]).

Nach einigen Probegrabungen im Oktober, November und Dezember 1905 hat die société des sciences naturelles et historiques de Semur, der malerischen Stadt am Armançon[7]), in der Voltaire die göttliche Emilie geküßt wie auf Cirey, im Mai 1906 mit Ausgrabungen begonnen, deren Leitung sie dem gelehrten Major Espérandieu übertragen hat. Dieser hat Mitte Dezember 1906 im Auftrage der société française de fouilles archéologiques das Ergebnis der bisherigen Grabungen in einem Vortrage erläutert, den er mehrmals, zuletzt am 27. März im Pariser Generalstabe, wiederholt hat.

Auf dem Boden der gallischen Feste haben sich zur Römerzeit, das hat sich beim Ausschachten feststellen lassen, drei Städte der Reihe nach übereinander erhoben, deren letzte während der Völkerwanderung verschwunden sein mag. Außer mehreren Brunnen[8]), Zisternen, Kellern mit Steintreppen als Resten von Wohnhäusern sind die Grundmauern eines Theaters, eines Tempels und eines großen Gebäudes mit drei Apsiden aufgefunden.

---

[1]) „Les plus récentes de ces monnaies remontent à l'an 700 de Rome, 54 avant Jésus-Christ. L'année dans laquelle eut lieu le siège d'Alesia est l'année 702; ce fait seul servirait au besoin à démontrer qu'Alise et Alesia sont une même localité." Napoléon, p. 556. — Unter den Funden, die damals um Alise herum gemacht wurden, befand sich auch ein silbernes, mit Zweigen und Beeren geziertes Gefäß, das, wie die meisten der damals entdeckten Dinge, im Musée zu St. Germain verwahrt wird.

[2]) Sie befindet sich im Museum zu Alise-Sainte-Reine:
Martialis Dannotali ieuru Ucuete sosin celicnon etic gobedbi dugiiontiio Ucuetin in Alisiia.
Die Übersetzung ist unsicher. Jedenfalls aber ist von einem gewissen Martialis, dem Sohne des Dannotalus, die Rede, und von einer Ucuetis genannten Gottheit in Alesia.

[3]) Nordöstlich von Grésigny (aber vom Mont Auxois aus nicht sichtbar) liegt das Schloß von Bussy-Rabutin mit seinen für die Hof- und Klatschgeschichte Ludwigs XIV. so interessanten Gemälden.

[4]) Tacitus, Ann. II, 88.

[5]) IV, 12: Ut imperium, quod in litore Oceani non steterat, in ripa Rheni fluminis staret.

[6]) Ausgrabungen im kleineren Umfange hatten in den ersten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts mehrfach stattgefunden.

[7]) Der Armançon, der der Yonne zuströmt, empfängt jenerseits die Brenne, die Oze und Ozerain aufnimmt, jene beiden Flüßchen, von denen ich das erste am Nordfuße, das zweite am Südfuße des Mont Auxois dahinschlängelt.

[8]) Dadurch wird der oft, auch von Bérard, erhobene Einwand vom Wassermangel hinfällig.

Ein der Erde entrissenes Steinrelief erscheint als eine im ersten Jahrhundert entstandene Nachahmung eines griechischen Werkes und zeigt den sitzenden Vater der Götter und Menschen und ihm zur Seite stehend Juno und Minerva. Auf einem zweiten Relief hält einer der beiden Dioskuren sein Roß am Zügel; eine arg verstümmelte Statuette aus Stein stellt eine Amazone, eine zweite und gleichfalls schlecht erhaltene einen gallischen Jupiter dar, an dessen Sitz das Symbol des Rades [1]) sichtbar ist. Eine Bronzebüste des Silen von italienisch-griechischer Arbeit hat als Gewicht an einer Wage gedient, die Bronzefigur eines sterbenden Galliers von gleichem Ursprung als Verzierung am Henkel einer Vase. Ein Torso gibt sich an der Bekleidung als Bildnis eines gallischen Häuptlings zu erkennen [2]). Auf den Schultern der Büste eines bärtigen Gottes sitzen zwei Vögel [3]), so daß sich uns unwillkürlich eine Erinnerung an Odin und seine Raben Huginn und Muninn aufdrängt. Eine nur in Bruchstücken erhaltene keltische Inschrift mit griechischen Buchstaben gesellt sich den von dieser Art im ganzen etwa vierzig bisher bekannten zu. Geringe Reste von gallischen Hütten beweisen, daß das Holzgeflecht, aus dem sie bestanden, mit Lehm beworfen war, der unter dem Einfluß von Feuern, die man entzündete, zu einer festen Ziegelschicht ward. Münzen sind zutage gekommen, Messer, Hippen, Schlösser und Schlüssel, Nägel, ein Holzeimer mit Eisenreifen und mit der Kette, an der man ihn in den Brunnen hinabließ, Lampen, Kuhschellen, ein Rasiermesser, eine Schaufel, Hipposandalen, Kessel, Tongefäße von gallischer und nichtgallischer Arbeit, sogenannte samische, reichverzierte Gefäße von schönem Rot [4]), und als besonders wertvolles Stück eine achtlöchrige Hirtenflöte aus Holz. Vielleicht vermag sie, wenn ein kunstverständiger Mund sie berührt, lieblich zu ertönen wie an den Lippen des Pan, als er beim Klagen des Rohres, in das Wassernymphen die Syrinx verwandelt hatten, vocis dulcedine captus die Hirtenflöte erfand; oder schwingt noch in ihr eine Melodie, wie sie dereinst Lied und Laute begleitete, die zu Ehren des Vercingetorix erklangen [5]), dem als erstem ein Traum gekommen war von der Einheit der gallischen Völker [6]).

Hans Flemming.

---

[1]) Vgl. Nr. 32947 und 26262 in Saint-Germain. — Reinach, Bronzes figurés etc. S. 33 ff. — Oehler, Bilderatlas zu Cäsars Büchern de b. g. Zweite Auflage. Leipzig 1907. S. 80.

[2]) Espérandieu vergleicht ihn in der Bewaffnung mit dem in Vachères (Basses-Alpes) gefundenen Krieger des Musée Calvet in Avignon, in der Tracht, von seinem Mantel abgesehen, mit den bekannten Basreliefs von Orange und Saint-Rémy.

[3]) Eine gleiche Darstellung ward schon 1903 auf dem Mont Auxois gefunden. Im Museum zu Saint-Germain befindet sich unter Nr. 14243 ein ähnliches Bildwerk und zwei zu Narbonne.

[4]) Reinach, Catalogue sommaire, 4. Aufl. S. 119.

[5]) Lucanus (Pharsalia I, nachdem er erzählt hat, wie Cäsar Gallien verläßt):

Vos . . . qui fortes animas, belloque peremptas,
Laudibus in longum vates demittitis aevum,
Plurima securi fudistis carmina, bardi. —

Ammianus Marcellinus XV, 9: Et bardi quidem fortia virorum illustrium facta heroicis composita versibus cum dulcibus lyrae modulis cantitarunt.

[6]) Matruchot von der Ecole normale supérieure, der aus der Gegend von Alise stammt, hat vor kurzem eine Zeitschrift (Pro Alesia) ins Leben gerufen, in der alle auf die berühmte Stätte bezüglichen Fragen ihre Erörterung finden sollen. — Zu Anm. 1, S. 1: v. Göler sucht das Schlachtfeld zwischen dem Beneuvre und dem Brevon, Jullian (Vercingetorix) mit Gouget in unmittelbarer Nähe von Dijon, Espérandieu am Serein bei Noyers. Ich wage, eben weil ich die angegebenen Stätten sämtlich kenne, für keine einzutreten.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte August.

Die Japaner sind der Unsicherheit und Ungewißheit ihrer Stellung in Korea überdrüssig geworden: das sogenannte Protektorat über den Kaiser von Korea und sein Reich, das ihnen der Friede von Portsmouth gegeben hatte, führte mit der Unbestimmtheit seiner Machtbefugnisse zu beständigen Reibungen zwischen dem japanischen Ministerresidenten, dem Marquis Ito, und dem Kaiser Yi höng, zwischen Japanern und Koreanern. Zum offenen Widerstande fühlte sich Yi höng nicht stark genug, aber er suchte seine Leibwache immer fester an sich zu binden, die Bewohner seiner Hauptstadt Söul heimlich gegen die Japaner aufzureizen und die fremden Mächte zu seinem Schutze anzurufen. Zu diesem Zwecke hatte er eine Gesandtschaft unter dem Prinzen Yi nach dem Haag geschickt, um seine Sache auf der Friedenskonferenz gegen Japan zu verteidigen. Im Haag wurde die Gesandtschaft natürlich nicht zugelassen, da Korea nicht zu den Staaten gehört, die zu der Konferenz eingeladen waren; in Tokio aber forderte das Oberhaus die Regierung auf, Maßregeln gegen Korea zu ergreifen, das sich dem japanischen Protektorate entziehen wolle. Offenbar kam der unbesonnene Schritt des Kaisers Yi höng den Wünschen der Japaner auf halbem Wege entgegen. Der japanische Minister des Auswärtigen, Hayaschi, traf in Söul ein, um mit dem Marquis Ito die entscheidenden Maßregeln zu besprechen. In der Nacht vom 18. zum 19. Juli wurde der Kaiser, der sich in seinem Palaste versteckt hielt, zur Abdankung gezwungen. Das koreanische Ministerium hatte mit den Japanern gemeinsame Sache gemacht. Der Kronprinz J=tschak wurde zum Kaiser ernannt, er wird unter der Vormundschaft des Marquis Ito etwa die Stellung eines der indischen Fürsten einnehmen, deren Länder der Tat nach von den englischen Residenten verwaltet werden. Die Abdankung des Kaisers rief in der Hauptstadt eine Volksbewegung hervor. Die japanischen Kaufleute wurden angegriffen, einige ihrer Läden und Häuser verbrannt, japanische Polizisten getötet. Da die koreanischen Truppen sich als unzuverlässig erwiesen, beschloß Marquis Ito, die Armee aufzulösen. Aus Tschemulpo wurden japanische Regimenter mit Maschinengewehren herangezogen. Jeder koreanische Soldat, der seine Waffen ablieferte, erhielt seine Löhnung und ein Geldgeschenk, je nach seinem Range, von 50 bis 160 Mark, und wurde nach seiner Heimat entlassen. Ein einziges Regiment leistete den Japanern Widerstand: es kam in den Straßen Söuls zu einem erbitterten Kampfe, der mit einer Niederlage der Koreaner endete. Auch aus einigen Provinzialstädten werden vergebliche Auflehnungen koreanischer Soldaten gemeldet. Weder das Schicksal des Kaisers noch seines Volkes wird tieferes Bedauern erregen. Zweimal, im chinesischen und im russischen Kriege, 1894 und 1904, lag es in ihrer Hand, die Waffen zur Verteidigung ihrer Freiheit und Unabhängigkeit zu ergreifen, sich zu behaupten oder ehrenvoll unterzugehen. Statt dessen schauten sie dem Kampfe träge und tatlos zu und unterwarfen sich in der Dumpfheit ihrer Entschlußlosigkeit

dem Sieger. Ihr jetziger Versuch, das japanische Joch abzuschütteln, kommt zu spät. Für die Japaner war die Eroberung Koreas eine Lebensfrage, Raum für ihre überschüssige Volkskraft in einem dünn bevölkerten und noch unentwickelten Lande und festen Boden für ihre Zukunftspläne auf dem Festlande zu gewinnen. Aber auch den Koreanern wird die Herrschaft der Japaner, wie schwer sie zunächst auf ihnen lasten mag, zur Verbesserung ihrer wirtschaftlichen Zustände dienen und das Volkstum, das wie das chinesische in Versumpfung geraten ist, allmählich erneuern und beleben helfen.

Gerade als um die Mitte des Junimonats sich der alte Ständesaal im Haag für die Friedenskonferenz öffnete, verbreiteten die amerikanischen Zeitungen die aufregende Meldung, daß der Präsident beschlossen habe, den größeren Teil der Flotte der Vereinigten Staaten aus dem Atlantischen Ozean im Herbste nach dem Stillen Ozean zu verlegen. Überall wurde diese Nachricht als eine Folge der gespannten Lage zwischen Japan und der Union wegen der unfreundlichen Behandlung der Japaner in Kalifornien aufgefaßt. Die Sendung der Flotte nach dem Schauplatz des künftigen Krieges erschien vielen schon als die Ankündigung dieses Krieges, und die Spötter stellten sie den Friedensversicherungen und Abrüstungsvorschlägen der amerikanischen Vertreter auf der Konferenz gegenüber, zum Beweise, wie in der Politik die Taten so gar nicht den hochklingenden Worten und Beteuerungen entsprächen. Dann wurde plötzlich im Juli die Nachricht widerrufen: die Regierung denke nicht daran, die Schlachtflotte nach dem Stillen Ozean zu senden, die Welt sei durch gewissenlose Journalisten einmal wieder genarrt worden. Dennoch bereitet sich zweifellos eine Verstärkung des amerikanischen Geschwaders bei den Philippinen vor, und auch der Plan eines großen Kriegshafens auf einer der Inseln, die Erbauung von Festungswerken bei Honolulu, die Sicherung der offen daliegenden kalifornischen Küste werden von der Regierung sorgsam erwogen. Am 30. Juli sollten auf den Philippinen die Wahlen zum ersten nationalen Parlament stattfinden. Das Unterhaus wird aus 81 Mitgliedern bestehen, je ein Abgeordneter entfällt auf 90 000 Einwohner. Jeder dreiundzwanzigjährige Bürger, der den Nachweis eines Grundbesitzes, der Zahlung einer jährlichen Steuer von 150 Mark oder der Kenntnis der englischen und spanischen Sprache führen kann, ist wahlberechtigt. Die philippinische Kommission, in der die Amerikaner die überwiegende Mehrheit haben, bildet das Oberhaus. Viel wird sich niemand von den Leistungen dieses Parlaments versprechen; sollten nun gar die nationalen Heißsporne, welche die vollkommene Unabhängigkeit der Inseln, die Einrichtung von Geschworenengerichten, die Freiheit des Waffentragens und den Eintritt von Eingeborenen in die Regierungskommission fordern, im Unterhause die Mehrheit erlangen — in Manila selbst haben sie den Sieg davongetragen — so dürfte das philippinische Parlament sehr bald als Seifenblase zerplatzen. Daß die Amerikaner aus den Inseln einen festen und mächtigen Stützpunkt ihrer Stellung in Asien machen wollen, bezeugt die bevorstehende Reise des Kriegssekretärs Taft dorthin. Die Vereinigten Staaten bedürfen den Ansprüchen und Ausdehnungsgelüsten der Japaner, der ungewissen Zukunft Chinas gegenüber im Stillen Ozean eines starken Kriegshafens und einer ansehnlichen Flotte, die sich dauernd in seinen Gewässern aufhält. Bei dem plötzlichen Ausbruch eines Krieges würden nicht nur die Philippinen, sondern auch die amerikanische Küste schutzlos dem japanischen Angriff ausgesetzt sein. Die Hoffnung auf die rasche Vollendung des Panamakanals erfüllt sich nicht. Trotz der Reise des Präsidenten Roosevelt dorthin im Herbst des vergangenen Jahres stocken, nach den letzten Meldungen, die Arbeiten völlig. In den Provinzen Südchinas veröffentlichen die Gouverneure Erlasse, welche die Bewohner ermahnen, sich nicht als Arbeiter für den Kanal anwerben zu lassen. Und da ihrerseits die amerikanische Regierung die Verwendung chinesischer oder japanischer Kulis bei dem Kanalbau verboten hat, so wird von zwei Seiten der Arbeitermangel gleichsam mit Hochdruck gefördert. Wie es heißt, hat auch die Mehrzahl der Ingenieure das Unglückswerk, das weder

leben noch sterben kann, im Stich gelassen. Unter diesen Umständen wird die koreanische Gesandtschaft, die sich vom Haag nach den Vereinigten Staaten begeben hat, die Stimmung für ihre Wühlarbeit gegen Japan wohl vorbereitet finden. Um so mehr, da Japan die Fortsetzung der Verhandlungen mit den Vereinigten Staaten über einen Vertrag hinsichtlich der Stellung der beiderseitigen Landesgenossen in dem andern Lande abgebrochen hat.

Die marokkanischen Angelegenheiten haben eine Wendung zum Schlimmen genommen. Nicht ohne Schuld der Europäer. Der Hafenort Casablanca am Atlantischen Ozean, halbwegs zwischen Tanger und Mogador, gehört nach der Algesiras-Akte zu den Städten, die eine gemischte Polizei, aus Franzosen und Spaniern, empfangen sollen. Die Organisation ist bis heute vernachlässigt worden, obwohl unter den Kabylen in der Umgegend der heilige Krieg von Fanatikern gegen Europäer und Juden gepredigt wurde. Der Hafenbau, der von einer französischen Gesellschaft ausgeführt wird, war ihnen besonders ein Dorn im Auge. Am Montag, dem 29. Juli, verlangten die Häuptlinge der Stämme von dem Pascha der Stadt die Einstellung der Hafenbauten; da der Sultan den Christen gehorche, verweigerten sie ihm ihre Anerkennung. Trotzdem schritt der Pascha Muley Amin nicht gegen sie ein, er traute angeblich seinen Soldaten nicht und verfügte auch nicht über einen genügenden Vorrat von Patronen. So, der Straflosigkeit sicher, machten die Bewohner der Stadt einen Angriff auf die christlichen Arbeiter am 1. August und töteten ihrer zehn, Franzosen, Spanier und Italiener. Während die Mehrzahl der in Casablanca weilenden Franzosen und Juden an Bord der im Hafen liegenden Handelsschiffe flüchtete — in der Stadt leben etwa tausend Europäer und fünftausend Juden unter fünfundzwanzigtausend Mauren —, begab sich der französische Arzt Merle auf einem deutschen Schiffe nach Tanger, um dort die Entsendung eines französischen Kreuzers nach Casablanca nachzusuchen. Die französische Regierung machte auf diese beunruhigenden Nachrichten Schiffe und ein Landungskorps mobil. Sie befindet sich dabei in ihrem guten Recht und hat in Casablanca ein europäisches Mandat, die Ordnung aufrechtzuerhalten und die Sicherheit der Europäer zu gewährleisten. Allgemein wird die wachsende Erregung der marokkanischen Stämme dem bösen Willen und den geheimen Umtrieben der Regierung und der Ratgeber des Sultans zugeschrieben, die sich der Ausführung der Algesiras-Akte entgegenzusetzen suchen. Die Verwegenheit Raisulis, der den Kaid Mac Lean endlich aus der Gefangenschaft entlassen und den Leuten des Stammes Elkmes zur weiteren Beförderung nach Fez ausgeliefert hat, und die Erfolglosigkeit der gegen ihn ausgesandten Truppen — die Bergstämme sollen in der Nacht den Heerhaufen des Ben Bagdadi, der gegen ihn vorgeht, überfallen haben — flößen den Empörern doppelten Mut ein und verstärken die Meinung von der Ohnmacht des Sultans. Ihrerseits aber haben Frankreich und Spanien eine kostbare Zeit zur Aufrichtung der europäischen Polizei verstreichen lassen. Nach der Ermordung des Arztes Mauchamp in Marokko wäre dies, und nicht die Besetzung von Udjida, die richtige Antwort auf die Herausforderung der mohammedanischen Fanatiker und vermutlich auch die wirksamste Einschüchterung derselben gewesen. Für die Franzosen werden die Wechselfälle des Ereignisses in der parlamentslosen Zeit bis zur Mitte des Oktobers eine willkommene, wenn auch gefahrliche Unterhaltung sein. Schon hat denn auch die gespannte Lage bei Casablanca zu einem kriegerischen Zusammenstoß geführt. Die Kabylen haben die Stadt angegriffen und die maurischen Behörden auf die eindringlichen Vorstellungen des französischen Konsuls die Hilfe des von Tanger herbeigeeilten französischen Kreuzers „Galilée“ erbeten. Die Franzosen landeten eine Kompagnie, um das Konsulat zu besetzen. Die Kabylen aber empfingen die Landenden mit einem heftigen Gewehrfeuer und verwundeten Offiziere und Mannschaften. Daraufhin bombardierte der Kreuzer am 6. August die Stadt, und die Franzosen drangen im Verein mit den Spaniern mit gefälltem Bajonett durch das Hafentor ein. Hundertsechzig Eingeborene sollen getötet worden sein. Die Stadt war inzwischen von den Kabylen geplündert

und Juden und Europäer niedergemetzelt worden. Das Ereignis hat in Tanger und Mazagan unter den Mauren eine gewaltige Aufregung hervorgerufen. Der maurische Kriegsminister Gebbas hat die Soldaten der Garnison von Tanger, die den Kabylen aus der Umgegend Casablancas angehören, entwaffnen lassen. Die französische Regierung ist in Verhandlungen mit Spanien getreten, um sich seiner Mitwirkung bei der Besetzung Casablancas zu Lande und zu Wasser zu versichern. Die Spanier sehen mit größerer Sorge der Zukunft entgegen, sie fürchten einen Aufruhr der maurischen Bevölkerung im Weichbilde ihrer afrikanischen Städte Ceuta und Melilla und folgen dem energischen Vordringen ihrer französischen Freunde und Verbündeten in Marokko nicht ohne heimliche Eifersucht. Am 7. August hat dann unter kleinen Gefechten mit den Mauren die Landung eines französischen Korps sich vollzogen. Zwei- bis dreitausend Mann, Truppen aus Algier, unter dem General Drude. Sie lagern zum Teil in dem zerstörten Casablanca, zum Teil, die Soldaten der Fremdenlegion, im Weichbild der Stadt. Ihnen gegenüber sammeln sich die Stämme in einem Lager bei Teddert. Täglich finden zwischen den Franzosen und den marokkanischen Reitern Plänkeleien und Herausforderungen statt. Diplomatisch bereiten Frankreich und Spanien eine gemeinsame Note über ihr Vorgehen an die Mächte vor, welche die Algesiras-Akte unterzeichnet haben.

Die innere Lage Frankreichs hat sich friedlicher gestaltet, die Zuchtlosigkeiten unter den Soldaten und Offizieren haben aufgehört, und die stürmische Winzerbewegung im Süden flaut ab. Die Entlassung der Hauptanstifter, Marcellin Albert und Ferroul, aus der Haft am 3. August hat einen beruhigenden Einfluß auf die Massen hervorgebracht; von ihren dankbaren Mitbürgern wurden sie zu Generalräten gewählt zur Entschädigung für ihre Verhaftung; viele Gemeindebeamte, die in der ersten Erregung ihr Amt niedergelegt hatten, ziehen ihre Austrittserklärung wieder zurück. Die Erkenntnis, daß an der Not der Winzer weniger die falschen Maßregeln der Regierung und ihre allzu große Rücksicht gegen die Weinsurrogate als die Überproduktion und der Geschmack der Konsumenten die Schuld tragen, und daß weder ein Generalstreik noch eine allgemeine Steuerverweigerung die Landweine des Südens verkäuflicher machen würden, dringt in immer weitere Schichten der Bevölkerungen ein.

Drei politische Zusammenkünfte haben den Zeitungen und dem Publikum Stoff zu Erörterungen geboten. Zum Glück ohne Erhitzung. Denn in Europa sind zwischen den Mächten im Augenblick Verwicklungen und Streitigkeiten ausgeschlossen, und Minister und Fürsten können einander begegnen, ohne daß die Welt gefährliche Wetterzeichen dabei vermutet. In Desio in Norditalien hatten am 15. Juli der österreichische Minister Freiherr von Aehrenthal und der italienische Tittoni eine Zusammenkunft zur Bestätigung der Freundschaft zwischen ihren Ländern und der Einigkeit im Dreibunde. In der Unterredung der beiden Minister, sagt der offizielle italienische Bericht, sind die Gefühle herzlicher Freundschaft zum Ausdruck gebracht und bestätigt worden, die beide Länder vereinigen. Die Prüfung der allgemeinen europäischen Lage sowie der verschiedenen Fragen, die für Österreich-Ungarn und Italien ein besonderes Interesse haben, gestattete ihnen, mit gegenseitiger Genugtuung ihr Einvernehmen festzustellen. Dies Einvernehmen, dessen Grundlage das Prinzip des Gleichgewichts und der Aufrechterhaltung des status quo bleibt, bezieht sich nicht nur auf die Gegenwart, sondern auch auf die Eventualitäten der Zukunft. Solange eben das türkische Reich noch mit einer gewissen Machtfülle besteht, ist für die österreichisch-ungarische und italienische Freundschaft nichts zu fürchten. Die einander entgegenstehenden Ansprüche und Interessen in der Adria, in Albanien und Mazedonien können erst zum Austrag kommen, wenn der Zusammenbruch der Türkei in Europa erfolgt — eine Schicksalsstunde, die bei der inneren Lage Rußlands, bei der langsamen Wiederherstellung seiner Flotte und seines Heeres in dämmernder Ferne liegt. Einen stärkeren Widerhall als die Zusammenkunft in Desio hat die Begegnung des Zaren Nikolaus II. und des Kaisers Wilhelm II. in den Tagen des

3., 4. und 5. August auf der Reede von Swinemünde gefunden. Der Zar erwiderte damit den Besuch, den ihm der Kaiser vor zwei Jahren in den finnischen Schären bei Björkoe gemacht hatte. Eine Parade der deutschen Flotte und eine Ruderregatta vor den beiden Monarchen dienten zur Unterhaltung. Dienstag den 6. August um die Mittagszeit hat der Zar an Bord seiner Jacht „Standart" Swinemünde wieder verlassen. Die Zusammenkunft ist in höflichster und herzlichster Weise verlaufen. Nicht nur zwischen den beiden Kaisern, auch zwischen dem deutschen Reichskanzler und dem russischen Minister der auswärtigen Angelegenheiten Iswolski hat ein lebhafter politischer Gedankenaustausch stattgefunden, der ihre Übereinstimmung in allen schwebenden Fragen bestätigte und bekräftigte. Die allgemeine Friedensstimmung wird durch diese Begegnung eine neue Stütze erfahren. Seit der Zusammenkunft des Kaisers und des Zaren in den finnischen Schären vor zwei Jahren hat sich die innere Lage Rußlands so wesentlich gebessert, daß auch die Gerüchte, die damals verbreitet wurden, als sei Deutschland, wenn nicht zu einer tatsächlichen, doch zu einer moralischen Intervention entschlossen, diesmal nicht mehr auftauchten. Trotz des Fehlschlags der ersten und zweiten Duma ist die Hoffnung lebendig geblieben, daß der Versuch, Rußland eine Verfassung auf gesetzlicher Grundlage zu geben und die Verwaltung aus der Willkür der Polizei und der Beamtenherrschaft zu gesetzlichen Formen hinüberzuführen, fortgesetzt werden wird. Der Zar wenigstens hat den redlichsten, freilich nicht den unbeugsamsten Willen, seinem Volke eine Vertretung zu sichern. Zweimal hat man sich mit dem Wahlgesetz vergriffen; ob das dritte, so vielfach eingeschränkte, bessere Früchte zeitigen wird? Die Ruhe, die immer mehr in die Massen einkehrt, scheint es zu versprechen. Zehn Tage nach der Zusammenkunft in Swinemünde hat eine kurze Begegnung zwischen dem Könige von England und dem deutschen Kaiser die friedlichen Beziehungen zwischen Deutschland und England bestätigt. Auf seiner Reise nach Ischl und Marienbad weilte König Eduard VII. einige Stunden, von Mittag bis Abend am 14. August, in Wilhelmshöhe. Die Anwesenheit des englischen Unterstaatssekretärs Sir Charles Hardinge und des Reichskanzlers gaben der Begegnung den politischen Charakter. Den vielen Freundschaftserklärungen und Besuchen aus den verschiedensten Berufskreisen beider Nationen im vergangenen und in diesem Jahre drückt die Zusammenkunft der Monarchen gleichsam das Siegel auch des diplomatischen Friedens auf.

Dem gesamten Auslande gegenüber verharrt Rußland in Zurückhaltung und Friedensneigung. Mit Japan hat es einen Handels- und Fischereivertrag abgeschlossen und die Beseitigung seines alten Schützlings, des Kaisers von Korea, ohne Einspruch geschehen lassen. Mit England steht es in eifrigen Verhandlungen über Persien, Afghanistan und Innerasien. Es gilt eine feste Abgrenzung der gegenseitigen politischen und wirtschaftlichen Machtsphären zu treffen und aus langjährigen Nebenbuhlern zeitweilig friedliche Nachbarn zu machen. In Rücksicht auf die indischen Verhältnisse mag der englischen Regierung diese Einigung besonders wünschenswert erscheinen, trotz des heimlichen und offenen Widerstands der radikalen Mitglieder der liberalen Mehrheit, denen jede Annäherung an das despotische Rußland verhaßt ist. Die strenge Bestrafung der Agitatoren, die in Reden und Zeitungsartikeln gegen die englische Herrschaft schürten, hat in Indien nur äußerlich eine Beruhigung herbeigeführt. Unter der Asche glimmt der Haß weiter. Kenner Indiens und seines Volkes suchen den entscheidenden Grund der nationalen Unruhe nicht in den Handlungen Einzelner oder in lokalen Ursachen, sondern in dem allgemeinen Notstand. Das indische Volk besteht zu achtzig Prozent aus Ackerbauern, welche durch harte und schwere Besteuerung und eine Reihe schlechter Ernten in die äußerste Dürftigkeit geraten sind. Hungersnot, Pest und Cholera haben seit dem Anfang des Jahrhunderts den Charakter chronischer Plagen angenommen. Die fürsorgenden Maßregeln der Regierung vermögen das Übel nicht an der Wurzel zu ergreifen, so lange keine Milderung der Steuersätze, keine Förderung der Industrie und des Handels, die jetzt zugunsten der englischen Waren und der englischen Kaufleute gehemmt und

unterbunden sind, und keine Erweiterung des Volksunterrichts eintritt. Im Durchschnitt soll in den Provinzen Bengalen und Bombay auf je sieben Dörfer nur eine Schule kommen. Zu diesen materiellen und greifbaren Mißständen, die jeder empfindet, hat sich ein moralisches Element gesellt, das gegenwärtig die ganze indische Atmosphäre durchzieht: das nationale Bewußtsein, das durch die Erfolge der Japaner bei allen Asiaten den Trotz und Ingrimm gegen die Herrschaft der Europäer geweckt hat. Es ist ja ausgeschlossen, daß die Japaner bei ihren englischen Freunden und Bundesgenossen für eine Art indischer Selbstverwaltung eintreten könnten; aber dies in Indien umgehende Gerücht beweist doch, welche Hoffnungen und Ansprüche die eingeborene Bevölkerung im Herzen hegt.

Die Bewegung unter den deutschen Katholiken will nicht zur Ruhe kommen; sie zieht allmählich die Geistlichen, die Gelehrten, die Laien in Mitleidenschaft. Entsprungen ist sie aus den natürlichsten und zugleich würdigsten Ursachen. Freunde und Verehrer des verstorbenen Professors der Theologie in Würzburg Hermann Schell wollen ihm ein Grabdenkmal auf dem Friedhof setzen. Bischöfe, Professoren, angesehene Laien — alles einwandsfreie, ihrer Kirche treu ergebene Männer — haben in diesem Sinne einen Aufruf erlassen. Da fährt das Pamphlet des Professors Commer in Wien dazwischen, der Schell und seine Freunde, zu denen er früher selbst gehörte, der Irrlehre verdächtigt. Ein Schreiben des Papstes rühmt dieses Pamphlet und seinen Verfasser, erklärt Schell des geplanten Denkmals nicht für würdig und bezeichnet den Aufruf als unvereinbar mit den Grundsätzen der Kirche. Über diese römisch-jesuitische Anmaßung hat sich in allen Kreisen des liberalen Katholizismus ein Sturm des Unwillens erhoben. Hier verehrte man Hermann Schell als Führer, der katholische Gesinnung und Empfindung mit wissenschaftlicher Forschung zu vereinen suchte, und als Märtyrer, der am gebrochenen Herzen gestorben, seit seine Bücher auf den Index gesetzt waren und er sich dem Urteil der Kongregation unterworfen hatte. Gerade aus der Schellschen Verurteilung haben diejenigen, die in Münster die Petition für die Beseitigung des Index der verbotenen Bücher eingeleitet haben, ihre stärkste Anregung geschöpft. Zwar hat sich Herr von Hertling von ihrer Gemeinschaft losgesagt, da er merkte, daß die Kurie die Petition, noch ehe sie unterzeichnet war, als feindselige Kundgebung verdammen würde, aber die Bewegung geht weiter. Im Vatikan haben die Jesuiten alle Mittel der kirchlichen Disziplinargewalt herangezogen, der deutschen Ketzerei und Widerspenstigkeit Herr zu werden. Nach dem Muster seines Vorgängers, Pius IX., hat Pius X. einen neuen Syllabus verkündigen lassen, der die Unveränderlichkeit der Kirche als Prinzip und ewige Wahrheit festsetzt, und alle Versuche, Glauben und Wissen einander zu nähern, für verdammenswert erklärt. Von den deutschen Katholiken wird unbedingte Unterwerfung gefordert. Wie der französischen Republik, die sich von der Kirche getrennt hat und dieselbe ihrem Schicksale überlassen will, setzt der Vatikan der deutschen katholischen Wissenschaft und Frömmigkeit sein altes „non possumus“ entgegen. Durch Unbeugsamkeit gedenkt er den Feindschaften zu begegnen, die seiner Herrschaft von allen Seiten drohen, und die soeben in Turin, Florenz und Rom zu den häßlichsten Beleidigungen und Beschimpfungen unschuldiger Geistlicher durch den Pöbel geführt haben: durch ganz Italien schwirren wieder einmal unerwiesene Verdächtigungen und Anklagen über sittliche Verfehlungen von Priestern, Mönchen und Nonnen. So ruft die kirchliche Unduldsamkeit den atheistischen und anarchischen Fanatismus hervor.

Literarische Rundschau.

Die Philosophie und das Leben.

Grundlinien einer neuen Lebensanschauung. Von Rudolf Eucken. Leipzig, Veit & Co. 1907.

Eucken erstrebt eine enge Verbindung der Philosophie mit dem Ganzen des menschlichen Lebens. Der bloße Versuch einer solchen Verbindung stellt Aufgaben und enthält Überzeugungen, die in bedeutsamer Weise sich von den Aufgaben und Überzeugungen eines Philosophierens unterscheiden, das ganz oder fast ausschließlich eine feste Beziehung zur exakten Wissenschaft sucht. Wo für die Philosophie die Verbindung mit der exakten Wissenschaft im Vordergrunde steht, da wird vieles aus der Wirklichkeit des Lebens gar nicht beachtet werden oder gelangt doch nicht zu der ihm gebührenden Würdigung; da wird zur Aufgabe der Philosophie, einen Zusammenhang zwischen den von der exakten Wissenschaft erarbeiteten Ergebnissen herzustellen oder eine Erkenntnistheorie zu bilden; da besteht die Neigung, die Gesamtwirklichkeit als eine fertige Größe aufzufassen, da ja die exakte Wissenschaft es mit dem Vorhandenen zu tun hat. Wo aber die Philosophie an das Gesamtleben sich wendet, da kann der exakten Wissenschaft bei aller Anerkennung ihrer großen Leistungen nicht das Recht eingeräumt werden, allein von sich aus alle Maße zu bestimmen, — denn sie ist nur eine bloße Teilwirklichkeit; da ist die Philosophie auf die Herausarbeitung eines eigenartigen Lebenszusammenhanges und damit einer Wirklichkeit gerichtet, für deren Herausstellung die exakte Wissenschaft höchstens Vorarbeit geleistet hat, da fällt also der Philosophie eine eigene Aufgabe zu und nicht bloß die, fremde Resultate zu ordnen und erkenntnistheoretisch zu begründen, da besteht schließlich die Überzeugung, daß die Wirklichkeit nicht ein geschlossenes System ist, daß es nicht darauf ankommt, eine vorhandene fertige Wirklichkeit nur aufzufassen und zu deuten, sondern eine echte Wirklichkeit zu erringen. Das Leben ist umfassender als die Wissenschaft, seine Wirklichkeit ist größer und tiefer, als daß sie in das Flechtwerk der exakten Methoden völlig einginge; es ist nicht unbedingt gebunden an den einmal erreichten Stand, sondern es dringt zu neuen Möglichkeiten vor.

Grundlinien einer neuen Lebensanschauung will Eucken bieten, denn die bisherigen Lebensanschauungen haben sich als unzulänglich erwiesen und vermögen immer weniger zu befriedigen. Er unterscheidet deren fünf, zwei ältere: die der Religion und des kosmischen Idealismus; drei neuere: die des Naturalismus, des Sozialismus, des künstlerischen Subjektivismus. Der Fehler der älteren Lebensanschauungen war, daß sie im Hinausschauen auf eine unsichtbare Ordnung die unmittelbare Wirklichkeit nicht zu ihrem Rechte kommen ließen und sie oft vergewaltigten; der Fehler der neueren ist, daß sie die unmittelbare Wirklichkeit allein gelten lassen wollen, daher zu unwahrer Idealisierung des Gegebenen gezwungen sind und sich so zu Anleihen

bei Größen genötigt sehen, die nur auf dem Boden der älteren Lebensanschauungen Recht und Sinn haben. Das Gefühl für die Unzulänglichkeit der vorhandenen Lebensordnungen und das Verlangen nach einer neuen wird immer stärker. Wie aber soll die neue Lebensordnung heraufgeführt werden? Gewiß nicht durch bloße theoretische Reflexionen, sondern schließlich allein durch die Wirklichkeit des Lebens selbst. Aber die Philosophie kann doch Vorarbeit leisten, die Gedanken auf das, was werden will, lenken, zur Beseitigung von Hemmungen beitragen und einen Entwurf des Neuen wagen.

Um das Leben handelt es sich, vom Leben muß also ausgegangen werden, aber nicht von dem unmittelbaren, punktuellen Leben, sondern vom Geistesleben. Ähnlich wie der philosophische Idealismus das Bewußtsein zum Grundbegriff macht, das Bewußtsein nicht im Menschen, sondern den Menschen im Bewußtsein sein läßt und so nicht das Bewußtsein vom Menschen, sondern den Menschen vom Bewußtsein aus versteht, so macht Eucken das Geistesleben zum Grundbegriff und läßt das Geistesleben nicht im Menschen, sondern den Menschen im Geistesleben sein. Denn alles geistige Leben, wie es in Wissenschaft, Moral, Kunst, Kultur sich offenbart, hat nicht eine Abzweckung auf das punktuelle Menschendasein, seinen Interessen und Wünschen zu dienen, sondern will umgekehrt die Kräfte dieses Daseins sich unterwerfen. Das geistige Leben ist eine Tatsache, es ist zugleich eine Forderung. So wird es zur vollen Wirklichkeit des Menschen nur, wenn er auf seine Forderung eingeht. Demnach trägt das neue Leben, zu dem der Mensch vordringen soll, den Charakter ethischer Entscheidung an sich. Aber dadurch, daß so viel auf die eigene Entscheidung ankommt, wird der Mensch in schwere Zweifel gestürzt. Was ist dieses geistige Leben? Ist es nur eine sekundäre Erscheinung — ein abgeleitetes Ergebnis eines mechanischen ungeistigen Prozesses? Die Forderungen des Geisteslebens lassen sich nur aufrechterhalten bei der Überzeugung, daß es ein wesenhaftes Sein, daß es der Grundbestand der Wirklichkeit ist. Aber diese Überzeugung läßt sich nicht durch abstrakt logische Überlegungen gewinnen, sondern nur durch vordringende Tat, die gegen allen Druck die Forderungen des Geisteslebens bejaht. Es ist hier die Stelle, an der die Erfahrungen des Lebens zur Religion führen, zu der Überzeugung von einem absoluten Geistesleben, das alle Wirklichkeit trägt.

Die Grundzüge der von Eucken vertretenen Lebensanschauung lassen sich so aussprechen. Das geistige Leben beruht auf Tat, auf Entscheidung. Also muß die neue Lebensordnung eine solche der Tat, des Aktivismus, wie Eucken sich ausdrückt, sein, nicht des Quietismus, der frei schwebenden Stimmung. Das geistige Leben ist ein Weltleben. Also darf die neue Lebensordnung niemals eine Absonderung des Menschen von der großen Wirklichkeit vertreten, sondern muß die Beziehung auf das All, auf die Arbeit an der Welt fordern. Das Geistesleben setzt eine eigene Art ein; es ist nicht etwas bloß Formales, sondern Substantielles. Also kommt es nicht auf bloße harmonische Ordnung vorhandener Elemente, sondern auf Wesensbildung, nicht auf Geschicklichkeit und Gewandtheit, sondern auf Charakter an.

Eucken hat bei der Abfassung dieses Werkes eine besonders glückliche Hand gehabt. Verständlichkeit, Klarheit der Gedankenentwicklung, schöne Darstellung zeichnen es aus. Das Pathetische, das früheren Schriften, namentlich dem „Kampf um einen geistigen Lebensinhalt", zuweilen etwas im Übermaß anhaftete, tritt hier zurück und hat einer ruhigeren, darum aber eindrucksvolleren Ausdrucksweise Platz gemacht. Nach meinem Urteil ist das Buch neben den „geistigen Strömungen der Gegenwart" am meisten geeignet, in die Gedankenwelt Euckens einzuführen.

Lic. Dr. Paul Kalweit.

Die Dialoge des Erasmus.

Gespräche des Erasmus. Ausgewählt, übersetzt und eingeleitet von Hans Trog. Jena, Eugen Diederichs. 1907.

Erasmus von Rotterdam war wohl der gefeiertste Gelehrte seiner Zeit und hat auf ihre geistigen Geschehnisse eine unmittelbar einschneidende Wirkung geübt, wie sie schwerlich einem zweiten Philologen der Weltliteratur beschieden war: denn seine kritischen Arbeiten über das Neue Testament sind eine Vorbedingung der lutherischen Bibelübersetzung und somit der Reformation. Aber schon zu seinen Lebzeiten überragte ihn die Titanengestalt Luthers mächtig, und es währte nicht lange, so mußte er auch hinter dem ritterlich geschienten Hutten zurücktreten. Es geschieht wohl, daß wir heute bei seinem Namen nicht zuerst an eines seiner Werke denken, sondern an das Bild Holbeins, das seine sprechenden Eigenschaften so meisterlich ausdrückt: die Geistesaristokratie, das Distinguierte, das Überlegene, das Soignierte, die Reserve, das Überlegte, die Kühle, die Blutleere. Wir erinnern uns an das „Lob der Narrheit", das außer Fachleuten selten jemand mehr liest, und an die Affäre mit Hutten, aus der Erasmus nicht eben mit guter Konduite abritt.

Da kommt uns nun Hans Trog mit seiner Übersetzung der Dialoge sehr zupaß. Wir gewinnen daraus eine rasche und deutliche Vorstellung des Schriftstellers und des Menschen und erhalten zugleich höchst wertvolle Zeitausschnitte. Erasmus, der Vielseitige, der Philologe, Editor, Pädagoge, Satiriker, Journalist, Moralphilosoph, war nicht zugleich auch Dichter. Das eigentliche Gebiet der Poesie war ihm verschlossen. Seine Atmosphäre war Witz und Laune aller Schattierungen, sein Bedürfnis die Causerie, sein Publikum der Humanistenkreis. Vom blutigen Ausfall bis zum unmerklichen Augenzwinkern beherrscht er die ganze Skala, die vor ihm ausgiebiger und ursprünglicher Lukian beherrscht hat. Aber er besitzt Geist und Plastik und dazu eine Versatilität, die sich überall mit vollendeter Sicherheit bewegt. Er versteht mit wenigen Strichen elegant zu umreißen und anderseits mit reicher Fülle von Einzelzügen auszustatten. Beide Behandlungsweisen erwecken den Eindruck, daß er seinen Stoff erschöpft. Einzelne der Dialoge sind langeher berühmt, weil sie sozusagen Momentaufnahmen aus der Reformationszeit darstellen, denen nichts aus der zeitgenössischen Literatur an die Seite zu setzen ist. Gefahren und Vorgänge während eines Sturmes auf offenem Meere, die unerfreulichen und, gegenüber den französischen, rückständigen Verhältnisse in den deutschen Gasthäusern, die Mißbräuche und Ausbeutungen an einem berühmten Wallfahrtsorte sind mit einer Menge von Wirklichkeitszügen geschildert, wie damals keiner schilderte. Man braucht bloß die gleichfalls durch Lukian angeregten Dialoge Huttens heranzuziehen, um nicht nur den Unterschied der beiden Humanistennaturen, sondern in diesem Falle zugleich den Vorzug des Erasmus zu gewahren. Aus Huttens Zwiegesprächen redet die kämpferische Leidenschaft, aus denen des Erasmus die Sache selbst.

Zunächst fällt auf, wie modern uns in diesen Schöpfungen Erasmus entgegentritt. Neben ihm erscheint Luther wie ein Recke aus dem Mittelalter. Auf diesen Dialogen liegt kein Stäubchen der Gelehrsamkeit oder Pedanterie. Er plaidiert für das Frauenstudium, und seine Apotheose des Reuchlin erinnert an die wunderbare Verklärung Zwinglis, wie Gottfried Keller sie in der „Ursula" geschaffen hat. Erasmus ist ein dezidierter Ästhete mit kritisch-philologischen Neigungen, nicht mit solchen für die bildende Kunst. Er ist ein sensibler, leicht verletzlicher Geist, den die sittlichen und religiösen Mißstände der Zeit schmerzen. Fein, wie er ist, kann er nur in der Kultur leben. Es bleibt ihm daher undenkbar, daß in der Menge und durch die Menge, „diesen Feind alles Guten", eine Besserung herbeigeführt werden könne.

Er lebt nur unter den oberen Zehntausend, nur in ihnen sieht er die Träger der Kultur. Wie Goethe durch die französische Revolution, so sieht er, ohne ihre Berechtigung zu leugnen, durch die Reformation Kunst und Wissenschaft bedroht. Und er zog sich vor ihr zurück, als die tosenden Wellen an die Fensterläden der stillen Studierstube emporschäumten. Ihm fehlte die Kraft, die Leidenschaft und das Bodenständige, der Zusammenhang mit seiner Heimaterde und seinem Volke. Er hat nur Latein geschrieben, und war in London so gut zu Hause wie in den Niederlanden, wie in Paris, wie in Italien, wie in Basel, wie in Freiburg. Humanistenart und Humanistenschicksal! Große Volksstürme werden von der Leidenschaft geführt, nicht von der klugen Skepsis. Und in starken revolutionären Bewegungen, wo nur der Glaube an die Zukunft hilft, werden immer viele halbwegs stehen bleiben und den Schein der Zweideutigkeit auf sich laden, ohne gerade falsch und abtrünnig zu sein.

Hans Trog führt uns gründlich, besonnen und klar in die Entstehung und Art der Dialoge ein. Die Übertragung ist flüssig und trifft gewiß das Richtige damit, daß sie den Satzumriß der Vorlage noch durchschimmern läßt, und auch darin, daß sie nur eine Auswahl der für den modernen Leser interessanteren Dialoge bietet. Er hat sich mit dieser Publikation ein Verdienst erworben, wofür wir ihm aufrichtig zu danken haben.

Adolf Frey.

Erklärung.

Im März-Heft des laufenden Jahrganges der „Deutschen Rundschau" (S. 477 f.) bespricht Herr $\beta\lambda$. meine Arbeit über Rosmini in einer Form, die mich zur Erwiderung zwingt. Ich will ihm nicht zu hoch anrechnen, daß er den literarischen Charakter des Essays bei seinem Urteil unbeachtet läßt und bei einiger Überlegung auch merken konnte, daß für jedes Bändchen der Sammlung „Kultur und Katholizismus" eine bestimmte geringe Bogenzahl vorgeschrieben ist. Die Feststellung aber bin ich sowohl dem Verlag und der Redaktion dieser Sammlung als mir selbst schuldig, daß für meine Arbeit ich einstehe, und daß Verlag und Redaktion, wie sich von selbst versteht, nur auf den Umfang, nicht aber auf Inhalt und Form des Essays Einfluß hatten. Was den angeblichen Ausfall auf F. X. Kraus anlangt, so unterlag offenbar auch der Rezensent der Neigung, in Worte mehr hineinzulesen, als sie notwendig enthalten. Ich habe S. 91 meiner Schrift nur die allerdings auffallende Tatsache aufgedeckt, daß in Deutschland auf Kraus, „der vom Charakter und philosophischen Geiste Rosminis wenig genug an sich hatte", „noch am meisten von Rosminischem Geiste überging". Tritt man ohne Voreingenommenheit, die zur Enttäuschung führen muß, an die Lektüre meines Buches heran, so ist der Sinn ohne weiteres verständlich: Trotz der großen Verschiedenheit in Charakter und philosophischem Geiste nahm Kraus verhältnismäßig viel von Rosminis Geist in sich auf. Wo steht hier etwas davon, daß Kraus „kein Heiliger war"? Der Rezensent hatte keine Veranlassung, mir die Geschmacklosigkeit zuzutrauen, die in der Hervorhebung der Schwächen eines Mannes bei einer unschicklichen Gelegenheit bestände. Verbitten darf ich mir des Rezensenten Bemerkung, ich hätte „die Wahrheit diplomatisch zubereitet", solange er mir nicht nachgewiesen, daß er „die" Wahrheit im Falle Rosmini hat, und gezeigt, welches nach seiner Meinung die unterscheidenden Merkmale zwischen objektiv nüchterner Abwägung gegebener Tatsachen einerseits und diplomatischer Zubereitung anderseits sind: meine Absicht war — darüber kann ich am besten Auskunft erteilen — an jeder Stelle Rosmini zu geben, was ihm gebührt. Einen Panegyrikus zu schreiben war weder meine Aufgabe noch hätte ich mich dazu bereit finden lassen.

Bonn, im April 1907. **Adolf Dyroff.**

γ. **Ausgewählte Schriften von Heinrich v. Treitschke.** Zwei Bände. Leipzig, Salomon Hirzel. 1907.

Schon längst war es ein Wunsch vieler patriotischer Männer, aus den Schriften des begeisterten und begeisternden Propheten unsrer nationalen Einheit, dem ihre Geschichte bis zur Erfüllung zu erzählen leider versagt blieb, eine Auswahl für weitere Kreise veranstaltet zu sehen. Eine solche liegt nun endlich vor, elf Jahre, nachdem Heinrich v. Treitschke dahingegangen ist. Sie bringt in der Tat das Beste, was er an Aufsätzen geschrieben und an Reden gehalten hat: Über die Freiheit, Das deutsche Ordensland Preußen, Luther und die deutsche Nation, Gustav Adolf und Deutschlands Freiheit, Milton, Fichte und die nationale Idee, Königin Luise, Zwei Kaiser, Zum Gedächtnis des großen Krieges, Cavour, Lessing, Heinrich v. Kleist, Uhland, Ludwig Hebbel: und sie bringt, was wir besonders begrüßen, auch eine Probe aus der „Deutschen Geschichte im 19. Jahrhundert", den Abschnitt über die Völkerschlacht bei Leipzig. Hier ist eine herrliche Gabe für jung und alt geboten und — trotz aller scharfen Subjektivität Treitschkes — ein Quell echter historischer Bildung, warmherziger Vaterlandsliebe eröffnet, zu dem hinzuzutreten für jeden sich reichlich lohnen wird.

γ. **Katholisches Christentum und moderne Kultur.** Von Albert Ehrhard. München, Kirchheim. O. J.

In dem Sammelwerk „Kultur und Katholizismus" ist das vorliegende Bändchen das sechste. Es stammt aus der Feder des bekannten Straßburger Kirchenhistorikers und behandelt die gleichen Gedankengänge wie sein größeres Werk „Der Katholizismus und das zwanzigste Jahrhundert". Sind Kultur und Katholizismus Gegensätze? Ehrhard antwortet mit Nein. Die Kirche ist allerdings die Feindin derjenigen „Welt", die 1. Joh. 2, 16 gemeint ist, wenn es dort heißt: „Alles, was in der Welt ist, das ist die Begierlichkeit des Fleisches, die Begierlichkeit der Augen und die Hoffart des Lebens. Das ist nicht aus dem Vater, sondern aus der Welt." Also dasjenige System, das auf den drei Grundübeln der Genußsucht, Habsucht und Herrschsucht ruht, bekämpft die Kirche; das ist „die Welt" im Sinne des Neuen Testaments. Aber die Naturwelt und die Kulturwelt verwirft die Kirche so wenig, daß sie die erste als Gottes Schöpfung preist, die zur Erkenntnis seiner Allmacht, Weisheit und Güte führen soll, und daß sie in der zweiten die Auswirkung eben der Kräfte sieht, die Gott selbst in die menschliche Natur hineingelegt hat, damit sie sich selbst vervollkommne und ihn verherrliche. Den bekannten 80. Satz des Syllabus, wonach der Papst sich mit der modernen Bildung nicht versöhnen kann, läßt Ehrhard nicht als gegen seine Ansicht gerichtet gelten; der Satz stammt aus der Ansprache Pius IX. vom 16. März 1861, worin diese moderne Bildung näher bestimmt wird als ein „unter dem Titel Zivilisation ganz eigenes, zur Schwächung und vielleicht gar zur Vertilgung der Kirche Christi angelegtes System". Diese Art moderne Zivilisation verwirft der Papst natürlich mit Recht. Daß Ehrhard mit aller Kraft seinen Satz verficht, kann man nicht ohne tiefes Mitgefühl lesen; wie es in Wahrheit in Rom aussieht, das lehrt die erneute Verdammung Hermann Schells und seiner Anhänger, zu denen auch Ehrhard gehört, durch Pius X. am 24. Juni 1907.

δ. **Les grands Convertis.** Par Jules Sageret. Paris, Societe Mercure de France. 1906.

Dieses Buch hat die zweite Auflage erlebt, ein Beweis, daß es dem Tagesgeschmack entspricht, sich über Bücher, die man selbst gelesen hat oder mühelos selbst lesen könnte, das Urteil von andern bestimmen zu lassen. Die Frage, um die es sich zunächst hier handelt, ist die: Auf welchem Weg und durch welche Beweggründe bestimmt sind vier französische Schriftsteller, Paul Bourget, J. K. Huysmans, Brunetière, Coppée, zur katholischen Weltanschauung übergetreten? Monsieur Sageret fertigt die Dichter volkstümlicher Liebesabenteuer und sozialen Mitleids mit spottender Verachtung ab. Coppée mag es sich gefallen lassen; Bourget ist von härterem Stoff. Als Künstler ist er angreifbar, als Psychologe ersten Ranges nicht. Aber ein Autor, in dessen 27 Bänden 111 mit Titeln versehene Personen beiderlei Geschlechts herumgeistern, ist aristokratischer Neigungen sehr verdächtig. Obwohl sein Kritiker sich der Mühe unterzogen hat, weiter zu zählen, bis 391 Individuen, die nicht mit dem Makel vornehmer Abkunft behaftet sind, wendet er sich zürnend vom Porträtisten der vornehmen Welt ab, zu Huysmans, dem Schöpfer von „En Route", dessen demokratische Sympathien nicht zweifelhaft. Doch auch dieser Radikale ist katholisch geworden, und zwar auf eine recht eigentümliche Weise, die vielen Gläubigen ungleich mehr Anlaß zum Ärgernis als zur Erbauung geboten hat. Aber Huysmans ist ganz unzweifelhaft ein Talent und allem Anschein nach und in seiner Weise auch völlig aufrichtig, so daß der Freidenker Sageret zur Unparteilichkeit verpflichtet gewesen wäre, wenn nicht zur Dankbarkeit, denn ohne Huysmans würde der vorliegende Band um 50 Seiten dünner sein, wenigstens an Papier. Es bleibt Brunetière, der Herausgeber der „Revue des deux mondes", einer der größten Kenner des französischen 17. Jahrhunderts, der Jünger und Bewunderer von Bossuet und — von Auguste Comte. Die Gerechtigkeit erfordert, zu bestätigen, daß in bezug auf Brunetière der Ton des Angriffes sich merklich bessert. Selbst Brunetières unglücklichste Tat, seine Verteidigung der Dreyfus-Campagne, erfährt nur leisen Tadel. „Seine Konversion war vorwiegend politisch". Das entschuldigt sie und manche, wenn nicht alle Paradoxien des Autors der „Discours de Combat" und zahlreicher andrer vortrefflicher Schriften. Sie enthalten die Antwort auf die zeitgemäße Frage, warum in Frankreich sehr viele hervorragende Geister zwar antiklerikal, aber nichts weniger als antireligiös sind.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. August zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Aly. — Gymnasium militans. Von Friedrich Aly. Marburg, N. G. Elwert. 1907.

Aurel. — Comment les femmes deviennent Écrivains. Par Aurel. Paris, Éditions du Censeur politique et littéraire. 1907.

Azan. La frontière Algéro-Marocaine au début de 1907. Par Paul Azan. Tonnerre, Bailly. 1907.

Bertholet. — Daniel und die griechische Gefahr. Von Alfred Bertholet - Basel. Tübingen, J. C. B. Mohr. 1907.

Biographisches Jahrbuch und deutscher Nekrolog. — Herausgegeben von Anton Bettelheim. Zehnter Band. Mit dem Bildnis von Ernst Abbe in Heliogravüre. Berlin, Georg Reimer. 1907.

Brieger-Wasservogel. — Die Liebe als Kunstwerk. Ein moderner Dialog im Sinne Platos. Von Lothar Brieger-Wasservogel. Leipzig, Max Spohr. D. J.

Cahiers de Méciszlas Golberg. — Revue d'art trimestrielle. No. 1. 2. Paris, „L'Abbaye". 1907.

Chijiole. — Gaius Gracchus. Eine Tragedie in fünf Akten. Von Christoph v. Chijiole. Dresden, C. Pierson. 1905.

Davis. — Shakespeare, England's Ulysses, the masque of Love's labor's won; or, the enacted Will. Dramatized from the sonnets of 1609 by Latham Davis. New York, G. E. Stechert and Co.

Ebner-Eschenbach. — Die Unverstandene auf dem Dorfe. Erzählung von Marie v. Ebner-Eschenbach. Vierte Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel. 1907.

Fond. — Deutsch Ostafrika. Eine Schilderung deutscher Tropen nach zehn Wanderjahren. Von Q. Fond. II. Reisen und Expeditionen im Innern. Berlin, Vossische Buchhandlung. 1907.

Frey. — Michelangelo Buonarroti. Sein Leben und seine Werke. Dargestellt von Karl Frey. Berlin, Karl Curtius. 1907.

Gerstner. — Dies und Das. Zufällige Geschichten. Von Fritz v. Gerstner. Dresden, C. Pierson. D. J.

Grabowsky. — Kants Grundirrtümer in seiner Kritik der reinen Vernunft und die Reformation des geistigen Innenlebens der Menschheit, beruhend auf Norbert Grabowskys Erkenntnislehren. Volkstümlich dargestellt. Leipzig, Max Spohr. 1907.

Grabowsky. — Lebensfrohsinn. Ein Handbüchlein für Lebensverdrossene, zugleich ein Führer im Kampfe wider die sogenannte Nervosität. Von Norbert Grabowsky. Dritte umgearbeitete Auflage des „Handbuch für Nervenleidende". Leipzig, Max Spohr. 1907.

Grabowsky. — Die Mitwelt und die vom Verfasser begründete Geistesreformation. Ein Weckruf an die Zeitgenossen. Von Norbert Grabowsky. Dritte verbesserte Auflage von „Kant, Schopenhauer usw." Leipzig, Max Spohr. 1907.

Grabowsky. — Die Rätsel von Grund und Zweck unseres Lebens und ihre Aufhellung durch das innere Leben oder die höhere Liebe. Von Norbert Grabowsky. Dritte verbesserte Auflage von „Die Lösung der Welträtsel". Leipzig, Max Spohr. 1907.

Guenther. — Rückkehr zur Natur? Eine Betrachtung über das Verhältnis des Menschen zur Natur und die Entwicklung desselben von Konrad Guenther. Leipzig, Johann Ambrosius Barth. 1907.

Hansjakob. — Ausgewählte Erzählungen. Von Heinrich Hansjakob. Vierter Band: Meine Madonna. Stuttgart, Adolf Bonz & Co. D. J.

Herrmann. — Island in Vergangenheit und Gegenwart. Reise-Erinnerungen von Paul Herrmann. Zwei Teile. Mit Abbildungen. Leipzig, Wilhelm Engelmann. 1907.

Hey. — Max Haushofer der Dichter. Von Oskar Hey. Mit dem Bildnis Haushofers, einer Probe seiner Handschrift und einer Ansicht von Frauenchiemsee. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1907.

Jiriczek. — Viktorianische Dichtung. Eine Auswahl aus E. Barrett Browning, R. Browning, A. Tennyson u. a. m., mit Bibliographien und literarhistorischen Einleitungen von Otto Jiriczek. Heidelberg, Carl Winter. 1907.

Kaufmann. — Heinrich Heines letzter Liebestraum. Fünf Akte. Von Max Kaufmann. Leipzig, Max Spohr. 1907.

Kochendörfer. — Wie bewahrt sich ein Volk die Herrschaft über seine Zeit? Die germanische Religion der Zukunft. Von Heinrich Kochendörfer. Leipzig, Kommissionsverlag von Siegbert Schnurpfeil. O. J.

Lennah. — Gedichte von Mara Lennah. Mit Bild. Dresden, C. Pierson. D. J.

Lenschau. — England in deutscher Beleuchtung. Zehntes Heft: Grofserbritannien. Von Th. Lenschau. Halle a. S., Gebauer-Schwetschke. 1907.

Lettische Revolution, Die. — Mit einem Geleitwort von Theodor Schiemann. Zweiter Teil. Berlin, Georg Reimer. 1907.

Lienert. — Das war eine goldene Zeit! Kindheitserinnerungen von Meinrad Lienert. Drittes Tausend. Frauenfeld, Huber & Co. 1907.

Lohr. — Volksleben im Lande der Bibel. Von Max Lohr. Leipzig, Quelle & Meyer. 1907.

Luchaire. — Innocent III. La question d'Orient. Par Achille Luchaire. Paris, Hachette et Cie. 1907.

Maurer. — Die Sesenheimer Lieder. Eine kritische Studie von Th. Maurer. Strafsburg, J. H. Ed. Heitz. 1907.

Meyers Kleines Konversations-Lexikon. Siebente Auflage. Zweiter Band: Cambridge bis Galizien. Leipzig, Bibliographisches Institut. 1907.

Müller. — Zwei Märchendramen. Von Curt Müller. Leipzig, Jm. Fr. Wöller. 1907.

Müller. — Santta Justitia! Eine Komödie der Ehrlosen in 4 Akten. Von Curt Müller. Leipzig, Jm. Fr. Wöller. 1907.

Mund. — Ein Fluch des Reichtums. Lebensbild von Hugo Mund. Leipzig, Max Zieger. 1907.

Muser. — Der Ultramontanismus und das Zentrum. Eine Studie von Oskar Muser. Lahr i. Br., Moritz Schauenburg. 1907.

Museum, Das. — Eine Anleitung zum Genufs der Werke bildender Kunst von Wilhelm Spemann. Bis zur dritten Lieferung des elften Jahrgangs. Berlin und Stuttgart, W. Spemann.

Pocci. — Franz Pocci. Erster Teil. Herausgegeben von W. Ansgar Pollmann. Münster i. W., Alphonsus-Buchhandlung. 1907.

Pohlig. — Urzeit und Urgeschichte des Menschen. Von J. Pohlig. Leipzig, Quelle & Meyer. 1907.

Report of the commissioner of education for the year ending june 30. 1905. — Volume 2. Washington, Government printing office. 1907.

Ritter. — Smetana. Par William Ritter. Paris, Alcan. 1907.

Rohrbach. — Wie machen wir unsere Kolonien rentabel? Grundzüge eines Wirtschaftsprogramms für Deutschlands afrikanischen Kolonialbesitz. Von Paul Rohrbach. Halle a. S., Gebauer-Schwetschke. 1907.

Schön. — Eichen und Rosenkränze. Erinnerungsblätter an die Zeit vor hundert Jahren (1806 und 1807) sowie Gedichte und Lieder. Von Amalie v. Schön. Berlin, Leonhard Simion Nachf. 1907.

Schubart. — Das Buch bei den Griechen und Römern. Eine Studie aus der Berliner Papyrussammlung von Wilhelm Schubart. Mit 14 Abbildungen im Text. Berlin, Georg Reimer. 1907.

Scupin. — Bubis erste Kindheit. Ein Tagebuch über die geistige Entwicklung eines Knaben während der ersten drei Lebensjahre. Von Ernst und Gertrud Scupin. Mit vier Porträts und Nachbildungen von Kinderzeichnungen. Leipzig, Th. Grieben. 1907.

Siebert. — Ethische, religiöse und politische Abhandlungen. Von Bruno Siebert. Dresden, C. Pierson. D. J.

Simplicissimus-Kalender für 1908. — München, Albert Langen.

Ulrich. — Der Mensch in seinen Pflichten und Rechten. Ernste Betrachtungen für Jedermann. Von A. Ulrich. Cöthen-Anhalt, Paul Schettlers Erben, G. m. b. H. 1907.

„Und Kätyana stieg vom Berge . . . ." — Eine Mendoetphantasie. Leipzig, Johann Ambrosius Barth. 1907.

Thorsch. — Der Einzelne und die Gesellschaft. Von Berthold Thorsch. Neue, teilweise umgearbeitete Ausgabe. Dresden, Carl Reissner. 1907.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierersschen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Walter Paetow in Berlin-Friedenau.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

BINDING DEPT. JUN 15 1967

AP
30
D4
Bd.132

Deutsche Rundschau

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY